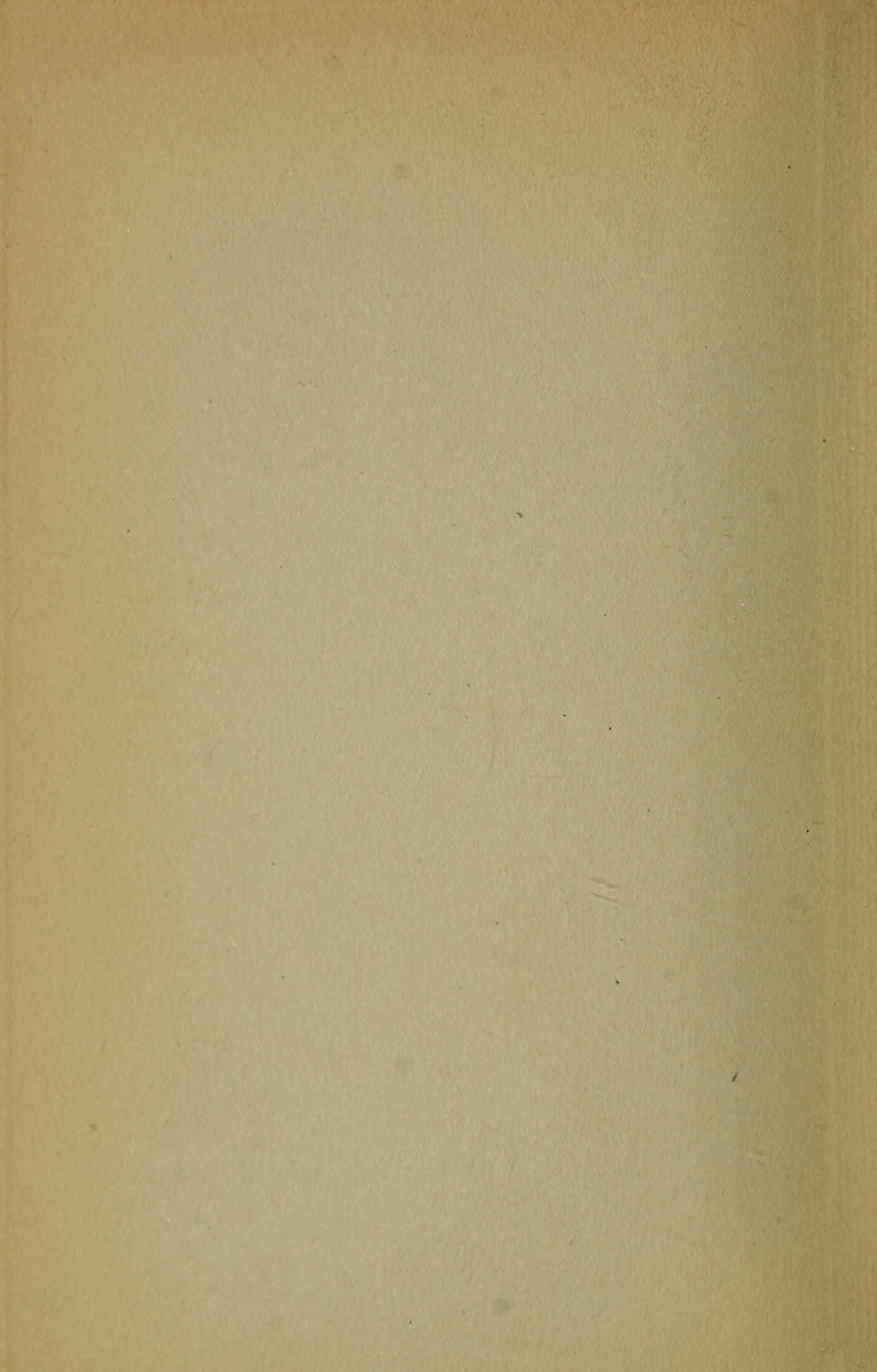
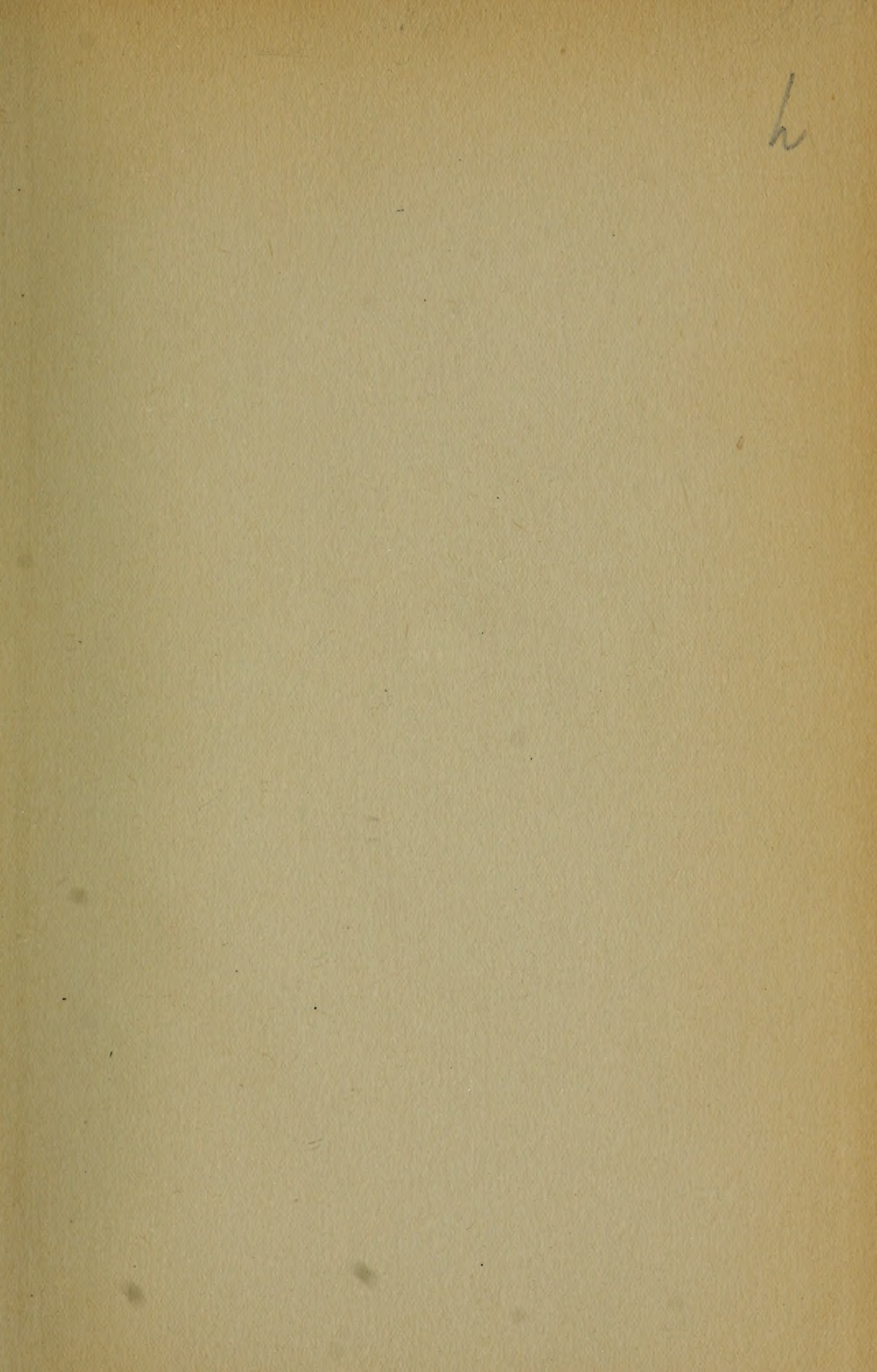

3 1761 07760127 6







Historik

I

Historik

Ein Organon geschichtlichen Denkens und Forschens

Von

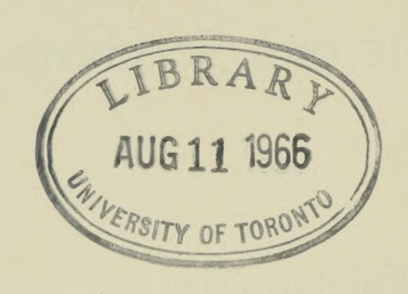
Ludwig Rieß

„Das Geschichtswerk will nicht einzelne Lehren geben, sondern den Menschen im Ganzen die wirkliche Welt verstehen, sich kräftig und frei in ihr bewegen, und alle menschlichen Verhältnisse klar durchwalten lehren."
(G. G. Gervinus.)

Band I



Berlin und Leipzig
G. J. Göschen'sche Verlagshandlung G. m. b. H.
1912



Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig.

Inhaltsübersicht.



Vorwort.

Gervinus hat 1837 zuerst eine „Historik" gefordert, die das Geschäft des Geschichtschreibers und die Natur der Geschichtschreibung wissenschaftlich bestimmen soll. Daß darunter weder eine, auf die kritische Behandlung des dem Historiker zu Gebote stehenden Materials bezügliche, Methodik noch eine Ästhetik der Geschichtsdarstellung zu verstehen sei, hat J. G. Droysen 1867 eindringlich geltend gemacht. Vielmehr soll sich die Historik „die Aufgabe stellen, ein Organon des historischen Denkens und Forschers zu sein". Was damit gemeint ist, wird uns am einfachsten klar, wenn wir einen Kernsatz Wilhelm von Humboldts aus seiner berühmten Abhandlung von 1821 „über die Aufgabe des Geschichtschreibers" beachten: „Das Element, worin sich die Geschichte bewegt, ist der Sinn für die Wirklichkeit, und in ihm liegen das Gefühl der Flüchtigkeit des Daseins in der Zeit und der Abhängigkeit von vorhergegangenen und begleitenden Ursachen, dagegen das Bewußtsein der inneren Freiheit und das Erkennen der Vernunft, daß die Wirklichkeit, ihrer scheinbaren Zufälligkeit ungeachtet, dennoch durch innere Notwendigkeit gebunden ist."

Die Frage, ob es möglich ist, durch theoretische und systematische Zusammenfassungen den Sinn für die historische Wirklichkeit zu wecken und zu schärfen, hat Wilhelm von Humboldt wiederholt beschäftigt. Er hat zunächst eine „vergleichende Anthropologie" im Sinne einer vertieften und individualistischen Menschenkenntnis zu übermitteln gesucht, ist aber über ganz vereinzelte Ansätze wie seine Studie über die verschiedenen Charakteranlagen nicht hinausgekommen. Später wollte er die Quintessenz der wichtigsten gesellschaftlichen Lebensgestaltungen in abstrakter Fassung herausarbeiten; auch dabei ist er in den Anfängen des Entwurfs stehen geblieben. Neuere Publikationen, die sich mit den „Grundproblemen" oder den „Grundlagen" der Geschichtswissenschaft beschäftigt haben, sind der eigentlichen Aufgabe, unser historisches Bewußtseinsmaterial als Ganzes zu durchdringen, ausgewichen und haben statt dessen die Technik spezieller Methoden erkenntnistheoretisch gewürdigt. Daß sie damit der Aufgabe der Historik nicht Genüge tun konnten, lehrt der Augenschein. Ebensowenig haben die ausführlicheren Lehr-

bücher der historischen Methodologie das Problem gelöst, das der „Historik“ gestellt ist.

Wenn ich es wage, auf einem neuen Wege, den ich im „Ersten Buche“ darlege, dem Ziele näher zu rücken, so bin ich mir der dabei obwaltenden Schwierigkeiten wohl bewußt. Namentlich in den einleitenden Kapiteln, die in medias res einführen sollen, muß ich vom gütigen Leser die Mühe angespannten Nachdenkens erbitten, weil sehr komplizierte Begriffe kurz und bündig herauszuarbeiten waren. Der zentralen Stellung, die ich für die historische Betrachtungsweise innerhalb der Geisteswissenschaften nachzuweisen suche, entsprechen die vielfach notwendigen „Ausläufe“ auf Nachbargebiete, besonders die philosophischen Disziplinen. In der Heranziehung veranschaulichender Beispiele habe ich auch deshalb nicht gekargt, weil der Anschluß an die bewußte oder unbewußte communis opinio der führenden Geister aller Zeiten und der praktisch ins Leben eingreifenden Zeitgenossen das Ziel jeder wahrhaften Historik sein muß.

Berlin, den 11. Februar 1912.

Ludwig Rieß.

Erstes Buch.

Das Prinzip der Geschichtswissenschaft.

Erstes Kapitel.

Begriff der geschichtlichen Betrachtung.

> „Anschauung und Begriffe machen also die Elemente aller unserer Erkenntnis aus, so daß weder Begriffe ohne ihnen auf einige Art entsprechende Anschauung, noch Anschauung ohne Begriffe eine Erkenntnis abgeben können."
>
> (Kant, Kritik der reinen Vernunft.)

§ 1. Geschichtliche Betrachtung, Geschehnis, Ereignis, Begebenheit.

„Historik" ist die produktive Ausprägung der allgemeinen Gedanken, die in den mustergültigen geschichtlichen Betrachtungen übereinstimmend als Ausgangspunkt oder Zielpunkt der Forschung unmittelbar vorausgesetzt werden.

„Geschichtliche Betrachtung" ist die Auffassung eines als Einheit begriffenen Gegenstandes der Erfahrungswelt mittels des Kausalnexus seiner sich nicht regelmäßig wiederholenden wesentlichen Veränderungen.

Ein „Gegenstand der Erfahrungswelt" ist jeder von unserem Bewußtsein unabhängig gedachte Inhalt von Wahrnehmungen, den wir als Vorstellung reproduzieren können. Sobald wir bei einem solchen die Überzeugung gewinnen, daß ein wesentlicher Teil der Erscheinungskomplexe, die in ihm enthalten sind, aus sich nicht regelmäßig wiederholenden Veränderungen besteht, tritt die geschichtliche Betrachtung als subjektives Bedürfnis ein. So war es den denkenden Menschen aller Zeiten selbstverständlich, die Gründung oder Zerstörung von Städten, die Besiedelung von Ländern und vieles andere, was als eine sich nicht wiederholende Veränderung bekannt war, einrücken zu müssen in zusammenhängende Betrachtungen eines Erfahrungsinhaltes, für den sie einen wesent-

lichen Bestandteil bildeten. Diese zusammenfassende Arbeit, die bestimmte Vorstellungen aus unserem Bewußtseinsmaterial heraushebt und sie, nachdem sie klarer erkannt sind, wieder einfügt in einen uns mehr befriedigenden Zusammenhang, nennen wir „Auffassung".

Die geschichtliche Betrachtung ist also eine fundamentale geistige Tätigkeit neben anderen, die Erfahrung nach ihrem besonderen Prinzip ordnenden Denkfunktionen. Durch Selbstbeobachtung bemerken wir bald, daß sie besonders auf solchen Gebieten unentbehrlich ist, auf denen ein durchgängiges System vollkommen bestimmter Begriffe die Beziehungen unseres Denkens und Wollens zu den Erscheinungen nicht erschöpft. In solchen Fällen kann die konstante Notwendigkeit der Erscheinungen nicht „deduziert" oder die als selbstverständlich beabsichtigte Verwirklichung von Vorstellungen nicht nach ihrem Wahrheitsbegriff klassifiziert werden. Diese Unfähigkeit existiert nicht nur vorläufig, sondern permanent für jeden Erscheinungskomplex, dessen sich nicht regelmäßig wiederholende Veränderungen als wichtige Tatsachen unserer Erfahrung empfunden werden. Während wir uns wenigstens vorstellen können, daß alle regelmäßig wiederkehrenden Veränderungen in die Definition eines Gegenstandes als realer Grund seiner Erscheinungen aufgenommen werden, liegt in der erkannten Unregelmäßigkeit beobachteter Veränderungen eines als Einheit begriffenen Gegenstandes die Nötigung zu anderweitiger Verknüpfung unserer Vorstellungen, weil die Logik des Seienden hier versagt. Für die Logik ist „Veränderung" ein Problem, das sie durch den Hilfsbegriff der Konstanz als Ersatz der Identität mehr beiseite schiebt als bewältigt. Sie kann gar nicht anders als früher hervortretende Merkmale, die später fehlen, für unwesentlich erklären, obwohl sie während des Stadiums ihres Erscheinens unentbehrlich waren. Im Resultat des Denkinhaltes muß für die Logik das Sukzessive der Erscheinungen bereits verschwunden sein. Dagegen hat das Gedächtnis die Fähigkeit, auch die aufeinanderfolgenden Erscheinungen, die es auf einen Gegenstand bezieht, unterschiedlich festzuhalten in einem einheitlichen Vorstellungsbilde, das als Ganzes reproduziert werden kann.

Scheiden sich so Begriffslogik und historische Auffassung als verschiedene psychologische Funktionen, so tritt letztere in ihre Herrscherrolle, wenn es gerade die Aufeinanderfolge der sich nicht wiederholenden Veränderungen ist, die das eigentliche, beziehungsvolle Wirken eines Gegenstandes ausmacht und als seine „Wirklichkeit" unvergeßlich bleibt. Daß letzteres der Fall ist, läßt sich nicht beweisen, sondern ist ein Erlebnis. Nur an solchen Erlebnissen haben wir, gegenüber unseren Vorstellungen „vergänglicher" Dinge, das Kriterium der Unterscheidung von real und imaginär, das dem

Kinde noch fehlt und sich allmählich mit der Fülle der Erlebnisse als Grundstock der Erfahrung festigt. So bildet sich bei fortgesetzter Tradition ein empirischer Wissenszweig in bezug auf diejenigen Gegenstände, für die unsere Aufmerksamkeit auf die sich nicht wiederholenden Veränderungen gerichtet wird.

Diejenige Kategorie, durch die wir diese der geschichtlichen Betrachtung vorbehaltenen Erscheinungen miteinander oder mit den naturgesetzlich erkannten Vorgängen verknüpfen, ist der „Kausalnexus". Darunter verstehen wir die nachweisbare Verknüpfung einer Veränderung mit einer Kraftäußerung, die ihr voranging und die endgültig die Bedingungen aufhob, unter denen der betrachtete Gegenstand der Erfahrungswelt die ihm nicht mehr anhaftenden Prädikate in bezug auf Raum, Zeit, Intensität und Qualität besaß. Ein zeitliches Moment des Eintritts und des Aufhörens der Relationen, auf die es ankommt, muß festgestellt werden; die „Unruhe" zwischen einem als beharrlich vorausgesetzten Zustand und einem anderen, wiederum als beharrlich zu denkenden, gehört logisch in jede Vorstellung einer Veränderung mit hinein. Auch wenn die „Wirkung" der Ursache als eine unmittelbare empfunden oder ausgegeben wird, handelt es sich um einen Vorgang, der ohne Zeitmoment nicht vorstellbar ist. Sigwart betont mit Recht, daß das „Wirken als solches" überhaupt „kein Gegenstand der Wahrnehmung und der direkten Messung" ist, sondern nur aus der wahrnehmbaren Veränderung geschlossen werden" kann[1]. Wenn wir uns nun durch die Wahrnehmung einer Veränderung für berechtigt halten, den späteren Zustand von dem früheren als Effekt einer Kraftäußerung unterschieden zu denken, so lassen wir alles Beharrende beiseite und betrachten einen Teil der Sukzessionsreihe statt des Ganzen. Wir sind uns ja bei diesem Versuche, das Werden des Späteren zu begreifen, sehr wohl bewußt, daß es sich dabei um eine Abstraktion handelt, bei der zunächst unsere Vorstellungen und nicht die Dinge selbst verknüpft werden, daß die Kräfte, deren Äußerung wir als Ursache der Veränderungen wahrnehmen, nicht erst während des Vorganges entstanden sind, und daß die Relationen, die in der Veränderung beobachtet werden, ihrer Natur nach von Raum und Zeit unabhängig sind. Die Tatsache, daß ein Gegenstand, auf den sich die historische Betrachtung richtet, z. B. der spartanische Staat, oft gar nicht mehr existiert, ist für die Auffassung völlig gleichgültig. Die uns wichtige Realität des historischen Inhalts unseres Bewußtseinsmaterials besteht für Altertum und Gegenwart gleichmäßig in der Gewißheit, daß durch gegebene Kraftäußerungen

---

[1]) Wie ja auch die populäre Redensart es als Unmöglichkeit voraussetzt, „das Gras wachsen zu hören".

neue Bedingungen eintreten, unter denen der herausgehobene Gegenstand eine wesentliche, aber sich nicht regelmäßig wiederholende Veränderung erfährt.

Untrennbar verbunden mit dieser Tätigkeit des Gedächtnisses, disparate Veränderungen an Gegenständen der Wirklichkeit als Vorstellung festzuhalten, ist die Unterscheidung von wichtigen und unwichtigen Veränderungen. Es heben sich auch ohne besondere Anstrengung gewisse im Gedächtnis festgehaltene Veränderungen als „Geschehnisse" heraus und werden für uns verwendbar, um andere reproduzierbare Vorstellungen in ihrem Kausalnexus leichter zu fixieren. Für die Bereicherung unserer Erkenntnis und für die Gedankenübermittlung spielt diese Unterscheidung eine solche Rolle, daß dadurch gewisse Teilerscheinungen der Wirklichkeit aus der Masse heraustreten, zu der sie gehören. Wir unterscheiden ganz deutlich „Zufälle", die erkenntnistheoretisch gar nicht verwendbar sind, um unsere Vorstellungen zusammenzuhalten von anderen sich nicht regelmäßig wiederholenden Veränderungen, die wir als *geschehen* doch noch besonders betonen. Jene zufälligen, für unsere Geistesarbeit ertraglosen Vorgänge können sogar für unsere praktischen und Gefühls-Interessen eine so hohe Bedeutung haben, daß wir mit ihnen schon vor ihrem Eintreffen als mit Eventualitäten rechnen müssen und sie, wenn sie eingetreten sind, als Glücksfall, Unfall, ja als Schicksalsschlag bewerten. Was ihnen aber fehlt, ist der erkenntnisfördernde Ertrag, den jedes „Geschehnis" dadurch vor ihnen voraus hat, daß wir durch seine Wahrnehmung zunächst in Zweifel versetzt werden, ob die uns geläufige Auffassung eines als Einheit begriffenen Gegenstandes richtig war. Darin bewährt sich die oben gestellte Forderung, daß es „wesentliche", obgleich sich nicht regelmäßig wiederholende Veränderungen sind, auf die sich die historische Betrachtung richtet. Wir müssen deshalb „Geschehnis" definieren als eine sich nicht regelmäßig wiederholende wesentliche Veränderung, deren Erkenntnis zur Auffassung eines als Einheit begriffenen Gegenstandes mittels des Kausalnexus dienlich sein kann. Hat sich sein Nutzen für den geistigen Prozeß des Zusammenhaltens unserer Gedächtnisinhalte erwiesen und findet es allgemeine Verwendung dafür, um die Gedankenvermittlung zu erleichtern, so wird daraus ein „*Ereignis*". Liegt dies unabänderlich hinter uns, so daß nur noch seine Verwertung in unseren Denkprozessen nachempfunden wird, so sprechen wir von einer „*Begebenheit*", die „sich zugetragen" hat.

Die geschichtliche Auffassung hat es also in erster Reihe mit solchen Veränderungen zu tun, die wir als Geschehnis, Ereignis, Begebenheit wegen ihrer allgemeinen Verwendbarkeit zur Fixierung unserer Erinnerungen von anderen unterscheiden können; umgekehrt

werden Veränderungen, die dadurch direkt der geschichtlichen Auffassung nutzbar gemacht worden sind, für uns zu Geschehnissen, Ereignissen oder Begebenheiten[1]).

§ 2. Periodisierung.

Die offenkundige Antinomie, die in der Definition von „historischer Betrachtung" in § 1 enthalten ist (Einheit eines Gegenstandes trotz seiner sich nicht regelmäßig wiederholenden wesentlichen Veränderungen), ist eine Kategorie, die wir aus den Beobachtungen unseres Selbstbewußtseins als seiner Tätigkeit eigentümlich hinnehmen müssen. Trotz seiner von Moment zu Moment verschiedenen Bestimmtheiten wird der Inhalt unseres Bewußtseins als Einheit umfaßt. Psychologisch zerlegt sich die Formel des Identitätssatzes $A = A$ in eine Reihe sukzessiver Denkakte, die in ihrer Summation ihre Einheit haben, wenn sie auf denselben Gegenstand gerichtet sind, deren Isolierung aber ebenfalls notwendig ist, um in die einzelnen Bestimmtheiten für die spätere Zusammenfassung die nötige Klarheit zu bringen.

Für alle Gegenstände, für die wir die historische Betrachtung zur Anwendung bringen, gehen wir also notgedrungen von einem Widerspruch aus, wie z. B

Bismarck = Bismarck, und
Bismarck = nicht Bismarck,

die nur deshalb nicht unlogisch ist, weil wir voraussetzen, daß Bismarck als bewußte Persönlichkeit eine Reihe von Veränderungen B_1, B_2, B_3 usw. durchgemacht hat, die zwar untereinander alle verschieden sind, in denen allen wir aber die Identität eines und desselben Substrats B wiedererkennen können. Es bedarf allerdings einer „Geschichte Bismarcks", um durch die geistige Arbeit des Herausarbeitens eines Kausalnexus, der alle in Bismarcks Laufbahn bemerkbaren Veränderungen verbindet, zu einer klareren Anschauung des ganzen Bismarck zu gelangen.

---

[1]) Historiographisches Beispiel: „Noch war die letzte Entscheidung nicht gefallen. Es geschah, daß der Imperator im Senat von Senatoren ermordet wurde."

Man versuche nun, statt „geschah" eins der synonymen Verba einzusetzen: „es fiel vor", „es trat ein", „es passierte". Sie erscheinen sofort unpassend, weil in ihnen die Beziehung auf den geschichtlichen Charakter der Tatsache fehlt, die eben zum mindesten als ein „Geschehnis" verwendet werden muß. Wohl aber können wir statt „geschah" einsetzen: „begab sich", „ereignete sich", „trug sich zu", weil in diesen Ausdrücken so gut wie in den Substantiven, zu denen sie gehören, (Ereignis, Begebenheit) die Verwendbarkeit für historische Auffassung bereits enthalten ist. Die enge Verwandtschaft des im deutschen Worte „sich zutragen" gegebenen Inhalts mit dem *ἐπιδιδόναι εἰς αὐτό,* worin Aristoteles das Zeichen des Historischen sieht, verdient Beachtung.

Der Kunstgriff zur Überwindung dieser Schwierigkeit, die jeder geschichtlichen Betrachtung eigentümlich ist, besteht in der Periodisierung. Wir denken uns die Kausalreihen, in denen die auf den Gegenstand bezüglichen Geschehnisse bemerkbar werden, an bebestimmten durch Ereignisse gekennzeichneten Stellen unterbrochen und gelangen so zu Zeitabschnitten, für deren jeden wir eine besondere Art von Lebensäußerungen als in den Bedingungen der Verwirklichung gegeben verfolgen. Wenn wir die hypothetischen Haltepunkte (Epochen) so wählen, daß dadurch eine wesentliche Veränderung des Gegenstandes unserer Betrachtung leicht vorstellbar wird, z. B. Bismarcks Ernennung zum Premierminister oder der Nikolsburger Frieden, so beruhigen wir uns über die nicht abzuweisende Einrede, daß die Wirklichkeit nur eine kontinuierliche Folge der Tage und eine in allen Perioden identische Persönlichkeit Bismarck aufweist, weil wir sicher sind, die Synthese der nach Epochen getrennten Betrachtungen werde uns schon hinterher gelingen, wenn wir in jedem einzelnen Zeitabschnitt ein richtiges Bild des darin wirkenden Bismarck erhalten. Diese Zuversicht ist eine Konsequenz unserer Lebenserfahrung, die uns an verschiedene Betätigungsweisen desselben Menschen in verschiedenen Zeitabschnitten oft genug gewöhnt hat. Wenn es uns nicht gelingt, so nehmen wir zunächst an, daß uns in einigen Perioden noch wichtige Daten fehlen oder falsche Rekonstruktionen stören.

Die Periodenteilung bringt es mit sich, daß wir aus Früherem nachgewiesene Züge desselben Gegenstandes bei der Herausarbeitung der späteren Phasen benutzen, aber auch im Rückblick auf die älteren Vorgänge aus der später offenkundigen Gebarung Licht werfen können. Für einen völlig abgeschlossenen Verlauf ist die in dieser Beziehung erreichbare Vollständigkeit gegeben, die uns bei noch fortlebenden Gestaltungen oder Personen fehlt. Die biographische Arbeit ist also erst nach dem Tode ihres Helden im Vollbesitz der Erkenntnismittel, die aus gleichzeitigen Wahrnehmungen stammen. Der Grundsatz, in biographische Sammlungen nur Verstorbene aufzunehmen, ist durch die Historik gerechtfertigt.

Geschichtliche Auffassung ist ein unentbehrliches Erkenntnismittel nicht nur für alle Geisteswissenschaften, sondern auch für die Naturforschung, sobald sie auf nicht wiederkehrende Veränderungen eines Erscheinungskomplexes gerichtet ist. So kann man z. B. auch dem Monde eine geschichtliche Betrachtung widmen, wobei natürlich nicht seine Phasen, seine Bewegungen im Weltraume und seine Verfinsterungen in Betracht kommen, sondern nur die sich nicht wiederholenden Veränderungen: wie sich seine Masse von der noch glühenden Erde ablöste, in eine eigene Bahn geriet, sich abkühlte,

erstarrte, ihre Lufthülle verlor und an ihrer Oberfläche kein flüssiges Element mehr festhalten konnte, oder wie sich nach zuverlässigen Beobachtungen die Konturen der uns zugewandten Seite ändern. Das würden dann „Geschehnisse" in bezug auf den Mond, also das Rüstzeug einer Geschichte des Mondes sein können. Bei der Schwierigkeit, durch Beobachtung weitere Resultate von Veränderungen festzustellen, die für die unterschiedenen Perioden charakteristisch sind, läßt sich aber die Fruchtbarkeit der geschichtlichen Betrachtung des Mondes bezweifeln. Dagegen hat die Geologie seit Buffons Buche „Epoques de la nature" von 1780 die historische Betrachtungsweise mit großem Erfolge auf die sich nicht wiederholenden Veränderungen des Erdballs und besonders der Erscheinungen auf seiner Oberfläche angewandt. Da aber als Scheide der Perioden, deren Erzeugnisse die nachweisbaren Verschiedenheiten aufweisen, genau fixierbare Zeitpunkte nicht angegeben werden können, so begnügt sich die historische Geologie mit der Aufzählung aufeinanderfolgender langer Zeiträume, denen die „Schichten" oder die „Leitfossilien" zugeschrieben werden. Man sonderte zunächst nach dem veränderten Wesen der fossilen Pflanzen und Tiere drei „Ären", die man als neuzeitliche, mittelalterliche und antike (känozoische, mesozoische und paläozoische) bezeichnete und der man als Urzeit die Ära ohne Lebewesen (azoische) vorangehen ließ. Innerhalb jeder „Gruppe" von geologischen Schichten, die als nacheinander erschienen gelten, spezialisierte man noch Unterabteilungen, die als Formationen, Sektionen und Stufen immer kleinere Zeiträume umfassen. Dieser Einteilung entsprechend benannte man die dazugehörigen Zeitabschnitte „Perioden", „Epochen" und „Alter". Aber auch der kleinste Zeitraum der historischen Geologie ist noch nicht nach einer Anzahl von Jahren meßbar. Man hat also nur von dem durch die geschichtliche Betrachtung dargebotenen Schema Gebrauch gemacht, die sich nicht wiederholenden Veränderungen der Erscheinungen an der Erdoberfläche durch Kausalität verbunden zu denken. Das Nacheinander, der Zeitbegriff, erweist sich auch hier als das Apriorische der geschichtlichen Auffassung.

Die Periodisierung der erfaßbaren Weltgeschichte mit Beziehung auf das Menschengeschlecht ist erst als ein Bedürfnis empfunden worden, als die christliche Weltauffassung die Geschicke der Völker als Einheit zu begreifen suchte. Der Bischof Irenäus von Lyon stellte schon im 2. Jahrhundert die Theorie von 6 Weltaltern entsprechend den 6 Schöpfungstagen auf. Tertullian rückte das Bild des Kindes-, Jünglings- und Mannesalter in den Vordergrund. Hieronymus griff auf die 4 Weltmonarchien des Buches Daniel zurück. Augustin vermischte alle drei Vorstellungen. Die Erneuerung der Periodisierung in 6 Weltalter durch Isidor von Sevilla brachte

die Epochen der Sintflut, Abrahams, Davids, des babylonischen Exils und der Geburt Christi. Indem Beda sie übernahm, aber noch die Epoche des Moses dazwischenschob, kam schon die Geburt Christi an das Ende der sechsten Periode.

Diese Einteilungen des abgeflossenen Zeitraumes der Weltgeschichte wurden aber im 17. Jahrhundert verworfen, weil sie der berechtigten Forderung, wesentliche Abwandlungen der von ihnen umfaßten Einheit voneinander abzugrenzen, nicht entsprachen. Cellarius setzte an ihre Stelle die drei großen Zeiträume der Alten, Mittleren und Neueren Geschichte. Der Untergang der antiken Kultur ist von ihm zu früh, in die Zeit Konstantins des Großen, angesetzt. Später hielt man sich an das Jahr 476 als das formelle Aufhören der weströmischen Kaiserwürde. Nicht Odoakers Patriziat, wohl aber die gleichzeitige Erstarkung des Frankenreiches könnte diese Periodisierung annehmbar machen, soweit das Abendland in Betracht kommt. Mit Recht hat aber Alfred v. Gutschmidt die Zeit des Longobardeneinfalls in Italien 568 als eine geeignetere Scheide der Zeiten vorgeschlagen, weil damals in der Tat die Barbarei ihren endgültigen Sieg im Westen erfocht und zugleich durch die Kämpfe mit dem Neupersischen Reiche das Oströmische Reich in eine veränderte Weltstellung kam. Als den Anfang der Neuen Zeit gerade die Eroberung Konstantinopels durch die Türken 1453 anzusetzen, empfiehlt sich nicht. Passender ist die Entdeckung Amerikas durch Kolumbus, weil damit die Überlegenheit der abendländischen Völker über alle übrigen aufs imposanteste dokumentiert wurde. Daß wir alle Ursache haben, mit den Ideen von 1789 die Neueste Zeit beginnen zu lassen, ist unbestritten.

Natürlich bedarf jede geschichtliche Betrachtung, die sich über eine längere Zeit erstreckt, besonderer Periodisierung, je nach ihrem Gegenstande. Für das 19. Jahrhundert lassen sich leicht die Restaurationsperiode, das Bürgerkönigtum, die Reaktionsperiode, die Nationalitätskriege, die Kulturkampfperiode und die Kolonialperiode durch die Schlacht bei Belle-Alliance, die Juli- und die Februarrevolutionen, den italienischen Krieg von 1859, Sedan und das Jahr 1884 voneinander scheiden. Für das 18. Jahrhundert, das wir als Aufklärungsperiode ganz gut bezeichnen, ist die Periodisierung schon schwieriger. Kosers Periodisierungsvorschlag für „die Epochen der absoluten Monarchie in der neueren Geschichte" (Histor. Ztschr. 61) ist noch nicht durchgedrungen. Dagegen ist 1648 als Wendepunkt von der religiös-politischen Kampfperiode zur staats- und völkerrechtlichen, trotz des Widerspruchs einiger Historiker, in Anerkennung geblieben. Daß sich Reformation und Gegenreformation 1563 voneinander scheiden, ist eine Nachwirkung der Auffassung Rankes. Je einleuchtender das Principium divisionis

bei einer Periodisierung ist, um so sicherer wird sie Gemeingut der Folgezeit[1]).

Wir haben also die folgenden unerläßlichen Requisiten auch für die allerelementarste Periodisierung: Ein als Einheit erfaßter Gegenstand, der durch sich nicht wiederholende Veränderungen einen Teil der ihm anhaftenden Prädikate verliert und dafür neue gewinnt, ohne daß der Zusammenhang des Nacheinander unterbrochen wird. Die vollständige Reihenfolge der Veränderung bis zu einem zeitlich fixierten Punkt nennen wir den Werdegang oder die Entwicklung des Gegenstandes.

Nun kann aber der Fall eintreten, daß wir viele Erscheinungskomplexe als ihrem Wesen nach gleichartig unter denselben Gattungsbegriff bringen und als eine Vielheit von Exemplaren derselben Einheit begreifen. Dann kann sich an jedem Exemplar dieselbe Stufenfolge von einmaligen Veränderungen vollziehen, und wir erhalten, wenn wir die Vielheit als Einheit auffassen, doch Veränderungen, die wir schon kennen und die sich an verschiedenen Orten und Zeiten wiederholen. Solche Entwicklung erscheint uns als naturgeschichtlich und kann, wenn wir sie einige Male beobachtet haben, aus dem Gattungsbegriff als regelmäßig deduziert werden. So erwarten wir bei jedem langlebigen männlichen Menschen die „natürliche" Entwicklung vom Kinde zum Jüngling, Mann und Greis als ein selbstverständliches Nacheinander. Dazu bedarf es keiner besonderen historischen Betrachtung, sondern nur der Fixierung der Scheidepunkte jeder Periode; denn wir wissen wohl, daß die Prädikate, die wir jeder Stufe beilegen, nicht norwendig in denselben Fristen eintreten oder aufhören. Dadurch erleichtert sich der Prozeß des Periodenbildens außerordentlich. Wir erhalten generelle Anschauungen einer bestimmten „natürlichen" Entwicklung statt vereinzelter geschichtlicher Werdegänge. Das bedeutet eine unermeßliche Erleichterung des Erkennens, das nun nicht mehr auf das Gedächtnis oder das Erlebnis ausschließlich angewiesen ist. Durch Vergleichung der für geschichtliche Betrachtung geeigneten

[1]) Aus dem Zwecke der Periodisierung als eines Kunstgriffes der historischen Betrachtung ergibt sich von selbst, daß die einzelnen Zeitabschnitte jeder Reihe, die wir auf diese Weise bilden, von sehr verschiedener Länge sein können und es gewöhnlich auch sind. Es handelt sich bei der Periodenbildung nicht um eine Vereinfachung der chronologischen Fixierung, sondern, wie ausgeführt worden ist, um eine leichtere Überwindung einer logischen Schwierigkeit durch die Elastizität, die mittels der Anschauung des Werdens in die Begriffe kommt, die wir uns bilden. Dagegen ist jede Aufeinanderfolge von Generationen, wie sie Lorenz vorgeschlagen hat, zunächst nur eine mit gleich langen Zeiträumen rechnende Zahlenreihe nach Art der gezählten Jahrhunderte oder Jahrzehnte. Als Hilfsmittel der historischen Betrachtung kommen alle solchen Maßstäbe nur in Frage, wenn sie als Zeitgrenzen einer mit ihnen zusammenfallenden wesentlichen Veränderung nachgewiesen sind.

Einzelgegenstände und richtige Klassifizierung erreichen wir also eine Arbeitsersparnis, sooft wir eine natürliche Entwicklung voraussetzen können und nur erst von der so gewonnenen Anschauung aus genauer die individuelle geschichtliche Veränderung aus ihrem Kausalnexus erfassen. Der Fortschritt der Erkenntnis erfolgt dann durch Kontrastierung mit der natürlichen Entwicklung. Aus dem Gegensatz von Vielheit und Einheit ergibt sich der weitere wichtige Kunstgriff der historischen Betrachtung als Kontrastierung des Vergleichbaren, den wir ja schon bei der Periodisierung implicite anwenden mußten.

§ 3. Die Absonderung der Geschichtswissenschaft von anderen Geisteswissenschaften.

Die bei aller geschichtlichen Betrachtung als Grundfunktion des Denkens im Vorwege bereits gelösten logischen Schwierigkeiten erklären ein Mißverständnis, das bei der Bestimmung des Prinzips der Geschichtswissenschaft immer wieder zum Vorschein kommt.

Es leuchtet ein, daß zur befriedigenden Erkenntnis der Wirklichkeit die der systematischen Erforschung zugänglichen regelmäßig, sei es gesetzmäßig, sei es gattungsgemäß, sich wiederholenden Veränderungen ebenso wichtig sind wie die der geschichtlichen Betrachtung vorbehaltenen nicht regelmäßig wiederkehrenden Veränderungen. Zu ihrem systematischen Aufbau wird jede Fachwissenschaft, die von Begriffen ausgeht, also jede Geisteswissenschaft, in beiden Reihen alles Tatsachenmaterial heranziehen, das sie nach ihrem Prinzip bewältigen kann und darin den naturgesetzlichen und den historischen Stoff ihres Gebiets erblicken. Nach Analogie der beschreibenden Naturwissenschaften, die ihre Objekte in Tierreich, Pflanzenreich, Mineralreich aufteilen, denken sich nun viele Systematiker die Stoffverteilung so, daß alle bis jetzt bestehenden Fächer, z. B. Jurisprudenz, Nationalökonomie, Ästhetik usw., nachdem sie ihre Beschlagnahme vollendet hätten, von dem ungeheuren Vorrat der geschichtlichen Welt noch manches unokkupierte Terrain übriglassen. Lohnt es sich dann, diesen Rest, den man mit vollkommenen Methoden noch nicht in Angriff genommen hat, nach dem allgemeinen Schema historischer Auffassung zusammenhängend zu bearbeiten, so wäre die Existenzberechtigung einer besonderen Geschichtswissenschaft, allerdings ohne ihr eigentümliches Prinzip, erwiesen. In dieser Weise legt sich z. B. Gustav Cohn in seinem „Nationalökonomischen Lesebuch" die Abgrenzung der systematischen Geisteswissenschaften von der ihm problematisch scheinenden Geschichtswissenschaft zurecht. Wie die Statistik als bloße Methode zur Erfassung von Massenerscheinungen gar nicht den Anspruch macht, mehr als Hilfsmittel anderer Wissenschaften zu sein, so denkt sich unser Nationalökonom auch die geschichtliche Betrachtung nur als ein allen Wissenschaften nach Bedarf zur Verfügung stehendes

Verfahren ohne eigene Forschungsobjekte. Wenigstens für seine Fachwissenschaft glaubt Cohn voraussetzen zu dürfen, daß sie alle Gebiete der Wirklichkeit, über die sie zuverlässige Vorstellungen herbeisehnt, ohne die Beihilfe fachmännisch gebildeter Historiker schon durch die von uns jedem wissenschaftlichen Betrieb zugeschriebene geschichtliche Betrachtungsweise zur Verfügung hat.

In diesem für die Geschichtswissenschaft so despektierlichen Versuch der Abgrenzung ihres Stoffs müssen wir den Anspruch als berechtigt anerkennen, daß jede nationalökonomische Veränderung vergangener Zeiten unmittelbares Objekt der Nationalökonomie als Wissenschaft ist und nicht ausschließlich der Geschichtswissenschaft anheimfällt, von der sie etwa als „Tatsache" der fachwissenschaftlichen Kenntnisnahme überwiesen werden müßte. Die Annahme, daß eine besondere Wissenschaft der Geschichte es übernimmt, alle Vorgänge der Vergangenheit zu rekonstruieren und sie als Teilerscheinungen der Wirklichkeit, d. h. als Tatsachen zu konstatieren, entspricht dem Bedürfnis der Arbeitsteilung zwischen den Wissenschaften nicht. Vielmehr wirken alle Wissenschaften mit an dem Aufbau unserer Vorstellungen der Vergangenheit, und ihre Jünger können es, weil eben die geschichtliche Betrachtung eine elementare Denkfunktion ist. In dem Namen Erigeron canadensis für ein jetzt in Europa so weit verbreitetes Unkraut, hält z. B. die Botanik die Tatsache fest, daß in den neueren Jahrhunderten diese früher bei uns nicht vorkommende Pflanze eine Plage unserer Landwirtschaft geworden ist; kein Historiker hätte diese „Tatsache" herausgefunden. Daß die Bewohner der Pfahlbauten Ackerbau getrieben haben, kann der Botaniker aus den Resten nicht wild wachsenden Weizens, die sich bei den Ausgrabungen gefunden haben, leicht konstatieren. Wie würde der Historiker fehlgehen, der sich nicht von der Botanik belehren ließe, daß das heutige Landschaftsbild Italiens durch Verpflanzung amerikanischer Gewächse sich ganz anders darstellt als im Altertum und Mittelalter! Ein Nationalökonom, der die Fakturen der holländischen Ostindischen Kompagnie benutzt, um ein Bild des Kolonialhandels im 17. und 18. Jahrhundert zu entwerfen, belehrt uns über die Veränderungen des Welthandels vielleicht mehr, als es ein Historiker ohne genügende nationalökonomische Vorbildung tun könnte. Lord Acton hat in seiner Abhandlung über „Die neuere deutsche Geschichtswissenschaft" (übersetzt von Imelmann, Berlin 1887) besonders hervorgehoben, daß Juristen wie Savigny, Homeyer und Gneist, Sprachforscher wie Grimm und Müllenhoff, Nationalökonomen wie Roscher die Grundsäulen der historischen Forschung in Deutschland gewesen sind.

Wenn nun so viele Wissenschaften, infolge der gelegentlichen Anwendung der geschichtlichen Betrachtung sich nicht wiederholende

Veränderungen nachweisen, die wir, auch losgelöst von ihrem fachwissenschaftlichen Erkenntniswert, denkwürdig finden, so fragt es sich, worauf das beruht. Wir erkennen sehr leicht, daß das Interesse an Veränderungen, die von menschlicher Tätigkeit verursacht sind oder menschliche Tätigkeit verursachen, ein sehr viel spezielleres und vielseitigeres, ist als das an Naturbegebenheiten ohne aktive oder passive Beteiligung von Menschen. „Interesse" ist eben die ideelle oder materielle Ausdehnung eines willensfähigen Subjekts auf einen außenliegenden Komplex, so daß die an diesem Komplex wahrgenommenen oder vorgestellten Veränderungen in jenem Subjekt das Gefühl von Vorteil oder Nachteil zur unwiderstehlichen Folge haben. Die in der Erfahrungswelt vorgehenden Veränderungen sind nun aber nicht so auf verschiedene Gegenstände verteilt, daß die einen immer nur ein juristisches, andere nur volkswirtschaftliches, wieder andere nur ästhetisches Interesse haben. Deshalb kann keine Wissenschaft ihr besonderes Monopol auf ein abgegrenztes Tatsachenmaterial durchsetzen. Besonders in den Geisteswissenschaften kann die Verschlingung der Kausalzusammenhänge nicht übersehen werden, wenn wir einen Erscheinungskomplex der Wirklichkeit untersuchen wollen. Sie haben mit absoluter Gleichberechtigung das All der menschlichen Bestrebungen als ihr gemeinsames Gebiet, um es je nach ihrem Prinzip denkend zu durchdringen. In der Fruchtbarkeit ihrer methodischen Arbeit, um durch Begriffsbildung Ordnung zu schaffen, tatsächliche Zusammenhänge nachzuweisen, Regeln der Verknüpfung aufzufinden und Gesetze wechselseitiger Abhängigkeit der Objekte festzustellen, erweist jedes „Fach" seine Berechtigung. Aber so erfolgreich sie auch sein mögen, niemals werden die Geisteswissenschaften die Realität der Dinge völlig verständlich machen, weil sie das konkrete einzelne nicht erreichen und weil der Satz allgemein gilt: „Keine Existenz entspricht dem Begriff." Alles, was ein der Arbeitsweise der Fachwissenschaft fremdes Interesse an der Wirklichkeit involviert, wird als „historischer Bestandteil" zu der Summe unserer Erfahrung beigesteuert.

Eine besondere Geschichtswissenschaft neben so zahlreichen anderen empirischen Geisteswissenschaften kann es nur geben, wenn wir gewiß sind, daß die vollkommene Anschauung der als „Komplexe durchlebter Phasen" betrachteten Gegenstände ein genügendes Interesse bietet und auf keine andere Art als durch Verfolgung des Zusammenhanges der sich nicht regelmäßig wiederholenden Veränderungen gewonnen werden kann. Die Überzeugung, die Hegel auf die Formel gebracht hat: „Was ihre Taten sind, das sind die Völker. Ein jeder Engländer wird sagen: Wir sind die, welche den Ozean beschiffen und den Welthandel besitzen, denen Ostindien gehört und seine Reichtümer, welche Parlament und

Geschworenengerichte haben usf."[1]) ist solch eine Voraussetzung geschichtlicher Auffassung, die eine „Geschichtswissenschaft" rechtfertigt. Augenscheinlich ist ebenso auch jedes andere Volk, jeder Staat, jede Partei, jeder Zeitgeist nur auf geschichtliche Art erkennbar. Indem wir die Veränderungen herausarbeiten, denen diese Träger menschlicher Bestrebungen unterworfen waren, bekommen wir eine Anschauung, ein Mitgefühl von ihnen, das auf andere Weise nicht zu erreichen ist. Zugleich merken wir sehr bald, daß weder die Beschreibung eines bestehenden Zustandes, noch irgendwelche abstrakte Begriffsbildung uns solchen Erscheinungen gegenüber zu einem befriedigenden Verständnis hilft. Am deutlichsten lehrt uns der Rückblick auf die erlebten Veränderungen des Staates oder Volkes, dem wir angehören, daß in dem Kausalzusammenhang der erkannten Abwandlungen wiederum für unseren inneren Sinn einheitliche Objekte sich herausstellen, die durch Begriffsbildung oder Beschreibung nicht deutlich gemacht werden können. Jeder Krieg und jeder Friedensschluß, jeder internationale Kongreß und jede Revolution sind solche Komplexe, die nur durch die genetische Darstellung ihres eigenartigen Abwicklungsprozesses verstanden werden können. Wir nehmen in ihnen einen Ausgangspunkt, einen Verlauf und ein Ende wahr und bezeichnen das Ganze oder Teilstücke der so zusammengefaßten Veränderungen als Begebenheiten. Daß auch sie weiterer Abstraktion mit Erfolg nicht unterworfen werden können, sondern historisch aufgefaßt werden müssen, ist unleugbar. Die Erinnerung an solche Begebenheiten in der lebenden Generation wird uns ohne weiteres als eine der wirksamsten Kräfte bemerkbar, die das Leben der Menschen, Staaten und Völker beherrschen und neue Taten fördern oder hemmen. Mit jedem gereifteren Volksleben ist deshalb das Bedürfnis gegeben, die Wechselwirkungen zwischen der Eigenart der augenblicklichen Lebenstätigkeit und den Begebenheiten der Vergangenheit nachzufühlen und zu verstehen. Dadurch erhalten die Erinnerungen an frühere Geschehnisse ein Interesse, das zunächst keine andere Fachwissenschaft befriedigen kann und das sich daher als historisches Interesse charakteristisch heraushebt aus allen anderen Betrachtungsweisen der Geisteswissenschaften. Mit dem fortschreitenden Leben der Völker ändert sich, wie wir ebenfalls durch den Augenschein bemerken, die historische Anteilnahme an ein und derselben Begebenheit. In dem Streit der Meinungen, der damit in die kontemplative Betrachtung der Vergangenheit kommt, erkennen wir bald, daß die in den Erinnerungen der Menschen gegebene Nachwirkung der vollzogenen Begebenheiten sehr weit ausgreift, zwischen Völkern Sympathien und

---

[1]) Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte. 2. Aufl. Berlin 1840, S. 92

Antipathien wachhält, Parteien in sich bindet und wieder trennt. Das so mit besonderer Intensität empfundene Bild der Vergangenheit erscheint uns deshalb als ein für sich bestehendes historisches Leben. An der Klarheit, Treue und Vollständigkeit dieses Bildes haben wir ein sehr reges Interesse, das sich so weit erstreckt wie menschliche Wechselbeziehungen überhaupt je gereicht haben. Die Erweiterung und Sicherung historischer Kenntnis erscheinen uns ohne weiteres als ein um so größerer Gewinn, je näher das Objekt unserer Interessensphäre liegt. Mit Recht hat Ranke neben den unsterblichen Werken des Genius in Poesie und Literatur, Wissenschaft und Kunst, diesen Bestandteil unseres Besitzes hervorgehoben, den er „die Erinnerungen an die Ereignisse, Gestaltungen und großen Männer der Vorzeit" nennt.

Dieses noch in der Erinnerung lebendige oder wiederherstellbare Bild der Vergangenheit läßt sich nun auch geographisch oder ethnographisch nicht abgrenzen. Wie z. B. die Gemeinde auf den 7 Hügeln den nationalen Bildungen in Italien ein Ende machte und ein Weltreich begründete, und wie dabei aus der römischen Republick eine Art von Monarchie wurde, deren Titulatur noch heute das Höchste in der Welt sogar in Indien, Rußland, Japan und China bezeichnet, ist ein solches weltumfassendes historisches Problem, das die verschiedensten Jahrhunderte und entlegensten Länder verbindet. Der Siegeszug des Parlamentarismus von England über alle Teile der Erde, selbst bis nach Persien, ist doch ebenfalls nur durch historische Beziehungen und gewiß nicht durch staatsrechtliche Deduktionen verständlich zu machen. Also nicht innerhalb der Begriffswelt der einzelnen Geisteswissenschaften sind die wichtigsten Veränderungen, von denen jeder Gebildete Kenntnis nimmt, zu verstehen; sondern unabhängig von ihnen, neben ihnen müssen die Darstellungen hergehen, die uns mit wissenschaftlicher Zuverlässigkeit zeigen, wie es kam und wurde.

§ 4. Verfehlte Versuche von Gruppierungen der Wissenschaften.

Wesentlich wegen des unentbehrlichen geschichtlichen Elements, das in jedem Wissenschaftsbetriebe Beachtung findet, erscheint uns eine Einteilung der Wissenschaften in Natur- und Kulturwissenschaften, obwohl sie an sich nicht unberechtigt ist, dennoch für die wissenschaftliche Ausprägung der historischen Methodik unergiebig. Noch weniger läßt sich aus der vorgeschlagenen Unterscheidung von Normwissenschaften, idiographischen Wissenschaften und Prinzipienwissenschaften für den Betrieb historischer Studien etwas ableiten. Daß bei einer solchen Einteilung Geographie, beschreibende Naturwissenschaften, Ethnographie mit der Geschichte zusammen als idiographische Wissenschaften bezeichnet werden, mag nur im Vorbei-

gehen erwähnt sein. Warum dieser Versuch einer Übersicht insbesondere für die Geschichtswissenschaft unannehmbar ist, wird aus dem folgenden hervorgehen.

§ 5. Die communis opinio der Geschichtsfreunde als Kriterion der Wissenschaftlichkeit.

Ohne allgemeine Begriffe, unter die wir die nachweisbaren Veränderungen des historischen Lebens subsumieren, gibt es keine wissenschaftliche Erfassung der historischen Besonderheiten. Will die Geschichte wahrhafte Wissenschaft sein, so muß sie eine Übersicht historischer Erscheinungen zur Voraussetzung haben, und will sie eine selbständige Wissenschaft sein, so kann sie nicht durchweg das, was sie als Voraussetzung gebraucht, wie einige Theoretiker meinen, anderen Geisteswissenschaften, etwa der Psychologie oder der Rechtswissenschaft entnehmen. Die Prinzipien historischer Zusammenfassung können doch nur durch einen den Historikern gemeinsamen Gedankenvorrat über die allgemeine Natur historischer Begebenheiten und historischer Kräfte beschafft werden. Könnten sie über das Allgemeine in den Vorgängen, mit denen sie sich beschäftigen, sich nicht verständigen, so könnte die Herausarbeitung des Besonderen ihnen entweder überhaupt nicht gelingen, oder doch nicht diejenige widerspruchsfreie und klare Sicherheit erlangen, durch die sich Wissenschaftsbetrieb und Dilettantismus unterscheiden. Daß man solche eigentlich selbstverständliche Bedingungen fachwissenschaftlicher Methodik gerade für die Geschichtswissenschaft erst noch hervorheben muß, beruht auf der engen Verbindung zwischen künstlerischer Gestaltungskraft und wissenschaftlicher Forschung, die in der Geschichtsschreibung in ihrer Wirkung mehr hervortritt als in der übrigen wissenschaftlichen Literatur, z. B. bei philosophischen Werken, wo sie ja ebenfalls bemerkbar ist, und weil alle übrigen Geisteswissenschaften neben ihrer theoretischen ja noch eine starke praktische Seite haben, von der ihre Nützlichkeit abhängt, während die Geschichtswissenschaft darauf keinen direkten Anspruch hat. Ganz zweifellos ist in der Tat in der geschichtlichen Literatur die dilettantische Betriebsamkeit viel umfassender als auf irgendeinem anderen Gebiete wissenschaftlicher Produktion. Ja es gibt anerkannte Historiker, die von einer lehr- und lernbaren Methodologie nichts wissen wollen und die einzige Propädeusis für den Historiker nur in den für das Gebiet seiner Wahl notwendigen besonderen Vorkenntnissen erblicken. Kein Geringerer als Mommsen hat diese Überzeugung in seiner Rektoratsrede vom Jahre 1874 zum Ausdruck gebracht und nur die Kenntnis der Sprache und die Kenntnis des Rechts der Epoche gefordert. Er rechnet den Geschichtsschreiber „mehr zu den Künstlern als zu den Gelehrten" und

adoptiert den Ausspruch von Seignobos, daß jede Theorie der Geschichtswissenschaft entweder trivial ausfallen müßte oder transzendental. Wir lassen diese letztere Antithese, die ja nur eine Beurteilung des Erfolges oder der Gefahr geschichtstheoretischer Arbeiten enthält, auf sich beruhen und verweilen zunächst nur bei den von Mommsen hervorgehobenen Rüstzeugen historiographischer Arbeit.

Daß der Historiker, ebenso wie jeder Forscher auf dem Gebiet der Geisteswissenschaften, die zum Verständnis seines Materials unentbehrlichen Bedingungen erfüllen muß, versteht sich von selbst, und da er es meist mit Mitteilungen, die uns in mündlicher oder schriftlicher Fixierung vorliegen, zu tun hat, so ist natürlich ohne die Kenntnis der Sprache, in der die Materialien abgefaßt sind, eine historische Untersuchung nur dann denkbar, wenn durch zuverlässige Übersetzungen die Benutzung dieser Sprachdenkmäler möglich und durch etwaige Kunstgriffe die Kontrolle der Übersetzertätigkeit angängig ist[1]).

Da ferner die Historiker überaus häufig mit staatsrechtlichen Verhältnissen zu tun haben, und Rechtsordnungen einen überaus wichtigen Bestandteil jeder Kultur bilden, so ist eine ausreichende Kenntnisnahme der Rechtsbegriffe für historische Arbeiten von größter Bedeutung. Aber es wäre nicht ausreichend, wollte sich irgendein Geschichtsschreiber mit dem genügenden Besitz an Sprach- und Rechtskenntnissen an jede beliebige Arbeit über das Leben der Vergangenheit heranwagen. Der Sachverhalt ist doch vielmehr der, daß je nach der Art des Problems auch die verschiedensten sachlichen Kenntnisse zum Verständnis der Abwandlung der Begebenheiten oder der historischen Kräfte oder der besonders beobachteten Betätigungen menschlicher Schöpfungs- und Gestaltungskraft mit herangebracht werden müssen, um eine intelligente Interpretation des Materials für den vorliegenden historiographischen Zweck zu ermöglichen. So hat z. B. Lepsius, als er die ägyptische Chronologie erforschte, sich die astronomischen Kenntnisse verschaffen müssen,

[1]) Ranke hat vier historiographische Arbeiten über „Serbien und die Türkei im 19. Jhdt." geschrieben (S. W. Bd. 43 u. 44), ohne serbisch und türkisch zu verstehen. Er hatte eben die Materialien in genügender Reichhaltigkeit übersetzt vor sich oder konnte sich der Hilfe des Wuk Stepanowitsch Karadschitsch zur Erlangung und Interpretation zuverlässiger Quellen bedienen. So konnte er 1829 „Die serbische Revolution" „aus serbischen Papieren und Mitteilungen" erscheinen lassen. Er beschrieb eine Begebenheit, auf die das Verhältnis der europäischen Mächte zueinander und zur Türkei entscheidend einwirkte und konnte die Berichte der diplomatischen Vertreter zu Rate ziehen. Daß es aber möglich wäre, eine Geschichte der Araber zu schreiben, ohne arabisch, eine chinesische Geschichte, ohne chinesisch, eine japanische Geschichte, ohne japanisch, ja eine russische Geschichte, ohne russisch zu verstehen, ist aufs entschiedenste zu bestreiten; obwohl wir im 20. Jahrhundert in Deutschland erleben, daß so etwas allen Ernstes versucht wird.

die dazu erforderlich waren; Boeckh hat für seine metereologischen Forschungen die Kunst des Messens und Wägens so gut verstehen müssen, wie der Vorsteher eines Eichamts. Mommsen selbst verfolgt in besonderen Kapiteln nicht nur das Recht und Gericht, sondern ebenso auch die Religion, den Ackerbau, das Gewerbe und den Verkehr, die Eigentümlichkeiten von Maß und Schrift und die Kunst schon in der altrömischen Periode. Er schreibt selbst: „Es ist der Geschichte Recht und Pflicht, den Völkern auch auf diesen Bahnen zu folgen". Besonders Kriegsereignisse nehmen in den meisten historischen Darstellungen einen so breiten Raum ein, daß wenigstens einige Kenntnisse von militärischen Dingen dem Historiker unentbehrlich sind. Die volkswirtschaftliche These, daß durch Getreidezölle der altrömische Bauernstand hätte erhalten werden können, ist von Mommsen nach Bismarcks Auffassung so überzeugend nachgewiesen worden, daß er ihm die Opposition gegen die Nutzbarmachung dieser Einsicht für die Erhaltung des deutschen Bauernstandes als Inkonsequenz anrechnete. Das „nihil humani a me alienum esto" gilt für alle auf der Höhe stehende Geschichtswissenschaft prinzipiell ebenso sehr wie für andere Geisteswissenschaften die Forderung Goethes, sich von dreitausend Jahren Rechenschaft geben zu können, also historische Bildung zu besitzen.

Es ist also Mommsen zuzugeben, daß einerseits Rechts- und Sprachkenntnis dem Historiker unentbehrlich ist, und daß andererseits eindringende Kenntnis der lateinischen Sprache und der römischen Staatseinrichtungen nicht denkbar ist ohne fortgeschrittene historische Bildung. Aber es ist doch nicht richtig, das eine mit dem anderen auch in bezug auf das Gebiet des römischen Altertums vollkommen zu identifizieren und damit eine besondere geschichtswissenschaftliche Methodik abzuleugnen. Für die historischen Erinnerungen, die wir zur Auffassung des politischen und allgemeinen Lebens bedürfen, ist z. B. die Meinungsverschiedenheit zwischen zwei solchen Autoritäten wie Mommsen und Ranke, über das Entstehen der römischen Hegemonie in Mittelitalien, von großer Wichtigkeit. Ob Mommsen recht hat, daß die Römer den Zusammenhalt der latinischen Nationalität so stark gefördert haben, daß alle anderen mittelitalischen Völkerschaften im Wettlauf zurückblieben und überwunden werden konnten, oder ob Rankes Darstellung richtig ist, nach der auf den 7 Hügeln aus Ansiedlern verschiedener Nationalitäten eine Gemeinde entstand, die nationale Rücksichten nicht anerkannte und den Nachbarn das Gesetz ihrer rein politischen Bestrebungen auferlegte, — kann durch sprachliche oder rechtliche Studien niemals entschieden werden. Ja ohne fachwissenschaftlich historische Forschung wäre diese Frage niemals gestellt worden. Zu ihrer Beantwortung bedarf es der Umschau und des Vergleichs mit den

Herrschaftsverhältnissen anderer Städte über ihre Nachbarn. Da führt Ranke an, daß die Römer ihre überwundenen Feinde als Plebejer zwar mit niederem Recht, aber bewaffnet in ihr Gemeinwesen aufnehmen, während Athener, Spartaner und andere siegreiche antike Städte nur die Stufenfolge von Vernichtung, Entrechtung bis zur Entwaffnung kannten. Wir wissen ja, mit welcher Vorliebe deutlich ausgeprägte oder genau bekannte historische Verhältnisse benutzt werden, um neue Erscheinungen zu charakterisieren. Vom Helotentum, von der athenischen Demagogie eines Kleon, von dem Sozialidealismus der Gracchen, ja selbst von der Stellung des Agamemnon unter den Fürsten vor Troja sind die Analogien hergenommen worden, durch die man sich historische Erscheinungen ganz anderer Zeiten und Länder deutlich machte. Auf das Urteil der Geschichte berufen sich im Streit der Meinungen um gegenwärtige Interessen so viele Wortführer, über die Bewertung hervorragender Gestalten oder Erscheinungen der Vergangenheit tobt häufig ein so heftiger Zank, daß es schon deshalb von großer Bedeutung sein muß, zu einer Communis opinio zu gelangen. Gäbe es nun, wie Mommsen meint, keinen „methodischen Pragmatismus" für dieses Gebiet, der nicht „entweder Kleinkrämerei oder Schwindel" wäre, so wären die Berufungen auf die Lehren der Geschichte sinnlos und der Streit über die richtige Auffassung eines Ereignisses oder eines Mannes der Vergangenheit unlösbar. Wir können aber sehr wohl zwischen verschiedenen Darstellungen desselben historischen Gegenstandes diejenige herausfinden, die wir deshalb als glaubwürdig anerkennen, weil sie den Verlauf befriedigend erklärt und verständlich macht, und weil sie zugleich das vorhandene Beweismaterial mit zuverlässiger Kritik handhabt. Diese über die landläufigen Traditionen hinauskommenden Bemühungen haben doch wohl ihre Regel, in der sich das kritische Studium der echten Quellen, die unparteiische Auffassung und objektive Darstellung nach Rankes Ausdruck „der Vergegenwärtigung der vollen Wahrheit annähern", und die wissenschaftliche Leistung auch über das künstlerische Verdienst den Vorrang hat.

„Erklären" heißt ja nichts weiter als das Zurückführen auf allgemeine Gesetze oder anerkannte Regeln. Ob es im geschichtlichen Leben solche die Einzelheiten beherrschenden Gesetze gibt, ist so leicht nicht zu entscheiden. Wir werden an seiner Stelle auf die bis jetzt wirklich oder vermeintlich gefundenen historischen Gesetze noch zurückkommen müssen. Hier genügt es, daß Mommsen solche Gesetze anerkennt und damit in seiner Geschichtsdarstellung operiert. Ein solches Gesetz, das nach ihm „so allgemein gültig und so sehr Naturgesetz ist, wie das Gesetz der Schwere", besagt z. B. „daß das zum Staate entwickelte Volk die politisch unmündigen, das zivilisierte

die geistig unmündigen Nachbarn in sich auflöst". Er erklärt damit die Unterwerfung der griechischen Staaten des Ostens und der Völkerschaften niedrigerer Kultur gerade im Westen unter die Römerherrschaft, ebenso wie das britische Weltreich in Asien, Amerika und Australien (III. 221). Oder er stellt die Regel auf, daß jede Volksgeschichte mit dem kantonalen Partikularismus anhebt und anheben muß und mit der nationalen Einigung endigt oder doch endigen sollte. Gesetze von solcher Tragweite, und Regeln, denen ein solches Gewicht in der Argumentation über die größten Probleme des Völkerlebens innewohnt, bedürfen natürlich der sorgfältigsten Prüfung, ehe sie als gültig angenommen werden können. Noch dringender wird diese methodische Überlegung, wenn sich solche Gesetze und Regeln eines als Autorität anerkannten Historikers im direkten Gegensatz zu dem befinden, was ein anderer gleich anerkannter Meister geschichtlicher Darstellung und Forschung ausgesprochen hat. Auch dafür geben wir hier, in der Einleitung, nur zwei Beispiele. In der Schilderung von Cäsars Persönlichkeit stellt Mommsen den Satz auf: „Eine Menschlichkeit an sich gibt es nicht, sondern der lebendige Mensch kann eben nicht anders als in einer gegebenen Volkseigentümlichkeit und in einer bestimmten Kultur zu stehen." Dagegen entnehmen wir Rankes Darstellung der römischen Geschichte den Satz: „Niemand ist lediglich ein Bürger des Gemeinwesens, dem er angehört: das Menschliche erhebt sich aus dem Nationalen und über dasselbe. Darauf beruht alle Religion, überdies aber auch alle Teilnahme an der Entwicklung des menschlichen Geschlechtes." Ferner behauptet Mommsen: „Die alte Welt kannte das Gleichgewicht der Nationen nicht, und deshalb war jede Nation, die sich im Innern geeinigt hatte, ihre Nachbarn entweder geradezu zu unterwerfen bestrebt, wie die hellenischen Staaten, oder doch unschädlich zu machen, wie Rom, was denn freilich schließlich auch auf die Unterwerfung hinauslief." (I. 780). Damit tritt er der bis dahin bestehenden „Communis opinio" gegenüber, die z. B. Heeren auf die Form gebracht hatte: „Die Idee des politischen Gleichgewichts bildete sich in jedem freien System kultivierter Staaten — in Griechenland wie in Italien — bis auf einen gewissen Grad aus, weil sie in dem Innern seiner Natur liegt." Ranke stellt diese Idee ebenfalls in den Mittelpunkt seiner Darstellung der römischen Geschichte, und zitiert eine Stelle aus einer Rede des älteren Cato, um zu zeigen, daß er nichts Fremdartiges in die alten Zeiten hineinträgt, wenn er von einer Idee des politischen Gleichgewichts spricht.

Diese hier nur als Beispiele herausgegriffenen Gesetze und Regeln genügen, um zu erweisen, daß es für die geschichtliche Auffassung einen methodischen Pragmatismus gibt, der zur Erklärung der

Begebenheiten nicht entbehrt werden kann, und der weder aus dem Sprachstudium, noch aus der Jurisprudenz abgeleitet werden könnte.

„Verstehen" heißt, einen Vorgang, den man zunächst als einzelnen erfaßt hat, mit anderen seines Bereichs, d. h. in unserem Falle mit den schon früher erkannten menschlichen Taten oder Leiden in so nahe Beziehung bringen, daß wir seine Vereinbarkeit mit unserer Allgemeinvorstellung von der menschlichen Natur ohne Schwierigkeit bestätigt finden. Da gibt uns der Inhalt der beglaubigten Geschichte manche schwere Nuß zu knacken. Um nur bereits Erwähntes zu berühren, Männer von senatorischem Rang, wie Decimus und Marcus Brutus, Publius Casca, Trebonius, Tillius Cimber und Gaius Cassius, gewannen es über sich, ihren Freund und Wohltäter Julius Cäsar am Vorabend seiner Expedition gegen die Parther im Sitzungssaal des Senats zu ermorden. Ranke verrät uns die ganze Schwierigkeit historischen Verständnisses in dem Urteil darüber: „In dem Ereignis kann ich nur den objektiven Konflikt der Interessen sehen." Man weiß, daß das Rätsel, in das viele erschütternde Taten der Weltgeschichte gehüllt sind, den Dichtern und Dramatikern den Stoff zu Ergänzungen durch eigene Erfindung dargeboten hat, um damit zur Verständlichkeit zu gelangen. Daß ein Historiker nicht den festen Boden des Erweislichen oder wahrscheinlich zu Machenden verlassen darf, hat Ranke bei der Erörterung der Beteiligung der Maria Stuart an der Ermordung ihres Gemahls scharf und klar hervorgehoben. Für seine gewissenhafte Prüfung reichten die Informationen nicht hin, um diese Handlung der Leidenschaft mit Sicherheit aus der Natur der Menschenseele verständlich zu machen.

Auch darüber, wie weit die verständliche Exzentrizität der Handlungen reicht, die in der Geschichte entscheidend sind, muß also der Historiker sich klar sein, um beurteilen zu können, ob er in einem einzelnen Falle seine Aufgabe gelöst hat oder nicht.

§ 6. Gewisse formell geschichtliche Aufgaben sind Nichthistorikern zu überlassen.

In vielen Fällen, in denen eine formell historische Aufgabe gestellt wird, kann die damit geforderte Arbeit, einen als Einheit begriffenen Gegenstand mittels Aufzeigens seiner bekannten Veränderungen verstehen zu lehren, so beschaffen sein, daß fachmännische Sachkenntnis die Hauptsache, der Zusammenhang der Veränderungen aber beinahe selbstverständlich ist. Als die historische Kommission der bayrischen Akademie daranging, die Geschichte der Wissenschaften in Deutschland bearbeiten zu lassen, konnte es nicht zweifelhaft sein, daß für die Geschichte der Philosophie ein Philosoph, für die der Technologie ein Ingenieur, für die der Medizin ein Arzt

mit der Aufgabe betraut werden mußten. Denn in diesen Fällen war der vorausgesetzte Gang der Veränderungen von vornherein gegeben und erschien eigentlich nur wie eine große Diskussion über die Hauptprobleme des betreffenden Faches. Man konnte annehmen, daß in Deutschland seit Leibniz alle Lehrer und Freunde der Philosophie das übereinstimmende Bestreben hatten, durch Schriften und Vorträge zu dem Schatze der philosophischen Erkenntnisse beizusteuern und etwaige Irrtümer zu beseitigen. Da der Kommission die Absicht vorschwebte, die Gesamtleistung der deutschen Philosophie in den letzten zwei Jahrhunderten dem gebildeten Publikum vorzuführen, so handelte es sich doch nur um einen Bericht über das bleibend Wertvolle oder Zurückgewiesene, das nacheinander dem Sammelbecken der deutschen Philosophie zuströmte. Die geschichtliche Auffassung des Gegenstandes war nur als der Faden der sachgemäßen Aneinanderreihung gedacht, nicht in ihrer eigentlichen Bedeutung, d. h. als das einzig mögliche Mittel, um den Gegenstand überhaupt erst zur richtigen Perzeption zu bringen. In der innern Wirkung der verschiedenen Systeme aufeinander und auf die Denkweise der Nachwelt, ergab sich ohne weiteres das unentbehrliche geistige Band, ohne das ein bloßer Katalog von philosophischen Behauptungen herausgekommen wäre, und im Festhalten dieses Verknüpfungsmittels des gleichartigen Nacheinander erschöpfte sich die eigentlich geschichtliche Leistung. Daß dazu jeder Philosoph von gesundem Urteil und unparteiischer Wahrheitsliebe auch ohne besondere historische Schulung befähigt war, verstand sich um so eher, da ja, wie wir gesehen haben, jede Geisteswissenschaft in ihrem eigenen Betriebe historische Auffassungsweise durchaus nicht entbehren kann. Daß ein Autor wie Eduard Zeller der Intention der historischen Kommission auch nach der Seite dieser allereinfachsten historischen Aneinanderreihung entsprechen würde, war also sicher. Aber schon in Lotzes „Geschichte der Ästhetik“ kann es zweifelhaft sein, ob die in der Aufgabe gegebene, einfache geschichtliche Verknüpfung der aneinandergereihten Beurteilungen zu ihrem Rechte gekommen ist. In der „Geschichte der Technologie“ von Kretschmann wurde ein bloßer Katalog der Erfindungen geliefert, bei dem das Ziel, mittels der Darstellung der Veränderungen unserer technischen Errungenschaften zur Anschauung der Totalität deutscher Mitarbeit auf diesem Gebiete zu gelangen, nicht erreicht wurde. Das ist aber nicht der historischen Kommission zur Last zu legen. Sie war vollkommen berechtigt, das geringe Maß geschichtlichen Sinnes, das zur Lösung dieser Aufgabe erforderlich war, bei dem hervorragenden Fachmann zu erwarten, dem sie den Auftrag erteilte. Wir erwähnen das Beispiel nur, um darzutun, daß keineswegs für jede geschichtlich formulierte Aufgabe eine besondere

Schulung in geschichtswissenschaftlicher Methodik nötig ist, daß aber das Prinzip der Auffassung einer Einheit mittels ihrer sich nicht regelmäßig wiederholende Veränderungen für jede auch nur der Form nach geschichtliche Aufgabe unverläßlich ist.

§ 7. Fachbetrieb und Methodologie der Geschichte.

Daß es sich aber mit der historiographischen Arbeit, die sich auf die Sammlung, Berichtigung und Klarstellung eigentlicher geschichtlicher Erinnerungen richtet, noch anders verhält, lehrt die seit Jahrhunderten in den verschiedensten Ländern übliche Praxis. Von Staats wegen haben die Chinesen schon in alter Zeit Veranstaltungen getroffen, um die Geschichte vergangener Dynastien darstellen zu lassen, haben die Venezianer die hervorragendsten Staatsmänner mit der Abfassung der jeweilig abgeschlossenen Perioden ihrer Geschichte beauftragt, hat es im 17. und 18. Jahrhundert in Brandenburg-Preußen, England und Schottland offizielle Historiographen gegeben, die diesen Titel nicht nur als Belohnung für schon geleistete Dienste zur Aufhellung der Vergangenheit erhielten. Bei der Ernennung der Leiter umfassender, mit öffentlichen Mitteln hergestellter Arbeiten spezifisch historiographischen Charakters, hat man in neuerer Zeit die durch methodische Sicherheit hervorragendsten Fachmänner wie Pertz und Mommsen sehr wohl herauszufinden gewußt. Es gilt als keine Verschwendung preußischer Staatsgelder, daß die Materialien für griechische und römische Geschichte in monumentalen Werken gesammelt wurden. Bestände nicht schon eine so zu sagen zunftmäßige Tradition in der Handhabung der Methoden, so wäre die auffallende Übereinstimmung der Quelleneditionen und Urkundenbücher ja gar nicht zu erklären. Auch können wir ja sehr wohl die beispielsweise von Waitz oder Nitzsch begründeten Schulen und ihre Ausläufer deutlich verfolgen. Der Zeitpunkt ist vorüber, daß jeder Geschichtsforscher die Handgriffe und Regeln, die sich seit Niebuhrs Zeiten bewährt haben, ebenso gut mit Hilfe des gesunden Menschenverstandes für sich selbst ableiten könnte. Der Anflug nichtfachmännischer Unbeholfenheit ist ja selbst an David Strauß' historischer Arbeit über Ullrich von Hutten trotz seiner unzweifelhaften literar-kritischen Schulung leicht genug zu bemerken. Welchen Sinn hätten denn unsere historischen Seminarien, wenn sich im historiographischen Handwerk alles von selber verstünde?

Mommsens Einwand, daß das, worauf es eigentlich ankommt, „die divinatorische Sicherheit des Urteils, die den eminenten Historiker bezeichnet, in neun Fällen unter zehn nichts als eine unbewußte Anwendung eines Lehrsatzes auf komplizierte Probleme ist", beweist gar nichts gegen die Nützlichkeit der theoretischen Ausprägung der historischen Methode und der Anleitung und Einführung der An-

fänger. Denn darüber, daß diese Methodik allein es noch nicht macht, ist gar nicht zu streiten. Wie für alle Wissenschaften, so gilt auch für die Historie das Diktum des Philosophen Eucken: „Die Methode, die ohne Geist zu Resultaten führt, soll noch erst gefunden werden.“ Die Aufgabe der „Historik“ besteht gerade darin, diese „komplizierten Probleme“ durch Analyse passender Beispiele übersichtlicher zu machen und, soweit von „Anwendung eines Lehrsatzes“ die Rede sein kann, Klarheit zu schaffen, damit das „unbewußte“ verschwindet.

Die Ursache sehr vieler Mißverständnisse auf diesem Gebiet ist die Verwechselung von Bewußtseinsmaterial und Beweismaterial in den bisherigen Darstellungen der historischen Methodologie. Wir müssen daran festhalten, daß das eigentliche Material der Geschichte die Erinnerungen und Anschauungsbilder sind, die in bezug auf Geschehnisse in den Köpfen der Menschen leben, oder als lesbare Darstellungen fixiert sind. Als Beweismaterial aber, um strittige Punkte zu entscheiden und Lücken auszufüllen, kann jede Beobachtung dienen, die wir an dem vorhandenen Bestand der Dinge auf dieser Erde zu machen imstande sind. Den größten Teil dieses Beweismaterials hat die Geschichtswissenschaft, wie sich von selbst versteht, mit anderen Wissenschaften gemeinsam, indem jede einzelne jeder Zeit berechtigt ist, alles was sie davon gebrauchen kann, ihrer methodischen Bearbeitung zu unterwerfen. Darunter gibt es aber ein ziemlich umfassendes, in Archiven sorgfältig aufbewahrtes und in Bibliotheken mit sehr viel Ansprüchen auf Raum aufgespeichertes Beweismaterial, das für die Geschichte allein hergerichtet und zum Teil mit großem Aufwand an Mühe und Kosten leicht benutzbar gemacht ist. Die Nachlässigkeit des Sprachgebrauchs, die unter historischem Material nur diesen für die Geschichtsschreibung besonders verwendbaren Teil des Beweismaterials versteht, trägt eigentlich die Hauptschuld an der unleugbaren Geringschätzung, der die Lehrbücher der historischen Methode gerade bei den Fachmännern verfallen sind. Heuristik, Kritik und Interpretation dieses „Materials“ sind meist von elementarer Einfachheit, sobald die Archivare und Editoren ihre Pflicht getan haben. Der Satz von Ranke, daß die deutsche Geschichtswissenschaft den Ehrgeiz hat, die Geschichte der neuesten Jahrhunderte aus den Archiven zu erforschen, bedeutet richtig aufgefaßt, daß ihr Fortschritt gegenüber älteren geschichtlichen Arbeiten in erster Linie darauf beruht, daß sie die Mühe der jetzt möglichen Verifikation unseres historischen Wissens mit Hilfe der in unserer Zeit geöffneten Archive als klarerkannte Pflicht auf sich nimmt. Leider aber stellen sich anerkannte neuere Lehrbücher der historischen Methode auf den völlig unzutreffenden Standpunkt, als bauten die wissenschaftlichen Historiker unserer Zeit ihre ganze

Darstellung auf nichts anderem auf, als auf den authentischen Aktenstücken der über viele Länder zerstreuten Archive und auf der vollständigen Nachprüfung der kritisch edierten Quellen. Zu was für beinahe lächerlichen Konsequenzen dieses quid pro quo führt, wollen wir zur Klärung der Sachlage an der methodologischen Theorie aufzeigen, die Langlois und Seignobos[1]) als die einzig zutreffende für die moderne Geschichtswissenschaft aufgestellt haben. Sie gehen von dem Axiom aus: „Die Geschichte wird aus Urkunden aufgebaut." Die Kritik soll uns zunächst die Sicherheit der herausgelesenen isolierten Tatsachen gewährleisten. Die so in unserem Geiste aufgesammelten Vorstellungen von körperlichen Gegenständen, von menschlichen Handlungen einzelner oder der Gemeinschaften, von Motiven und Begriffen sollen dann vom Historiker nach Analogie seiner Beobachtungen in der ihn umgebenden Gegenwart umgeschaffen werden in gehörig abgeteilte Gruppenbilder. Seignobos führt uns „eine Reihe von historischen Operationen" vor, „die von der Entdeckung des Dokuments bis zur Endformel des Abschlusses" reichen. Im wesentlichen unterscheidet er vier aufeinanderfolgende opérations synthétiques nécessaires pour élever l'édifice: 1. Man bilde sich beim Lesen der Dokumente Vorstellungen. 2. Man gruppiere diese Vorstellungen nach dem Muster eines vermeintlichen Modells, das man als Ganzes in der Gegenwart beobachten kann. 3. Man ergänze die bleibenden Lücken durch logisches Raisonnement. 4. Man „kondensiere" die ganze Masse der so zusammengebrachten Tatsachen auf allgemeine Formeln und Beziehungen. So „krönt man die historische Konstruktion auf dem wissenschaftlichen Standpunkte". Seignobos setzt aber sofort hinzu, daß es selbst „solche gelehrten Spezialisten wie Curtius, Mommsen und Lamprecht" in Wirklichkeit anders machen; sobald sie umfassende Darstellungen schreiben, überlassen sie sich willkürlich ihrer Phantasie. Sorgfältigere Konstrukteure wie Augustin Thierry, Michelet und Carlyle genügen aber diesem Methodiker nicht, weil sie die aller synthetischen Arbeit vorangehende Kritik der Bausteine (documents) nicht besorgen. Sehr verzweifelt klingt doch das Resultat dieses Theoretikers: „Ein Historiker soll niemals aus zweiter Hand arbeiten. Man tut es aber notgedrungen, wenn die Dokumente zu zahlreich sind, um sämtlich gelesen zu werden; aber man sagt es nicht, aus Angst vor Skandal."

Man sieht, in welches bedenkliche Dilemma diese Theorie der Historik kommt, und ist begierig zu erfahren, welchen Ausweg Seignobos vorschlägt. Es ist folgender: wir lesen statt der Dokumente, die eigentlich als Grundlage dienen sollten, die neuesten Arbeiten

[1]) Ch. V. Langlois et Ch. Seignobos. Introduction aux études historiques. Paris 1898.

anderer Historiker über den Gegenstand, der uns interessiert. „Der natürliche Instinkt treibt uns, in ihnen vor allem die Schlußfolgerungen zu suchen und wie feste Wahrheit hinzunehmen; man muß aber, im Gegenteil, durch beständige Analyse dort die Tatsachen, die Beweisstücke, die Bruchstücke von Dokumenten, kurz die Materialien suchen. Man wird die Arbeit des Verfassers noch einmal machen, aber man wird sie viel schneller machen, denn das, was Zeit kostet, ist das Zusammenbringen der Materialien; und man wird nur diejenigen seiner Schlußfolgerungen annehmen, die man bewiesen findet."

Nun diesen, ehrlicher Geschichtsforschung hohnsprechenden Behauptungen über ihre angebliche technische Praxis, brauchen wir nur entgegenzuhalten, daß sie dem Sachverhalt gar nicht entsprechen. Wahrhafte Geschichtsforschung nimmt ihren Ausgang nicht von den Dokumenten, die ihr zur Verfügung stehen, sondern von einem geistigen Vorgange, nämlich dem Interesse, wahrgenommene Veränderungen an einem Gegenstande widerspruchslos aufzulösen und die bereits erreichte Verknüpfung ihrer Teilinhalte in unserem Bewußtsein noch mehr in Einklang mit der Wirklichkeit zu bringen. Erst wenn sie damit am Ziele zu sein glaubt, beweist sie, daß diese Lösung berechtigter ist, als jede andere, weil entweder das Beweismaterial besser eingefügt werden kann oder die Übereinstimmung mit unserer sonstigen Erfahrung deutlicher wird. Dabei erwarten wir nicht nur die nachweisbaren Veränderungen genauer zu erfassen, sondern auch das ihnen zugrunde liegende Substrat begrifflich und anschaulich herauszuarbeiten und der im historischen Leben wirksamen Kräfte nach dem Maße unserer Begabung innezuwerden. Indem wir in unserem Bewußtseinsmaterial historische Fragen finden und sie der Lösung näher bringen, erfahren wir auch an uns selbst die Wahrheit des Goethischen Spruches: „Es ist mit der Geschichte wie mit der Natur, wie mit allen Profunden, es sei vergangen, gegenwärtig oder zukünftig; je tiefer man ernstlich eindringt, desto schwierigere Probleme tun sich hervor. Wer sie nicht fürchtet, sondern kühn darauf los geht, fühlt sich, indem er weiter gedeiht, höher gebildet und behaglicher."

Zweites Kapitel.

Historische Fragestellung.

> „Lockte die Neugier nicht den Menschen mit heftigen Reizen,
> „Sagt! erführ' er wohl je, wie schön sich die weltlichen Dinge
> „Gegeneinander verhalten?"
> (Goethe, Hermann u. Dorothea.)

§ 8. Die methodologischen Voraussetzungen jeder historischen Fragestellung.

Der Ausgangspunkt aller historischen Forschung, in der umfassendsten Darstellung so gut wie in der kleinsten Einzeluntersuchung, ist die historische Fragestellung.

Darin liegt selbstverständlich etwas Doppeltes: die Frage und ihre geschichtliche Eigenart. Einmal müssen wir, wie bei jeder uns beschäftigenden Frage, unser auf einen Punkt gerichtetes gesteigertes Interesse, d. h. unsere Aufmerksamkeit, beunruhigt fühlen durch die Entdeckung, daß einer von den folgenden vier Fällen zutrifft:

Erstens können wir an sich in einem uns interessierenden Teil unseres geschichtlichen Wissens eine uns jetzt störende Lücke bemerken.

Zweitens können wir in zwei uns ganz geläufigen Vorstellungskomplexen Widersprüche des einen gegen den anderen finden.

Drittens können wir eine die Einheit unseres Bewußtseins irritierende Abweichung einer bestimmten Auffassung von den Begriffsbestimmungen, Regeln und Gesetzen wahrnehmen, die wir sonst als gültig anerkennen.

Viertens können wir entweder in den Darstellungen zweier anerkannter Historiker zwei einander widersprechende Auffassungen desselben Gegenstandes entdecken oder die Abweichung unserer eigenen Auffassung von der communis opinio konstatieren.

Der für jede intellektuelle Tätigkeit geltende Grundsatz: *„τὸ θαυμάζειν τῆς σοφίας ἀρχή"* verlangt dann eine Beschäftigung mit dem Inhalt der angeregten Fragen. Bei den mannigfaltigen inneren Zusammenhängen in dem All der menschlichen Bestrebungen werden wir aber häufig genug finden, daß durch die Belehrung, die eine systematische Geisteswissenschaft oder eine der Naturwissenschaften oder selbst die Empirie der Praktiker uns gewähren kann, die Widersprüche und Zweifel und damit die Fragen gelöst werden. Von spezifisch historischen Fragen werden wir nur dann sprechen können, wenn es sich herausstellt oder von selbst versteht, daß ein als

Einheit begriffener Gegenstand mittels der Unterscheidung seiner sich nicht regelmäßig wiederholenden Veränderungen klarer erkannt werden muß. (S. Kapitel I.)

Mit diesen beiden Bestimmungen, die wir über Motiv und Wesen geschichtlicher Fragen gewonnen haben, scheiden aus der historischen Methodik die meisten Fragen, die sich auf Tatsachen der Vergangenheit beziehen, ohne weiteres aus. Wenn z. B. der Historiker Grote, und ihm folgend Freeman, die Mangelhaftigkeit unseres historischen Wissens dadurch zu illustrieren suchen, daß es uns unmöglich ist, die Frage zu beantworten, ob am Tage der Schlacht bei Platäa in der Gegend, wo jetzt Newyork liegt, Regen gefallen sei, so weisen wir eine solche Frage deshalb ab, weil für sie keiner der oben angeführten vier Fälle zutrifft, die bei wissenschaftlichen Fragestellungen historischer Art allein in Betracht kommen können. Aber auch unzählige andere Fragen, die in bezug auf Tatsachen der Vergangenheit gestellt werden können und an solcher wissenschaftlichen Geschmacklosigkeit nicht leiden, sind deshalb noch keine geschichtlichen, bloß weil sie sich auf die Vergangenheit beziehen. Der laxe Sprachgebrauch, der alles, was Menschen erlitten, getan und gedacht haben, als Geschichte im objektiven Sinn aufzufassen pflegt, verleitet allerdings zu dieser irrtümlichen Auffassung um so eher, da in allen systematischen Wissenschaften der Theorie gegenüber die Feststellung des Tatbestandes, soweit er der Vergangenheit angehört, als der geschichtliche Teil ihrer Arbeitsleistung bezeichnet wird. Isolierte Tatsachen bilden aber in keiner Wissenschaft das Objekt einer geschichtlichen Fragestellung, wenn es sich nur um die Feststellung von Ort, Zeit und Modus ihres Eintritts handelt. Erst aus der Wahrnehmung oder Vermutung einer Identität des Vorher und Nachher eines Faktums gewinnen wir die Basis einer historischen Fragestellung. Die Quintessenz muß dabei immer sein: *Wie ist es mit den Bestimmungen, die wir in bezug auf diesen Gegenstand bereits in unserem Bewußtsein haben, zu vereinbaren, daß eine aus dem Begriff nicht abzuleitende Veränderung eingetreten ist?*

Eine gewisse Erschwerung dieser einfachen Erkenntnis liegt darin, daß wir uns bewußt sind, eine große Anzahl von Tatsachen der Vergangenheit als präsentes Wissen in unserem Gedächtnis nur deshalb zu bwahren, weil sie in historischen Darstellungen, die wir mit Interesse in uns aufgenommen haben, eine Stelle finden, und weil wir andererseits viele, zunächst scheinbar isolierte Fragen nach Tatsachen der Vergangenheit sofort mit Leichtigkeit in den geschichtlichen Zusammenhang rücken, wo sie als Mittel zur Förderung unseres Verständnisses verwendet werden können. Ein einfaches Beispiel mag dies verdeutlichen. Die Frage: Haben die

Römer ihren Göttern jemals Menschenopfer dargebracht? ist zunächst eine faktische, die mit ja oder nein oder non liquet zu beantworten ist. Wenn wir uns aber erinnern, daß wir bei allen anderen zivilisierten Völkern des Altertums, den Phöniziern, Kelten, Griechen und sogar auch den Israeliten entweder den Gebrauch der Menschenopfer noch in späterer Zeit oder in den wohlbekannten Erzählungen von der Opferung Isaaks und der Iphigenie die unzweifelhafte Erinnerung an die Abschaffung dieses grausamen religiösen Gebrauchs finden, und wenn wir ferner bei Ranke es als ein hervorragendes Verdienst der Römer erwähnt finden, daß sie in Gallien und in anderen Ländern der Menschenopferung mit Strenge ein Ende gmacht haben, so gewinnt die Frage nach einem Tatbestande sofort geschichtlichen Charakter. Dir Frage stellt sich damit für uns so: Haben auch die Römer, die bei anderen Nationen die Menschenopferung nicht duldeten, in einer früheren Epoche diese Sitte selber ausgeübt, die sie später auch bei anderen nicht dulden wollten, und müssen wir, da wir ja auch in anderen weitentfernten Kulturkreisen, in Indien, Japan, und Mexiko diese Verirrung antreffen, die Vorstellung von blutdürstigen, Menschenopfer verlangenden Göttern als eine in der menschlichen Natur begründete regelmäßige Erscheinung betrachten? Sobald dieses historische Interesse wach wird, genügen uns die wenig entschiedenen Angaben nicht, die wir in Mommsens Römischer Geschichte über diese faktische Frage finden. Die zahlreichen Angaben antiker Schriftsteller über wirklich vorgekommene Menschenopfer bei den Römern müssen sofort, wenn wir sie erst einmal kennen gelernt haben, ein wichtiger Bestandteil unseres historischen Wissens werden, weil damit eine Regel für eine in jeder Nationalgeschichte vorkommende Veränderung gesichert ist, die beseitigt zu haben ein Charakteristikum der römischen Geschichte ist.

Es empfiehlt sich, für diejenigen Fragen nach Tatsachen der Vergangenheit, die von anderen Wissenschaften nicht für ihre Zwecke gestellt und von ihnen als historische bezeichnet sind, die Unterscheidung zwischen antiquarischen und eigentlich historischen Fragen durchzuführen. Antiquarisch sind solche Fragen, deren mögliche Verwertung für die Erkenntnis eines einheitlich begriffenen Gegenstandes aus seinen Veränderungen wir zunächst noch nicht absehen und beurteilen können. Da wir aber ein Interesse anderer Geisteswissenschaften an dieser auf die Vergangenheit bezüglichen Frage auch nicht erkennen können, so verweisen wir sie einstweilen auf das damit beschaffte neutrale Gebiet, indem wir vermuten, daß die Beantwortung dieser Frage doch wohl bei weiterer Umschau und Überlegung als Hilfsmittel historischer Auffassung benutzt werden kann. Berechtigt sind wir zu dieser methodologischen Hilfs-

konstruktion, weil wir aus Erfahrung wissen, daß zur Erkenntnis der griechischen, römischen, deutschen und sogar indogermanischen Völkergeschichte Zusammenstellungen der Antiquitäten äußerst nützlich gewesen sind, mögen sie nun in mehr systematischer Form nach Art von Grimms Rechtsaltertümern, Herrmanns und Schömanns griechischen, Bergks römischen und Schraders indogermanischen Altertümern oder in mehr äußerlicher alphabetischer Anordnung, wie in der Realenzyklopädie des klassischen Altertums oder in Haydns „Dictionary of dates" vorliegen. Auffallende Funde von Antiquitäten an unvermuteten Stellen suggerieren ja sofort die weittragendsten Fragen sonst noch nicht beobachteter Zusammenhänge. Wenn wir in den Schutthügeln von Tell Amarna in Ägypten Tontafeln finden, auf denen Hieroglyphenschreiber systematische Übungen zur Erlernung der altbabylonischen Keilschrift und Sprache gemacht haben, so tritt plötzlich der Eintritt einer Periode, in der die Täler des Nil und des Euphrat eine Kultureinheit bildeten, mit unwidersprechlicher Gewißheit vor unser geistiges Auge. Arabische Münzfunde auf der Insel Wisby können uns belehren, daß die Handelswege auch in der Periode vor den Kreuzzügen ganz andere waren als wir sie nach unserer Überlieferung für wahrscheinlich gehalten hätten. In den meisten unserer Museen tritt uns die Bedeutung der Antiquitäten für das Gesamtbild unserer historischen Auffassungen überzeugend vor die Seele; meist ist in ihnen deshalb bei der Anordnung ihrer Schätze der historische Gesichtspunkt maßgebend geworden. Wortgetreue Zitate aus dem Corpus iuris in den Reden, die ein zeitgenössischer Historiker Ragewin dem Kaiser Friedrich Barbarossa in den Mund legt, nötigen uns zu der historischen Frage, wie weit das Studium des römischen Rechts schon damals in Deutschland verbreitet war, und wir erinnern uns sofort, daß ja auch im Sachsenspiegel, der das nationale Recht Niederdeutschlands enthalten soll, der lateinische Name Calefurnia, da er an der Stelle, wo er erscheint, unleugbar nur eine Reminiszenz aus einem Gutachten eines klassischen römischen Juristen sein kann, die Vermutung eines Zusammenhanges mittelalterlicher Grundsätze des niedersächsischen Volksrechts mit romanistischen Studien der Rechtsbeflissenen zum mindesten sehr nahe liegt.

Aber so brauchbar auch zuweilen antiquarische Einzelfakten für die Auffindung und Beantwortung historischer Fragen werden können, — so bleibt dabei doch die prinzipielle Scheidung in methodologischer Hinsicht, gerechtfertigt. Wir mögen z. B. in unsern Museen antiker Skulpturen durch die Dünnigkeit, Gleichmäßigkeit und Patina griechischer Bronzen zu der auch praktisch für unser Kunstgewerbe wichtigen Frage veranlaßt werden: Welche Zusammensetzungen von Kupfer, Zinn und anderen Metallen waren beim griechischen Bronze-

guß üblich? Das ist dann aber keine historische, sondern eine technologisch-antiquarische Frage; denn für das bessere Verständnis des Griechentums oder der Kunstentwicklung können wir aus der Wiederentdeckung des Rezeptes der griechischen Bronzegießer nichts gewinnen. Ebenso sind es rein antiquarische Fragen, ob etwa der Mais, der Tabak, die Syphilis nicht doch schon vor der Entdeckung Amerikas in der alten Welt bekannt waren. Aus noch so vielen chronologisch geordneten antiquarischen Notizen entsteht immer noch keine historische Tatsache im Sinne geschichtswissenschaftlicher Methodik. Das historische Interesse muß erst aus anderen Gedankenreihen hinzugebracht werden. Unsere Objekte sind eben, wie die Einleitung es dargetan hat, etwas ganz anderes, nämlich Geschehnisse, Ereignisse, Begebenheiten. Von ihnen allein können wir bei Aufstellung historischer Fragen ausgehen.

§ 9. Die Frage nach der Wirklichkeit und nach der Wahrheit historischer Vorstellungen.

Nun sind historische Ereignisse und Begebenheiten doch nur Vorstellungen gewisser tatsächlicher Veränderungen, von deren Aufnahme in unser Bewußtsein wir Klärung, Aufhebung von Widersprüchen, erhöhtes Kraftgefühl, innere Beruhigung erwarten können. Es handelt sich also um die Gewinnung, Ausscheidung oder Berichtigung geistiger Vorgänge. Es ist unleugbar, die nachschaffende Phantasie ist das Hauptorgan zur Erfassung geschichtlicher Wirklichkeit.

Die historische Fragestellung geht deshalb immer von einer angenommenen Schwierigkeit aus, neue Vorstellungen tatsächlicher Veränderungen als richtig nachzuweisen und zugleich jeden Widerspruch aufzulösen, in den uns die Anerkennung dieses Nachweises mit anderen Vorstellungen bringt. Die erstere Forderung, den Nachweis der Richtigkeit, hat ein als historische Frage gestelltes Thema mit jedem Untersuchungsverfahren über ein abgeschlossenes Faktum gemeinsam. Den zweiten Prüfstein innerer Wahrheit legen wir ebenso an freie Schöpfungen der Phantasie an, die uns, wie z. B. dramatische Dichtungen und Romane, von den Veränderungen eines Menschen ein Bild geben wollen, etwa wenn Kriemhilde, die Holde, zur Unholden wird. Das aber ist das Charakteristische der historischen Fragen, daß sie nur dann als gelöst gelten können, wenn beides, der tatsächliche Nachweis und das widerspruchslose Verständnis des Vorgangs, in vollem Einklang ist. Fehlt etwas an diesem Einklang, so entstehen immer sofort die beiden Zweifel zugleich:

Haben wir uns die Vorstellung des Ereignisses wirklichkeitsgetreu nachgebildet?

Haben wir von den nicht regelmäßigen Veränderungen, aus denen wir das Wesen gewisser als Einheit begriffener Vorstellungskomplexe erkennen, schon bei der Bildung unserer Weltanschauung genügende Verwendung gemacht?

Beides ist untrennbar, und gerade auf dieser Untrennbarkeit beruht der Reiz und der Wert objektiver historischer Forschung, die immer wissen will, ob eine einzelne Vorstellung der Wirklichkeit entspricht und ob sie im Bejahungsfalle im Gesamtbilde unserer Anschauungen richtig eingestellt ist.

§ 10. Die Determination als notwendiges Hilfsmittel der Fragestellung.

Daraus folgt aber für die Methodik ein Doppeltes:

Erstens sind historische Fragen niemals voraussetzungslos. Eine wahrgenommene oder vermutete Veränderung an einem Vorstellungskomplex muß gegeben sein, wenn wir über seine innere Natur durch historische Auffassung Licht verbreiten sollen. Der schwierige geistige Prozeß der Forschung kann sich nur lohnen, wenn dadurch eine neue Nuance unseres Gedankenvorrats auf diesem Gebiete hinzukommt, und um dies zu sichern, ist für den Forschenden eine sich auf alle gleichartigen Erscheinungen erstreckende Sachkenntnis unentbehrlich. Gerade deshalb ist jede echte historische Untersuchung ihrem geistigen Gesichtskreis nach universell, weil es darauf ankommt, das in einer sich nicht wiederholenden Veränderung sich offenbarende Besondere als ein Einzigartiges herauszuarbeiten.

Es ist z. B. bei vielen Völkern vorgekommen, daß in einer ziemlich späten Periode der Entwicklung der Übergang von der allgemeinen Wehrpflicht und dem Bürgerheere zum Söldnerheere und Berufsheere gemacht wurde; bei den Griechen, den Römern, den meisten modernen Völkern können wir diese Veränderung beobachten. Wenn wir nun die historische Frage stellen, wie sich im alten Griechenland dieser Übergang vollzogen hat, so liegt der Sinn dieser Frage in der Voraussetzung einer ganz besonderen Modifikation kriegerischer Leistungsfähigkeit, politischer und sozialer Bedingungen, wirtschaftlicher Erfahrungen, technischer Fortschritte, deren Zusammenwirken uns die Verwandlung des auf der persönlichen Leistung gerade der wohlhabendsten Bürger beruhenden Hoplitenheeres in eine ganz anders geartete Organisation erklärlich macht. Gerade die Züge, wodurch sich das Emporkommen von Söldnerheeren in Griechenland von den analogen Vorgängen in Rom, England usw. unterscheidet, müssen mit so überzeugender Klarheit herausgearbeitet werden, daß das sich gleichbleibende Moment griechischen Lebens bei dem Nachweis der militärischen Veränderungen sich anschaulich und verständlich heraushebt. Fehlt

diese historische Perspektive, so bekommt eine auch auf das klassische Altertum bezügliche Frage einen ganz anderen, nämlich zumeist rein antiquarischen Charakter; wie z. B. die Frage: In welchen Regionen der Tiberstadt wohnten nach den Angaben der gesammelten Inschriften die römischen Handwerker?

Zweitens können historische Fragen niemals darauf ausgehen, ein vollständiges, gleichmäßig ausgeführtes, möglichst photographisch getreues Abbild der Wechselfälle einer der uns eigentlich interessierenden, großen historischen Erscheinungen zu sein. Wir sprechen zwar von umfassenden Darstellungen historischer Stoffe als einer römischen, einer englischen, einer preußischen Geschichte, und ganz gewiß bekommen wir durch die sorgfältige Lektüre solcher Werke eine vertiefte und richtigere Anschauung von dem Wesen der Römer, der Engländer, der Preußen. Aber bei Gegenständen von solcher unerschöpflicher innerer Reichhaltigkeit ist eine dem Wortsinn entsprechende Lösung der Aufgabe unmöglich. Um nicht bei den Grenzen, die der menschlichen Gestaltungskraft sowohl wie unserer Aufnahmefähigkeit gesteckt sind, ins Chaotische, Unübersichtliche oder Fragmentarische zu verfallen, bedarf es eines bestimmten gedanklichen Bandes, das bei aller Mannigfaltigkeit des einzelnen die Einheitlichkeit des Ganzen sichert und beherrscht. Mit Recht gilt Herodot als der Vater der Geschichte, weil er zum Unterschiede von den Logographen, die ihm vorangingen, die methodische Notwendigkeit des einheitlichen Bandes in jeder historischen Fragestellung erkannt hat. Die wenigen Worte, daß er erkundet hat und aufzeichnen will, warum die Hellenen wider die Barbaren Krieg führen mußten, sicherten ihm trotz der behaglichen Breite, in der er sich gefiel, den Vorteil einer vernünftig abgegrenzten historischen Fragestellung. Bei Thucydides begegnen wir dann schon der äußerst fruchtbringenden Unterscheidung zwischen den äußeren Veranlassungen und den wahren Ursachen des Peloponnesischen Krieges, eine Fragestellung, die sofort tief hineinleuchtet in den Gegensatz des hart disziplinierten, auf materielle Machtentfaltung und Festhalten der bewährten Organisation gerichteten spartanischen Staatswesens und der schwungvollen, hochstrebenden, beweglichen Lebensauffassung des Perikleischen Athen. In den Darstellungen, die Ranke der französischen und englischen Geschichte besonders des 16. und 17. Jahrhunderte gewidmet hat, stellt er die religiös-politischen Kämpfe, die damals Europa bewegten, in den Mittelpunkt seiner Forschungen.

Die Bedeutung des Festhaltens eines schon in der Fragestellung gegebenen Fadens für jede historische Darstellung liegt offensichtlich darin, daß wir uns nur mit dieser Voraussetzung des bereits behandelten wichtigsten allgemeinen Hilfsmittels historischer Auf-

fassung bedienen können, nämlich der Periodenbildung. Indem wir trotz der vorausgesetzten Kontinuität des objektiven Verlaufs an bestimmten Zeitpunkten eine Scheidung zwischen den Entwicklungsreihen annehmen, erleichtern wir uns, wie gezeigt worden ist, die in unserer Aufgabe liegende Unterscheidung der Veränderungsphasen so wesentlich, daß wir diesen Kunstgriff als selbstverständlich betrachten. Am Ausgangspunkt der Untersuchung, also im Vorwort oder in der Einleitung, und an den Wendepunkten der Periodeneinteilung, also am Schluß oder am Anfang der einzelnen Kapitel, muß deshalb die Fragestellung präzisiert werden, die wie die Lufthülle um unseren Erdball an jeder Stelle der Untersuchung durchdringt und das Ganze in einem elastischen Zusammenhang und im Gleichgewicht hält.

§ 11. Anknüpfung an frühere Fragestellungen verwandter Natur. Umformung der Fragestellung.

Den in der Natur historischer Fragestellung liegenden Charakter des Neuen oder des wissenschaftlichen Fortschrittes über das bereits Bekannte hinaus sichern wir uns am leichtesten, wenn wir wenigstens in der Hauptfragestellung auf den Kern der bereits vorhandenen Darstellungen unseres Gegenstandes oder der darüber bemerkbaren communis opinio vergleichend eingehen. So macht es Ranke bei allen seinen Darstellungen, und wir wollen zur Veranschaulichung eine solche, das Ganze beherrschende Fragestellung aus dem Eingang seines Werkes „Über die Zeiten Ferdinands I. und Maximilians II." hierhersetzen:

„Wir wissen alle, welcher Art unsere Einheit war, als das Reich in seiner Kraft und Größe die vorherrschende Macht von Europa bildete. Wir wissen nicht minder und sind einstimmig darüber, wie sehr uns jetzt eine eigene, das Fremde entschiedener ausstoßende, das Eigene sicherer bewahrende Vereinigung abgeht.

Fragen wir denn, wie es gekommen, daß wir aus dem ersten Zustand in den letzten geraten sind, so ist auch hierüber die Antwort beinahe gleichlautend; vor allem klagt man die Reformation der Kirche an, unsere Zerfallenheit verursacht zu haben.

In der Tat, jenem nationalen Stolze, mit dem wir uns des großen Werkes der Kirchenverbesserung erinnern, eines Werkes, in sich notwendig, ursprünglich deutsch und glorreich, gesellt sich in den meisten das schmerzliche Geständnis hinzu, daß es bei alledem zu unseren Entzweiungen, zu den Verwüstungen des Dreißigjährigen Krieges, zu der verschiedenartigen Entwicklung, welche durch das abweichende Bekenntnis in den Völkerstimmen deutscher Zunge Platz gegriffen hat, zu der Abnahme und dem Ruin des Reiches, — daß es zu alledem den Grund gelegt, die Veranlassung gegeben habe.

Wenn aber die Reformation, wie man von beiden Seiten eingesteht, unvermeidlich gewesen ist, war es auch diese ihre Wirkung? War mit dem, was uns erhob und befreite, dasjenige notwendig gegeben, was uns in Zerwürfnis und Entzweiung setzte? Oder ist es durch zufällige Umstände dahin gekommen, durch Fehler, welche ebenso gut vermieden werden konnten?

Ich halte dafür, daß man diese Frage noch immer einmal aufwerfen darf. Nicht als wäre zu erforschen, ob die Reformation von Anbeginn einen anderen Gang nehmen, zu einer anderen Entwicklung hätte können geführt werden, ob etwa eine Vereinigung des Glaubens möglich gewesen wäre. Diese Untersuchung würde nicht sowohl deutsch und politisch, als universal und theologisch sein.

Setzen wir vielmehr, daß es dahin gekommen war, wohin es unter Karl V. kam. War es dann bereits um die Einheit unseres Vaterlandes geschehen? Oder, inwiefern war es möglich, eine solche auch damals noch zu behaupten, nachdem die Reformation vollbracht war, ohne ganz Deutschland umfaßt zu haben? Und wenn dies nicht geschehen ist, woran hat dies wesentlich gelegen?"

Man weiß ja, wie rege eine geschichtliche Spezialfrage Jahrhunderte lang das Interesse der Lebenden wachhalten und die Veranlassung zur Produktion ganzer Literaturen über ein ganz spezialisiertes historisches Thema werden kann. Wir erinnern nur an die Wallenstein- oder Maria Stuartfrage, deren Lösungsversuche unsere Bibliotheken und Bibliographien beschweren. Wie auch bei solchen Fragen ein anerkannter Meister der Forschung an die bereits existierenden besten Formulierungen der Fragestellung anknüpft, kann man am einfachsten aus Rankes Bemerkungen über die Beteiligung Maria Stuarts an der Ermordung Darnleys im dritten Kapitel des dritten Buches seiner englischen Geschichte feststellen. Wie berechtigt wir waren, der in unseren Lehrbüchern verbreiteten Meinung entgegenzutreten, daß die geschichtliche Forschung von den noch in schriftlicher Fassung erhaltenen gleichzeitigen Dokumenten allein ausgehe, und zu betonen, daß die Erinnerungen der Menschen, die in diesem Material allerdings in zuverlässigster Form erscheinen, aber doch auch eine davon unabhängige Existenz haben, erkennen wir aus dem Urteil, das Ranke über die Ursachen des Todes des Scipio Aemilianus fällt. Da bezeichnete er es, trotz einer entgegenstehenden gleichzeitigen Angabe, doch als „sehr auffallend, daß in den nächsten Epochen, in welchen ein lebendiges Gedächtnis von den damaligen Zuständen lebte, die Meinung, Scipio sei durch Gewalt umgekommen, eine so gut wie allgemein angenommene gewesen ist."

Man kann es als Regel aufstellen, daß die Formulierung neuer Fragen für die historische Forschung fruchtbarer ist als das Finden einer neuen Antwort auf schon oft behandelte ältere Probleme.

über die wir nicht etwa durch neuentdecktes Material eine bessere Aufklärung bekommen haben. Einer neuen Fragestellung gleichwertig ist aber eine sorgfältige Umformung einer noch nicht befriedigend beantworteten älteren Frage, sei es durch schärfere logische Formulierung oder, was noch günstiger ist, durch den Nachweis, daß der Sinn der Fragestellung, wie sie bereits vorliegt, der Lage der Sache nicht entspricht und deshalb umgedeutet werden muß. In den historischen Arbeiten über die ältere Verfassungsgeschichte der deutschen Städte war bekanntlich eine Zeitlang die Frage nach der Entstehung des Rates so sehr in den Vordergrund gestellt, daß in den meisten Einzeluntersuchungen die eigentliche Entwicklung des städtischen Lebens dem Gesichtskreis vollständig entschwand. Erst als Georg von Below mit großer Energie den Kern der vielerörterten Frage hervorgehoben und Rathgen die Entstehung der Märkte untersucht hatte, sind wir mit unseren Vorstellungen über mittelalterliche Städteverfassungen wieder auf fruchtbaren Boden gekommen. Die eigentümliche Erscheinung der rotten boroughs, deren Beseitigung ein Hauptzweck der Parlamentsreform von 1832 war, legte die historische Frage nahe, wie diese kleinen Nester zu ihrem Privileg gekommen sind, während viel wichtigere Städte leer ausgingen. Erst als nachgewiesen wurde, daß ursprünglich jede englische Stadt gezwungen war, zwei Vertreter ins Parlament zu senden, und daß die meisten von ihnen sich konsequent bestrebten, dieser als Last empfundenen Verpflichtung ledig zu werden, konnte die Frage richtig so gestellt werden: Wie ist es zu erklären, daß in einzelnen von London weit entlegenen Grafschaften dieses Freikommen von der Sendung zweier Vertreter in der entscheidenden Periode nicht glückte, während in den London näheren Grafschaften die Last von den meisten Stadtverwaltungen abgewälzt wurde? Daraus ergab sich sofort die weitere Frage, woher es gekommen sei, daß in den nach damaliger Auffassung begünstigten Grafschaften in der Nähe von London nun wiederum einige Städte es doch nicht zu der Befreiung brachten, die ihre Schwesterstädte in denselben Grafschaften sich errangen.

§ 12. Spezialisierung der Fragestellung.

Auch diejenige weitverbreitete Auffassung müssen wir auf ihr richtiges Maß zurückführen, die es für selbstverständlich hält, daß mit der sachlichen Fragestellung auf historischem Gebiet sofort die heuristische Sorge verknüpft sein muß, wie man sich das besondere Material verschaffen kann, das man zur endgültigen Lösung bedarf, also die unmittelbare Umformung jeder ernst aufgenommenen Fragestellung in das Schema: Welches Material haben wir, um die Antwort zu finden? Vielmehr muß die Gedankenarbeit an der Frage-

stellung nicht nur dem Suchen nach dem Material vorausgehen, sondern auch während und nach der Beschäftigung mit den ergiebigen Beweisstücken immer aufs neue unternommen werden. Das Suchen in unserem Kopfe, wie man wohl die Arbeit an der Präzisierung der Frage nennen kann, ist ebenso wichtig wie das Forschen nach und in den ertragversprechenden Außendingen. Es ist ja bekannt, daß Männer, die gar nicht in der Lage waren, sogenannte Materialien zu benutzen, für ihre Zwecke und für einen weiten Kreis von Geschichtsfreunden interessante Darstellungen der Weltgeschichte geliefert haben. Man denke nur an Sir Walter Raleigh, der im Gefängnis des Tower den Vorsatz faßte, eine Weltgeschichte zu schreiben, und sie in zwei vielgelesenen Bänden bis 130 v Chr. auch wirklich ausgeführt hat. Ebenso hat ja auch Ranke während eines Jagdaufenthaltes in Berchtesgaden, „entfernt von allen Büchern", dem König von Bayern in 19 Vorträgen eine zusammenhängende Übersicht der Weltgeschichte geben können. Auch Gutzkow ist gerade im Gefängnis zu einer Betrachtung der in der Geschichte wirksamen Kräfte angeregt worden.

Aber abgesehen von diesen außerordentlichen Fällen ist es auch bei jeder Einzeluntersuchung notwendig, Fragen und Unterfragen ganz ohne Rücksicht auf das gerade herbeigeschaffte Material aufzuzeichnen, zu präzisieren und umzuformen, um den Zusammenhang des Gedankenganges gegen Lücken und Widersprüche zu sichern. In einer so vorbereiteten Untersuchung kann dann jeder einzelne Punkt in Form eines disjunktiven Urteils dahin gebracht werden, daß mit Benutzung des geeigneten Materials jetzt alle nicht zutreffenden hypothetischen Antworten ausgeschlossen werden, bis die einzig wahre übrig bleibt. Die Frage, ob Kaiser Claudius bei einem Mahle von seiner Gemahlin durch Pilze vergiftet worden sei, bekommt ein richtiges Aussehen erst, wenn wir sie, losgelöst von den Berichten des Tacitus und Sueton, rein mit den Mitteln des analysierenden Verstandes angreifen. Da ergibt sich die Möglichkeit, daß unter den Pilzen, die er an seinem letzten Lebensabend mit seiner Familie aß, zufällig, ohne daß jemand es wußte, auch einige giftige enthalten waren, so daß es der Annahme, er sei mit Vorbedacht vergiftet worden, gar nicht bedarf. Wenn wir diese Möglichkeit für zutreffend halten würden, so müßten wir dabei es als ganz selbstverständlich annehmen, daß sich die allgemeine Meinung den Verdacht nicht nehmen ließ, daß hier ein Verbrechen vorliege, und daß ein den Cäsaren so feindlicher und zur Kriminalpsychologie so hinneigender Schriftsteller wie Tacitus, und ein Klatschsammler wie Sueton, sich dieser kursierenden Gerüchte bemächtigen und sie als die geheime Wahrheit hinstellen würden; ihr Zeugnis kann für die quaestio facti nicht entscheidend sein. Die einzige andere Möglich-

keit, daß Agrippina ihm vorsätzlich den Giftpilz gereicht habe, verlegt den Schwerpunkt der Frage sofort dahin, welche Vorteile denn die Kaiserin von dem plötzlichen Ableben ihres Gemahls in dem damaligen Zeitpunkte erwarten konnte. Darüber muß ein Mann wie Tacitus, nach der ganzen Art seiner Schriftstellerei uns besonders überzeugende Aufschlüsse geben; aber er weiß kein anderes Motiv beizubringen als die Angst der Agrippina vor dem freigelassenen Narcissus, der ihr angeblich nach dem Leben trachtete. Um diese Alternative zu entscheiden, hat Ranke die Naturgeschichte von Oken aufgeschlagen, da wir in Plinius' Naturgeschichte bei Erwähnung der zum Teil giftigen Pilze und bei Juvenal (VI. 619) den Agrippinae boletus speziell erwähnt finden. Da nun Oken angibt, daß die Fälle sehr häufig sind, in denen ältere Personen nach dem Genuß dieser Pilze sterben, während jüngere leicht davonkommen, und da Ranke von einem ähnlichen Falle in Berlin wußte, in dem nach einem Gastmahl von einer Anzahl durch Champignons erkrankter Teilnehmer nur der älteste starb, Claudius aber an jenem Abend mit seinen 54 Jahren der weitaus älteste Teilnehmer des Gastmahls war, so läßt er nur die erste Möglichkeit gelten und die zweite ganz fallen. Die historische Frage über den Tod des Claudius liegt jetzt also so: Gehört das Sterben des 54jährigen Claudius nach dem Genuß von Pilzen, von denen einige von Natur giftig waren, zu den sich häufig wiederholenden Unglücksfällen dieser Art oder nicht? Im bejahenden Falle verliert diese Frage damit ihren historischen Charakter. Nur wenn uns die Wahrscheinlichkeit des von Ranke konstatierten Verlaufs nicht einleuchtet, müssen wir die sich nun ergebenden Möglichkeiten einer absichtlichen Vergiftung in die disjunktive Form bringen, die jeder scharfgestellten historischen Frage innewohnt[1]).

[1]) Fragen von der Form: „Warum sind die Portugiesen aus Japan vertrieben worden?" sind ohne nähere Präzisierung als Untersuchungsthemata noch gar nicht geeignet, weil mit bloßer Denk- und Phantasiearbeit eine unübersehbare Reihe hypothetischer Antworten auffindbar sind, das disjunktive Urteil also endlos würde. Wir kommen, auch wenn wir auf solche historische Frage nicht vorbereitet sind, der Sache am leichtesten näher, wenn wir durch Präliminarfragen die in der Frage implizite enthaltenen Momente herausholen. Diese Vorfragen, mit deren Hilfe wir in den Sinn der Frage einzudringen suchen, sind immer dieselben und erledigen sich nach praktischen Erfahrungen am besten in immer derselben Reihenfolge, wobei natürlich öftere Wiederholung sehr förderlich sein kann. Als solche Präliminarfragen genügen aus der alten lateinischen Anleitung: Wer? Wann? Wo? und Was? In dem vorliegenden Falle wird auf die Frage: Wer? natürlich die Antwort nur sein können: die japanische Regierung vertrieb die portugiesischen Einwanderer, Kaufleute, Missionare. Die zweite Präliminarfrage: Wann? wird vielleicht von vornherein nicht definitiv beantwortet werden können, aber doch wenigstens mit der Bestimmung: Vor 1640, d. h. vor der Wiedererstehung der portugiesischen Unabhängigkeit in Europa. Als dritte Präliminarfrage: Wo? ergibt sich die Präzisierung: Aus Nagasaki oder aus anderen Plätzen Japans, wo

§ 14. Auch für die Rezeption ist die Fragestellung nützlich.

Sehr wichtig ist für jeden Historiker und Geschichtsfreund die Gewöhnung, sich die richtige Form der Fragestellung auch dann sorgfältig zu überlegen, wenn er gar nicht an eine spezielle Untersuchung denkt, sondern nur zufällig einem bestimmten Bestandteile seines historischen Bewußtseinsmaterials regere Aufmerksamkeit zuwendet. Dieser tritt dadurch für den Augenblick in ein uns neues Licht, und wenn dieses auch der Erinnerung wieder verschwindet, so bemerken wir später die größere Herrschaft, die wir durch solche wiederholten und verschiedenartigen Durchleuchtungen über unseren ganzen geistigen Besitz gewonnen haben. Wir gewinnen allmählich eine größere Leichtigkeit, Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten uns bekannter Ereignisse und Erscheinungen festzuhalten und Zusammenhänge zu vermuten, über die wir uns im Fortgang unserer Studien und Erfahrungen klar zu werden wünschen. Gewissermaßen, unser Organ historischer Intuition wächst durch nichts so sehr wie durch den häufigen Gebrauch zur historischen Fragestellung. Sehr bald machen wir die Erfahrung, daß das Hauptinteresse bei der Lektüre eines neuen Buches aus den Treffpunkten sicherer Fragestellungen kommt, denen wir einen Augenblick der Überlegung gewidmet haben. Eigentlich doch nur durch Herausarbeiten der Problemstellung können wir hoffen, Gesamtanschauungen zu gewinnen und die Mannigfaltigkeit des einzelnen, das wir in uns aufnehmen, durch Denkoperationen in unserem Besitz festzuhalten. Die Präsenz eines solchen Allgemeinwissens brauchen wir aber wieder bei der Beurteilung und Aufnahme jeder historischen Einzelforschung, damit wir für unser Wissen allmählich die endgültige Fassung finden und das leisten, was Goethe aufs treffendste mit den Worten bezeichnet hat:

„Und was in schwankender Erscheinung schwebt,
Befestiget mit dauernden Gedanken."

Eine Gemeinde von Geschichtsfreunden und Geschichtsschreibern, die diese Aufgabe übernimmt, ist unentbehrlich, um die gesicherten

---

Portugiesen sich niedergelassen hatten. Die vierte Präliminarfrage: Was? ergibt ohne Mühe: Nachdem die Portugiesen von Macao aus Japan entdeckt hatten, traten sie in einen lebhaften Handelsverkehr und erhielten Faktoreien in Japan und nahmen das lebhafteste Interesse an den Fortschritten der Jesuitenmissionare. Wenn das nun nach 100 Jahren wieder alles aufhören mußte, so kann die japanische Regierung politische, religiöse und wirtschaftliche Gründe für ihre veränderte Haltung gehabt haben, es können aber auch die taktlosen Handlungen der Portugiesen das nationale Selbstgefühl der Japaner gereizt haben.

So ergibt sich schon die viel präzisere Fragestellung: Waren es politische, wirtschaftliche, religiöse oder nationale Gründe, durch die die japanische Regierung bewogen wurde, den bis dahin in Japan geduldeten Portugiesen den Aufenthalt und das Erscheinen im Lande zu verbieten?

Resultate der Forschung als communis opinio festzuhalten und den Richterstuhl abzugeben, vor dem jede neue Erarbeitung sich zu rechtfertigen hat. Bei allen noch nicht „ausgemachten" Problemen der Geschichtswissenschaft ist die Orientierung über die Fragestellung und ihre Modifikationen ein Ersatz der noch nicht vorhandenen Erkenntnis, zugleich aber ein wirksamer Antrieb für weitere Forschung.

Drittes Kapitel.

Historische Auffassung und das Reich der Zwecke.

Το δὲ τέλος ἁπάντων μέγιστον ἐστίν.
(Aristoteles „Poetik", Kap. 6.)

§ 15. Vorbemerkung.

Aus unseren bisherigen Betrachtungen ergibt sich, daß historische Auffassung eine besondere Art von genetischer Verknüpfung tatsächlichen Bewußtseinsmaterials ist. Es bedarf daher einiger theoretischer Überlegungen, durch welche Merkmale sie sich von anderen Arten genetischer Verknüpfung unterscheidet.

§ 16. Genetische Verknüpfung.

Genetische Verknüpfung ist die mit Hilfe der Kategorie der Kausalität vollzogene Lösung einer sich tatsächlich herausstellenden ontologischen Antinomie, d. h. einer Erkenntnis, daß etwas sich innerhalb einer gewissen Zeit wesentlich verändert hat und doch als einheitliche Identität aufgefaßt wird. Wir bedürfen dieses Schemas auch für unsere Naturerkenntnis, wenn wir z. B. den Schwefel nicht vermissen wollen, den wir in eine chemische Verbindung gebracht haben, oder wenn wir uns berechtigt halten, einen Vulkan, der „schläft" und wieder tätig wird, einen Fluß in seinem Ober- und Unterlauf, eine Pflanze in ihrem Wachstum vom Keimblatt bis zum Fruchtertrag, ein animalisches Wesen in der Metamorphose der Raupe zum Schmetterling zu erkennen. Schon bei diesen Zusammenfassungen natürlicher Verschiedenheiten in einen einheitlichen Begriff nach Maßgabe der sich regelmäßig wiederholenden Veränderungen ist uns auf der Durchschnittshöhe allgemeiner Bildung der Unterschied des Gesichtspunktes geläufig, den wir bei anorganischen Wesen einerseits und bei organischen andererseits zur Anwendung bringen. Ein völliges Verständnis des Überganges lebender Organismen von einer Erscheinungsform in die andere

glauben wir erst dann gewonnen zu haben, wenn wir die innere Zweckmäßigkeit bei der Kenntnisnahme des Überganges mitbegriffen haben[1]).

§ 17. Zwecksetzungen im Ablauf von Veränderungen.

Bezieht sich die genetische Verknüpfung nun aber auf ein Wesen, dem wir, wie wir es aus praktischen Gründen gar nicht anders können, freien Willen und selbständige Handlungen zuschreiben, und bei dem wir einen großen Teil der scheinbaren Widersprüche, die wir beobachten, als nicht regelmäßig wiederkehrende Veränderungen anerkennen müssen, so tritt die eigentlich historische Auffassung in ihre Rechte, d. h. diejenige genetische Verknüpfung, die das Zweckbewußtsein der Menschen als ausschlaggebenden Faktor in den Kausalnexus hineinzieht, durch den die nicht regelmäßig eintretenden Veränderungen menschlicher Dinge, die wir als Einheit begriffen haben, erst verständlich werden. Dieses Verfahren kann sich deshalb so weit auch über die Tierwelt und leblosen Dinge erstrecken, als wir das Eingreifen des menschlichen Zweckbewußtseins für den ausschlaggebenden Faktor der Veränderungen halten. So konnte z. B. der Naturforscher E. Jesse eine Geschichte des britischen Hundes schreiben, die keine Naturgeschichte ist, sondern die Züchtungsresultate der alten Briten, der Angelsachsen und Engländer an den Veränderungen der in dem Inselreich vorkommenden Varietäten der Spezies canis familiaris in genetischer Verknüpfung vorführt. Daß in der Geschichte der deutschen Hufe von Waitz oder des griechischen Alphabets von Kirchhoff das Zweckbewußtsein der Menschen, welche die aufgezeigten Abweichungen von der Tradition hervorgebracht haben, der Schlüssel des Verständnisses ist, leuchtet schon bei der Präzisierung der Frage sofort ein.

Zweck ist die Vorstellung einer nach dem gesetzlichen Naturverlauf zu erwartenden Wirkung von Ursachen, deren Eintreten durch spontane Betätigungen herbeigeführt werden soll. Jede Zweckhandlung setzt also eine willkürlich herbeigeführte Veränderung voraus, die zum mindesten eine weitere Veränderung als natürliche Folge nach sich ziehen soll. Wir können mit einer Handlung auch zwei oder noch mehrere uns gleichmäßig wichtige Zwecke verbinden oder unter den erwarteten Wirkungen Haupt- und Nebenzwecke unterscheiden. Vor allem aber können wir uns schon im

[1]) Die Definition, von der wir ausgingen: „Geschichte ist die Auffassung eines als Einheit begriffenen Gegenstandes mittels der Unterscheidung seiner sich nicht regelmäßig wiederholenden Veränderungen“ bewährt sich an dieser Analogie aus dem Reich der Naturkenntnis. Die oben dargelegte Ähnlichkeit des Verfahrens in bezug auf gewisse Naturgegenstände tritt in dem Ausdruck „Naturgeschichte“ deutlich hervor.

voraus überlegen, wie wir die zu erwartende erste Wirkung weiter benutzen werden, um durch eine sie mitverwertende künftige Handlung weitere Zwecke zu erreichen. Wir können, indem wir so Veränderung an Veränderung gereiht denken, eine ganze Kette vorausberechneter Wirkungen herbeiführen, von denen uns einige nur als Zwischenzwecke dienen sollen, deren Verwirklichung wir, soweit wir können, wieder beseitigen möchten. In jedem Kalkül unterscheiden wir deshalb die von uns gewählten Mittel zum Zweck sehr deutlich von den eigentlichen Absichten unserer Handlungen. Während wir bei der Wahl des Hauptzieles unserer Handlungen das Bewußtsein der Freiheit haben, sind wir in bezug auf die Wahl der Mittel zum Zweck durch den von uns als richtig gehaltenen Mechanismus gesetzmäßiger oder doch wenigstens regelmäßiger Veränderungen gebunden. Diese Beschränkung unserer Freiheit durch den in den Dingen liegenden Kausalnexus empfinden wir zwar gewöhnlich als eine Schranke unserer Macht; vieles muß „frommer Wunsch“ bleiben, weil uns die Mittel fehlen, es herbeizuführen. Wir haben aber, wenn wir das Getriebe der Kräfte richtig überblicken, darin eine aus der Überlegenheit des Geistigen über das Materielle abgeleitete Möglichkeit, durch kleine Einwirkungen an der richtig gewählten Stelle den Gang des ganzen Mechanismus anders zu gestalten, als es ohne diesen glücklichen Zugriff selbst mit der größten Kraftaufwendung möglich wäre. Daß aus kleinen Ursachen große Folgen entstehen können, verhindert jeden zahlenmäßigen Vergleich zwischen Ursachen und Wirkungen im Gebiet menschlicher Zweckhandlungen. Selbst bei komplizierteren, nur nach mechanischen Gesetzen arbeitenden Maschinen haben wir uns gewöhnt, die Zwecksetzung von dem eigentlichen Kausalnexus zu unterscheiden, indem wir von dem „Auslösen“ gewisser Arbeitskomplexe durch minimale Kraftaufwendung sprechen. In den noch zusammengesetzteren Betrieben, in denen auch der freie Wille anderer Menschen eine große Rolle spielt, macht unser Zweckbewußtsein von solchen Auslösungen noch einen viel freieren Gebrauch. Wir brauchen nur daran zu erinnern, daß es in allen Ländern Sprichwörter gibt wie das lateinische: „Do, ut des“, das englische: „Exchange no robbery“, das deutsche „Mit der Wurst nach der Speckseite werfen“, oder das japanische: „Mit dem Krebs eine Seebrasse ergattern“ und das russische: „Mit Honig fängt man Fliegen, aber auch Bären.“

§ 18. Routine und Zwecktätigkeit.

Objektiv betrachtet, handeln wir zweckmäßig, wenn wir in die sich innerhalb unseres Bereichs abwickelnden Reihen der Wechselwirkungen so eingreifen, daß dadurch ein uns dauernd nützliches oder wertvolles Resultat herbeigeführt wird. Dazu ist keineswegs immer das Bewußtsein der Zweckmäßigkeit während des ganzen

Verlaufs unserer Einwirkungen notwendig. Gerade dadurch, daß wir die vollkommene Freiheit des Handelns ja auch gegenüber dem aufgestellten Kalkül und namentlich gegenüber den Mitteln zum Zweck während des ganzen Ablaufs des gewünschten Prozesses behalten, ergeben sich leicht selbstverschuldete Beeinträchtigungen des Erfolges durch unpassende Änderungen unseres Planes oder durch neue Richtungen unseres Willens. Daraus erklärt sich ja die sonst rätselhafte Tatsache, daß wir die erforderlichen Einzelhandlungen, aus denen sich eine Zweckhandlung zusammensetzt, um so leichter und richtiger vollziehen, je weniger wir über den momentanen Stand und Verlauf der Veränderung uns immer Rechenschaft zu geben suchen. Was wir durch Instinkt oder Übung ohne Gewahrwerden des inneren Zusammenhanges mit unseren Absichten, d. h. unbewußt tun, ist der ungehemmten, zweckmäßigsten Ausführung viel sicherer als was überlegt, abwägend, bis ins einzelne zweckbewußt geschieht. Durch Treffsicherheit beschämt der gesunde Menschenverstand und die unreflektierte Übung alles, was die Weisesten nach langer Besinnung und Beratung ins Werk setzen. Erst in den größeren Zusammenhängen, wo Instinkt und Empirie nicht ausreichen, tritt das Zweckbewußtsein dauernd als Triebkraft und Regulator menschlicher Handlungen ins Spiel, um die Denkanstrengungen, Willensentscheidungen und Kraftäußerungen herbeizuführen, die, wenn sie der Vergangenheit angehören, durch historische Auffassung verständlich gemacht werden können. In dem Bereich dieser Tatsetzungen, soweit sie sich nicht regelmäßig vollziehen, hat die historische Forschung ihr eigentliches Arbeitsfeld.

§ 19. Versagen der Statistik bei Erforschung von Zweckhandlungen.

Wäre jedes Interesse und die auf seine Verwirklichung verwandte Arbeit isolierbar und gleichmäßig (gattungsmäßig) auf alle Menschen verteilt, so würde das Ideal wissenschaftlicher Erfassung, nämlich die Aufstellung von Gesetzen, die das Reich der Zwecke vollständig beherrschen, möglich und notwendig. Dann wäre allerdings auch mit der Subsumption unter ein Gesetz, als ein Fall desselben, unser theoretisches Interesse an einer menschlichen Handlung ebenso erschöpft, wie an den Erscheinungen, die wir naturgesetzlich bestimmen können. Bekanntlich sucht die Statistik verhältnismäßig einfache und sich oft wiederholende Zweckhandlungen der Menschen, ebenso wie natürliche Massenerscheinungen, bei denen die menschlichen Individuen als gleichartig gelten können, zahlenmäßig zu erfassen. Die auffallende Gleichmäßigkeit der sich dabei häufig zeigenden Verhältniszahlen hat nun voreilige Betrachter menschlicher Dinge dahin geführt, für alle menschlichen Handlungen

sogenannte Gesetze der großen Zahl ausfindig zu machen und darin die eigentlich wissenschaftliche Betrachtungsweise auch für das Betätigungsgebiet des Zweckbewußtseins zu erblicken. Was der Belgier L. A. J. Quetelet von dieser Voraussetzung aus in seinen Schriften: „Sur l'homme et le développement de ses facultés, ou Essai de physique sociale" (1835) und „Du système social et des lois qui le régissent" (1848) als angeblich ausreichende Erklärung für die Handlungen der gegenwärtig lebenden Menschen gefunden hat, glaubte Henry Thomas Buckle im ersten Bande seiner „History of civilisation in England" (London 1857) für die Betrachtung der Vergangenheit nutzbar machen zu können, um dadurch die Geschichte erst eigentlich zum Range einer Wissenschaft zu erheben. Man sieht aber leicht ein, daß mit solchen statistischen Berechnungen für die Zweckhandlungen der Menschen gar nichts zu gewinnen ist, wenn man über engbegrenzte Massenerscheinungen hinausgeht, bei denen in der Fragestellung schon der Sinn der ganzen Berechnung vorweggenommen ist. Die nach Buckle interessante Beobachtung, daß unter den von den Postbeamten den Briefkästen in ganz England entnommenen Briefen jedes Jahr ein fast gleicher Prozentsatz der Adresse entbehrt, beweist gar nichts, da man ja das Vergessen der Aufschrift nicht unter die zweckbewußten Handlungen rechnen kann. Daß der Prozentsatz der Selbstmorde in Zeiten schwerer Handelskrisen größer ist als sonst, ist leicht verständlich; aber die Vermutung, daß es so ist, mußte doch schon vorausgehen, ehe die Probe aufs Exempel gemacht wurde, und über den kausalen Zusammenhang von pekuniären Schicksalsschlägen und Selbstmord belehrt uns nicht die Statistik, die höchstens einen Gradmesser für die Bedeutung der vorausgesetzten, außerordentlichen Umstände abgibt, sondern die uns ohne weiteres gegebene Menschen- und Lebenskenntnis. Auch wenn es ein unabänderliches Gesetz gäbe, daß in dem gerade vorliegenden Gesellschaftszustand s jährlich x Mordtaten und y Selbstmorde vorkommen müssen, so wäre das doch für historische Ereignisse, wie die Ermordung Cäsars am 15. März 44 v. Chr. und Catos Selbstmord zwei Jahre vorher, gar keine Erklärung des Ereignisses. Denn das ist doch keine Erklärung, daß die statistisch erforderlichen Zahlen in den betreffenden Jahren ohne Cäsars und Catos Tod nicht erreicht worden wären.

§ 20. Angebliche Hauptzwecke der geschichtlichen Veränderungen.

Nicht viel besser steht es mit den neueren Versuchen, durchgängig in den historisch erfaßten wirtschaftlichen Veränderungen gewissermaßen den Wesensgrund aller sonstigen, im Laufe der Zeit eintretenden Veränderungen zu begreifen. Den Ausgangspunkt zu dieser ökonomischen Interpretation der Weltgeschichte gab der

Erfolg des Historikers Karl Wilhelm Nitzsch, gewisse Gesamtbilder nationalen Lebens bei den alten Römern und bei den Deutschen dadurch schärfer herauszuarbeiten, daß er die konkreten Zustände des täglichen Lebens in verschiedenen Entwicklungsepochen miteinander verglich und zwar vor oder nach, mit oder ohne ein gewisses, von ihm nach Ursachen und Wirkungen betrachtetes Charakteristikum. So stellte er die Zeiten der Naturalwirtschaft denen einer entwickelten Geldwirtschaft mit bewußter Übertreibung und mit unrichtiger Verallgemeinerung gegenüber, um bei seinen Lesern und Hörern das Wegdenken der uns geläufigen Einrichtungen eines entwickelteren Handelsverkehrs zu erleichtern. Dasselbe Kunstmittel historischer Darstellungen verwandte er bei der schroffen Gegenüberstellung italienischer Städte- und deutscher Bauernkultur, niedersächsischer Hofansiedlung und hauptstädtischer Zentralisation. Aber dazu war er ein zu guter Historiker, um zu glauben, daß der wirtschaftliche Fortschritt die ganze Kette des Gewebes abgibt, für das alle übrigen Tätigkeiten der Menschen nur den Einschlag bilden. Erst unter seinen Schülern ist die Erkenntnis, daß aus wirtschaftlichen Verschiebungen leicht entsprechende soziale Differenzierungen hervorgehen und daß die freien geistigen Beschäftigungen der Menschen und Verfeinerungen der Kultur eine Schicht hochgestellter, von den Sorgen des täglichen Lebens nicht berührter Familien voraussetzen, dahin vergröbert worden, daß mit dem Nachweis der Erfüllung dieser Bedingungen auch schon das Verständnis für die tatsächlichen Errungenschaften auf geistigem Gebiet gegeben sei. Diese doktrinäre Anschauung ist dann durch Karl Lamprecht dahin weiter gebildet worden, daß entsprechend den Fortschritten der materiellen Kultur auch die Gesamtheit der geistigen Fähigkeiten eines Volkes, die sogenannte Psyche, notwendig von dem Stadium des unterschiedslosen Typismus oder der Gleichheit aller zu einem, bewußte Gruppengegensätze ermöglichenden Kollektivismus und endlich zur Selbständigkeit aller Individuen sich entwickeln soll. Diese Unterscheidungen sind im besten Fall doch nur Abstraktionen, die es uns erleichtern, nicht mit den Vorstellungen unserer Gegenwart den Rahmen auszufüllen, der die Zustände längst vergangener Zeiten als Hintergrund für die sich davon abhebenden Begebenheiten und Menschen umspannen soll. Aus einer begriffsmäßigen Korrektur mittels des Wegstreichens gewisser uns aus der eigenen Lebenserfahrung geläufiger Merkmale suchen die Geschichtsschreiber nach dieser Methode ein Surrogat historischer Darstellung zu machen. Sie sind sich selber dabei nicht bewußt, daß sie das von Hegel für den Weltgeist als seinen vermeintlichen Fortschritt im Bewußtsein der Freiheit aufgestellte Schema auf die Zuständlichkeit übertragen, die sie als das sich gleichbleibende Substrat historischer Veränderung hinstellen. Indem

sie verschiedene „Ausdrucksformen" begrifflich gegeneinander abgrenzen, glauben sie die Wandelungen der „Psyche" zu ergründen. Hegel glaubte ja auch, mit der Formel, daß im grauesten Altertum einer, in der Blütezeit antiker Kultur einige und in der modernen Zeit alle frei seien, den Sinn der geschichtlichen Entwicklung gedeutet zu haben.

§ 21. Unmöglichkeit, vorwaltende Zwecke für die ganze Geschichte zu finden.

Nicht nur die bisher erwähnten, sondern auch alle Versuche, einen einzigen, unausweichlichen Weg oder eine Stufenfolge für die Entwicklung eines Volkes oder der Menschheit herauszufinden, sind als völlig verfehlt zu bezeichnen, weil dem Reiche der Zwecke die systematische Einheitlichkeit fehlt, die dabei vorausgesetzt werden muß, und weil wir die Wesensgleichheit aller Menschen, die in historischen Zeiten sich selbst das Ziel ihrer Handlungen setzen konnten, voraussetzen müssen. Wir brauchen nur die gegenständliche Zeichnung ältester Zustände, wie sie in Homers Gedichten vorliegt, mit dem zu vergleichen, was wir offenen Auges in unserer eigenen Umgebung als das wahrhaft Menschliche erkennen. Auch überzeugen wir uns leicht, daß für die Gegenwart kein allgemein anerkanntes und darum der Verwirklichung sicheres Ziel aller Bestrebungen angegeben werden kann. Wenn wir an sich ja lobenswerte Ideale, wie den vom Altertum und Mittelalter überkommenen Gedanken:

„Ihr alle sollt auf Erden
Ein Volk und eine Herde werden",

oder den Gedanken des ewigen Friedens ebenso wenig für einen möglichen Leitstern des Zweckbewußtseins aller Menschen anerkennen können, wie den sozialdemokratischen Utopismus allgemeiner Gleichheit oder irgendeinen anderen, von einem zukünftigen Soziologen noch zu findenden Gipfelpunkt des menschlichen Daseins, so leitet uns dabei die geschichtsphilosophische Einsicht, daß mit einer Systematik im Reich der Zwecke eine Einengung der Möglichkeit geistiger Betätigung gegeben wäre, die der Selbständigkeit der zur Freiheit erwachten Menschennatur widerspricht. Auch die vollständigste Kenntnis der Vergangenheit kann keine Verschlingung menschlicher Zwecke zeigen, die unserer Weltlage genau entspricht. Ebenso wenig können wir künftigen Geschlechtern vorschreiben, wie sie sich das Leben einrichten sollen, das ihnen auf Erden beschieden ist.

§ 22. Querschnitte und Längsschnitte zur Aufzeigung der Veränderungen.

Im Vergleich zu der von Buckle empfohlenen Methode, nur die zahlenmäßig bestimmbaren Kausalzusammenhänge als historische Gesetze aufzustellen, kommt das Verfahren der Neueren, die gewisse

Querschnitte der sozialen und wirtschaftlichen Zustände eines Volkes in verschiedenen Perioden der Vergangenheit analysieren und einander gegenüberstellen, den am Anfang gegebenen formalen Bedingungen der wissenschaftlichen Geschichtsbetrachtung schon näher. Da stillschweigend für die früheren und späteren Zustände, z. B. für die naturalwirtschaftliche und geldwirtschaftliche Stufe des deutschen Volkes die Forteristenz derselben begrifflichen Einheit, nämlich des deutschen Volkes, als gemeinsames Substrat angenommen wird, so vollziehen wir unbewußt den Schluß: Hier hat eine wesentliche Veränderung stattgefunden, bei der doch die Identität gewahrt blieb. Wenigstens die Elemente historischer Fragestellung sind damit gegeben.

Was aber fehlt, ist die kausale Überleitung von dem einen Stadium des inneren Zweckzusammenhanges zu dem anderen, und damit das geistige Band, dessen wir zur Vertiefung unseres Verständnisses des als Einheit zu erfassenden deutschen Lebens besonders bedürfen. Ihren soziologischen und nicht eigentlich historischen Charakter zeigt diese Methode ganz deutlich darin, daß dieselbe Entwicklung, die für das Seelenleben der alten Deutschen auf diese Art festgestellt ist, auch in der Entwicklung des ältesten japanischen Seelenlebens gesucht und gefunden wird. Durch das Prinzip seines Verfahrens wurde Lamprecht ganz folgerichtig dazu gedrängt, die phylogenetische Betrachtungsweise der Zoologen als erwünschtes Abkürzungsmittel auf die historischen Probleme zu übertragen. Der Fehler liegt eben darin, daß ein z. B. nach nationalökonomischen Merkmalen charakterisierter Unterschied durch isolierte Beschreibungen der entsprechenden, einander entgegengesetzten Zuständlichkeiten zwar näher veranschaulicht und begriffsmäßig auf eine Formel reduziert wird, daß aber die genetische Verknüpfung des Früheren mit dem Späteren vernachlässigt oder nur angedeutet wird. Solche Abstraktionen sind in der Tat bis zu einem gewissen Grade übertragbar. Wenn man nun die gefundenen Formeln für das Wesentliche ausgibt und nicht den Hauptnachdruck darauf legt, die bei der begrifflichen Gleichartigkeit dennoch bemerkbaren Verschiedenheiten der eigentlichen Forschungsobjekte, nämlich der Nationalitäten, herauszuarbeiten, so kommt man gar nicht zu dem Bedürfnis, die Ereignisse und Begebenheiten zu verstehen, in denen das besondere Leben sich offenbart. Daß geschulte Historiker uns ein solches quid pro quo anbieten, erklärt sich aus den für eine volle Bewältigung der historiographischen Arbeit unzureichenden Bedingungen, die für manche historische Fragen durch die Mangelhaftigkeit unseres Beweismaterials gegeben sind. Denn leider müssen wir für die Frühzeiten, wie schon Thucydides bemerkt hat, solche Querschnitte als Notbehelfe gelten lassen, wie wir sie ja auch als didaktische Mittel zur schärferen Betonung des Unterschiedes

der Zeiten bei uns näherliegenden, heller erleuchteten Vorgängen immer gern verwenden. Es ergeben sich auch dabei Lichtblicke von der größten Bedeutung für das Verständnis historischer Begebenheiten. Wenn etwa Thucydides darauf hinweist, daß für kriegerische Verwicklungen und Wanderungen die Seefahrt das bequemere und in der ältesten Zeit fast ausschließlich benutzte Operationsmittel war, oder wenn Ranke bei der französischen noblesse d'épée die Unterschiede zwischen dem Kavalier zur Zeit Ludwigs XIV. und seinem Ahnherrn in der Epoche des 100jährigen Krieges gegen England durch Aufzählung der Merkmale verdeutlicht. Prinzipiell aber müssen wir, wo es irgend angeht, auf Längsschnitte dringen, die ohne erhebliche chronologische Lücken aus dem Ineinandergreifen der menschlichen Zweckhandlungen die dauernden Folgen und damit die Umwandlungen eines Forschungsobjektes aufzeigen. Weil wir im historischen Verlauf ununterbrochene Kausalzusammenhänge voraussetzen, so müssen wir auch in unserer ideellen Nachzeichnung die Kontinuität des Lebens einer begrifflich erfaßten Einheit nicht aus den Augen verlieren.

§ 23. Interessegemäße Aktionen und Reaktionen.

Bewußte Kontinuitäten verschiedenartiger Interessen und darauf bezügliche miteinander in Wechselwirkung stehende Zweckhandlungen der Menschen bilden also den Inhalt des historischen Lebens. Erhaltung oder Ausdehnung bestehender Interessen, Schaffung oder Beseitigung neuer Interessen, darum drehen sich die Zweckhandlungen vernünftiger Menschen. In zusammenhängenden Ketten, die begrifflich als Einheiten in der Folge der Veränderungen festzuhalten sind, werden sie realisiert oder zu realisieren versucht. Die dabei möglichen Summationen der Interessen und Übereinstimmungen der Zwecke führen notwendig im Lauf eines längeren Realisierungsprozesses zu Vereinigungen und Trennungen der beteiligten Menschen, zu Spannungen, Reibungen und Kämpfen, oder, um sie zu vermeiden, zu Verabredungen, Vereinbarungen und Selbstbeschränkungen, weil die natürlichen Hilfsmittel, über die wir verfügen, beschränkt sind und weil wir die Anerkennung und Fortdauer auch unserer geistigen Interessen erstreben. Erst müssen sich mannigfaltige gesteigerte Interessen gebildet haben und Versuche gemacht sein, verschiedene Interessensphären zu unterscheiden und dauernd abzugrenzen, ehe diejenige Intensität menschlicher Bestrebungen erreicht ist, in denen wir historisches Leben erblicken können. Dieser Zustand ist erreicht, sobald Menschen und Menschengruppen sich nicht nur ihrer einander berührenden, gemeinsamen oder einander entgegengesetzten Interessen als dauernder Bestandteilen ihrer Existenz bewußt werden, sondern auch jede nachfolgende

Generation, die durch die Zweckhandlungen der Väter errungenen Interessen in Anspruch nimmt. Für diesen in jedem bewußt historischen Moment vorliegenden Zustand gilt der Gedanke Hegels: „Wo kein Gegensatz ist, da ist auch kein Interesse“ in voller Konsequenz für jede Veränderung auch in der Umkehrung: Wo ein Interesse vorhanden ist, kann der Gegensatz nicht ausbleiben. Sowie daraus Zweckhandlungen entstehen, setzt die Reihe der Aktionen und Reaktionen ein, die als die Elemente historischer Betrachtung nachgefühlt und verstanden, aber nicht weiter analysiert werden können. Sie selbst, und zwar sowohl die Wirkungen, die sie erreichen, wie diejenigen, die von ihnen erhofft oder gefürchtet werden, bilden nun wieder neue Interessen und damit neues Urmaterial des historischen Prozesses. Seinen sich naturgemäß immer mehr komplizierenden Kausalzusammenhang zu entwirren, wäre aussichtslos, wenn wir nicht, da wir unweigerlich in diesen Prozeß verstrickt sind, durch eigene Erfahrung und durch Besprechungen mit anderen Menschen gewisse zusammenhängende Teilerscheinungen als Anschauungsbilder mit uns herumtrugen, weil wir sie als Wirklichkeit wiederholt fühlen mußten oder beobachten konnten.

§ 24. Das Reich der Zwecke als Material aller Geisteswissenschaften.

Diese durch Lebenserfahrung und den Inhalt unserer historischen Erinnerungen gewonnenen Anschauungsbilder über menschliche Aktionen und Reaktionen im Zusammenhang und Widerstreit der Interessen nach Maßgabe der im Vollzug begriffenen Zweckhandlungen liefern das Bewußtseinsmaterial für alle Geisteswissenschaften. Jede einzelne von ihnen findet in einem Aufbau interessemäßig aufeinander wirkender Kausalzusammenhänge das Prinzip ihrer Forschung. Für alle ist gleichmäßige Voraussetzung, daß außer den mannigfaltigen Beziehungen der Menschheit zu den übrigen Tiergattungen, zu den Pflanzen und der anorganischen Welt bei unseren Zweckhandlungen auch die im Konkurrenzkampf der Individuen und in der Struktur menschlicher Zweckverbände gegebenen Spannungsmomente eine wichtige, ja, im großen angesehen, die wichtigste Rolle spielen. Wenn sie nun aus der Fülle der Anschauungsbilder, die uns aus der Vergangenheit geläufig sind, einzelne herausgreifen und sie gesondert als Erfüllungen menschlicher Lebensansprüche und Befriedigungen menschlicher Bedürfnisse auf ihren Wesensgrund zurückführen wollen, so bleibt ihnen nicht verborgen, daß in der Wirklichkeit menschlicher Beziehungen die von ihnen zwecks systematischer Behandlung herausgegriffenen Lebenselemente nicht isoliert in Wechselwirkung treten, sondern mit allen anderen menschlichen Interessenbetätigungen in unregelmäßiger, wie

sie sagen, bloß „historischer" Korrelation stehen. Wir werden an einer anderen Stelle auch die Frage näher ins Auge fassen müssen, ob es möglich ist, eine einigermaßen vollständige Liste der menschlichen Interessen, der auf sie bezüglichen Arten von Zweckhandlungen und der um ihretwillen geschlossenen Freundschaften und heraufbeschworenen Konflikte mit wissenschaftlicher Zuverlässigkeit zu geben[1]). Hier kommt es uns darauf an, die Gründe darzulegen, warum zum Verständnis des Reiches der Zwecke neben den systematischen Geisteswissenschaften noch eine für sich selbst stehende Geschichtswissenschaft notwendig ist.

§ 25. Störungen im Verlauf der Zweckhandlungen.

Es sind im wesentlichen drei miteinander im Zusammenhang stehende Überzeugungen, die uns dabei leiten.

Erstens wirken in jedem größeren Getriebe menschlicher Zweckhandlungen, das wir beobachten können, noch zwei vom Zweckbewußtsein unabhängige und dabei unregelmäßig wirkende Ursachen von Veränderungen mit: gewisse Naturereignisse und sehr erhebliche ungewollte Interessenverluste. Wie gewaltig zunächst unberechenbare Naturereignisse den Gang menschlicher Zweckhandlungen stören können, ist uns aus vielen unvergeßlichen Vorgängen leicht ersichtlich. Der große Kampf, den Perikles für die Realisierung des athenischen Reichsgedankens unternahm, wurde durch nichts so sehr beeinflußt, wie durch die Pest, die das ummauerte und belagerte Athen so schrecklich heimsuchte. Daß die ganze soziale Struktur in dem damals politisch so wohlgeordneten England durch die plötzliche Reduktion der Einwohnerzahl auf die Hälfte infolge des schwarzen Todes im Jahre 1348 völlig umgewandelt wurde, hat Rogers eingehend bewiesen, und von demselben Würgengel als Befreier Italiens beim Einfall Lautrecs in in das Königreich Neapel, im Jahre 1527, erzählten sich noch 30 Jahre später der Papst und die venezianischen Diplomaten in dankbarer Erinnerung. „Afflavit deus et dissipati sunt" ließ Königin Elisabeth auf die Denkmünzen prägen, die zur Erinnerung an den Untergang der spanischen Armada geschlagen wurden. Die frühzeitige und furchtbare Kälte im Anfang November 1812 hat dem Brande von Moskau erst seine Bedeutung als Morgenrot der Völkerfreiheit gegeben. Ein unerwarteter Todesfall kann in den Gang der bestüberlegten Unternehmungen so störend eingreifen, daß sie ihren Zweck verlieren, wie der spanische Erbfolgekrieg durch die tödliche Erkrankung Kaiser Josefs I. an den Pocken. Beim Hingang Heinrichs V. mitten in der Fülle von Macht und Aussicht setzt Ranke

---

[1]) Siehe 6. Kapitel: Geschichtswissenschaft und Soziologie.

die Bemerkung hinzu: „Zuweilen ist es, als spotte das Schicksal recht eigen der menschlichen Gebrechlichkeit.“ Daß Jakobs II. Gemahlin 1688 eines Knaben genas, störte die ganze innere Politik der englischen Parlamentsparteien so sehr, daß sie sich zu einer Revolution gezwungen sahen. Aber auch unerwartete Förderungen menschlicher Zweckhandlungen haben ihren Ursprung in unbekannten und unberechenbaren Naturverhältnissen. Für Kolumbus' Entdeckung Amerikas ist Schillers herrlicher Ausspruch:

„Mit dem Genius steht die Natur in ewigem Bunde;
Was der eine verspricht, leistet die andere gewiß“

noch nicht einmal ausreichend; so sehr Kolumbus bis an sein Lebensende sich darauf steifte, auf neuem Wege die Küsten Indiens erreicht zu haben, so fest steht es der Nachwelt, daß er viel mehr geleistet hatte, als er versprochen hatte. Die Entdeckung der Goldfelder in Kalifornien, wie in Transvaal, haben, obwohl sie doch nur Zufälle waren, den kausalen Zusammenhang der neueren Geschichte stärker beeinflußt als die allerdings nur historisch begreiflichen Schritte, die 1864 zum Syllabus und 1906 zu seiner Ergänzung geführt haben. Solange es nicht gelingt, zwischen solchen Naturereignissen oder Zufällen und den von ihnen entscheidend beeinflußten Kausalzusammenhängen im Reich der Zwecke eine geistige Verbindung herzustellen, wird das Bedürfnis einer genetischen Verknüpfung historischer Vorgänge ohne jede Nebenbeziehung bestehen bleiben.

Dasselbe gilt aber auch von den für die Beteiligten schmachvollen Interesseverlusten, die sich in der Vergangenheit oft genug beobachten lassen. Die für uns wichtigste Erscheinungsform ist diejenige, die man wohl als moralische Degeneration gekennzeichnet hat. Ein scheinbar aufs Feste begründeter und durch die Umstände begünstigter Komplex von Interessen, der sich in einer Familie forterbt, geht verloren, weil die berechtigten Nutznießer dieser Interessen nicht mehr fähig sind, sie zu erfassen und durch Zweckhandlungen zu erhalten oder auszudehnen. Was die Schotten für reich gewordene Familien als das Gesetz des Verfalls in der dritten Generation bezeichnen, weil sehr häufig der Verlust jedes Interesses am Gelderwerb bei den Enkeln eines Emporkömmlings beobachtet werden kann, ist zwar allgemein nicht zutreffend. Wie sehr aber der geschichtliche Verlauf durch diese Erscheinung ungewollten Interessenverlustes abgelenkt werden kann, erkennen wir bei den Merowingern, Pippiniden und den Nachkommen Karls V. Wir setzen die Stelle aus Ranke hierher, die auch eine allgemeine Bemerkung über Vorgänge dieser Art enthält: „Das Geschlecht der Pippine brachte lange Zeit Männer und Helden hervor, und noch Karl der Große war von trefflichen Söhnen umgeben; die Nation hatte

nimmermehr von ihm abzulassen geschworen: doch seitdem verfiel es von Geburt zu Geburt, bis zu Schwächlingen, die ihr Lebenlang Mündel blieben: drei Nationen waren genötigt, dem Schwure zum Trotze, von ihnen zu lassen. Mit Pippiniden und Merowingern läßt sich auch diese spanische Linie des Hauses Habsburg vergleichen. Wir treten hier an die Geheimnisse des Lebens, wo es aus verborgenen, zuweilen versiegenden Quellen sich nährt. Nur das dürfen wir sagen, daß der Mensch nicht allein von der Natur gebildet wird." (Rankes sämtliche Werke, Bd. 36, S. 115.)

Solche Erschöpfungen an früher vorhandenem Interesse und ungewollte Abspannungen ergreifen zuweilen aber auch ganze Völker in bezug auf die wichtigsten Fragen ihres öffentlichen Lebens. Man spricht von dem Aussterben von Naturvölkern durch „Resolvenz" und Rassenüberdruß. Preußische Generale haben nach der Schlacht bei Jena und Auerstädt bekanntlich das Interesse an der Kriegführung so sehr verloren, daß sie die ihnen anvertrauten Festungen ohne Schwertstreich übergaben. Die preußische Verfassungsfrage kam seit 1820 in das Stadium, daß sich auf einmal niemand mehr für ihre Lösung ernstlich interessierte. Wir sprechen in solchem Falle wohl von dem „Versumpfungsstadium", in das früher lebhaft umstrittene Fragen eingetreten sind.

Ein Anfall plötzlicher Verzweiflung ergreift zuweilen ganze Bevölkerungen, so daß sie sich gar nicht bemühen, das drohende Unheil abzuwehren. Die Provinzialen in Spanien und Afrika fielen ohne Gegenwehr dem Einfall der Barbaren zum Opfer. Bei A. Müller, Geschichte des Islam, Bd. II, S. 225 f., finden sich beglaubigte Angaben über die an Wahnsinn grenzende Furcht vor den Tataren. Wie oft sind die Historiker nicht in der Lage, einfach zu konstatieren, daß ein panischer Schrecken ausgebrochen war, der die Fortsetzung zweckbewußter Handlungen unterbrach. Was als der weiße Schrecken im August 1815 bekannt ist, durch den die Chambre introuvable zustande kam, ist keineswegs ein berechneter Einschüchterungsversuch entschlossener Gewaltmenschen, sondern ein plötzliches, durch einzelne als Symptome gedeutete Untaten herbeigeführtes Erlöschen des Interesses an der Erhaltung des vor den 100 Tagen geschaffenen Zustandes. Die kopflosen Paniken bei den des Rechnens doch sonst so gut gewohnten Börsenleuten sind ja ebenfalls solche Erscheinungen, die man als Unterbrechungen des zweckbewußten Verlaufs nur wie Naturerscheinungen einfach konstatieren kann.

Wäre das Eintreten dieser irrationalen Erscheinungen im Verwirklichungsprozeß menschlicher Zweckhandlungen eine seltene Ausnahme, so könnte man daran denken, in abgesonderter Behandlung die einzelnen Fälle aufzuzählen und ihre Folgen darzulegen, um etwa in den Betrachtungen von Wechselbeziehungen menschlicher

Zweckhandlungen, bei denen diese Störungen ins Spiel kamen, mit einer bloßen Erinnerung auf sie zu verweisen. In der Tat erweist sich diese Einschaltung in wirtschaftshistorischen Betrachtungen als völlig ausreichend, so oft die für sie wichtigsten Tatsachen der Neuzeit, die Entdeckung und Erschließung Amerikas, oder die Anwendung der Dampfmaschine, in einen Kausalzusammenhang hineingezogen werden müssen. Für allgemein historische Betrachtungen aber sind, wie die Erfahrung lehrt, solche äußerlichen Durchbrechungen im Vollzuge befindlicher Aktionen zu häufig und zu wesentlich, um an diesen Ausweg zu denken. Ein Todesfall oder selbst der Rücktritt eines Leiters zusammenhängender Zweckhandlungen und deshalb auch eines Mittelpunktes entsprechender Reaktionen verändert die ganze Situation, die wir als Resultat der vollzogenen Zweckhandlungen ansehen können. In unnachahmlicher Kürze konstatiert die biblische Geschichte eine solche Durchbrechung des allgemeinen Zweckzusammenhanges: „Da trat ein neuer König in Ägypten auf, der Josef nicht mehr gekannt hatte." Daß analoge Durchbrechungen und Ausgangspunkte eines neuen, fertig in den Kausalzusammenhang getragenen Interessenkomplexes sich in jeder über einen größeren Zeitraum ausgedehnten genetischen Verknüpfung menschlicher Dinge wiederholen müssen, lehrt der Augenschein. Eine prinzipielle Lostrennung des psychologischen Verständnisses, wie es bei Zweckhandlungen sich von selbst ergibt, von den jenseits derselben liegenden nur tatsächlich wirksamen Komponenten eines geschichtlichen Verlaufs ist deshalb auch vom Standpunkte psychologischer Heuristik nicht genügend, weil das Urteil über den Erfolg von Zweckhandlungen ohne Abzug dieser irrationalen Einwirkungen nicht als Lehre der Geschichte gelten kann.

§ 26. Hypostasierte Einheiten im Reich der Zwecke.

Das zweite, jede genetische Verknüpfung im Reich der Zwecke erschwerende und doch nicht zu beseitigende Moment liegt in der Tatsache, daß wir den Hypostasierungen, d. h. den als substantielle Einheiten erfaßten Zusammengehörigkeiten von Interessen- und Zweckzusammenhängen, die sich in der Vergangenheit gebildet haben, ein auf sich selbst bezogenes organisches Leben vindizieren. So weit das Reich der Zwecke reicht, bedürfen wir mit bewußter Ausscheidung naturgesetzlicher Tatsachen der Gleichsetzung von zweckbewußter konsequenter Wirksamkeit und organischer Lebendigkeit, indem wir unter Leben die kontinuierliche Fähigkeit verstehen, die eigenen Teile in ihrem für das Ganze zweckmäßigen Zusammenhang zu erhalten und auf die Veränderungen der Außenwelt interessemäßig oder zweckbewußt zu reagieren. Der preußische Staat ist keineswegs bloß ein in jedem Augenblick durch

den Willen seiner Untertanen hervorgebrachtes Kompositum von Ansprüchen, die ihren gemeinschaftlichen Interessen entsprechen und für das sie mit einer gewissen Intensität von Staatsgefühl Opfer zu bringen gewillt sind, sondern im Reiche der Interessen eine eigene lebendige Kontinuität, die je nach den Veränderungen ihrer inneren Struktur und ihrer Aktionen und Reaktionen nach außen hin wachsen, aber auch vergehen kann. Er ist, sobald er einmal besteht, keineswegs das Produkt der geltenden Verfassung, noch kann er durch eine von der jetzigen verschiedenen Konstitution um die Kontinuität seines Daseins gebracht werden. Es war eine falsche Auffassung, wenn der Prinz von Preußen über das Patent vom 3. Februar 1847 sagte: „Ein neues Preußen wird sich bilden. Das alte geht mit Publizierung dieses Gesetzes zu Grabe! Möge das neue so erhaben und groß werden, wie es das alte mit Ehre und Ruhm geworden ist." (Rankes sämtliche Werke, Bd. 51, 52, S. 441.) Um den richtigen Standpunkt gegenüber solchen aktionsfähigen historischen Gebilden zu gewinnen, wie es als Voraussetzung historischer Betrachtungen unumgänglich notwendig ist, müssen wir vielmehr die Realität der empfundenen und geltend gemachten Beziehungen ihrer jeweiligen Gegenwart mit der Vergangenheit und mit der Zukunft eben so als eine Einheit begreifen, wie wir es selbstverständlich für ein einzelnes Menschenleben von der Wiege bis zur Bahre tun. Mit Recht polemisiert Ranke gegen die von Bunsen gebrauchte Formel, als sei die Monarchie Friedrichs II. verstorben und begraben. Er sagt: „Diese Monarchie lebte damals und lebt noch heute, nur nicht in jeder Zufälligkeit, aber in dem, was ihr Wesen ausmachte, namentlich in dem vorwiegend militärischen Charakter des Staates. Ewig ist allerdings nichts auf Erden, und alles hat seine Bedingungen. Aber indem die Umstände wechseln, mehr oder minder gewaltsam, wird doch das Lebensfähige sich behaupten." (Ranke, S. W. Bd. 49/50, S. 467). Daß sich die verschiedenen Staaten wie Individuen gegenüberstehen, die sich über ihre Interessen gegenseitig verständigen und zweckbewußt aufeinander einwirken können, wird niemand bezweifeln. Auch die große Revolution hat das Leben des französischen Staates ebenso wenig unterbrochen wie 1870 die Absetzung Napoleons III.; ganz richtig konnte der Historiker Ranke dem Historiker Thiers auf seine Frage, mit wem denn Deutschland eigentlich noch kämpfte, antworten: „Mit Ludwig XIV." Die juristische Fiktion, die einem bestehenden Staate Persönlichkeit zuschreibt, entspricht der Hypostasierung, die wir in allen in den Geisteswissenschaften gebrauchten Vorstellungen vom Wesen eines Staates machen müssen, um diesen Komplex überhaupt als begriffliche Einheit im Reich der Zwecke verwenden zu können. Wollte man solche anschaulichen

Zusammenfassungen nicht als Wirklichkeitselemente gelten lassen, so könnten historische Erinnerungen überhaupt nicht zustande kommen.

Solche Hypostasierungen gibt es eine unendliche Reihe. Jede von ihnen hat zur Voraussetzung, daß die oben gegebene Definition vom Leben im Reich der Zwecke zutrifft, und daß speziell die Verbindung von Interesseneinheit mit der Fähigkeit konsequenten, zweckbewußten Handelns durch eine Reihe von Zeitmomenten hindurch gegeben ist. Es ist daher die deutsche sozialdemokratische Partei, historisch betrachtet, ein lebendes Individuum, dessen Geburtsjahr mit Lassalles Gründung des „Allgemeinen deutschen Arbeitervereins" zusammenfällt. Für den deutschen Arbeiterstand aber können wir zwar Gleichartigkeit seiner Interessen, aber nicht einheitliches Zweckbewußtsein hypostasieren. Die Cromwellsche Armee, die Pilgrim fathers auf der Mayflower, der Jesuitenorden, die Hansa, die Geusen, die römische Plebs, die Familie der Barkiden und die Koreischiten in Arabien oder die Wahabiten im 19. Jahrhundert und selbst die Maffia in Italien sind historische Individualitäten. Es kommt bei der Feststellung solcher Identitäten durchaus nicht auf die Existenzberechtigung dieser Kraftfaktoren vom Gesichtspunkt eines vermeintlich objektiven Wertmessers an, da mit dem Leben einer solchen Gemeinschaft die allerverschiedenartigste Art der Einwirkung auf die bestehenden Zweckzusammenhänge möglich ist. Rom ist von Räubern und Verbannten begründet, durch Frauenraub erst existenzfähig geworden und konnte doch die Produktionsstätte des vollkommensten Rechtssystems werden. Aus den „erkauften Sklaven" (Mameluken) erstanden die Beherrscher Ägyptens, die den Handelsherren Europas Alexandrien als Stapelplatz aufzwangen. Der Sekte der Mazdakiten in Persien, die Ernst damit machten, Eigentum und Ehe vollständig abzuschaffen, um die Gleichheit aller Menschen zu ermöglichen, vindiziert Ranke nicht nur eine gewisse Folgerichtigkeit, sondern auch das für die lebendige Fortbildung der Gesellschaft verständliche Bestreben, „die historisch gebildeten Einrichtungen zu durchbrechen und von Grund aus umzugestalten." (Weltg. Bd. V, S. 9.) Aus einer Entwicklungsgeschichte der Kultur könnte man niemals, am wenigsten auf Grundlage einer im voraus aufgestellten Liste der Kulturwerte, auf einen solchen Reichtum an hypostasiertem historischen Leben kommen, wie jede umfassendere Übersicht der Vergangenheit sie vorfindet. Für das Reich der Zwecke im ganzen wie für jeden systematischen Teilausschnitt daraus gilt der Erfahrungssatz, daß das Leben viel reichhaltiger, mannigfaltiger, verschlungener ist, als auch die beste begriffliche Deduktion und die fruchtbarste Phantasie es sich ausmalen kann. Da es keine Wissenschaft geben kann, die das, was sein soll,

mit Aussicht auf Erfolg festzustellen vermag, ohne an etwas Verwirklichtes oder Überwundenes anzuknüpfen, so bedarf es einer solchen Fundgrube, wie sie in den schriftlich fixierten und methodisch durchgearbeiteten historischen Erinnerungen vorliegt.

§ 27. Die „Intuitionen" der führenden Männer.

Der dritte Gesichtspunkt, von dem aus eine abgetrennte Behandlung der Geschichte neben und vor den historischen Teilen der Geisteswissenschaften notwendig ist, ist die hervorragende Bedeutung historischer Intuitionen für die Fortbildung unserer gegenwärtigen Zustände durch entsprechende Handlungen. Als nach der Besiegung Napoleons das Bedürfnis hervortrat, der deutschen Nation eine ihre Interessen besser schützende, auswärtige Einflüsse entschiedener abwehrende politische Organisation zu geben, traten nach- und nebeneinander die verschiedensten Ausdeutungen der historischen Bedingungen auf, die man dabei benutzen müßte. Selbst ein so kühner politischer Denker wie Stein konnte sich ein vom Hause Habsburg und der universalen Idee des alten Imperiums losgelöstes deutsches Reich und Kaisertum nicht vorstellen. Ein protestantischer Historiker wie Böhmer glaubte in der ungebrochenen religiösen Einheit und Kulturgeschlossenheit des 13. Jahrhunderts die lebensfähigen Elemente entdeckt zu haben, ohne die Deutschlands Größe nicht wieder zum Leben geweckt werden konnte. Anderen, wie z. B. Gervinus und den meisten gebildeten Politikern der dreißiger und vierziger Jahre, erschien die Verknüpfung eines neu zu begründenden Kaisertums mit den demokratischen Bestrebungen der Zeit als die einzig mögliche, weil entwicklungsmäßige Lösung der deutschen Frage. Man weiß, in wie einen starken Interessenkonflikt Treitschkes unitarische Forderungen mit den persönlichen Bedingungen seiner Existenz als Sohnes eines sächsischen Generals kamen; daß die deutschen Dynastien, speziell die der Mittelstaaten, im 19. Jahrhundert fast unzerbrechliche Urkristalle des deutschen Nationalbestandes geworden waren, ließ er außer Ansatz, als er 1865 die Zukunft der deutschen Mittelstaaten aus dem Gang der Geschichte ableiten wollte. Die wirklich erfolgreiche Intuition, die Bismarck ins Werk setzte, ging von der Erstarkung der monarchischen und militärischen Institutionen aus, fügte als zweiten Schritt die Verbindung mit den liberalen Ideen ein und ließ im allgemeinen, gleichen Wahlrecht auch das Tröpfchen demokratischen Öls nicht vermissen, das Uhland 1848 gefordert hatte. Die Großartigkeit dieser zur Tat gemachten historischen Intuition haben nur wenige Zeitgenossen sogleich richtig erfassen können. Dennoch war es keine falsche Bescheidenheit, wenn Bismarck am Ende seines Lebens das ganze Verdienst, das er für sich in Anspruch nahm, darin sah, daß er

die Politik des preußischen Staates „seiner historischen Bestimmung entsprechend“ geleitet habe. Auch die schärfste Analyse des politischen Kalküls, der sich etwa in den aufeinanderfolgenden und innerlich zusammenhängenden Operationen unseres großen Staatsmannes aufzeigen ließe, könnte uns seinen tatsächlichen Erfolg nicht begreiflich machen; denn wir würden daraus die Kräfte, die ins Spiel kamen und die zu guter Letzt die Geschichte „machen“, nicht verstehen lernen, namentlich nicht die Verschiebungen der Interessengegensätze und die veränderten Richtungen zweckbewußter Bewegungen, die er teils überwand, teils für seinen Plan gewann, teils dazu vermochte, historische Berechtigungen beiseite zu stellen. Wenn Hegel den Kaiser Napoleon als den „Weltgeist zu Pferde“ bezeichnete, so meinte er damit doch, daß durch die Taten dieses Mannes die geschichtliche Weiterentwicklung herbeigeführt wurde, die dem Gesamtzweck des damaligen Lebens am besten entsprach. Solche „Geschäftsführer des Weltgeistes“, wie Hegel sie nennt, hat es zu allen Zeiten gegeben; es brauchten nicht gerade Welteroberer zu sein. Daß der Große Kurfürst auf der neuen Basis, die der Westfälische Frieden geschaffen hatte, die Möglichkeit erkannte, am baltischen Ozean zum Vorteil der deutschen Nation und im Gegensatz gegen die schwedische Übermacht in Nordeuropa mit Benutzung der protestantischen Sympathien die Grundlagen einer neuen Großmacht zu legen, war eine der folgenreichsten Zwecksetzungen des 17. Jahrhunderts. Wie anders als durch historische Darstellungen ließe sich der Sinn dieser Verwirklichung seines Gedankens überhaupt nur kenntlich machen. Und keineswegs sind es nur Staatsleiter, die durch die Verwirklichungen eines aus dem Gang der früheren Entwicklung abgeleiteten Gedankens in den Lauf der Begebenheiten entscheidend eingegriffen haben. Vom Apostel Paulus erzählt uns Ranke, wie er in Antiochien „einen Gedanken gefaßt hat, der zur Umwandlung der religiösen Welt führen sollte.“ Mit Berufung auf den Propheten Jesaias über die Bestimmung des Lichtes, das in der geoffenbarten Religion den Juden gekommen war, benutzte er die durch die Pax Romana geschaffene Weltlage zu den wichtigsten Missionsreisen, die jemals vorgekommen sind. Was keine begriffliche Ableitung aus der Natur der menschlichen Zwecke und der ihnen gewidmeten sozialen Gebilde jemals erklären könnte, wird hier in der Verschlingung des tatsächlichen Verlaufs ein Ereignis ersten Ranges. Ranke kennzeichnet den Sachverhalt in seiner „Mär der Weltgeschichte“: „Wir begleiten hier ein in seiner gesellschaftlichen Stellung unbedeutendes Individuum auf jedem Schritte, den es tut. Seine Wanderung hat ein universalhistorisches und religiöses Interesse.“ (Rankes Weltg. III 1, S. 181.)

§ 28. Besondere Werte außerhalb des herausgegriffenen Kausalnexus.

Daß von den Taten und Leiden der Individuen viele in Kausalzusammenhänge verflochten sind, die in den Erinnerungen der Menschen festgehalten werden, während andere, für das Individuum mindestens ebenso wichtige vergessen oder unbeachtet bleiben, ist eine so allgemeine Erfahrung, daß wir zwischen privatem Leben und öffentlichem Leben, trotz ihrer mannigfaltigen Wechselbeziehungen bei unserer Beurteilung, fast durchgängig einen Unterschied machen. Am deutlichsten zeigt sich diese Unterscheidung in den uns ganz geläufigen tatsächlichen Angaben, daß eine bis dahin in der Öffentlichkeit tätige Persönlichkeit sich in das Privatleben zurückgezogen habe. Wir setzen als ihr Motiv dabei den Wunsch voraus, von den weiteren Wirkungen der Ereignisse weniger berührt zu werden. Da es eine Regel über die Zugehörigkeit eines persönlichen Verhältnisses zu den in der Erinnerung festgehaltenen Bildern vorübergehender Zustände nicht gibt, so kann eine Grenze des Historischen nach der Seite des der Vergessenheit überlassenen privaten Lebensbezirkes prinzipiell nicht gezogen werden.

Andererseits müssen wir aber auch zugeben, daß viele Zweckhandlungen der Menschen nicht nur über die vorliegende Situation hinaus Wirkung haben, sondern auch ursprünglich unabhängig von allen Rücksichten auf private Vorteile oder geschichtliche Einwirkung erfaßt worden sind. Die großen religiösen Gedanken, die Paulus produzierte, als er seine Missionsreisen ausführte und von ihnen Bericht gab, lassen sich sehr wohl als absolute, d. h. auch ohne ihre geschichtliche Verflechtung unvergeßliche Zwecke, wie man wohl gesagt hat, als zeitlose Wertprodukte auffassen. Die Entdeckung der Röntgenstrahlen teilt mit den meisten naturwissenschaftlichen Entdeckungen diesen Charakter der Ablösbarkeit von dem Zweckzusammenhang, in dem sie zustande kamen. Pythagoras hat, als er seinen Lehrsatz entdeckte, mit richtigem Gefühl für das dem geschichtlichen Zweckzusammenhang gegenüber Transzendentale dieses theoretischen Erfolges eine Hekatombe geopfert. Die Lieferung eines Altarbildes von Raffael an die Kirche, für die es bestellt war, war ein Rechtsgeschäft, das mit dem Werte, den dieses Werk für die Menschheit hat, gar nicht kommensurabel ist. Allen ästhetischen Schöpfungen ist dieser über den sonstigen Zweckzusammenhang hinausgehende Wertmaßstab von Hause aus eigentümlich. Er erstreckt sich aber, wie bereits gezeigt, auch in das politische Leben hinein; die Kalküle Wallensteins haben einen unvergänglichen Reiz und Wert, obwohl sie niemals durchgeführt worden sind. In dem Goetheschen Ausspruch: „Bei den menschlichen Handlungen sind eigentlich die Ab-

sichten der höchsten Aufmerksamkeit wert", ist in erster Linie an den, von der Wirkung unabhängigen, allgemein menschlichen Gehalt eines zusammenhängenden und komplizierten Planes gedacht. Auch dem Mißlungenen kommt dadurch ein aus dem Ermessen der tatsächlichen Veränderungen nicht ableitbarer Wert zu. Trotz des Fehlschlags, den die Reformpläne des Tiberius Gracchus erlebten, lesen wir mit Befriedigung in Rankes Weltgeschichte den Satz: „Niemand kann die Großartigkeit der Gedanken des Tiberius Gracchus und der Gesinnung, aus denen sie hervorgingen, in Abrede stellen." (Rankes Weltg. II. 2, S. 16.)

Durch dieses an so vielen Stellen hervordringende allgemein Bedeutsame und menschlich Große auf dem Schauplatz menschlicher Handlungen bekommt eine historische Darstellung einen Gehalt, der der Berichterstattung über mechanische Vorgänge niemals zuteil werden kann. Es ist deshalb undenkbar, ohne Werturteile irgend eine umfassendere historische Übersicht zu geben. Nicht ein automatischer Registrierapparat ist das Arbeitsorgan des Historikers; er muß das Entfernte zusammenholen, das sich verworren Drängende ordnen, das Massenhafte übersichtlich machen, das Bedeutende herausheben, das in den Schatten Gestellte oder matt Belichtete erhellen. Aber ebenso wenig genügen Deduktionen, die aus der inneren Struktur des Reiches der Zwecke abgeleitet sind, den Bedürfnissen der Erkenntnis. Zwischen der urteilslosen Arbeit des Registrators und den Postulationen, die in den praktischen Wissenschaften aus regulativen Normen folgerichtig abgeleitet werden, steht die Geschichtsschreibung mit ihrem eigenen, den menschlichen Dingen gerecht werdenden Prinzip der Kausalerkenntnis, in dem sie im Hinblick auf den ideellen Wert unserer Erinnerungen die in den Verlauf zweckbewußter Wechselwirkungen verflochtenen, begrifflich erfaßten Einheiten durch die genetische Verknüpfung der tatsächlichen sich nicht regelmäßig wiederholenden Veränderungen verständlich zu machen sucht.

§ 29. Natur und Geschichte.

Die geschichtliche Auffassung erstreckt sich also auf einen viel größeren Kreis von Tatsachen, als alle anderen Geisteswissenschaften zusammengenommen. Von den Pilzen, die Claudius aß, oder der Krankheit des Henry Darnley, den Temperaturschwankungen des Herbstes von 1812 und den Terrainverhältnissen der Ebene von Marathon, von Mond- und Sonnenfinsternissen der Vergangenheit und dem Sinn, den Ludwig XIV. den Worten: „L'Etat c'est moi" unterlegte, wird kein Jurist, Theologe, Nationalökonom, Philosoph oder Philologe so genaue Notiz nehmen, wie der wissenschaftliche Historiker es nötig findet. Dieser scheinbar ins Unendliche gehenden

Ausbreitung seiner Gesichtskreise steht nun aber der prinzipielle Mangel begrifflicher Systematik gegenüber. Der Historiker kann seine Forschungsobjekte nicht in solche durch die Deduktion gewonnene Rubriken ordnen, wie es für die anderen Geisteswissenschaften Voraussetzung ihres wissenschaftlichen Betriebes ist: Rubriken, die als ein für sich bestehendes Denkerzeugnis mit anderen gleichartigen sich in einer vorausbestimmten Art ergänzen können. Andererseits gehören die meisten historischen Vorgänge in der wissenschaftlichen Betrachtung verschiedenen gleichberechtigten Kausalzusammenhängen an; sie lassen sich deshalb nicht, wie die Vorgänge der Natur, als Ganzes in wesentlich voneinander verschiedene Reihen, wie z. B. physikalische und chemische Phänomene absondern. Es ist deshalb ganz unmöglich, im Vorwege einen Gesichtspunkt anzugeben, von dem aus die Hineinbeziehung eines tatsächlichen Vorganges der Vergangenheit in den Kreis historischer Forschung endgültig abgelehnt werden kann. Damit verlieren wir aber die Möglichkeit, ein sachliches Band zu finden, das die Objekte der Geschichtswissenschaft unter den Zweckhandlungen der Menschen in ähnlicher Weise zusammenhält, wie es bei andern Einzelwissenschaften für ihren Forschungsstoff geschieht. Geschichtlich ist alles, was bei Beantwortung historischer Fragen nach dem im 2. Kapitel behandelten Schema in den Erinnerungen der Menschen an Tatsachen der Vergangenheit fixiert werden kann. Wir erkennen deshalb den Teil der Erfahrung, zu dessen Verständnis wir durch geschichtliche Auffassung, d. h. durch Beachtung der an einer begrifflichen Einheit nachweisbaren unregelmäßigen Veränderungen gelangen, als das Reich der Geschichte an und stellen ihm die Gesamtheit der aus regelmäßigen Veränderungen erkannten Dinge als das Reich der Natur gegenüber. Natur und Geschichte sind daher die allgemeinsten Zusammenfassungen unserer Erfahrungswelt; es sind aber nicht zwei völlig auseinanderfallende, nebeneinander bestehende Ansammlungen von Dingen, sondern auf verschiedene Methode gewonnene Anhäufungen von Vorstellungen tatsächlicher Vorgänge und folglich wegen der Mangelhaftigkeit der menschlichen Natur nur die uns zum Bewußtsein gekommenen Ausschnitte des gesamten Tatsachenreiches, in das wir gestellt sind.

Alle historischen Darstellungen, auch die allerumfassendsten, können nichts anderes sein, als bewußte Ausschnitte aus dem endlosen Bereich, in dem sich die historischen Vorgänge vollziehen, die in der Erinnerung festgehalten werden können. Das gilt auch von Rankes Weltgeschichte, die keineswegs eine Zusammenfassung aller Nationalgeschichten sein will, die dadurch etwa für die weniger speziell interessierten Leser überflüssig würden. Sie beschränkt sich vielmehr darauf, in dem Gang der großen Begebenheiten dasjenige

historische Leben zu erkennen, das sich fortschreitend von einer Nation zur anderen, von einem Völkerkreis zum anderen bewegt und eine von den Nationalitäten unabhängige und oft von ihnen lebhaft bekämpfte Interessengemeinschaft darstellt. Mit dieser durch den Augenschein gerechtfertigten Hypostasierung ist nur ein neuer Ausschnitt gewonnen, in dem die internationalen Beziehungen mehr in den Vordergrund der Betrachtungen treten, als es selbst in einer Sammlung vieler Nationalgeschichten der Fall sein kann. Man hat ganz richtig bemerkt, daß die einzelnen Geschichtswerke unserer Literatur nicht, wie in anderen Wissenszweigen, sich gegenseitig ergänzende Teile eines großen, das Ganze umfassenden ideellen Lehrgebäudes sind, sondern ihrem Wesen nach Monographien, weil sie gar nicht anders können als eine Einheit herauswählen, die sie mittels der an ihr bemerkbaren Veränderungen verständlich machen.

Es ist für die bisherigen Darstellungen der Methodologie der Geschichte verhängnisvoll gewesen, daß sie die Bedeutung der geschichtlichen Auffassung als eines Erkenntnisprinzipes, das auf die ganze, uns zugängliche Erfahrungswelt ausgedehnt werden kann, verkannt haben. Sie haben statt dessen eine Definition der Geschichte gesucht, die ein vermeintliches Gesamtresultat der historischen Vorgänge gleich von vornherein als das wesentliche Objekt historischer Forschung umschreiben sollte. So hat schon Johannes Bodinus in seinem geistvollen Buche: „Methodus ad facilem historiarum cognitionem" (Paris 1566) versucht, angebliche Hauptrichtziele herauszuheben, durch die sachlich das Wesentliche vom Unwesentlichen geschieden werden kann. Als den Hauptinhalt der menschlichen Geschichte bezeichnet er bereits actiones hominis in societate vitam agentis, also das, was in Bernheims Lehrbuch mit den Worten „in ihren (d. h. der Menschen) Betätigungen als soziale Wesen" als Teil seiner Definition erscheint. Wir haben gesehen, daß dieser Zusatz die Definition zu eng macht.

Viel schlimmer ist es aber, daß Bernheim das vieldeutige und gerade auf die der allgemeinen Teilnahme am nächsten liegenden Erscheinungen der Geschichte nicht anwendbare Wort „Entwicklung" als Hauptbegriff in seine Definition von Geschichtswissenschaft hineingesetzt hat. Sie lautete in der zweiten Auflage: „Die Geschichtswissenschaft ist die Wissenschaft, welche die Entwicklung der Menschen in ihrer Betätigung als soziale Wesen erforscht und darstellt." Unter Entwicklung eines Lebendigen (und in anderem Sinne, z. B. dem logischen oder dem militärischen, kann das Wort ja nicht gebraucht sein) verstehen wir allerdings auch die Zusammenfassung einer Reihe von Veränderungen, die sich an einem Wesen vollziehen, ohne seine Einheitlichkeit zu stören. Auf dem jetzigen Stand-

punkte allgemeiner Bildung ist es aber unausweichlich, dabei an regelmäßige, zu den Merkmalen des Begriffs gehörende Veränderungen zu denken, durch die das im Keim schon mit aller Bestimmtheit angelegte Potentiale sich notwendig, wenn der Lebensprozeß nicht unterbrochen wird, zu einem Individuum einer bestimmten Gattung umwandeln muß. In der Folge der Generationen derselben Gattung wiederholt sich dieser Prozeß in einer fast vollständigen Gleichmäßigkeit; man kann aber bei allmählicher Variation der Lebensbedingungen die als Anpassungserscheinungen bekannten individuellen Verschiedenheiten bei den Angehörigen derselben Gattung wahrnehmen. Wie weit diese Differenzierungen in der organischen Welt gehen können, ist strittig, besonders ob erworbene Eigenschaften hervorragender Individuen sich notwendig auf ihre Nachkommen übertragen müssen. In jedem Falle spielen aber, sobald wir von Entwicklung sprechen, regelmäßige und in der Hauptsache erblich übertragbare, allmähliche Modifizierungen die Hauptrolle. Man erkennt sofort, daß das, was die Geschichte von den Menschen erzählt, mit den gattungsartigen, naturgemäßen Modifikationen ihres Wesens sehr wenig zu tun hat. Bernheims Irrtum, daß „der Begriff der Entwicklung eben an sich ein spezifisch historischer Begriff ist, wie und wo er auch angewandt werde", während er doch tatsächlich der Naturgeschichte angehört, von der er allerdings erst im 19. Jahrhundert als Hypothese zur einheitlichen Erklärung vorausgesetzter Metamorphosen entwickelt (d. h. im logischen Sinne entwickelt) worden ist, hat seine Definition völlig unannehmbar gemacht. Die Zusätze, die er auf den Einspruch von Fachgenossen in der dritten Auflage gemacht hat, heben den Fehler an der unheilbaren Stelle, nämlich bei dem Worte „Entwicklung" nicht auf, wenn wir nicht einfach statt Entwicklung „Veränderungen" einsetzen und dadurch zugleich den logischen Sinn der Bernheimschen Definition und ihren Sachverhalt korrigieren. Die jetzige Bernheimsche Definition lautet: „Die Geschichtswissenschaft ist die Wissenschaft, welche die Tatsachen der Entwicklung der Menschen in ihren (singulären wie typischen und kollektiven) Betätigungen als soziale Wesen im kausalen Zusammenhange erforscht und darstellt." Setzen wir statt Entwicklung „Veränderungen", so bleibt im wesentlichen nur noch die Einengung auf das soziale Gebiet zu monieren, die diese Definition mit der des Bodinus gemein hat. Daß wir in der Tat nur ein von Bernheim fälschlich gebrauchtes Wort durch das richtige ersetzen, wenn wir in seiner Definition das Wort „Entwicklung" durch „Veränderungen" ersetzen, geht aus vielen Stellen seiner erklärenden Zusätze hervor, z. B. sein Satz auf S. 13: „Daß es ein Widerspruch wäre, auch auf Zustände den Begriff der Entwicklung anwenden zu wollen, können nur die behaupten, welche verkennen, daß es

wirklich stationäre Zustände in der Geschichte ebensowenig gibt wie in der Natur." Der hierin supponierte konträre Gegensatz zu stationär kommt doch nur heraus, wenn statt „Entwicklung" „Veränderung" gesetzt wird. Gegen den Schluß seiner Darstellung, wo er das Verhältnis zwischen Geschichtsphilosophie und historischer Forschung klar machen will, vindiziert er der letzteren „die einzelnen Entwicklungen", der ersteren aber „das Allgemeine der Entwicklungen" als eigentümlichen Gegenstand (S. 695). Stimmt das schon nicht mit dem Singular „Entwicklung" in der Definition, so tritt die Verwechslung des Begriffes „das Allgemeine der Entwicklungen", also von Entwicklungstendenzen in nebeneinander bestehenden Abwandlungsreihen mit dem für die ganze Geschichte angenommenen Inhalt „Die Menschheit in ihrer Gesamtentwicklung" auf S. 9 deutlich hervor. Das letztere, nämlich die Gesamtentwicklung, innerhalb deren alle einzelnen Entwicklungen nur ein Moment bilden, wird von Bernheim ausdrücklich als ein der Geschichtsphilosophie und Religion zu entnehmender Begriff hingestellt.

Richtig aufgefaßt, kann aber Entwicklung im historischen Sinn nicht anders definiert werden, als der kontinuierlich gedachte Zuwachs von bleibenden Merkmalen, die an einer unregelmäßigen Veränderungen unterworfenen Einheit nacheinander hervortreten. Durch Weglassen der schnell vorübergehenden oder für einen bestimmten Zweck nicht in Betracht kommenden Merkmale in den verschiedenen Momenten der Abwandlung erhalten wir für die übrigen Merkmale dann Abbreviaturen der Anschauung, die für die Begriffsbildung und für das gedächtnismäßige Festhalten einer Übersicht eine große Erleichterung bedeuten. Wir erkennen sofort, daß die Geschichte des preußischen Staates doch etwas anderes ist als die Entwicklung des preußischen Staates, daß beispielsweise die Deklaration vom 22. Mai 1815 und alle Verfassungsentwürfe und Forderungen, die sich an sie knüpften, mit Einschluß des vereinigten Landtages von 1847 in einer Geschichte des preußischen Staates nicht entbehrt werden können, daß sie aber für die Entwicklung des preußischen Staates vollständig wegfallen. Eine englische Rechtsgeschichte, die nach dem üblichen Schema den allmählichen Aufbau dessen umfassen soll, was die Engländer jetzt mit einer ihnen geläufigen Hypostasierung „the law" nennen, kann über die puritanische Revolution und Cromwells großartige Gesetzgebung einfach hinweggehen; trotzdem sind die fundamentalsten Axiome des gesetzlichen Zustandes im heutigen England ohne den Einfluß der Revolutionsepoche gar nicht verständlich.

Das Herausschälen einer in großen Zügen erfaßten Entwicklung aus einem geschichtlichen Zusammenhang ist ein den Historikern seit Thucydides wohlbekanntes Hilfsmittel, die große Fülle der ihnen

tatsächlich bekannten Veränderungen denkend zu durchdringen, d. h. begrifflich bestimmte Bündel aus diesem Gedächtnismaterial abzusondern. Polybius legte besonders Wert darauf, die Entwicklung der griechischen Staatenwelt mit derjenigen des emporkommenden Römerreiches zu vergleichen. Der Philosoph Hegel hat diese Abbreviaturen oder Abstraktionen benutzt, um eine neue Durchdringung von Anschauung und Begriff zu erlangen und statt einer Existenz im Verhältnis zu ihrem Begriff gleich ein konkretes Begriffsbild zu gewinnen. Er gelangte durch dieses Hilfsmittel zu begrifflichen Unterscheidungen, wie sie ihm sonst gar nicht eingefallen wären, und verband die so erweiterten Vorräte seines Bewußtseinsmaterials durch seine kühne Identifizierung von Wesen und Begriff zu seiner „Phänomenologie des Geistes". Er hat dadurch dem Schema „Entwicklung" eine sehr erhöhte Bedeutung nicht nur für unser theoretisches Denken, sondern auch für unser Wirken im Reich der Zwecke gegeben, weil bei einer Auswahl von verschiedenen Möglichkeiten nach der Hegelschen Denkweise diejenige allein lebensfähig und gerechtfertigt ist, die der bisherigen unter derselben Richtung weitergehenden Entwicklung entspricht. Die geschichtliche Auffassung kann diesen Standpunkt aber nicht zugeben, weil sie in jedem Moment das Recht und die Möglichkeit von Richtungsveränderungen in der Vergangenheit voraussetzen muß und weil sie feststellen kann, daß immer wieder neue Anfänge großer Bewegungen eingetreten sind.

Viertes Kapitel.

Historischer Sinn.

Humanas actiones non ridere, non lugere, neque detestari, sed intellegere.
(Spinoza, Tractatus politicus, I. § 4.)

§ 30. Definition.

Historischer Sinn ist die Fähigkeit und Neigung, bei Betrachtung eines durch zweckbewußte Handlungen der Veränderung ausgesetzten Interessenkomplexes die in der Vergangenheit durchlaufenen Phasen zusammenfassend in Anschlag zu bringen. Dies wird sinnigen Naturen so sehr zum Bedürfnis, daß sie gar nicht anders können, als jeder Nachricht, die sie theoretisch interessiert, eine solche Knetarbeit historischer Auffassung zu widmen. Als Goethe von Frau von Staël hörte, daß General Moreau von Napoleon arretiert und des Verrates angeklagt sei, kam sofort der historische Geist über ihn: „Ich hatte (so erzählt er uns selbst) seit langer Zeit,

wie jedermann, an der Persönlichkeit des Edlen teilgenommen und war seinem Tun und Handeln gefolgt; ich rief im stillen mir das Vergangene zurück, um nach meiner Art davon das Gegenwärtige zu prüfen und das Künftige daraus zu schließen oder doch wenigstens zu ahnen." Er fühlte sich „in seinem Grübeln" durch die auf andere Gesprächsstoffe abspringende, bewegliche Französin gestört und „ward wirklich im Ernst böse, versicherte, sie sei keines wahren Anteils fähig..."[1]) Wir würden sagen, Frau von Staël hatte keinen historischen Sinn.

§ 31. Weite Verbreitung des historischen Sinnes.

Dieser geistige Prozeß, in dem die verschiedenen Phasen der Wirkung (auch der Nachwirkung) eines historisch Veränderlichen einander in unserer Vorstellung durchdringen, absorbiert offenbar in dem Augenblicke, wo er sich vollzieht, unsere ganze Aufmerksamkeit. Wir versenken uns in die Ergründung einer sukzessiv in die Erscheinung getretenen Einheit, indem wir uns das Zeitmoment zugleich lebhaft vorstellen und wegdenken. Das ist eine der anstrengendsten Tätigkeiten, die es im Seelenleben gibt; wir können nur auf Augenblicke in diese Tiefe tauchen, in der unser eigenes Ichgefühl verschwindet und durch das Versenken in ein fremdes Bewußtseinsmaterial der zweckbewußte Zusammenhang unserer eigenen Tätigkeit unterbrochen wird. Was wir dabei gewinnen, ist ein Mitgefühl eines wirklichen Lebens und größere Klarheit über die Interessenkomplexe, mit denen es in Verbindung trat. Die Betätigung dieser Neigung und Fähigkeit wird unbewußt ein Mittel zur Stärkung oder Beruhigung unseres Selbstgefühls; daraus erklärt sich die leicht zu machende Beobachtung, daß nicht nur Personen, die durch Geburt zu einer privilegierten Stellung emporgehoben sind, sondern auch Parvenüs, die in ihrer eigenen Lebensführung mit den gegebenen Faktoren zu kämpfen hatten, den stärksten Anreiz empfinden, über den genetischen Zusammenhang der sie umgebenden historischen Erscheinungen ins reine zu kommen. Eine höhere geistige Tätigkeit, namentlich auf dem Gebiet der Geisteswissenschaften, wird durch Mangel an historischem Sinn zu äußerlicher Gelehrsamkeit und zu gedankenloser Empirie herabgedrückt. Von Savigny haben wir den scharfen Ausspruch: „Eine Rechtswissenschaft, die nicht auf dem Boden gründlicher historischer Kenntnis beruht, versieht eigentlich nur Schreiberdienst bei dem Gerichtsgebrauch[2])." Auch ist es bloßes Vorurteil, zu glauben, daß die Aufklärung und die Identitätsphilosophie eine hochmütige

[1]) Annalen oder Tag- und Jahreshefte 1804.

[2]) Savigny: „Vom Beruf unserer Zeit für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft. (Dritte Auflage, S. 79.)

Verachtung für geschichtliche Auffassungsweise gezeitigt habe. Allerdings hat Savigny über das geistige Leben in der Blüteepoche unserer Nationalliteratur das in dem „historischen 19. Jahrhundert“ oft nachgesprochene Urteil gefällt: „Sinn und Gefühl für die Größe und Eigentümlichkeit anderer Zeiten, sowie für die naturgemäße Entwicklung der Völker und Verfassungen, also alles, was die Geschichte heilsam und fruchtbar machen muß, war verloren.“ Ganz richtig hat Lord Acton den Einspruch erhoben: „Der historische Sinn hatte immer fortgeglüht unter der metaphysischen Eiskappe.“ Auch einzelne Äußerungen, wie die Gegenüberstellung von Dichtung und Geschichte in bezug auf ihren Gehalt bei Aristoteles, können uns nicht darüber täuschen, welchen außerordentlichen Wert dieser Philosoph den Forschungen nach der geschichtlichen Wirklichkeit beigelegt hat. Ebensowenig darf etwa ein solches vereinzeltes Wort wie das Schillersche, die Geschichte sei ihm nur eine Fundgrube für Ideen, als ein abschließendes Werturteil des für geschichtliche Probleme so empfänglichen Dichters betrachtet werden. Ganz besonders sind die deutschen Philosophen Fichte, Schelling, Hegel und Lotze, vor allem aber Fries und Schleiermacher durch hochentwickelten historischen Sinn ebenso ausgezeichnet wie Seneca bei den Römern und Spinoza und Leibniz in der Neuzeit. Erst mit Schopenhauer und Nietzsche beginnt eine energische Abkehr von dem Zuviel der historischen Wissenslast aus Gründen, die wiederum nur historisch zu verstehen sind. Bei jeder Charakteristik geistigen Schaffens ist eine Abschätzung darüber unerläßlich, wie stark der Einschlag historischen Denkens sei. Dove hat mit Recht darauf hingewiesen, daß in Alexander von Humboldts späteren Werken die Kraft des historischen Triebes sich immer stärker dokumentierte, während der große Naturforscher bei Lebzeiten seines Bruders in dessen geschichtlichen Ideen nur Hirngespinste sah. Den großen Vorzug vertieften historischen Sinnes in Schillers Meisterdramen, besonders im Wallenstein, hat Dilthey hervorgehoben. Von Staatsmännern hatten besonders Burke, Freiherr vom Stein und Bismarck eine lebendige Auffassung der Geschichte und waren sich dieser geistigen Anlage wohl bewußt. Bei Boeckh, Savigny und Clausewitz und, um auch einige Lebende zu erwähnen, bei Dilthey, Harnack und Schmoller erkennen wir auch auf ihren besonderen Arbeitsgebieten die fruchtbringende Kraft historischen Sinnes.

§ 32. „Versenken in die Vergangenheit.“

An diese weitverbreitete menschliche Anlage knüpft der Historiker an, der eine spezielle historische Frage aufs neue behandelt. Er muß auch ohne ein persönliches Interesse, das die behandelten Vorgänge der Vergangenheit für seine Lebensstellung haben, aus theoretischen

Erwägungen den Drang fühlen, sich mit Aufbietung aller Kraft in den Gegenstand zu versenken, dessen lebendiges Innere er uns enthüllen will. „Geschichte", so belehrt uns Ranke, „wird nicht verfaßt, indem man seinen Gedanken allein nachhängt und das Element eigenmächtig zu seinem Willen bringt; sie fordert ein auf Dinge und Personen eingehendes Studium, das dieselbe gelten gelten lasse und in ihrer Wesenheit zu erkennen suche, sie fordert Hochachtung vor der vergangenen Begebenheit." (Ranke, S. W. Bd. 42, S. 167). Als nichts anderes denn die höchste überhaupt mögliche Potenzierung der Kraftäußerung des historischen Sinnes ist die berühmte Äußerung zu verstehen, mit der er die Darstellung der parlamentarischen Irrungen in den späteren Jahren Jakobs I. und den früheren Karls I. eröffnet: „Ich wünschte mein Selbst gleichsam auszulöschen und nur die Dinge reden, die mächtigen Kräfte erscheinen zu lassen, die im Laufe der Jahrhunderte mit- und durcheinander entsprungen und erstarkt, nunmehr gegeneinander aufstanden und in einen Kampf gerieten, der, indem er sich in blutigen und schrecklichen Schlägen entlud, zugleich für die wichtigsten Fragen der europäischen Welt eine Entscheidung in sich trug." (Ranke S. W. Bd. 15, S. 103.) So konnte auch Thucydides von den strategischen Fehlern, durch die er den Verlust von Amphipolis für Athen herbeiführte, kraft seines hochentwickelten historischen Sinnes mit einer Unbefangenheit sprechen, als wäre der Stratege Thucydides eine von dem Berichterstatter verschiedene Person.

§ 33. Appell an den historischen Sinn.

In richtiger Erkenntnis der Bedeutung, die eine ungehinderte Entfaltung des historischen Sinnes für die Bereicherung und Berichtigung unserer Lebensauffassung bringen muß, ist es in allen Kulturstaaten ein anerkannter Rechtsgrundsatz, daß gegenüber allen Personen und Erscheinungen der Vergangenheit die Kritik und die Veröffentlichung von Geheimnissen schrankenlos der Öffentlichkeit preisgegeben sind. Auch Könige werden in demjenigen Bereich ihres Pietätsgefühls, das sich auf das Andenken ihrer Vorfahren erstreckt, nicht geschützt. Andererseits ist zu allen Zeiten dem Walten eines gleichmäßigen historischen Sinnes in späteren Generationen so viel Vertrauen entgegengebracht worden, daß hochgesinnte, im Kampfe unterlegene Männer oft genug an das Urteil der Nachwelt appelliert haben. Nur unter der Voraussetzung, daß unter gebildeten Völkern ein die Vorgänge der Vergangenheit richtig zusammenfassender historischer Sinn das Bedürfnis mit sich bringt, die Wahrheit unwiderleglich festzustellen, ist der Satz berechtigt, daß die Weltgeschichte das Weltgericht ist, und erklären sich die unablässigen Anklagen und Rettungen von Personen, die, wie De-

mosthenes und Kaiser Tiberius, schon vor so vielen Jahrhunderten dem Schicksal der Sterblichen erlegen sind. Von dem Briefe, den der Herzog von Wellington am 16. Juni 1815 um 10½ Uhr vormittags schrieb und an Blücher sandte, urteilt Lord Wolseley 80 Jahre später, daß dies ein Brief sei, „der unsere (d. h. die englische) nationale Ehre sehr berührt". Andererseits konnte der englische Historiker Lecky für den Gedanken, daß auch für England der Tag des Unterganges kommen wird, einen Trost darin finden, daß es auch dann noch Menschen auf der Erde geben wird, die von diesem dahingegangenen Lebenselement, das sich vom 16. Jahrhundert ab so erfolgreich geltend gemacht hat, kraft ihres historischen Sinnes sich eine wahrheitsgemäße Vorstellung verschaffen und in ihren Erinnerungen mit Teilnahme und Bewunderung festhalten werden.

§ 34. Historische Legitimation von Personen und Sachen.

Als einen Beweis dafür, daß der historische Sinn ein sehr weit verbreitetes Ingredienz menschlicher Bildung ist, erwähnen wir die außerordentliche Wertschätzung selbst unbedeutender Gegenstände, die geschichtlichen Personen einst gehörten oder die bei wichtigen Ereignissen in Gebrauch genommen wurden. Daß der bei Belle-Alliance erbeutete Reisewagen Napoleons von der Familie Blüchers nach England gebracht wurde, erscheint uns doch als ein Verlust, der mit dem reellen Werte dieses Beutestückes in gar keinem Verhältnis steht. Der Tintenklex an der Wand eines Zimmers der Wartburg mußte von Zeit zu Zeit erneuert werden, und ist doch nebst Ofenruß und Putzmörtel darunter verschwunden, weil sich eine historische Erinnerung daran knüpft. Die hohen Preise, die Autographensammler für eine von Kant eigenhändig geschriebene Notiz über bezahltes Brennholz oder für einen Goetheschen Waschzettel gern bezahlen, sind ein Symptom des weitverbreiteten historischen Sinnes unserer Zeit.

Auch trägt der richtig zur Geltung gebrachte historische Sinn über sonst völlig berechtigte Einwendungen ohne weiteres den Sieg davon. Unser Kaiser ist historisch ein Nachkomme Friedrichs des Großen, was er physisch ja nicht ist; der Kaiser von Rußland ist ein Romanow, der von Österreich ein Habsburger, der König von England ein Nachkomme Wilhelms des Eroberers, was auch immer die sogenannte wissenschaftliche Genealogie von der Blutmischung in ihren Adern sagen mag. Die modernen Griechen, auch die der Inseln, haben ihre so leidenschaftlich beanspruchte Abstammung von den Hellenen, die physisch kaum bestreitbar ist, historisch verwirkt und noch nicht wiedergewonnen. Bei der Einweihung des Kölner Domes ist die offizielle Auffassung durchgedrungen, daß die heutige katholische Kirche kein Recht hat, dieses Heiligtum als ein

allein auf ihrem Boden erwachsenes Bauwerk in Anspruch zu nehmen. Der Neger aus Amerika, der auf einer der Sandwich-Inseln den Offizieren eines deutschen Kriegsschiffes sagte: „I am the only white man on this island", hatte in der Beziehung, in der er es meinte, vollkommen recht, und unsere Offiziere hatten genügend historischen Sinn, um ihn zu verstehen.

Fünftes Kapitel.

Von dem Grenzgebiet der Geschichtswissenschaft und der modernen historischen Geographie und Ethnographie.

Nationalitäten von so großer Macht und so eigentümlichem Gepräge wie die englische, die italienische, sind nicht sowohl Schöpfungen des Landes und der Rasse, als der großen Abwandlungen der Begebenheiten."
(Ranke, Weltgeschichte I. I.)

§ 35. Die geographischen Bedingungen.

In das eigentliche Forschungsgebiet des Historikers ragen viele unentbehrliche Erkenntnisse der Geographie als fertige Unterlagen seines Baues hinein. Ranke hat es als die größte von allen Begebenheiten, die in der nachweisbaren Geschichte überhaupt vorkommen, bezeichnet, daß das historische Leben des menschlichen Geschlechtes, nachdem es in dem vorderen Asien und an den dem Orient zugewandten Küstenländern des Mittelländischen Meeres seine geistige Grundlage gewonnen hatte, an die Gestade des Atlantischen Ozeans verpflanzt worden ist. Er gibt zu, daß selbst ein geographisches Moment mitgewirkt hat, wenn weder das Kaisertum des Mittelalters zu voller Entwicklung gelangen, noch das Papsttum in ungeschwächter Autorität bestehen konnte. (Ranke S. W. Bd. 14, S. 13.)

Auch liefert uns ja die allgemeine Erdkunde die interessante Beobachtung, daß alle großen Religionssysteme, die noch bestehen, im südwestlichen und südlichen Asien ihren Ursprung genommen haben, und daß die drei monotheistischen Religionsstifter, Moses, Christus und Mohammed, Semiten gewesen sind. Die Wichtigkeit besonders begünstigter geographischer Situationen, wie der von Konstantinopel, Mainz, London und Neuyork, kann den Politikern und wird daher den Historikern nicht entgehen. Die Nilüberschwemmungen, die schwarze Erde Südrußlands, Ebbe und Flut als Bewegungsmittel für Schiffe am Ausfluß großer Ströme, die Wir-

kungen des Golfstromes an den Gestaden des nördlichen Westeuropas sind geographische Phänomene von unzweifelhaft großer Bedeutung für das Leben wichtiger Kulturvölker. Die „Weltstellung" eines Landes ist ein stehendes Kapitel unserer besten Lehrbücher der Geographie. Von den klimatischen Einflüssen auf das Leben der Völker haben ebensowohl Montesquieu und Herder wie die Geographen Ritter und Leroy-Beaulieu lebhafte Schilderungen entworfen. Ratzels Lehrbücher der Anthropogeographie und der politischen Geographie sind den bleibenden Bedingungen der Kulturentwicklung besonders gewidmet. Aber auch schon die Alten, Herodot, Livius und Tacitus, so gut wie Strabo und Plinius, sind an diesen natürlichen Gegebenheiten des geschichtlichen Lebens nicht achtlos vorübergegangen. Die Bodenständigkeit vieler Phänomene konnte niemals verborgen bleiben, und ohne Kenntnis der geographischen Besonderheiten des Schauplatzes kann keine vernünftige historische Erörterung zustande kommen. Aber solche selbstverständlichen Voraussetzungen des historischen Denkens brauchen uns in einer ernsthaften Methodologie der Geschichtswissenschaft nicht weiter aufzuhalten; die Gefahr, daß ein seines Amtes waltender Historiker die geographischen Bedingungen, die in einem geschichtlichen Verlauf mitwirken, nicht erkennen sollte, ist nur eine eingebildete. Schon vor Jahrtausenden sind im Abendlande, wie bei den Chinesen, die dauernden (geographischen) Bedingungen der historischen Ereignisse als leicht wahrnehmbare Tatsächlichkeiten gebührend konstatiert worden. Für den Historiker kommen geographische Charakteristika insbesondere als mechanische Widerstands- oder Förderungsmomente menschlicher Tätigkeit und als motivierende Inhalte menschlicher Vorstellungen in Betracht. Ihm wird die Tatsache, daß das feuchte Klima von Manchester und Umgegend die feine Baumwollspinnerei außerordentlich erleichtert, nicht an sich beachtenswert genug sein, um über den besonders hohen Feuchtigkeitsgehalt der dortigen Luft oder gar über die Ursachen dieser klimatischen Erscheinung genauere Angaben zu machen; das überläßt er dem Geographen. Ebensowenig wird er sich damit aufhalten, zahlenmäßig zu erweisen, wie wichtig die Baumwollspinnerei mancher Stadt für die Weltproduktion ist und wie viele Hände sie jahraus, jahrein beschäftigt; das verbleibt dem Statistiker. Für den Historiker kommt so etwas nur als Grund für die Veränderung in Betracht, die seit dem Emporblühen der Baumwollindustrie den Schwerpunkt Englands von dem fruchtbaren ebenen Osten nach dem unwirtlichen Nordwesten verlegt hat. Es dauerte ja lange genug, ehe diese für den modernen Geographen und Statistiker selbstverständliche Kraftverteilung im öffentlichen Leben nach langen Kämpfen zur Anerkennung kam. Der Widerstand gegen die politische Umwandlung

Englands auf Grund der neu hervortretenden Vorteile von Lancashire und Manchester ist, historisch betrachtet, größerer Aufmerksamkeit wert, als die schließlich sieghafte „physikalisch-technische" Tatsache.

§ 36. Gegensatz historischer und geographischer Zusammenhänge.

Ohne zu bestreiten, daß jeder Historiker immer wieder gesicherter geographischer Vorstellungen und daher des Blickes auf die Karte bedarf[1]), muß doch hervorgehoben werden, daß der Gesichtspunkt der geschichtlichen Betrachtung zu der geographischen Betrachtungsweise, welche die Verteilung dauernder Phänomene über die Erdoberfläche hin zu überschauen sucht, eher in einem gewissen Gegensatze steht. Der Gegensatz zwischen Asien und Europa, an den seit Herodots Zeiten die Erinnerungen der Kulturvölker anknüpfen, ist, wie Ranke nicht vergißt zu bemerken, „ohne eigentlich geographische Bedeutung", hat aber „doch ein sehr reelles Gewicht in historischer Hinsicht". (Ranke, Weltg. I. 1, S. 159.) Daß Indien trotz der Züge des Darius, Alexanders des Großen, der baktrischen Könige und Tamurlans bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts eine Welt für sich bildete, ist aus geographischen Daten nicht verständlich; wohl aber aus dem westwärts gerichteten Grundzuge der Geschichte des Altertums und des frühen Mittelalters. Ägypten, die jonischen Griechen, Athen, Karthago und Rom retteten durch den Widerstand, den sie den Machtfaktoren Westasiens leisteten, Indien vor der Gefahr frühzeitiger Absorption im Strudel der Weltgeschichte. Im Mittelalter bildete dann die mohammedanische Kraftentfaltung, die sich nach Westen ergoß, eine Schutzwehr indischen Eigenlebens. Daß von Nordwesten her

[1]) Die Forderung, sich richtige Raumvorstellungen über die verschiedenen Erdgebiete zu verschaffen, wird gerade von denjenigen Historikern, die als Vorkämpfer einer geographischen Anordnung der Weltgeschichte aufgetreten sind, häufig nicht beachtet. So schreibt Helmolt zur Verteidigung seines Systems in der Beilage der „Allgemeinen Zeitung" vom 26. Oktober 1899: „Die natürlichste Basis aber für alles Geschehene auf der Erde gibt der Erdboden selbst: wähle ich irgendwo auf der Ökumene einen Punkt und gehe von diesem aus stramm und unbeirrt nach einer Richtung weiter, bis ich an den Ausgangspunkt zurückgelange, so werden sich die freund- und feindnachbarlichen Beziehungen, aus denen sich allein die Weltgeschichte zusammensetzt, ganz von selbst enthüllen, und die Besorgnis, ein Glied der Menschheit könne übersehen oder an falscher Stelle eingereiht werden, fällt von vornherein als gegenstandslos weg."

Welche geographische Unkenntnis steckt in dieser Gedankenreise um die Erde! Wer wirklich auf dem Breitengrade Leipzigs, dem damaligen Wohnorte Helmolts, in östlicher, also günstigster Richtung, die Reise um die Welt machen würde, könnte aus direkter Beobachtung von der Existenz der Vereinigten Staaten, Japans, Italiens, Österreich-Ungarns, Spaniens, Persiens und vieler anderer Länder nichts gewahr werden. Wenn er aber in Berlin die Registranden des Auswärtigen Amtes einzusehen Gelegenheit hätte oder irgendwo in Deutschland eine Tageszeitung lesen würde, könnte er sogar von dem geschichtlichen Leben aller erwähnten Länder sehr bald eine Vorstellung gewinnen.

die Ebenen des Indus und Ganges leicht erobert werden können, haben im 16. Jahrhundert die Afghanen bewiesen, und bildet heutigen Tages eine wichtige Grundtatsache der englischen und russischen Politik.

§ 37. Ethnographische Versuche von Geschichtserklärung.

Sehr enttäuscht in bezug auf ihren Ertrag wird man von den heute so eifrig betriebenen Klassifikationen und Beschreibungen der Ethnographen. Ein so umsichtiger Anthropologe und Ethnograph wie Ripley (The races of Europe, London 1900), der allen kartographisch erläuterten Kurzschlüssen der Rassentheoretiker wohlwollend entgegenkommt, muß doch immer wieder zugestehen, daß die Geschichte wohl die ethnographischen Beobachtungen erklärt, die ethnographischen Beobachtungen aber nicht den historischen Verlauf aufhellen. Dabei läßt sich die Beobachtung machen, daß schon im 17. Jahrhundert zur Rechtfertigung politischer Umwälzungen die vermeintlichen Rechte einer älteren Bevölkerungsschicht den später durchgeführten Veränderungen gegenübergestellt werden. So haben schon die Agitatoren in Cromwells independistischer Armee die Umgestaltung, die sie vorhatten, als eine Wiederherstellung der angelsächsischen Zustände gerechtfertigt und das, was sie beseitigen wollten, auf die Unterdrückung des Volkes durch eine fremdländische Rasse infolge der normannischen Eroberung zurückgeführt. Nicht viel anders findet ja Guizot die letzte Ursache der französischen Revolution in einem Befreiungsakt der keltischen Rasse von den Wirkungen der germanischen Eroberungen des gallischen Bodens. Die Verherrlichung der germanischen Herrenrasse auf Kosten der allgemeinen Wertschätzung der Kelten und Romanen hat in glänzend geschriebenen Essays schon 1855 Gobineau zu seinem Thema gemacht. Erst lange nach seinem Tode sind seine Grundaxiome von deutschen Anthropologen und paradoxen Historikern aufgenommen und zum Eckstein ihrer Geschichtsauffassung gemacht worden. Daß aber solche vermeintlichen, unwiderstehlichen Rassensympathien und Rassengegensätze keine tiefgründige Erklärung der Ereignisse sind, beweisen, wie einer dieser Theoretiker, Chamberlain, selbst anerkennen mußte, der Krieg von „Germanen gegen Germanen" in Transvaal und das englisch-japanische Bündnis, das im Januar 1902 geschlossen und im August 1905 erweitert wurde. Mit Recht hat daher Seignobos die bedenkliche Begriffsverwirrung, die durch die starre anthropologische Auffassung historischer, flüssiger Ereignisse herbeigeführt wird, scharf hervorgehoben und den Grundsatz aufgestellt: „On écartera entièrement la race." (Introduction, p. 208.) Im Streit der Linguisten, Archäologen und vergleichenden Anatomen entladen sich die inneren Stürme dieser auf die Geschichte angewandten Klassifikationsversuche; zugleich spielen aber

auch politische und soziale Tendenzen als Unterströmungen in dem scheinbar wissenschaftlichen Meinungskampfe eine große Rolle. Das wichtigste Resultat der bisherigen Untersuchungen über anthropologische, ethnographische und urgeschichtliche Probleme liegt für den Historiker nach der negativen Seite hin. Er muß sich darüber klar sein, daß die historischen Rassen, die er als vorhandene Größen betrachtet, wie Semiten, romanisch-germanische Völkergemeinschaft zwar von den Beteiligten anerkannt und empfunden werden, aber in kein wissenschaftlich haltbares, ethnographisches Schema rein aufgehen. Selbst von den Juden, die von fremder Beimischung für besonders frei gelten, sagt Ripley, daß sie keine Rasse, sondern ein Volk bilden, dessen unleugbar stark hervortretende Individualität „is of their own making from one generation to the other, rather than a product of an unprecedented purity of physical descent". Der Linnäische Homo europaeus albus wird von der strengen naturwissenschaftlichen Ethnographie nicht mehr als Spezies anerkannt; für sie gibt es nach Topinards Formulierung Rassen nur als abstrakte Begriffe einer Fortdauer im Wechsel oder einer Einheitlichkeit in der Mannigfaltigkeit der Typen. Wir können diese Begriffsbilder wohl benutzen, um einen hohen Grad der Übereinstimmung oder Abweichung uns genügend bekannter historischer Gruppen zu bezeichnen, können z. B. sagen, daß die Sumerier im Euphrattal mit keinem Volk, das wir als semitisch oder indogermanisch bezeichnen, einen erkennbaren ethnographischen Zusammenhang hatten, aber wir dürfen nicht erwarten, daß die Gattungsbegriffe, die von der anthropologischen Analyse mit ihren Mitteln festgestellt sind, auch wenn sie besondere Begabungen bei einem Volksstamm als erbliche Eigenschaft anerkennen oder ausschließen, als genügende Erklärungsgründe der einer historischen Untersuchung unterliegenden Probleme ernstlich in Betracht kommen. Tatsächlich ist das Verhältnis doch so, daß, wenn ein Volk auf einem Gebiete etwas ganz Hervorragendes geleistet hat, die Ethnologen, nachdem sie davon Kenntnis genommen haben, finden, daß diese Rasse die anatomischen und physiologischen Voraussetzungen hatte, die sie für solche Leistungen nach der Analogie früherer Befunde für nötig befanden. Nur mit Lächeln kann man sich der ethnographisch orientierten Urteile über die Japaner erinnern, die noch 1893 in England und Deutschland allgemein waren und die es für ausgeschlossen erklärten, daß dieses Völkchen von zierlichen, kleinen Menschen mit ihrer zarten Kunstindustrie, ihrer geselligen Gefügigkeit, ihrer Liebe zu Blumen und Schmetterlingen auch politisch ernst zu nehmen sei. Akzeptierte doch selbst eine Autorität wie Rein, der Japan nach Reisen und Studien im Auftrag der königlich preußischen Regierung darstellte, in seinem vortrefflichen Buche im Jahre 1880 das Urteil einer

japanischen Zeitung, daß die Japaner nur eine oberflächliche, äußere Politur annehmen und in äußeren Dingen die abendländische Zivilisation zwar vortrefflich nachahmen, aber aus Mangel an Gründlichkeit und Stetigkeit keinen soliden Grund und deshalb keine Stabilität erlangen. Aber in der neuen Auflage des Buches vom Jahre 1905 ist aus „jeder Fremde wird bestätigen" geworden: „keiner wird unterschreiben", das Urteil also in das gerade Gegenteil verkehrt worden. Um den Sieg der Japaner über die Chinesen im Kriege von 1894/95 zu erklären, hat der Ethnograph und Anthropologe Ammon ohne jede tatsächliche Unterlage die Theorie aufgestellt, daß die Japaner eine höhere dolichokephale Rasse als natürliche Leiter ihrer brachykephalen Massen benutzen konnten, während die Chinesen einen solchen Rassenunterschied für ihre Heeresorganisation nicht verwandten. Nun, der russisch-japanische Krieg hat ja auch das Axiom der überlegenen militärischen Kraft der weißen Rasse über alle anderen so gründlich erschüttert, daß der Mißbrauch ethnographischer Erklärungsweisen für historische Ereignisse in dem früheren Umfang nicht mehr zu befürchten ist.

Auch die angeblich statistisch erwiesene Tatsache, daß blonde Nordländer aus physischen Gründen sich in den Tropen nicht akklimatisieren können, ist nur als noch nicht widerlegt aufzufassen und darf als Erklärung historischer Ereignisse deshalb nicht benutzt werden. Die beliebten Phantasiebilder der im heißen Italien vor der Sonne vergehenden Ostgoten, der in dem unwirtlichen Germanien frierenden Römer und der durch ihre härtere Konstitution notwendig überlegenen Bergvölker über die Bewohner der Ebene haben zwar den Reiz sinnfälliger Anschaulichkeit; in den kühlen Kalkül historischen Nachprüfens geworfen, reduzieren sie sich auf sehr geringfügige Kraftfaktoren oder vielmehr auf übereilte Verallgemeinerungen. So wollten auch die spanischen Professoren, die zur Zeit Philipps II. an der Universität Lima dozierten, die Beobachtung gemacht haben, daß der südamerikanische Himmel eigentümliche und seltene Talente hervorbringe. Es bedarf jetzt, nach 300 Jahren, wohl keines Nachweises mehr, daß dies ein geographischer Irrtum war.

§ 38. Vorgeschichte und Ethnographie.

Der unverkennbare Reiz geographischer und ethnographischer Betrachtungen auch für die Historiker liegt darin, daß scheinbar diese Versuche, nach dem Ausdruck des Geographen Ritter, „Schöpferabsichten aus dem Antlitz der Erde" oder auch aus dem Antlitz des Menschen abzulesen, auch auf Zeiten angewendet werden können, in die die geschichtliche Forschung, die auf verständliche gleichzeitige Überreste und fixierte menschliche Erinnerungen angewiesen ist, mit ihren eigenen Mitteln nicht zu dringen vermag. Die überraschende Tatsache, daß in

Cäsars Zeit dieselben Namen keltischer Stämme auf beiden Seiten des Ärmelkanals vorkamen, läßt sich, da uns alle Nachrichten aus älterer Zeit fehlen, streng geschichtlich nicht erklären. Da waren denn schon im 18. Jahrhundert die Geographen bereit, in die Bresche zu springen. Indem sie darauf hinwiesen, daß die enge Straße zwischen Dover und Calais einem Durchbruch des Meeres ihre Entstehung verdankt, erklärten sie den an dieser Stelle früher vorhandenen Isthmus als die natürliche Völkerbrücke von Gallien nach Britannien. Aber wir erinnern uns, daß schon Thucydides darauf aufmerksam machte, daß in der ältesten Zeit kleine Meere und Wasserstraßen ein viel bequemeres Mittel für Wanderungen darboten als die unwegsame Landverbindung, und wir brauchen bloß an die historischen Erscheinungen zu erinnern, denen die Normandie und Rußland ihre Namen verdanken, um uns zu überzeugen, daß wir der geographischen Hilfe gar nicht bedürfen. Mit geologischen Perspektiven, die große Veränderungen der Verteilung von Wasser und Land in vorgeschichtlicher Zeit vor uns ausbreiten, hat man ja schon oft Erscheinungen zu erklären versucht, für die es historisches Material nicht geben kann. Daß es eine Zeit gegeben hat, in der das Kaspische Meer und der Aralsee zusammenhingen und mit einem großen, hochgelegenen asiatischen Binnenmeer ein Ganzes bildeten, ist gewiß. Wenn man sich nun vorstellt, daß auch der Bosporus und Hellespont durch Meeresdurchbrüche entstanden sind und daß damit für die Gewässer des großen Binnenmeeres ein Abfluß eintrat, der nur die tiefern Mulden als isolierte Wasserbecken zurückließ, so kommt man auf eine natürliche Veränderung, die für die damals lebenden Menschen in Europa und Zentralasien ganz neue Möglichkeiten schuf, wie wir ja Ähnliches in kleinerem Maßstabe für den sandbedeckten ehemaligen Meeresboden Norddeutschlands auch annehmen müssen. Wir dürfen uns aber nicht darüber täuschen, daß damit nur Anhaltspunkte gegeben sind, um Analogien geschichtlicher Ereignisse für die Vorzeit als möglich und wahrscheinlich postulieren zu können, und daß damit vielleicht ethnographische Besonderheiten ihre Erklärung finden, die uns sonst völlig rätselhaft wären. So wenig gegen ein solches Verfahren, wenn es besonnen durchgeführt wird, einzuwenden ist, so stark müssen wir hervorheben, daß diese vorgeschichtlichen Regionen immer noch den willkürlichsten Hypothesen einen breiten Spielraum gewähren und von den Anfängen der Tatsachenreihen, von denen wir historische Kunde haben, durch weite Zeiträume geschieden sind. Moderne, auf ursprüngliche Rasseneigenschaften und Kulturanfänge zurückgehende sogenannte Geschichtsbetrachtungen übersehen leicht die unüberbrückbare Kluft zwischen geschichtlichen und vorgeschichtlichen Dingen. Wenn es richtig ist, daß der älteste von Menschen gearbeitete

Steinhammer nach der Formation der Strata, die sich über seiner Lagerstätte gebildet haben, auf ein Alter von 100 000 Jahren zurückweist, so müssen wir Historiker das beschämende Zugeständnis machen, daß wir über die ersten 93 000 Jahre menschlicher Kulturentwicklung auf Erden historisch nichts Haltbares aussagen können.

Ob die gesicherten Resultate, die mit dem Maßstab, dem Tasterzirkel und feineren Farbenbeobachtungen gewonnen werden können, eine geeignete Grundlage für weitere genetische Verknüpfungen nach Analogie der in den historischen Zeiten tatsächlich erwiesenen Vorgänge an vereinzelten Stellen zulassen, bleibt dahingestellt. Für uns kommt es hier nur darauf an, darauf hinzuweisen, daß auch die Disziplinen der Anthropologie, Ethnographie und Urgeschichte ein regelmäßiges Widerspiel von Anpassung, Variabilität und Vererbung längst nicht mehr anerkennen, sondern seit Wagners Theorie der Migrationen ein Element unregelmäßiger Unterbrechungen jeder Entwicklung zugeben müssen. Ja selbst die Klassifikationen, die seit Blumenbachs Zeiten in fast unübersehlicher Zahl aufeinander gefolgt sind, erleiden noch immer die heftigsten Erschütterungen. Wenn man es z. B. neuerdings für völlig gesichert annimmt, daß die Ainus auf Yezo und Sachalin zur kaukasischen Rasse gehören, so bekommen die Voraussetzungen über urgeschichtliche Wanderungen auf dem ganzen ungeheuren Gebiet Sibiriens, Westasiens und Europas, mit denen man früher auskommen konnte, eine ganz andere Ausdehnung. Amerikanische Forscher, die an den Nachkommen der schon vor einigen Jahrhunderten eingewanderten Europäer eine unleugbare Veränderung somatischer Charakterzüge im Sinne einer auffallenden Annäherung an den indianischen Typus beobachtet haben, sind sehr geneigt, die Urbevölkerung der westlichen Halbkugel als eingewanderte Malaien zu betrachten, und berufen sich auf die historisch erwiesenen Seefahrten dieser Rasse bis zu den Sandwich-Inseln. Je nach der Klassifikation der noch jetzt in den verschiedenen Ländern vorhandenen Menschenrassen richtet sich bei unseren Ethnographen auch das Maß von Glaubwürdigkeit, das sie den ältesten historischen Nachrichten, z. B. in chinesischen Quellen über blauäugige, blondhaarige und vollbärtige Volksstämme im heutigen China beimessen. Wie leicht auf diesem Gebiet eine zweifelsüchtige Kritik fehlgehen kann, haben ganz neuerdings die überraschenden Freskobilder, die aus Turkestan nach Berlin gebracht worden sind, ebenso erwiesen wie einst die ersten archäologischen Funde in Ägypten den Berichten Herodots gegenüber. Vollends für feinere Unterscheidungen reichen die bisherigen Methoden anthropologischer Untersuchungen keineswegs aus. Die größte Autorität über die körperlichen Eigenschaften der Völker Ostasiens, Professor Baelz, hat nach langjährigen Beobachtungen

zugestanden, daß er gleich frisierte nackte Japaner, Chinesen, Koreaner, Philippinos und Siamesen im Durchschnitt nicht voneinander unterscheiden kann. Gerade bei den feineren Variationen, auf die es in den geschichtlichen Zeiten ankommt, versagt die naturwissenschaftliche Beobachtung; dagegen liefern die realistischen und zweifellos bewußt übertriebenen Darstellungen, in denen Künstler den ästhetischen Eindruck bestimmter Volksindividualitäten, wie z. B. auf den ägyptischen Monumenten, dargestellt haben, so charakteristische Rassenunterschiede, daß wir sie oft ohne weiteres mit unseren Vorstellungen noch vorhandener Volkstypen identifizieren können. Es handelt sich eben dabei um einen geschichtlich erfaßten Volkstypus, nicht aber um den naturwissenschaftlichen Durchschnittsbefund.

§ 39. Abschätzungen von Rasseeigentümlichkeiten.

Wir hätten uns mit den Schwierigkeiten einer auf naturwissenschaftlicher Grundlage aufgebauten ethnographischen Klassifizierung nicht so lange aufzuhalten brauchen, wenn diese neuerdings von den sprachvergleichenden Resultaten völlig emanzipierten Versuche nicht, eben ihres naturwissenschaftlichen Ursprungs wegen, in so vielen historischen und politischen Abhandlungen mit solcher fast terroristischen Zuversicht vorgebracht würden und wenn nicht der Begriff der Rasse ein aus alter Zeit überkommenes anderweitiges Gepräge hätte, das wir aus unseren historischen Vorstellungen nicht mehr ausscheiden können. Den viel engeren Sinn des in historischem Sinne gebrauchten und allen Völkern von jeher geläufigen Ausdrucks „Rasse" erkennen wir am deutlichsten, wenn z. B. Friedrich der Große die „Rasse" seines Adels rühmt, die „auf alle Weise erhalten werden muß", und zwischen deren Erscheinungsformen in den verschiedenen von ihm beherrschten Landschaften er noch feiner unterscheidet. Er versteht offenbar unter Rasse gewisse ererbte soziale, psychische und moralische Eigenschaften, die durch geschichtliche Bedingungen, Erziehungsgrundsätze und bewußte Einwirkung der Regierung gepflegt und erhalten werden können, bei denen aber jeder Gedanke einer starren ethnographischen Klassifikation ausgeschlossen ist. In unübertrefflicher Kürze gibt uns Ranke eine Übersicht über diese Rassentypen nach Friedrichs Sinn: Der König unterschied „die feinen und gelenken Preußen, deren Gewandtheit jedoch besonders innerhalb ihrer Grenzen leicht in Fadheit überschlage, die naiven und geraden Pommern; die Kurmärker stellt er weder den einen noch den anderen gleich, das Wohlleben gelte ihnen zu viel, in Geschäften seien sie selten mehr als mittelmäßig; lebhafteren Geist besitze die Magdeburgische Ritterschaft, mancher große Mann sei aus ihr hervorgegangen; den Niederschlesiern fehle es an einem Prometheus, der sie (durch Erziehung)

mit dem himmlischen Feuer erfülle; Anstrengung und Arbeit sei bisher noch nicht ihre Sache, sondern eher Genußliebe, gutmütige Titelsucht. Auch in Minden und der Grafschaft Mark fehle es nur an Erziehung und Übung, nicht an Talent, am wenigsten entsprach Cleve seinen Wünschen." (Ranke S. W. Bd. 22, S. 300.) Es war in der Periode der deutschen Einheitsbildung vielleicht sehr berechtigt, diese von Generationen auf Generationen vererbten Eigenschaften als bloße provinzielle Verschiedenheiten in öffentlichen Diskussionen etwas zurückzudrängen; ihr Vorhandensein war aber niemals zu übersehen und wird in neuerer Zeit, namentlich unter den Literaturhistorikern, vielleicht zu stark betont. Gewisse Adjektiva sind ja auch bei Treitschke Epitheta ornantia für lokale Typen geworden, in Verbindungen wie: „der muntere Schlesier", „der derbe Pommer", „der biedere Märker". Was z. B. die Sachsen mit einer gewissen Berechtigung von sich selber sagen und was ihnen von anderen deutschen „Stämmen" nachgesagt wird, sieht doch eigentlich den psychischen „Rasseneigenschaften", die man bei uns den Juden nachsagt, der Art nach so ähnlich, daß man die Vorstellung einer wenigstens psychologisch faßbaren sächsischen Rasse und entsprechend einer bajuvarischen usw. nicht abweisen kann. Das Moment gleichmäßiger Lebensgewohnheiten, Ideale und Energiebetätigung, das gewisse natürliche Gemeinschaften unbewußt verbindet und nur bei Berührung mit Außenstehenden klar hervortritt, war von jeher ein sehr wichtiger Faktor des historischen Lebens und mußte, schwer faßbar wie es ist, von den Historikern in Anschlag gebracht werden. Es ist zweifellos ein variables Produkt variabler Faktoren, um das es sich dabei handelt, wenn auch ein einmal geschaffener und in der Meinung der Menschen fixierter Typus durch die dabei ins Spiel kommenden Kräfte der Nachahmung und Suggestion, durch die relative Stetigkeit der Verhältnisse und gewiß auch durch Vererbung mehrere Generationen lang leicht dieselben bleiben können. Sogar in kleinen Städten, ja selbst in einzelnen Familien kann man eine zwar nicht regelmäßige, aber doch häufige Stetigkeit einmal ausgebildeter menschlicher Züge leicht genug verfolgen. Wir werden an einer späteren Stelle noch auf diese scheinbar naturgegebenen Übereinstimmungen zurückkommen müssen. Handelt es sich dabei doch um so wirksame Momente, wie im politischen und ökonomischen Leben unserer Zeit um die Spannkraft der Sympathien und Antipathien, die sich in allen Teilen der Erde um den Begriff „Angelsächsische Rasse" gruppieren.

Hier mußten wir nur Nachdruck darauf legen, daß die Anschauungsbilder, die wir unter dem Schema „Rasse" rubrizieren, ganz ebenso wie der Begriff „Entwicklung" in den historischen Erinnerungen der Menschen längst gangbare Münze waren, ehe

die Naturforscher es für ihre Zwecke nützlich fanden, durch Denkoperationen eine Gliederung in ihr System zu bringen, die ihnen ermöglichte, Analogien zu den längst festgestellten, feineren Unterschieden im menschlichen und in dem von Menschen beeinflußten animalischen und vegetabilischen Leben auf die wilden Naturprodukte zu übertragen. Darwin macht ja gar kein Hehl daraus, daß er von den Erfahrungen der Tierzüchter in England die Anregungen zu seiner evolutionistischen Theorie mit „Zuchtwahl“ und „Kampf ums Dasein“ empfangen habe. Auch jetzt steht bei den ethnographischen Untersuchungen die Sache noch durchaus so, daß die naturwissenschaftlich gesinnten Forscher von den Historikern lernen müssen, nicht umgekehrt. Nur bei entlegenen, noch nicht in den geschichtlichen Wirbel hineingezogenen Völkern, die keine historische Erinnerung an ihre Vergangenheit haben und die von fremden Kulturvölkern nicht beobachtet worden sind, kann geschichtliche Forschung keine Hilfe leisten. Ebenso ist auch dem Historiker für Gebiete geschichtlichen Lebens der bequem zu handhabende ethnographische Apparat das geeignetste Mittel, um seine Unkenntnis zu verbergen. Wir können uns daher nicht wundern, wenn wir bei den ethnographischen Einzelbeschreibungen, wie sie z. B. Schmoller mit großer Sorgfalt in seinem „Grundriß der allgemeinen Volkswirtschaftslehre“ (Bd. I. 4, S. 149—158) zusammengestellt hat, sehr plastische und anschauliche Charakteristiken vom schwäbischen Bauer und vom „Pfälzer Krischer“ finden, daß auch für die von den Juden aus mit kühner Verallgemeinerung leicht erreichbaren Semiten noch feste Umrisse herauskommen, daß aber schon das, was über die Mongolen gesagt ist, über einige Abstraktionen ihrer geschichtlichen Einwirkung auf die Umwelt und über kaum zu beweisende Werturteile nicht hinausgeht. Die früher weit verbreitete Meinung, daß alle Russen sich so ähnlich seien, als wären sie aus einem Troge gebacken, die in unseren Zeitungen mit solcher Zuversichtlichkeit vorgebrachten Analysen eines vermeintlich in ganz China einheitlichen Seelenlebens, Erörterungen in Marinekreisen aus dem Jahre 1903 darüber, ob die japanische Psyche elastisch genug sei, um den Forderungen, die an den Kommandanten eines großen Kriegsschiffes gestellt sind, zu genügen, beweisen für jeden, der einigermaßen mit den Verhältnissen und vor allem mit der Geschichte vertraut ist, nur die Unzuverlässigkeit der Diskussionen über diese beliebtesten Themata des Tages.

§ 40. Falsche Erklärungen durch die „Rasse“.

Solche nationalen oder stammesbrüderlichen Charakteristiken, wie sie auch Schmoller als Typen rassenmäßiger Unterschiede auf historischer Grundlage gibt, haben, wie man sich leicht überzeugt,

immer einen Anflug von Übertreibung und Karikatur. Sie sind von dem Maße von Wohlwollen oder Abneigung dessen, der sie aufstellt, so sehr abhängig, daß eigentlich die Menschenkenntnis und die subjektive Lebensauffassung des Autors (mit Recht führt Schmoller an, daß er seine beiden Beispiele einheimischen Beobachtern, den bekannten Menschenforschern Rümelin und Riehl entlehnt) in ihnen noch heller beleuchtet wird als der Gegenstand, auf den sie sich beziehen. Sie fallen deshalb auch sehr verschieden aus, wenn zwei selbständige und an Charakter unähnliche Autoren dasselbe ihnen genau bekannte Völkchen beurteilen und schildern. Wenn man sich an die volkstümlichen Aussagen der Nachbarn über einander hält, so kommen eigentlich nur Afterreden und Hänseleien zum Vorschein. Die beiden Bändchen von O. Frh. v. Reinsberg-Düringsfeld über „Internationale Titulaturen" (Leipzig 1863), die das zusammenstellen, „was die Völker über einander sprechen" und „was die Völker über sich selbst sprechen", sind deshalb eine recht spaßhafte Lektüre. Der ernsthafte Historiker, der solche kondensierten Charakteristiken ihrer Anschaulichkeit wegen verwenden will, muß deshalb immer dafür sorgen, daß sie von dem Leser cum grano salis aufgefaßt werden.

Das wissenschaftliche Interesse an diesen kondensierten Seelenanalysen ist äußerst minimal. Niemals können wir zugeben, daß aus der Beobachtung solcher Rasseneigentümlichkeiten irgend etwas für die Erklärung der geschichtlichen Ereignisse gewonnen werden kann, die den betreffenden Menschenkreis als wirksamen Faktor in den Kausalnexus hineinbeziehen müssen. Immer wieder liefert uns die Zeitgeschichte den Beweis, daß eine in Bewegung befindliche Menschenmasse in gutem und in schlechtem Sinne zu Leistungen fähig ist, die ihnen solche summarischen Durchschnittsurteile niemals zugetraut hätten. Von dem deutschen Michel, dem Hölderlin den schmerzlichen Ausruf zuschleuderte: „Tatenarm und gedankenreich", „von dem Volk der Denker und Dichter", das 1837 Bulwer so warm verteidigte, von den bescheidenen Deutschen, an die in der Mitte des vorigen Jahrhunderts die Welt sich gewöhnt hatte, hätte niemand die Kraftäußerungen und das selbstbewußte Geltendmachen wirtschaftlicher Interessensphären erwartet, worüber in englischen und französischen Zeitungen seit langer Zeit immer neue Jeremiaden Platz finden. Es ist eben eine ganz verkehrte Grundanschauung, die aus dem Anschauungsbild einer Volksindividualität die historischen Einwirkungen abzuleiten sucht, deren sie fähig ist. Vielmehr müssen wir annehmen, daß in jedem, wenigstens einige Millionen umfassenden Volke dem Keime nach genügende Anlagen zu allen möglichen menschlichen Betätigungen vorhanden sind. Selbst auf dem Gebiete, auf dem die Volkszahl als der wichtigste, ja nach neuerer Auffassung sogar als der ausschlaggebende Faktor

betrachtet wird, auf dem Gebiete der Kolonisation und der Weltpolitik, haben numerisch so kleine Völker wie die Portugiesen und die Holländer, lange Zeit den Vorrang behaupten können. Was schon Tacitus als einen Grundsatz der Leistungsfähigkeit einzelner Menschen herausgefunden hat, und was Schiller auf die schöne Formel gebracht hat: „Es wächst der Mensch mit seinen größeren Zwecken", ist von so außerordentlicher Tragweite, daß alle aus der Bewertung dauernder menschlicher Gemeinschaften abgeleiteten Einengungen dieser unbegrenzten Möglichkeiten a limine abzuweisen sind. Das schon zitierte Wort Hegels: „Was ihre Taten sind, das sind die Völker", das für uns rückschauend die naheliegende Bedeutung hat, daß wir uns über das Wesen eines Volkes nur klar werden können, wenn wir seine weltgeschichtlichen Einwirkungen genauer verfolgen, hat vorschauend auch die durch die Erfahrung bestätigte Tragweite, daß ein Volk oder Volksstamm etwas anderes wird, wenn ihm ein großer Erfolg gelungen ist. Wer wollte bestreiten, daß die Japaner nach ihren Siegen über die beiden riesigen Nachbarreiche auch innerlich durch ihr gesteigertes Selbstgefühl und den damit verbundenen moralischen Schwung bis in die Tiefen der Volksmassen hinab etwas anderes geworden sind als sie vor 25 Jahren noch waren[1])?

---

[1]) Als der Verfasser im Jahre 1884 in England verweilte, haben bei politischen Gesprächen befreundete Engländer und Schotten es für unmöglich erklärt, daß Deutschland an dem Irrtum, über weitentfernte Gebiete ein Protektorat zu übernehmen und Kolonialpolitik zu treiben, länger als ein oder zwei Jahre festhalten könne. Sie beriefen sich dabei auf ihre Kenntnis des deutschen Nationalcharakters, dem ein Hang, in die Fremde zu ziehen, als ein charakteristischer Grundzug zuzuschreiben sei. Mit einer gewissen Feierlichkeit wandte sich bei einer solchen Deduktion ein älterer Herr an den Verfasser mit der nicht schlecht gemeinten Zusammenfassung seiner Darlegung über den deutschen Volkscharakter: „Your genius is to lay your eggs in other peoples' nests." Inzwischen hat sich diese Prognose ja wohl als unhaltbar erwiesen. Die Japaner haben nach dem Tode des Philosophen Spencer sein Gutachten bekanntgegeben, das mit unverkennbarer Sorgfalt ausgearbeitet und von jeder nationalen Überhebung frei war. Darin hat dieser wahrheitsliebende und den Japanern wohlgesinnte Denker es der japanischen Regierung aufs dringendste ans Herz gelegt, vor allen Dingen die Europäisierung des Landes nicht so weit fortzusetzen, daß dadurch zwischen Europäern und Japanern dauernde engere Beziehungen eintreten könnten, speziell aber Mischheiraten zwischen Japanern und Europäern zu verbieten und das Innere des Landes den Europäern zu verschließen. Rückhaltlos eröffnet der Philosoph seinen Auftraggebern, daß ihre Rasseneigenschaften ihnen unweigerlich bei jedem Konflikt mit Europäern, bei friedlicher wie bei feindlicher Berührung, eine Niederlage zuziehen müssen und daß sie daher in wenigen Jahrzehnten auf die untergeordnete Stellung der indischen Eingeborenen zurückgedrängt werden müßten, wenn sie sich nicht vorsichtig auf ihren Inseln jeder Konkurrenz entzögen und ohne Teilnahme an der Außenwelt ein bescheidenes Dasein nach Art der Hawai Inseln vor der Aufnahme der Missionare führen wollten. Schon dadurch, daß der Baron Kaneko die Erlaubnis erhielt, dies Gutachten zu veröffentlichen, bewiesen die Japaner, daß sie vorher wie nachher an solche furchtsame Einziehung in das eigene Schneckengehäuse nicht dachten.

Es ist deshalb eine bloße Einbildung, zu glauben, daß man den Kern der Geschichte, das Erfassen des inneren Wesens der historisch gebildeten Staaten und Völker überhaupt erreichen könne, wenn man die besten Rassen- und Volksschilderungen liest. Niemand würde aus der gewiß nicht übelwollenden Charakteristik, die Schmoller von seinen schwäbischen Landsleuten beibringt, eine Erklärung dafür finden, daß dieser Volksstamm uns die Hohenstaufen, die Hohenzollern und Frundsberger, die Dichter Schiller, Uhland und Mörike, die Philosophen Schelling, Hegel und Zeller, die Nationalökonomen Friedrich List, Schäffle und Schmoller gegeben hat. Ja, man kann sich wohl nicht verhehlen, daß für jemand, der die geschichtlichen Leistungen des Schwabenstammes nicht kennt, die angeführte Charakteristik ganz reizlos und nichtssagend erscheinen muß, weil nur einige Variationen von Philisterhaftigkeit, wie man sie mehr oder weniger scharf ausgeprägt überall findet, in eine Skizze schwäbischer Bauernschläue und Selbstgenügsamkeit vereinigt sind.

Auch der geistvolle „Versuch in vergleichender Völkergeschichte" von Ernst Moritz Arndt (Leipzig 1842), mit Hilfe der unvergleichlich reichen Anschauungsbilder, die dieser viel herumgewanderte Menschenbeobachter und Meister psychologischer Zeichnung im Laufe eines langen Lebens gewonnen hatte, einen ethnographischen Kern der Geschichte herauszuschälen, ist als mißlungen zu betrachten. Falsch war eben seine Grundanschauung, die er selbst folgendermaßen formuliert: „Die Völker und ihre Arten haben gleichsam einen character indelebilis, dessen Grundfarbe durch keine Gewalt des Klimas ganz verwischt werden kann; die Schattierungen, die Veränderungen durch hunderttausend große und kleine Einflüsse und Einwirkungen geben wir zu, aber es bleibt etwas Ursprüngliches, dessen Anfänge in Nacht gehüllt sind." Erfreulicherweise hatte dieser Volksmann aber so viel historischen Sinn, daß er zu wiederholten Malen gegen seine eigene Theorie und gegen sein Darstellungsprinzip die direkteste Opposition macht und den Schilderungen, die er mit liebevollster Kleinzeichnerei entwirft und die noch heute als die Perlen in der darauf gerichteten Literatur gelten müssen, als eine höhere Wahrheit die Ereignisse gegenüberstellt, die ein ganz anderes Urteil ergeben. Bei den Spaniern hebt er selbst hervor, daß er es statt einer objektiven Schilderung auf eine Lobpreisung abgesehen hat, weil dieses Volk die Befreiung des Kontinents von der Napoleonischen Zwingherrschaft 1808 eingeleitet hat. Die Holländer schildert er zwar als sehr schlottrig, verweichlicht und energielos, kehrt aber ihre Heldenhaftigkeit des 16. und 17. Jahrhunderts als einen Beweis gegen seine eigene Theorie sehr lebhaft hervor, wie er andererseits der guten Zensur, die die Schweizer in der Weltliteratur durch Johannes Müller bekommen

haben, und die er als das Resultat auch seiner Beobachtungen des Volkslebens gelten lassen muß, den das ganze Plus in ein Minus verwandelnden Abstrich hinzufügt, daß sie ja an den Freiheitskriegen keinen Anteil genommen haben. Ein besserer Gegenbeweis gegen den Ersatz des Kausalzusammenhanges der Ereignisse durch eine Analyse der Volkskräfte nach ethnographischem Prinzip läßt sich kaum denken.

Die neuesten an Gobineaus Einfälle und Idiosynkrasien anknüpfenden sogenannten Historiker, die, wie Houston Stuart Chamberlain in seinen „Grundlagen des XIX. Jahrhunderts", und schon lange vor ihm Renan in seinem „Leben Jesus" mit auf Effekt berechneter Willkürlichkeit die Tatsachen so entstellen, daß sie ihren vorgefaßten Meinungen von der ausschließlichen Begabung der Arier oder der Germanen entsprechen, können als wissenschaftliche Leistungen überhaupt nicht in Betracht kommen. Solche Einbildungen hat es in anderen Kreisen auch früher schon gegeben. So redeten sich im Anfang des 16. Jahrhunderts die Italiener ein, daß nur bei ihnen hervorragend kluge Köpfe anzutreffen sind, und als in der Mitte des 19. Jahrhunderts die Schotten Grund hatten, auf ihre neueste Entwicklung besonders stolz zu sein, war den Engländern das unter den in London zusammengeströmten Schotten verbreitete Vorurteil ganz geläufig, daß bei allen Geistestaten im vereinigten Königreich ein schottisches Talent den hervorragendsten Anteil habe. Die naive Unverfrorenheit, mit der solche einmal in Umlauf gebrachten Prätensionen festgehalten werden, spiegelt sich herzerfrischend in der Antwort eines Schotten auf die Frage, ob denn auch William Shakespeare kein Engländer, sondern ein Schotte gewesen sei: „Judging from his ability, he must have been a Scotchman."

Sechstes Kapitel.

Geschichtswissenschaft und Soziologie.

„Wenn man alles haben könnte, was man wünscht, so wäre eine Gesellschaftswissenschaft sehr nützlich."
(Hermann Lotze, Grundzüge der praktischen Philosophie.)

§ 41. Mangel an enzyklopädischen Übersichten historischer Erscheinungen.

Die Forderung universeller Betrachtungsweise, die für jede wissenschaftliche Einzeluntersuchung auf historischem Gebiet gestellt werden muß, ließe sich viel leichter erfüllen, wenn es systematische Übersichten, wenigstens der wichtigsten historischen Erscheinungen, gäbe.

Der Vorteil selbst unvollständiger, sachlich geordneter Rubriken würde besonders darin liegen, daß die bis jetzt dem laxen Sprachgebrauch des täglichen Verkehrs überlassene Nomenklatur in der Geschichtswissenschaft durch konventionelle Neuschöpfungen genügend bereichert und zugleich gegen willkürliche Verwischungen gesichert würde wie in den anderen Geisteswissenschaften. Zugleich würde in einer solchen Enzyklopädie der historischen Herausarbeitungen dem Jünger und Freunde der Geschichte ein leicht zugänglicher Vorrat von Begriffen und Anschauungen geboten werden, um damit das zu vergleichen und zu konstatieren, was ihn als Besonderheit augenblicklich beschäftigt. Es ist eine sehr fühlbare Mangelhaftigkeit der Geschichte, als der einzigen unsystematischen Geisteswissenschaft, daß ihr solche Ausbreitungen von Anschauungsinhalten, ernsthaft zu nehmende Versuche einer Enzyklopädie und Propädeutik noch gänzlich fehlen. Es liegt deshalb die Frage nahe, ob nicht die im Bereich anderer Geisteswissenschaften bereits zusammengestellten enzyklopädischen Übersichten schon jetzt einen Ersatz für das bieten, was der Geschichtswissenschaft noch fehlt.

§ 42. Die Soziologie.

Am nächsten kommen den Bedürfnissen des Historikers die mit großer Ausführlichkeit gerade die konkreten Erscheinungen ihres Gebietes wiedergebenden enzyklopädischen Werke über Volkswirtschaft entgegen. So brachte schon Schönbergs „Handbuch der politischen Ökonomie" aus dem Erfahrungsschatz, der in der kameralistischen Literatur aufgehäuft ist und der in volkswirtschaftlichen Lehrgebäuden traditionell behandelt wird, systematisch aneinandergereihte Übersichten. Mit Weglassung der für den kameralistischen Praktiker wichtigsten Gebiete hat neuerdings Gustav Schmoller als die Zusammenfassung seiner Lebensarbeit eine bewundernswerte, mit starker Betonung der psychischen und moralischen Grundkräfte bis zu den konkreten Erscheinungen vordringende Übersicht aller Arten volkswirtschaftlicher Phänomene nebst geschichtlichen Überblicken herausgegeben. Gleich umfassende und sorgfältige Ausbreitungen von Erfahrungsgebieten gibt es in anderen Geisteswissenschaften noch nicht. Es sind aber bereits Versuche gemacht worden, um die Wechselwirkungen zwischen einer Vielheit von Personen, die als Gesellschaft zusammenleben, zu schildern und wenn möglich durch Zurückführung jeder einzelnen Erscheinung auf allgemeine Gesetze, von denen sie abhängen, wissenschaftlich zu erklären. Nach mehreren Schwankungen hat sich zunächst der Begriff der Soziologie auf eine Art beschreibender sozialer Anatomie, d. h. auf eine empirische Sozialethik beschränkt, die aus der Natur des Menschen überall die Bildung gewisser gleichartiger Institutionen und ihre, im großen angesehen, ähnliche Entwicklung nachweisen und

erklären will. Namentlich die grundlegenden Einrichtungen allen gesellschaftlichen Lebens, wie Ehe und Eigentum, sind nach ihren verschiedenen Erscheinungsformen beschrieben und klassifiziert worden. Die unterscheidbaren Typen machten, wie sie Völkern von sehr verschiedener Kulturhöhe abgesehen waren, den Eindruck einer Stufenfolge von primitivster, fast tierischer Roheit bis zu den von uns als ideal und unverletzbar angesehenen gegenwärtigen Formen. Da nun auch antike Schriftsteller von den Völkern, von denen sie Kunde hatten, ähnliche Merkmale des Familienlebens und der Eigentumsordnung angaben, wie sie die sogenannten wilden Völker zum Teil noch heute zeigen, so benutzte man die umfassende Vergleichung dazu, um eine vermeintliche naturgesetzliche Durchgangsreihe festzustellen, die von allen fortgeschrittenen Nationen absolviert werden mußte. Perioden, in denen absolute Promiskualität im geschlechtlichen Verkehr auch unter Menschen geherrscht hatte, glaubte man ohne weiteres als das Ursprüngliche in jeder Volksgemeinschaft ansehen zu müssen. Wie sich daraus auf dem Wege der Polyandrie ein Familienverband auf mutterrechtlicher Grundlage gebildet hat, ist zwar bei Kulturvölkern aus direkter Beobachtung niemals nachgewiesen worden. Aber aus Verwandtschaftsbezeichnungen, die Morgan bei den Indianern vorfand, und entsprechenden Andeutungen über die Vorstellung der alten Deutschen bei Tacitus glaubte man einen naturgesetzlichen früheren Zustand mutterrechtlicher Ordnung erschließen zu können. Mit den schon älteren Kenntnissen der verschiedensten familienrechtlichen Auffassungen verband sich dieses neue Material, namentlich seitdem man die wirtschaftlichen Momente mitberücksichtigte, zu einer Menge scheinbar wohl zusammenhängender Betrachtungen, die man, weil man sie als regelmäßige Entwicklungsstufen jedes Volkes ansah, in einer Abstraktion nebeneinanderstellen und aufeinander beziehen konnte. Wenn man von dem Unterschied zwischen Privateigentum und Gemeingut ausgeht, so lassen sich im wirtschaftlichen und rechtlichen Leben der Völker ähnliche, durch begriffliche Merkmale mehr oder minder charakterisierte Übergangsstufen unterscheiden und als aufeinanderfolgend konstatieren. Wie man von der Ethnographie den zur Methodik dienenden Begriffsbau als eine besondere Wissenschaft der Ethnologie abschied, so ist auch auf dem Gebiete der Erforschung gesellschaftlicher und rechtlicher Antiquitäten ein genügender Vorrat begrifflicher Feststellungen getreten, die man als den Gegenstand einer neuen Wissenschaft, der Soziologie, zur weiteren Bearbeitung aussonderte. Indem sich so für das besondere Prinzip dieser neuen Fachwissenschaft die im gesellschaftlichen Leben der Menschen hervortretenden und von anderen Disziplinen noch nicht erfaßten Einrichtungen und Kräfte als neues Wissensmaterial dar-

boten, stellte sich die Frage ein, ob die Begriffe und Erscheinungen, denen man sich so zuwandte, einer systematischen, in sich zusammenhängenden und von anderen Wissenschaften prinzipiell unterschiedenen Behandlung fähig und bedürftig seien. Monographien dieser Art gibt es bereits in großer Zahl. Von Gesellschaftsspielen, vom Tanz, von der Mode, vom Gelde gibt es interessante Abhandlungen, die auf die menschlichen Triebe eingehen, die diesen Erscheinungen ihre Bedeutung geben. Von älteren Büchern über gesellschaftliche Erscheinungen, wie Ciceros „De amicitia", Waltons und Cottons „The complete angler", Jan Daniel Georgens „Illustriertes Sportbuch", Knigges „Umgang mit Menschen" unterscheiden sich diese auf das Privatleben in der Gesellschaft bezüglichen Schriften dadurch, daß sie ein rein theoretisches Interesse an diesen Stoffen nehmen und eine Zergliederung der in ihnen zur Entfaltung kommenden menschlichen Triebe, aber keine Regeln für die praktische Tätigkeit zu gewinnen suchen. Ihr Endziel ist die Bereicherung unseres Wissens durch eine psychologische Analyse der durch die Vergesellschaftung der Menschen zur Übung kommenden Kräfte.

§ 43. Systematische Versuche der Soziologie und ihre termini technici.

Neben dieser Anatomie und Physiologie der Gesellschaft haben aber einige Philosophen nun auch den Versuch gemacht, eine Dynamik der menschlichen Gemeinschaften aufzustellen und damit auch für das geschichtliche Leben der Menschen Gesetze zu finden. Von einem Schematismus ausgehend, der im Reich der Natur die Biologie als den Abschluß des wissenschaftlichen Gebäudes fordert, erwarten sie von einer das Menschenleben umfassenden Soziologie eine Belehrung, die uns in den zu findenden sozialen Trieben den Wesensgrund aller gemeinsamen Handlungen einer Mehrzahl von Personen und damit der geschichtlichen Ereignisse nachweisen. Schon Frieß hat in seinem „Handbuch der Politik oder der philosophischen Zwecklehre" (1. Bd. Heidelberg 1818) eine Tafel der praktischen Kategorien aufgestellt, die in das mannigfache Gewoge des sittlichen Kosmos eine übersichtliche Ordnung bringen sollen. Es war aber erst Herbert Spencer, der durch begriffliche Analogien aus der Naturwissenschaft in seiner Soziologie dem Kern der historischen Auffassung, nämlich dem einheitlichen Erfassen unregelmäßiger Veränderungen genügend nahe kam, um die Kreise der historischen Forschung zu stören. Er erblickt auch in dem geschichtlichen Prozeß nichts, als die fortschreitende Spaltung des Homogenen zum Heterogenen und die abwechselnd damit auftretende Integration des heterogen Gewordenen zu einem neuen, bald wieder der Differenzierung anheimfallenden Einheitlichen. Würde er damit

nur das äußere Schema der Veränderung bezeichnen wollen, so käme er der von Schelling aufgestellten Formel von Thesis, Antithesis und Synthesis sehr nahe, die für den Historiker sehr brauchbar, ja unentbehrlich ist, die aber voraussetzt, daß sich beim Inkrafttreten der Antithesis Elemente und Kräfte einfinden, die in der Thesis nicht enthalten waren, und daß durch den plötzlich eintretenden Zusammenprall eine Katastrophe erfolgt, aus der als etwas wesentlich Neues die Synthesis hervorgeht. Spencer aber sieht schon den ganzen Vorrat der vorhandenen Kräfte dem Keime nach in dem Homogenen enthalten, das den Ausgangspunkt bildet, und betrachtet die Differenzierung zum Heterogenen nicht als einen Konflikt verschiedenartiger Kräfte, sondern als eine notwendige in der Ordnung der Dinge gegebene Evolution des sozialen Bestandes, der dann notwendig der Gegenstrom einer Integration als Übergang der Unbestimmtheit zur Bestimmtheit folgen muß. Diesen blinden Prozeß der Phänomenalität aller menschlichen Dinge, einem angeborenen Drange nach Entwicklung entsprechend, hat der amerikanische Soziologe Stuckenberg (Introduction to the study of sociology, 2. Aufl. New York 1898) scharf kritisiert und als eine Verwechslung von Kausalgesetzen (als mechanischen Erkenntnisprinzipien) mit logischen oder psychologischen Gesetzen (als heuristischen Hilfs- und überzeugenden Demonstrationsmitteln) im Anschluß an Hegel zurückgewiesen. Ebensowenig ist mit den neueren Versuchen, die mit Hilfe der Statistik nur die „konstanten Elemente in der Geschichte" beschreiben und dadurch eine Sozialpsychologie als Erklärung historischer Vorgänge schaffen wollen, irgend etwas anzufangen. Als Beispiel wählen wir aus Giddings „Inductive sociology" (New York 1901) die Berechnung der angeblich zwischen allen Dolichokephalen der Erde vorhandenen natürlichen Sympathien. Seine Formel:

$$S = k' + \frac{k' + k^2}{2} + \frac{k' + k^2 + k^3}{4} + \frac{k' + k^2 + k^3 + k^4}{8}$$
$$+ m' + \frac{m' + m^2}{2} + \frac{m' + m^2 + m^3}{4} + \frac{m' + m^2 + m^3 + m^4}{8} + v$$

erscheint uns um so mehr als bloße Spielerei, da er danach die Zahl der möglichen Sympathien (S) auf 2 665 797 300 224 berechnet. Statt dieser mathematischen Entgleisungen bemühen sich jetzt die Soziologen, direkt aus der Beobachtung des Lebens der Gegenwart, die wirklich im sozialen Leben betätigten Triebe aufzufinden und das eigentlich gesellschaftliche Moment, die Mitteilung und Übertragung von Zweckbewußtsein und Willensregung, deutlich zu bezeichnen. Daß ihnen dabei Geschlechtstrieb, Brotneid und Blutsverwandtschaft als primäre Masseninstinkte bemerkbar werden, kann gewiß nicht als neu bezeichnet werden. Auch die vielgerühmte Ent-

deckung von Gumplowicz, daß der Stärkere die Schwächeren zu zwingen sucht, ihm einen Teil ihrer Arbeitsleistung zu überlassen, damit er selbst seiner Arbeitsscheu frönen kann, ist als Motiv für die Aufrichtung eines Herrschaftsverhältnisses schon von Lamennais in seinem „Paroles d'un croyant" (Paris 1833) als eine dem „Volke", an das er sich wandte, wohlbekanntes Grundverhältnis der menschlichen Gesellschaft benutzt worden, wie es sich ja schon bei Aristoteles findet. Auch das Prinzip der Teilung der Arbeit hat ja schon Hegel als den in sich selbst vollendeten Zweckverlauf formuliert: „Weil ich Bedürfnisse habe, arbeite ich, um die Bedürfnisse anderer zu befriedigen, die dafür meine Bedürfnisse besser befriedigen, als ich es, auf mich selbst angewiesen, könnte." Von diesen Anfängen der im menschlichen Leben hervortretenden Triebe hat ja auch schon Horaz als den Ursachen historischer Entwicklung in der ersten Satire des ersten Buches ein halb humoristisches Bild entworfen, wie ja auch Schiller die „Weltweisen" auf „Hunger und Liebe" als soziale Bindemittel hingewiesen hat. Daß es im gesellschaftlichen Leben immer ein Korrelat von Instinkten, eine Polarität von Kräften gibt, die einander anziehen oder abstoßen, ist eine so einfache Wahrheit, daß sie niemals, selbst der oberflächlichsten Betrachtung menschlicher Dinge verborgen bleiben konnte. Gegenüber den Einseitigkeiten, die mit Hobbes an einen ursprünglichen aus der Menschennatur fließenden, absoluten Antagonismus der einzelnen glauben, oder die mit Harrington und Rousseau das „Gleich und gleich gesellt sich gern" als das Urgesetz jeder Vereinigung von Menschen an einem Ort annahmen, gilt jetzt allgemein die Anschauung, die alle freundlichen und feindlichen Berührungen zu gleicher Zeit auf verschiedene Gruppen verteilt wissen will, oder nacheinander bei derselben Gruppe sich ablösen läßt. Ein englischer Soziologe Robertson bringt dieses Axiom aller menschlichen Beziehungen auf den kurzen Ausdruck: „Always men unite to oppose, always they must love to hate, fraternise to struggle." Ob sich aus dieser Amphibolie der natürlichen menschlichen Beziehungen mit Hilfe einer Tafel praktischer Kategorien eine Übersicht gewinnen läßt, nach der sich die gesellschaftlichen Betätigungen der Menschen im Reich der Zwecke logisch ordnen lassen, und ob solch eine Klassifikation für die Betrachtung menschlicher Dinge fruchtbar werden kann, lassen wir dahingestellt; bis jetzt ist ein ernsthafter Versuch zu solcher Durcharbeitung des gesellschaftlich historischen Lebens noch nicht ans Licht getreten. Die wirklich interessanten soziologischen Arbeiten der neuesten Zeit liegen auf dem Gebiete der gesellschaftlichen Mechanik, in denen versucht wird, die psychologischen Momente zu analysieren, die zu dem individuellen Seelenleben noch hinzukommen müssen, um massenpsychische Erscheinungen zu erklären. Wie aus einer Anhäufung von Menschen,

die einander völlig unbekannt sind, dadurch, daß zu gleicher Zeit ihre Aufmerksamkeit auf einen Punkt gelenkt wird, eine Gruppe entsteht, von der zum Teil unbeabsichtigte, gemeinsame Willenshandlungen ausgehen, erscheint namentlich französischen und amerikanischen Soziologen als ein der Forschung würdiges Problem. Man sucht die Erklärung durch den Hinweis darauf, daß von Natur dem Menschen, wie vielen anderen Säugetieren, ein Herdentrieb eingepflanzt sei, eine Anschauung, die in vergeistigter Durchführung ja auch schon dem aristotelischen Begriff des „ζῶον πολιτικόν" zugrunde liegt. Man betont anderseits den unüberlegten Nachahmungstrieb, wie wir ihn bei Kindern und Affen beobachten können. Am weitesten kommt man noch mit dem dem Geistesleben eigentümlichen Phänomen der Suggestion, von dessen Tragweite man sich ja leicht experimentell überzeugen kann. Aber alle diese Untersuchungen bleiben doch noch weit entfernt von den viel komplizierteren gesellschaftlichen Einwirkungen, mit denen eine gereiftere Lebenskenntnis ganz von selbst bekannt wird, und die der Historiker in den überlieferten Berichten über menschliche Vorgänge in der größten Mannigfaltigkeit implicite vorfindet. Als das umfassendste soziologische Phänomen hat die öffentliche Meinung wegen ihrer ungeheuren Einwirkung auf den Gang der Ereignisse sowohl, wie wegen der Plötzlichkeit, mit der sie von der einen Richtung in die andere umschlägt, die Aufmerksamkeit der Historiker erregt. Von ihrer Natur hat noch kein Soziologe ein so treffendes Bild entworfen, wie es Ranke 1834 im 2. Bande seiner „Römischen Päpste"[1]) vorausschickte.

[1]) Ranke, „Die römischen Päpste" (S. W. Bd. 37, S. 87): „Nicht erst heutzutage hat die öffentliche Meinung Einfluß in der Welt bekommen; in allen Jahrhunderten des neueren Europa hat sie ein wichtiges Lebenselement ausgemacht. Wer möchte sagen, woher sie entspringt, wie sie sich bildet? Wir dürfen sie als das eigentümlichste Produkt unserer Gemeinschaftlichkeit betrachten, als den nächsten Ausdruck der inneren Bewegungen und Verwandlungen des allgemeinen Lebens. Aus geheimen Quellen steigt sie auf und nährt sie sich; ohne vieler Gründe zu bedürfen, durch unwillkürliche Überzeugung bemächtigt sie sich der Geister. Aber nur in den äußersten Umrissen ist sie mit sich selber in Übereinstimmung: in unzähligen größeren und kleineren Kreisen wird sie auf eigentümliche Weise wieder hervorgebracht und auf das mannigfaltigste modifiziert. Da ihr dann immer neue Wahrnehmungen und Erfahrungen zuströmen, da es immer selbständige Geister gibt, welche von ihr zwar berührt, aber nicht so geradezu in den Strom mitfortgerissen, energisch auf sie zurückwirken, so ist sie in unaufhörlicher Metamorphose begriffen: flüchtig vielgestaltig: mit der Wahrheit und dem Rechte zuweilen mehr, zuweilen minder im Einklange: mehr eine Tendenz des Augenblicks als eine fixierte Lehre. Häufig begleitet sie nun das Ereignis, das sie mit hervorbringt — bildet und entwickelt sich daran; dann und wann aber, wenn ihr ein einseitiger Wille, den sie doch nicht übermeistern kann, entgegentritt, schwillt sie zu gewaltsamer Forderung an. Man muß zugestehen, daß sie von den Bedürfnissen, den Mängeln in der Regel ein richtiges Gefühl hat; davon aber, was auszurichten und ins Werk zu setzen wäre, kann sie ihrer Natur nach kein reines, festes Bewußtsein hervorbringen. Daher kommt es, daß sie im Laufe der Zeit sogar oft in ihr Gegenteil umschlägt."

Von ihm stammt auch die richtige Beobachtung, daß die öffentliche Meinung auch diejenigen überzeugen kann, gegen die sie sich richtet, ja die sie mit Vernichtung bedroht. Da die Geschichte es ihrer Natur nach meist mit den Veränderungen soziologischer Gebilde zu tun hat, so kann sie den Analysen ihrer als für sich bestehend gedachten Zustände, wenn sie befriedigend gelungen sind, sehr wohl die termini technici und neugebildeten Begriffe entnehmen, die in das allgemeine Bewußtsein übergegangen sind. Als einen solchen glücklich in unseren Sprachschatz aufgenommenen soziologischen terminus technicus können wir den vom Historiker Taine geformten Ausdruck „Milieu" betrachten, der die Summe der Verhältnisse, die fortwährend die Tätigkeit eines Menschen reizen und beeinflussen, im wünschenswertem Gegensatz gegen seine individuelle Selbstbetätigung hervorhebt.

§ 44. Selbständigkeit der Geschichtswissenschaft auch gegenüber einer vervollkommneten Soziologie.

Am nächsten berührt sich mit den bei den Historikern geläufigen Betrachtungen über die Natur der geschichtlich-gesellschaftlichen Verhältnisse ein Teil der soziologischen Ausführungen, die Gustav Ratzenhofer in seinem Buche über „Wesen und Zweck der Politik als Teil der Soziologie und Grundlage der Wissenschaften" in abstrakter Formulierung gibt. Er spricht z. B. von einem „Gesetz der fortschreitenden Vermehrung der Beziehungen im Verhältnis zu den Störungen". Als Regel nimmt ja auch jeder Historiker für ein in gesunder Entwicklung befindliches soziales Gebilde ein solches principium diversitatis an. Er denkt sich das aber gleich bestimmter derartig, daß zwischen den einzelnen, die zu einer Gemeinschaft verbunden sind, entgegengesetzte Bestrebungen auftauchen, nach deren Maßgabe sich Parteien bilden, die auf die Gemeinschaft in verschiedener, je nach ihren besonderen Zwecken zum Ausdruck kommender Weise einzuwirken suchen, und daß gerade dadurch die Angelegenheiten der Gemeinschaft für jeden Beteiligten ein erhöhtes Interesse gewinnen und mit stärkeren Opfern betrieben werden. Werden die inneren Gegensätze zu stark, so kann der ganze Verband gesprengt werden oder durch eine Itio in partes seine Wirksamkeit von bestimmten Gebieten ausgeschlossen werden. Fehlen die inneren Gegensätze ganz, so geht auch die frische angestrengte Mitwirkung der begabtesten Mitglieder der Gemeinschaft leicht verloren; Langeweile, Schlendrian, Stillstand sind die Folge, dem allgemeinen Hegelschen Satze entsprechend: „Wo kein Gegensatz ist, ist auch kein Interesse." Erscheinungen, die auf der Gesamtbeteiligung sehr vieler Menschengruppen beruhen, droht also ein doppelter Untergang: einerseits durch Verschwinden der Molekularbewegung, wenn das Bewußtsein zweckmäßiger Mitwirkung nicht mehr durch abweichende Bestrebungen

lebendig erhalten wird, und an die Stelle individueller interessierter Betätigung die bloße Gewohnheit getreten ist, die Hegel im soziologischen Sinne richtig als ein gegensatzloses Tun definiert, bei dem das Zweckbewußtsein verloren gegangen ist. Ohne Einwirkung von außen kann dann einem solchen Kulturkreis, wie dem chinesischen, der ewige Stillstand drohen. So sind im Altertum die Staatsreligionen, die einst das ganze Volk aufs lebhafteste beschäftigten, aus Mangel an innerem Gegensatz gleichgültig geworden und ausgestorben. In Athen, wo auf der Bühne des Sophokles die religiösen Tendenzen des alten Götterglaubens noch den Urgrund der wirksamen Motive darstellten, wo wenige Jahre später Sokrates den Schierlingsbecher trinken mußte, weil er nicht an die Götter glaubte, an die der Staat glaubte, fand der Apostel Paulus eine solche religiöse Gleichgültigkeit, daß die erhabensten religiösen Gedanken, die er ihnen mit wohlüberlegter Benutzung ihrer Dichterwerke vortrug, ihnen wie Geschwätz und Absonderlichkeiten vorkamen. Andererseits können auch gerade durch die heftigen Ausbrüche persönlicher und parteipolitischer Kämpfe die Formen gesprengt werden, die eine große Gemeinschaft zusammenhalten. „Wohl ist es wahr," so drückt es Ranke aus, „daß das Überhandnehmen der inneren Gegensätze die Einheit der Gesamtheit zerstört." Dieser gewissermaßen aus der Überfülle lebendiger Kräfte herbeigeführte Untergang wird aber immer ein anders geartetes allgemeines Leben zur Folge haben. Ranke fügt also dem eben zitierten Satze hinzu: „Aber es ist, wenn wir uns nicht täuschen, ein anderes Gesetz des Lebens, daß sich damit doch auch zugleich eine höhere und größere Entwicklung vorbereitet." (S. W. Bd. 38, S. 377.) Aus den Momenten des inneren Kampfes, die es im zweiten Zeitraum der Gegenreformationen von 1590—1630 dem Papsttum unmöglich machten, die Einheit der katholischen Welt noch länger zu repräsentieren, erhob sich als Grundgesetz des europäischen Lebens die gegenseitige Anerkennung der zu verschiedenen kirchlich-politischen Individualitäten umgewandelten Staaten als gleichberechtigter Glieder „gleichsam einer allgemeinen Republik" in Europa. Fragen wir nun nach der Berechtigung, warum die Historiker dies auch in kirchlicher Beziehung mit Ranke als eine „höhere und größere Entwicklung" ansehen, so werden wir belehrt, daß in früheren Zeiten das Christentum mehr eine Sache der Überlieferung, der naiven Annahme, des von Zweifeln unberührten Glaubens gewesen ist, daß aber jetzt, wo man zwischen den verschiedenen Bekenntnissen wählen, von einem zum anderen übertreten konnte, die christlichen Ideen Sache der Überzeugung und bewußten Hingebung wurden, die freie Selbstbestimmung der Persönlichkeiten in Anspruch nahmen und Leben und Denken noch vollständiger durchdrangen. In den unabhängigen kirchlichen Organi-

sationen der am allgemeinen Leben teilnehmenden Staaten verschlangen sich die materiellen, gesellschaftlichen, wissenschaftlichen und politischen Interessen auf die verschiedenste Art mit den religiösen Trieben, die in den Herzen der Individuen ihren Boden haben. Da es sich bei allen historischen Umwandlungen um solche, verschiedene Gebiete der menschlichen Tätigkeit zugleich berührende Entwicklungsreihen handelt, so können wir auch nur in formaler Beziehung eine augenscheinliche Gesetzmäßigkeit feststellen. Die Seele und den Sinn der sozialen Phänomene können wir aber nur aus den individuellen Bestrebungen und Kraftaufwendungen, der mit ihnen verbundenen Entfaltung der Parteigegensätze, der in Geschehnissen, die ihre Wirkung sind und sogleich doch wieder die Ursache neuer Zwecksetzungen werden, erreichten Entscheidungen nachfühlen und würdigen lernen. Eine isolierte Betrachtung der natürlichen und künstlichen Interessengegensätze, wie die Soziologie sie uns beschaffen will, kann uns nur als Hilfsmittel dienen, durch Zusammenstellung der sachlich ähnlichen, in ihrer Wirksamkeit aber nach den jeweiligen Verflechtungen ganz verschieden zu bewertenden historischen Erscheinungen die Nüancen der Begriffe abzusondern, mit denen wir bei der Betrachtung der Vergangenheit operieren müssen. Mit solchen „ganz weiten Gedankenklammern", wie sie die bisherige soziologische Betrachtungsweise an die Hand gibt, können wir vielleicht „die Gegenpole der zentrifugalen Ichtriebe und der zentripetalen Gesellschaftstriebe", wie sie in jeder historischen Veränderung vorliegen, mit größerer Gleichförmigkeit durch eine mehr zurückliegende Abstraktion bezeichnen; aber für das lebendige Getriebe brauchen wir viel kompliziertere, aus Analogien gewonnene, mit Vorbehalt näherer Bestimmung für jeden einzelnen Fall spezifisch modifizierte, häufig auch κατ' ἐξοχὴν gebrauchte Begriffsbilder. Daß in jedem historischen Gebilde nach der oben bezeichneten Eigenart von Zeit zu Zeit, wie der charakteristische Ausdruck besagt, „Reformen" als neue Veränderungen notwendig werden, „Revolutionen" drohen, „Restaurationen" versucht werden können, lernen wir aus dem Inhalt selbst elementarer geschichtlicher Belehrung viel schneller, als es aus soziologischen Deduktionen gefolgert werden könnte. Nur geschichtlich angedeutete Bezeichnungen, wie ein „Krösus", Kleon, „Perikles", „Cäsar", Hierarchie, feudal, amerikanisch, modern, romantisch, „ein Jena", „ein Sedan" und so viele andere mehr, sind mit genügender Bestimmtheit ins allgemeine Bewußtsein übergegangen. Generische Ausdrücke, wie Reformation, Gegenreformation, Revolution und Reaktion, haben sich mit bestimmten Ereignissen in unserer Auffassung so fest verbunden, daß es einer näheren Angabe über den besonderen Fall, auf den sie sich beziehen, nicht mehr bedarf. Zwischen den Tiefen, deren von den Stürmen der Oberfläche unberührtes, gleichartiges Element die Soziologie zu erforschen

sucht, und den faßbaren Zusammenhängen der beobachteten Bewegungen, die nach unbekannten Regeln von Zeit zu Zeit sich zu Stürmen steigern und den ganzen Umkreis des allgemeinen Lebens aufregen, ist der Abstand noch zu groß, um das scheinbar mehr an der Oberfläche liegende Gebiet, die Geschichte, von den in der sich gleichbleibenden unteren Schicht bemerkbaren Vorgängen überzeugend abzuleiten. Daher wird es immer ein würdiges Objekt einer besonderen Wissenschaft, eben der Geschichte, bleiben, aus den „Emergenzien", die genauer Beobachtung zugänglich sind, das innere Wesen der Menschen und menschlichen Gemeinsamkeiten kennen zu lernen und zu prüfen.

Systematischer Teil.

Zur Einführung.

§ 45. Die zeitgenössischen geistigen Interessen als Anknüpfungspunkte der Geschichtschreibung.

Wie in allen Geisteswissenschaften das ganze Reich der Zwecke dem forschenden Geiste als der Wesensgrund vorschwebt, aus dem er die besondere Art von Zweckhandlungen heraushebt, auf die er seine Betrachtung lenkt, so ist der geschichtlichen Auffassung die Totalität der bis zum jetzigen Moment abgelaufenen oder noch fühlbaren Kausalzusammenhänge tatsächlicher Vorgänge in der Menschenwelt der in der Vorstellung vorhandene Hintergrund, aus dem die begriffliche Einheit hervorgeholt wird, die durch das Aufzeigen ihrer Veränderungen verständlich gemacht werden soll. In beiden Fällen wäre wegen der Unendlichkeit der tatsächlich vorhandenen Verschlingungen aller menschlichen Zweckhandlungen eine Klärung des Sachverhaltes gar nicht möglich, wenn wir nicht in der uns unentbehrlichen Welt- und Menschenkenntnis, die wir uns im Lauf unseres bewußten Lebens verschafft haben, schon ganz bestimmte Vorstellungen über Zusammengehöriges und Nichtzusammengehöriges in unserem Bewußtseinsmaterial hinzubrächten, und wenn nicht das nie ruhende Bedürfnis, gegenüber den mannigfaltigen zufälligen Wahrnehmungen, die wir gemacht haben, uns der Einheit unseres Bewußtseins gewiß zu bleiben, schon eine entsprechende Ordnung unserer Vorstellungen erzielt hätte. Auch kompliziertere Erscheinungen glauben wir richtig zu begreifen und zuversichtlich weiteren Denkoperationen unterwerfen zu können. Durch Aussprache mit Anderen bestärken wir uns fortwährend in der Überzeugung, daß im allgemeinen die Inhalte unserer kompliziertesten Vorstellungen mit denen übereinstimmen, die die meisten Menschen unseres Bildungsniveaus und unserer gesellschaftlichen Stellung sich erworben haben. Wir sind vollkommen befriedigt mit solchen allgemeinen Übereinstimmungen, wenn wir uns überzeugt halten, daß die Besonderheiten, die wir zur Diskussion stellen, doch immer wieder im letzten Grunde von den uns geläufigen Triebkräften der menschlichen Natur abgeleitet werden können. Erst wenn uns das nicht gelingt, hört das Verständnis auf, das wir zu haben wünschen.

Das wichtigste Mittel, dieses Bedürfnis des Verständnisses komplizierteren Erscheinungen gegenüber zugleich zu befriedigen und im Verhältnis auf seinen Erfolg abzuschätzen, liegt in der Vergleichung des Neuaufzunehmenden mit den ihm begrifflich oder nach der Eigenart seiner Verknüpfung mit der Menschennatur am nächsten liegenden bekannten Vorgängen und Erscheinungen. Weil wir speziell aus der Geschichte unseres Vaterlandes und den Zuständen der Gegenwart auch über die umfassendsten Summationen im Reich der Zwecke passende Analogien vorrätig haben, erscheinen uns selbst sehr entlegene Vorgänge, wie die Unabhängigkeitskämpfe der Kubaner und Philippinos gegen die spanische Herrschaft, ganz verständlich, wenn sie uns als das Erwachen nationalen Selbstgefühls und als die Folge eingewurzelter Willkürherrschaft dargestellt werden. Ohne weiteres setzen wir in jedem Volke irgendwelche unseren Auffassungen einigermaßen entsprechende Verhältnisse zwischen Erwachsenen und Kindern, zwischen Männern und Frauen, zwischen Reichen und Armen, zwischen Herrschenden und Dienenden voraus; überall erwarten wir Veranstaltungen der Sicherheit, des Verkehrs, der Gesundheitspflege, der Schulbildung, des Gottesdienstes, aber auch Traditionen des Gewerbes, des geselligen Verkehrs, der Lebensführung. Um nun einen solchen ganz neuen Kreis der Gegenwart oder Vergangenheit kennen zu lernen, bedarf es nur einer an unsere Voraussetzung anknüpfenden Vergleichung des wirklich Zutreffenden und vor allen Dingen einer scharfen Hervorhebung dessen, was in dem erst zu erfassenden Komplex nicht vorhanden oder anders geordnet ist, als in den Kausalverbindungen, die uns bisher als Kitt unserer Beobachtungen gedient haben. Gerade bei den komplizierten Erscheinungen gibt uns die Kenntnisnahme jeder neuen Abart infolge des unerläßlichen Herausarbeitens der vorhandenen Unterschiede nicht nur eine Bereicherung unserer Vorstellungen durch das neu Hineingenommene, sondern zugleich ein schärferes Erfassen von Wechselwirkungen in unserer eigenen Umwelt, denen wir bisher, weil sie uns selbstverständlich erschienen, keine Aufmerksamkeit zugewandt haben. So macht uns Ranke eine Besonderheit der europäischen Auffassung „von dem Recht, das doch Recht bleiben muß", bei der Behandlung der „Bitte um Recht" des englischen Unterhauses durch das Hineinziehen einer außenliegenden Analogie klar. Das Oberhaus hatte sich der von den Bischöfen als göttliche Satzung nachgewiesenen, von der Regierung verteidigten Auffassung der Legalität von exzeptionellen Verhaftsbefehlen kraft königlicher Prärogative angeschlossen; die höchsten Richter des Landes hatten ihre Entscheidung im Sinne König Karls gegeben; also sagt Ranke mit Benutzung seines Beispiels: „Das Fetwa der Gesetzgelehrten, der Ausspruch des Mufti war für den König. Der Unterschied der

okzidentalischen Verfassung von der orientalischen liegt unter anderem auch darin, daß ein solcher Ausspruch im Abendlande eine Sache nicht definitiv erledigt; aber auch hier hat er doch auch allemal ein großes Gewicht" (Ranke, S. W. Bd. 15, S. 200).

Wie jede intelligente Auffassung der Lebensvorgänge zum Verständnis eines dargebotenen Einzelnen nur dadurch gelangen kann, daß gleichartige Erscheinungen zum Vergleich herangezogen und, wenn möglich neben der Übereinstimmung auch die wesentlichen Unterschiede scharf betont werden, so ist deshalb auch die Geschichtswissenschaft in letzter Linie auf dieses Hilfsmittel befriedigender Erklärung angewiesen. Mit auffallender Regelmäßigkeit macht Ranke von diesem Kunstgriff Gebrauch, um die bedeutendsten Erscheinungen durch solche Gegenüberstellungen ins rechte Licht zu setzen. Es könnte wohl befremdlich erscheinen, daß er beim Übergang auf Luthers religiöse Opposition die etwa gleichzeitigen Reformationsbewegungen des Nanek unter den Seiks von Lahore, des erneuerten nördlichen Buddhismus in Tibet, des Sektenstreites innerhalb des Mohammedanismus herbeizieht; aber wie sollten wir sonst die welthistorische Bedeutung der Tat würdigen, die der Augustinermönch in Wittenberg wagte? Ranke vindiziert dem Islam den „Vorzug", politisch die stärkste der vorhandenen Religionen zu sein; dem Christentum der lateinischen Kirche war aber ein unerwarteter, neuer Einfluß in die entferntesten Weltgegenden zugefallen, als die innere Bewegung alle Relionssysteme ergriffen hatte. (S. W. I, 151—56.) Um die eigentümlichen Triebkräfte des neubegründeten römischen Staatswesens kenntlich zu machen, begnügt sich Ranke nicht damit, die Tendenzen des von göttlichem Ursprung hergeleiteten Imperiums und das daneben aufgerichtete, die Rechtsordnung umfassende sakrale Prinzip zu kennzeichnen; durch weite Umschau versichert er sich, wie sich diese Scheidung staatlicher und priesterlicher Gewalt von der am nächsten verwandten Verteilung dieser beiden Attributionen, nämlich der beim Volke Israel prinzipiell unterscheidet. (Weltg. II, I, 22.) Sobald zu dieser ältesten Grundlage nun als neue Lebensenergie Roms die Plebs mit ihren von der Kriegspflicht getragenen populären Ansprüchen kommt, erhalten wir eine neue Vergleichung und Kontrastierung: „In keiner alten Völkergenossenschaft findet sich ein ähnliches Verhältnis; denn bei anderen Völkern, auch den Griechen, wurden die besiegten Feinde vollkommen vernichtet und zu Sklaven gemacht; in dem alten, selbst dem romulischen Rom war das nicht der Fall. Die Einwohner der benachbarten Städte wurden in Rom aufgenommen, ohne jedoch an den Rechten der Altbürger teilzunehmen. Eben nach diesen aber strebten sie. Es war ein Verhältnis, wie wenn Spartiaten und Lacedämonier zu einer einzigen Gemeinde vereinigt gewesen wären. Die Plebejer waren

ursprünglich freie Männer, die aber durch die Pflicht, die sie erfüllten, die Gesamtheit zugleich mit ihren Waffen zu verteidigen, Anspruch auf größere Zugeständnisse erwarben als die waren, die man ihnen machte." (Weltgesch. II. I, S. 47f.) Seine „Geschichte Wallensteins" schließt er mit einer Betrachtung „über ein ganz allgemeines Verhältnis": „In der Reihe der großen Generale, die nach Selbständigkeit getrachtet haben, steht Wallenstein in der Mitte zwischen Essex in England, Biron in Frankreich auf der einen, Cromwell auf der anderen Seite, auf dessen Spuren sich später der gewaltige Korse bewegte, dessen noch weit umfassendere Erfolge ihn in den Stand setzten, ein neues Kaisertum zu gründen. Was ist der Unterschied zwischen ihnen? Warum gelang es den einen und ist es den anderen mißlungen?" (S. W. 23, S. 313.)

Die Auffassung der königlichen Pflichten bei Friedrich dem Großen identifiziert Ranke mit dem chinesischen Fürstenideal der ältesten Zeit und knüpft an eine Übersetzung einer Stelle aus einem der chinesischen Klassiker die Bemerkung: „Es ist, als wenn man Friedrich reden hörte." (S. W. Bd. 29, S. 299.) Wie haben es denn unsere Historker gemacht, als Bismarck gestorben war und es galt, seine Bedeutung zu kennzeichnen? Delbrück hat ihn mit Perikles verglichen, viele andere mit Richelieu, ein englischer Bewunderer mit Cromwell und dem Earl of Chatham, wie Sybel schon früher auf den jungen Bismarck die Charakteristik des Themistokles bei Thucidides angewandt hatte.

Jeder Historiker ist deshalb bei seiner Darstellung darauf angewiesen, die bei seinen Lesern vorauszusetzenden Vorstellungen über ihnen näherliegende historische Erscheinungen zu Hilfe zu nehmen, um für den noch aufzuklärenden Gegenstand Interesse und Verständnis zu gewinnen. Er muß, um ihnen das geistige Nachleben eines kunstgerecht reproduzierten Ausschnittes der Vergangenheit zu ermöglichen, an die gang und gäben Meinungen und Urteile anknüpfen, die ihm gebildete Volksgenossen entgegenbringen, und die Elemente historischer Zusammenhänge als bekannt voraussetzen, von denen sein Leserkreis umfangen ist. Auf den unbewußten Analogiebeziehungen, die sich in der Seele des Lesers einstellen, beruht die lebendige Wirkung jedes Geschichtswerkes. Im Geiste der Wahrheit denen, die das Geschehene deutlich erkennen und ihre Lebensauffassung richtig erweitern wollen, diese gegenseitige Durchdringung des historischen Erfahrungsstoffes zu ermöglichen, ein wahrhaftes „Erinnern" der Kenntnis der geschichtlichen Welt zu fördern, ist, wie schon Thucydides deutlich ausgesprochen hat, der Zweck jeder historischen Belehrung mittels einer literarischen Arbeit. Auf der vorausgesetzten Fähigkeit, die vom Autor gewünschten Analogieschlüsse richtig zu ziehen, beruht also die Wechselwirkung, ohne die

eine Erweiterung historischer Bildung nicht möglich ist. Würden die inneren Beziehungen zwischen sehr entlegenen dargestellten zweckbewußten Zusammenhängen z. B. aus der chinesischen Geschichte in chinesischen Quellen und dem im Geiste des Lesers bereits vorhandenen historischen Bewußtseinsmaterial vollständig fehlen, so könnte eine Apperzeption überhaupt nicht zustande kommen. Wir können uns aber darauf verlassen (und das Interesse, das die überraschendsten archäologischen Funde regelmäßig erwecken, ist uns eine Gewähr dafür), daß im gebildeten Teil unserer Nation die Fähigkeit historischen Verständnisses weit hinausgreift über alles, was ihnen als gesichertes Resultat der Forschung bereits dargeboten werden kann. Was aus peruanischen Gräbern aus völlig verschollenen Zeiten ans Licht gezogen ist, was seit Chamissos Zeiten auf der Osterinsel an Überresten menschlicher Zwecktätigkeit entdeckt worden ist, was Hamarupis Gesetzbuch anordnet und was von den Mayahandschriften entziffert ist, liegt durchaus noch innerhalb des Kreises, an dem wir als verständlichen Betätigungen unseres Menschenwesens innigen Anteil zu nehmen fähig sind. So breitet sich in den uns der Möglichkeit nach nicht gleichgültigen, sondern wesensverwandten Manifestationen des menschlichen Geistes ein Unendliches aus, von dem wir nach Lage des einzelnen Falles das Zusammengehörige im Interesse möglichst tief dringender Auffassung zusammenbringen können. Gerade wegen der notwendigen Auswahl aus dieser ungeheuren Fülle lichtbringender Analogien gilt auch für die Geschichte eines wissenswürdigen Einzelverlaufs das Goethesche Wort:

„Willst du ins Unendliche schreiten,
Geh nur im Endlichen nach allen Seiten."

Damit bekommen ja auch die Herbeiziehungen scheinbar so weit abliegender Phänomene, wie sie in unserer obigen Auswahl Ranke zum Vergleich wählt, ihre tiefere Berechtigung.

Diese für jede lebendige Auffassung unerläßliche Aufeinanderbeziehung dessen, was den Leser eines historischen Werkes bereits interessiert hat, mit dem, was man ihm mitteilen will, birgt, wie wir im Vorbeigehen anmerken wollen, auch die Möglichkeit einer vom rein wissenschaftlichen Ziel abliegenden Ausnutzung dar. Statt auf die den Lesern wohlbekannten Verhältnisse der Gegenwart zu rekurrieren, um darin Anknüpfungen für einen entfernter liegenden historischen Gegenstand zu suchen, kann man auch die Schilderungen der Vergangenheit dazu benutzen, um die umstrittenen Meinungen und Bestrebungen der Gegenwart durch deutlichgemachte Analogien in ein bestimmtes Licht zu setzen. Es ist ja bekannt, daß in der Regierungszeit Karls X. von Frankreich französische Historiker die englische glorreiche Revolution ihren Zeitgenossen lebendig vor Augen gestellt haben, um die Nutzanwendung auf eine unblutige Vertrei-

bung des eigenwilligen Königs und die Thronfolge des Herzogs von Orleans populär zu machen. Lamartines „Histoire des Girondins“, die in 8 Bänden 1847 erschien, hat die revolutionäre Tendenz in Frankreich außerordentlich gekräftigt. Strauß' Biographie des römischen Kaisers Julianus Apostata unter dem Titel „Der Romantiker auf dem Throne der Cäsaren oder Julianus der Abtrünnige“ wurde von den Zeitgenossen ohne weiteres als eine Kritik der Regierungsweise Friedrich Wilhelms IV. aufgefaßt. So hat ja auch Mommsens römische Geschichte ebensosehr als eine politische Tat im Interesse der nationalen und liberalen Opposition gegen die reaktionären Junker in Preußen Aufsehen gemacht, wie als wissenschaftliche Leistung. Selbst in Droysens warmherzigen Schilderungen der mazedonischen Politik Philipps II. spürte man die Analogie zu der Aufgabe, die im damaligen Deutschland von Preußen noch zu lösen war, und mit Bewußtsein hat sich im Beginn der neuen Ära eine Reihe der angesehensten historischen Forscher bemüht, durch gelehrte historische Arbeiten die öffentliche Meinung im kleindeutschen oder im großdeutschen Sinne zu beeinflussen. Die sogenannte politische Geschichtschreibung kann deshalb leicht der Versuchung erliegen, die Analogien, durch die sie auf den Streit der Meinungen scheinbar mit wissenschaftlicher Autorität einwirkt, auf Kosten der inneren Wahrheit zu verstärken, ja die Einseitigkeit auch in der Feststellung des Tatsächlichen zum Prinzip zu erheben und bis zur Erdichtung zu übertreiben. Hier aber haben wir nur den starken Antrieb zu historischer Produktion, der auf Grund der Ähnlichkeit selbst räumlich und zeitlich weitgetrennter menschlicher Verhältnisse in den sich leicht einstellenden Analogieschlüssen zu finden ist, in seiner ganzen Tragweite hervorzuheben. Als stärkstes Beispiel für diese Übertragbarkeit tendenziöser Gedankenbilder mittels sich von selbst vollziehender Analogieschlüsse wollen wir nur erwähnen, daß eine der wirksamsten politischen Erzählungen der neueren japanischen Literatur (Keikoku Bidan von Yano Fumio) die historischen Erreignisse der Stadt Theben zur Zeit des Epaminondas behandelt. Mit solcher Freiheit bewegt sich die Phantasie der Leser auf dem ganzen Felde möglicher Analogien!

Der Historiker bedarf also, um seinen Gegenstand zu erklären und verständlich zu machen, eines über das Allgemeinbewußtsein hinausgehenden Besitzes an Begriffen und Anschauungen von der tatsächlichen Wirksamkeit der Triebkräfte und Energien des Lebens, eines Vorrates klarer Vorstellungen weitverbreiteter menschlicher Bestrebungen und einer Beispielsammlung von Prototypen, über die das Urteil nicht mehr schwankend sein kann. Immer wieder kann man sich überzeugen, daß die Ausstattung mit diesem Bewußtseinsmaterial bei sorgfältigen und methodisch gearbeiteten Geschichts-

werken selbst begabter Autoren zu wünschen übrig läßt, und daß Differenzen und Widersprüche der Auffassung in erster Linie auf dem Mangel an geistiger Blickweite für das Verhältnis des ergriffenen Gegenstandes zu verwandten Erscheinungen beruhen. Es könnte scheinen, daß es außer der langsam reifenden Lebenserfahrung kein Mittel gibt, um dem jungen Historiker diesen für das Gedeihen seiner Arbeiten so wichtigen Erwerb zu erleichtern, wie denn auch von Ranke das Wort stammt, daß der Historiker alt werden müsse, ehe er seines Amtes befriedigend walten könne. Wir wollen aber den Versuch wagen, in einer ausgewählten Übersicht historischer Erscheinungen dem jungen Forscher Material darzubieten, Anregungen zu geben, die gerade diese Seite seiner Ausbildung fördern sollen.

Wir werden uns dabei an diejenigen der Anschauung zugänglichen, aber weiterer Abstraktion unfähigen moralischen Energien und Lebenserscheinungen halten müssen, die augenscheinlich ihre Wirksamkeit in den historischen Vorgängen als primäre Ursachen manifestieren. Die Krystalisationen des sittlichen Kosmos gilt es, beschreibend und beurteilend zu erfassen. Da an ihnen natürlich auch andere Geisteswissenschaften und in hervorragendem Grade die Dichtung und populäre Literatur ein Interesse nehmen, so ist das Feld, auf dem wir unsere Specimina sammeln, ein ungeheures. Glücklich, wenn es uns gelingt, in einfacher Klarheit die wichtigsten Lebensäußerungen herauszuheben, über die sich eine Übereinstimmung der Meinungen als Resultat sachlicher Überlegungen erzielen läßt.

Die unübersehliche Fülle des Stoffes gliedert sich in die vier aufeinanderfolgenden Reihen von Typen individueller Betätigung, von freien Gemeinschaften, von organisierten Gemeinwesen und von Summationen als Produkten des historischen Prozesses. Wenigstens die ersten beiden Bücher wollen wir in diesem Bande als Teil einer historischen Propädeutik vorlegen. Die beiden anderen Bücher bleiben dem zweiten Bande vorbehalten, der mit einem Überblick über die Aufgaben der Geschichtsphilosophie das Ganze beschließen soll.

Zweites Buch.

Typen individuellen Lebens in der historischen Wirklichkeit.

Erstes Kapitel.

Psychologische Phänomene und Geschichtschreibung.

„Der Menschen Taten und Gedanken, wißt!
Sind nicht wie Meeres blind bewegte Wellen.
Die innere Welt, der Mikrokosmus, ist
Der tiefe Schacht, aus dem sie ewig quellen."
(Schiller, Wallensteins Tod II, 3.)

§ 46. Der Begriff „Seele".

Auf keinem Gebiete hat die allgemeine Erfahrung, wie sie im Sprachgebrauch jedes gebildeten Volkes zum Ausdruck kommt, so brauchbare und vor der wissenschaftlichen Nachprüfung bestehende Resultate erzielt, wie auf dem psychologischen. Das erklärt sich aus den außerordentlich günstigen Beobachtungsbedingungen und der fortwährenden Nötigung dazu ganz von selbst. Ein immaterielles Wesen, fähig zu wirken und zu leiden, eben die durch den Körper mit der Außenwelt in Beziehung tretende, aber auch an sich veränderlichen Zuständen unterworfene Seele der landläufigen Auffassung bleibt allen Einwendungen zum Trotz als das einzig denkbare Subjekt aller der Vorgänge bestehen, die wir als Empfindungen, Gefühle, Vorstellungen, Gedanken, höhere Triebe und Bestrebungen unterscheiden können. Innerhalb der Betrachtungen, durch welche menschliche Wechselbeziehungen erklärt werden sollen, ist mit der Einheit des Bewußtseins im Nacheinander seiner „Bestimmtheiten" [1]) die Tatsache des individuellen Seelenlebens als letzter Ursprung der auf Zweckbewußtsein beruhenden Phänomene gegeben, die wir als Hauptinhalt der gesellschaftlich-geschichtlichen Wirklichkeit antreffen.

Die metaphysische Spekulation kann diesen Tatbestand, weil er ihr wegen der darin enthaltenen Zersplitterung und Vereinzelung

---

[1]) Der zusammenfassende Begriff: „Bewußtseinsbestimmtheit" für alles besondern Seelen Gegebene ist von Rehmke in seiner „Allgemeine Psychologie", S. 50 ff., näher entwickelt.

nicht genügt, wieder von einem tieferen Grunde aller Existenz ableiten und von einem höchsten Zweck abhängig machen; dadurch wird aber die Realität der dem Körper beigegebenen Seelen, soweit sie als leidend und wirkend faßbar sind, nicht berührt. Mit Anlehnung an Leibniz sieht Lotze z. B. das Wesen der Seele in einer Idee, in einem Gedanken des Unendlichen, Einen, der sich innerhalb jeder einzelnen Seele in die Mannigfaltigkeit als in seine natürlichen Konsequenzen entwickelt. Er berührt sich also als metaphysischer Denker mit Schleiermacher, der, von ethisch-religiösen Betrachtungen ausgehend, in jeder beseelten Individualität eine eigentümliche Manifestation der Gottheit sieht. Das ist eine Nachwirkung der deutschen Transzendentalphilosophie, die ihrer ethischen und sozialen Bewertung des in dem individuellen Seelenleben vorliegenden Erscheinungskomplexes einen ehrfurchterweckenden Ausdruck gab. Ranke hat in einer berühmten Abhandlung von 1832 diese Ausdeutung auf jede emporstrebende Volksindividualität übertragen, indem er ihr Wesen als etwas Ursprüngliches, Seelisches betrachtet, das fähig ist, äußere Vorgänge seines Interessenkreises gleichmäßig auf sich zu beziehen und als Kontinuität festzuhalten; er vindiziert also auch ihr eine transzendentale Existenz, die ihm, wie sein Ausdruck lautet: „Man kann sagen, ein Gedanke Gottes" zu sein scheint. Diese Ursprünglichkeit des Seelenlebens wird auch von anderen sehr positivistisch gesinnten Denkern in ganz ähnlicher ans Geheimnisvolle streifender Sprache bezeichnet. So nennt ja auch Hartmann („Philosophie des Unbewußten", Bd. 2, S. 256) die Individuen „gewollte Gedanken des Unbewußten". Ratzenhofer („Soziologische Erkenntnis", 1897) stellt jedes Bewußtsein als einen isolierten Teil der die Welt erfüllenden Urkraft hin. Von solchen metaphysischen Bezeichnungen können wir bei Betrachtung der historischen Wirklichkeit absehen, da es sich hier zunächst nur um Phänomene innerlicher und äußerlicher Erfahrung handelt. Auch bemerken wir bei den genannten Philosophen innerhalb ihrer psychologischen Untersuchungen kein Hinausgehen über die Tatsache der allgemeinen Erfahrung, daß „das einheitliche, unteilbare Subjekt unseres Bewußtseins als eine gesonderte Partei für sich" anzusehen sei, während die andere immer dazugehörige Partei in dem Körper besteht.

§ 47. Die Seele als Einheit mit vielen Fähigkeiten.

Die Brauchbarkeit unserer Beobachtungen über die von der Seele ausgehenden Tätigkeiten wird auch durch die erkenntnistheoretische Einwendung nicht alteriert, daß die Seele nur ein Hilfsbegriff für die Individuation unseres Bewußtseins sei. Die Warnung, die in dieser erkenntniskritischen Begriffsbestimmung liegt, die Anschau-

ungsformen von Raum und Zeit auf die Seele nicht zu übertragen, hat einen gewissen Vorteil. Da aber nun einmal im Menschen eine stofflich-geistige Lebenseinheit empirisch gegeben ist, so brauchen wir einerseits für die Vielheit von zusammenhängenden Stoffteilen eines Individuums den ihre Einheit hervorhebenden Begriff: **Leib**, andererseits aber für die oft unterbrochenen und dennoch in dynamischer Verbindung bleibenden Bewußtseinszustände als Korrelat zu „Leib" eine ähnliche Zusammenfassung, die bei logischen Operationen, die sich auf das ganze Ich beziehen, ebenso bequem und eindeutig zu verwenden ist. Über diesen Dualismus in unseren Anschauungen und Begriffen kommen wir Historiker nicht hinaus. Wenn Taine (Sur l'intelligence, livre IV, chap. 3), den physiologischen Ausführungen von James Mill (Analysis of the phenomena of the human mind, 1829) folgend, die Kontinuität des x bestreitet, die Untersuchungen über die Tätigkeit einer Seele als phraseologische Illusionen verwirft und höchstens in den Ganglien unseres Körpers lebende „rudimentäre Seelen" in verschiedenen Phasen ihrer Entwicklung zulassen will, so widerstreitet seine eigene Praxis in seiner englischen Literaturgeschichte und in seinem späteren Geschichtswerke [1]) dieser Ableugnung einer individuellen Seele so offenkundig, daß der auf demselben Standpunkt stehende amerikanische Psychologe James [2]) sich über einen so offenkundigen logischen Widerspruch in den abstrakten Konstruktionen des realistischen Historikers nicht genug wundern kann. Wer sich überzeugen will, mit welcher Entschlossenheit die experimentierenden Psychophysiker das ohne Diagramme und Apparate zugängliche Erfahrungsmaterial des unmittelbaren Bewußtseins und der Selbstbeobachtung verachten, wie sie aus naturwissenschaftlicher Gewissenhaftigkeit das Ichgefühl und die Seele als Phantome behandeln, findet in den beiden starken Bänden des scharf beobachtenden und alles lebhaft und humorvoll vorbringenden Professors James das Wichtigste zusammengetragen. Er läßt die Lust- und Unlustgefühle, die ethischen und ästhetischen Prinzipien als mit seinen Hilfsmitteln nicht analysierbar ganz außer Betrachtung; indem er sich aber auf die „gesetzmäßig" ablaufenden Erscheinungen beschränkt, einen freien Willen nicht anerkennt und das Wesen der Gefühle in ihren körperlichen Ausdrucksformen vollständig aufgehen läßt, ist er doch genötigt, noch etwas mehr anzuerkennen, als die Leistungen der Sinneswerkzeuge und des Verstandes. Das darf aber keinen individuellen Ursprung haben. Er

---

[1]) Man braucht nur auf das 3. Kapitel des 5. Buches von „Les origines de la France contemporaine" zu verweisen, das sehr ausführliche „Psychologien" von Marrat, Danton und Robespierre enthält.

[2]) The principles of psychology by William James (London 1890, vol. 1, p. 355).

nimmt also einen rastlos fortflutenden allgemeinen Gedankenstrom als vorhanden an, der auch die Denkmühle in unserem Gehirn in Tätigkeit versetzt, sobald wir an der uns zustehenden Stelle den während des Schlafes unterbrochenen Anschluß wiederhergestellt haben. „Es denkt“, soll es daher nach James heißen.

Die neueren deutschen, vor metaphysischen Aufgaben nicht zurückschreckenden Psychologen, wie Volkmann, Wundt und Rehmke, haben sich von solchen, die Subjektivität des Fühlens, Denkens und Wollens leugnenden Theorien freigehalten. Sie haben aber die radikale Starrheit der Seelensubstanz bei dem um die feineren Unterscheidungen der Seelentätigkeit so verdienten Herbart heftig bekämpft, den Ursprung des Bewußtseins noch energischer und direkter an den Grund alles Seins angeknüpft und zugleich eine Reihe von näheren Bestimmungen gegeben, die eine Übertragung der Vorstellungen vom sinnlichen Sein und Geschehen auf das geistige Gebiet verhindern sollen. Rehmke stellt das Ich-Konkrete, das im Bewußtsein gegeben ist, dem Ding-Konkreten gegenüber; während das letztere in allen seinen Beziehungen fortwährenden Veränderungen unterliegt, ist ihm das erstere ein unveränderliches Einfaches, das sich nur, weil es außer in Verbindung mit einem Leibe nicht vorkommt, mit veränderlichen Inhalten beschäftigt. (Lehrbuch der allgemeinen Psychologie § 11 und 17, Leipzig 1894.)

Der Begriff des Menschen als psycho-physischen Einzelwesens, wie ihn Dilthey definiert, schützt uns gegen verschwommenen Spiritualismus. Da bei allen neueren Denkern die Seele als das denkende, fühlende und wollende Subjekt in uns anerkannt und die Wechselwirkung von Leib und Seele zugegeben wird, so besteht für den Historiker keine sachliche Differenz zwischen der jetzt maßgebenden psychologischen Auffassung und dem allgemeinen Sprachgebrauch[1]).

[1]) Die feineren Spaltungen der Definitionen drehen sich meist um die adäquate Auslegung des aus der Scholastik überkommenen Ausdrucks Substantia cogitans. Wundt, der nur die Wollungen als direkt gegebenen Inhalt der Selbstbeobachtung und damit als die letzten ursprünglichen Regungen des Seelenlebens gelten lassen will, macht gegen Herbart geltend, daß er aus seiner Hypothese des Beharrens die Substanzialität des Trägers dieser Aktualität nicht aus Beobachtung gewinnt, sondern durch Denken erschließt. Paulsen fürchtet, daß mit der Beibehaltung des Substanzbegriffes für das Subjekt des Seelenlebens immer wieder die Vorstellung eines „Seelenatoms“, eines sehr winzigen, aber immer noch körperlich aufgefaßten „Wirklichkeitsklötzchens“ übrig bleibt; er zieht deshalb als Bild für den Sachverhalt die weiter nicht erklärbare Mitwirkung „eines unbekannten Bandes“ vor, das tatsächlich die Bewußtseinsakte zusammenhält. Gutberlet gibt in seinem Buche „Der Kampf um die Seele“ 9 Vorträge (Mainz 1899), besonders in der Abhandlung, „Ist die Seele Tätigkeit oder Substanz“ (S. 50—102) eine scharf pointierte Gegenüberstellung der verschiedenen Auffassungen. Münsterberg, „Grundzüge der Psychologie“, Bd. 1: Die Prinzipien der Psychologie (Leipzig 1900) schließt zwar den Begriff einer einheitlichen, selbstbewußten, freiwollenden Seele aus der Psychologie aus, postuliert sie aber für die übrigen Geisteswissenschaften.

Er kann ohne die unerschütterliche Überzeugung von der Einheit des Bewußtseins, die in jedem normalen Menschen als vorhanden vorausgesetzt wird, seine Aufgabe überhaupt nicht erfüllen. Ebenso können auch die neuesten physiologischen Aufschlüsse über die Bedeutung, die gewisse Teile des Gehirns, des Rückenmarks, der Nerven, der Muskeln, des Blutes und der Haut für das Zustandekommen der Empfindungen und sinnvoller Bewegungen haben, für sein Arbeitsgebiet die Tatsache des beherrschenden Einflusses der Psyche als einer Einheit mit vielen Fähigkeiten nicht beiseite setzen.

§ 48. Diltheys „Bündel von Trieben und Gefühlen" als Kern der Seele.

Mehr als psychologische Begriffsbestimmungen würde dem Historiker eine einigermaßen vollständige Exposition der Kräfte nützen, die bei gebildeten, im ganzen als normal geltenden, gereiften Menschen unseres Kulturkreises in Wirksamkeit treten, also eine beschreibende und zergliedernde Psychologie, wie Dilthey sie als Grundlage der Geisteswissenschaften gefordert und gefördert hat. Unverkennbar haftet jeder modernen rationellen Psychologie ein biologischer Grundzug an; gerade dadurch ist die Übereinstimmung der vertieften wissenschaftlichen Empirie auf diesem Gebiete mit den allgemein verbreiteten Vorstellungen aufs beste gewahrt. Mit wenigen allgemeinen Sätzen, die Dilthey in dieser Beziehung aufgestellt hat, erreichen wir mühelos den Boden, auf dem eine empirische Psychologie fruchtbringend arbeiten kann. Jede sich als Einheit fühlende Schöpfungsgestalt hat der universalen Bewegung ihrer Außenwelt gegenüber das beständige Interesse, die wechselnden Figurationen, mit denen sie in Beziehung treten kann, nach Maßgabe ihrer Kraft und Einsicht auszunutzen, um sich auskömmliche und wo möglich günstigere Lebensbedingungen zu verschaffen. Vom Standpunkt des Individuums angesehen, ist sein Leben von der Betätigung dieses Interesses ausgefüllt. Infolge der durch seine seelischen Kräfte angehäuften Interessenkomplexe hat der Mensch als Einzelwesen eine Intensität der Lebenstätigkeit, der wir nichts auf Erden gleichstellen können. Denn nirgends sonst gibt es einen solchen mannigfaltigen Gefühlsanteil an den zweckmäßigen oder zweckwidrigen Lebensbedingungen, wie bei den menschlichen Individuen. Der allgemeine Vorgang des zu beobachtenden psychologischen Einzelfalles ist dabei ziemlich einfach und gleichartig. Dilthey konnte es zutreffend mit der der allgemeinen Auffassung konformen Feststellung bezeichnen: „Ein Bündel von Trieben und Gefühlen, das ist das Zentrum unserer seelischen Struktur, von welchem aus das Spiel der Eindrücke ... in die Aufmerksamkeit erhoben, Wahrnehmungen und deren Verbindungen mit Erinnerungen, Ge-

dankenreihen gebildet werden, an welche dann Steigerung des Daseins oder Schmerz, Furcht, Zorn sich anschließen. . . Und eben von hier aus gehen dann im Übergange des Schmerzes in Sehnsucht, dieser dann in Verlangen, oder in einer anderen Reihe von Gemütszuständen die willkürlichen Handlungen hervor[1])."

Das für die Behandlung psychologischer Zusammenhänge entscheidende Kriterium ist nun aber, wie Dilthey hervorhebt, daß in uns „die Übergänge eines Zustandes in den anderen, das Erwirken, das von einem zum andern führt, in die inneren Erfahrungen fallen. Der Strukturzusammenhang wird erlebt." Das Seelenleben ist von der körperlichen Welt dadurch unterschieden, daß, so viele seelische Funktionen sich auch nach dem Inhalt unserer Begriffsbestimmungen differenziert haben mögen, in dem geistig gesunden Menschen der ganze psychische Lebensprozeß eine Einheit bildet, für die alle Interessengefühle ineinander übergreifen, alle Tätigkeiten sich unmittelbar durchdringen können. Mit dem Körper verbunden bildet das veränderlichen Eindrücken anheimgegebene, aber sich als Einheit bewußte Seelenleben eine um das Selbstgefühl gelagerte Totalität, einen Mikrokosmos[2]).

§ 49. Die Spannweite der Seele.

Von dieser theoretisch einfachen Grundlage aus bekommt aber die für den Historiker wichtige Aufgabe des psychologischen Verständnisses dadurch eine eigentümliche Erschwerung, daß die meisten handelnden Personen, wenn wir genau zusehen, oft sehr verschiedenartige, zuweilen von ihnen selbst bereute und als ihrem wahren

---

[1]) Sitzungsberichte der Berliner Akademie der Wissenschaften 1894, S. 1376. Die ganze Abhandlung (S. 1309—1407) und a. a. O. 1896 (S. 295—335) können für die völlige Übereinstimmung dieser philosophischen mit der allgemeinen Auffassung aller Zeiten ins Feld geführt werden.

[2]) Kants „Anthropologie in pragmatischer Hinsicht" (1798) bietet eine noch jetzt sehr verwendbare theoretische Übersicht gesunder Menschenkenntnis. In vielen Punkten noch unübertroffen ist auch Drobischs „Empirische Psychologie nach naturwissenschaftlicher Methode" (Leipzig 1842), die sich aus eigener, innerer Erfahrung über die psychischen Elementarerscheinungen klar zu werden sucht. Dazu kommen, außer zahlreichen Monographien, namentlich auch von pädagogischer Seite, zwei Bände „Beiträge zur Charakterologie" von Dr. Julius Bahnsen (Leipzig 1867). Er verdankt den an psychologischen Hinweisen überaus reichen Schriften Schopenhauers viele Anregung, ist aber völlig selbständig in seinen psychologischen Schilderungen. Wichtig für die empirischen Grundlagen sind die drei Bände von Adolf Horwicz, „Psychologische Analysen auf physiologischer Grundlage". Erster Teil: „Allgemeine Vorbegriffe" (Halle 1872). Zweiter Teil: „Analyse des Denkens" (1875). Dritter Teil: „Analyse der qualitativen Gefühle" (Magdeburg 1878). Eine populäre Darstellung in anziehender Form bietet Theobald Ziegler, „Das Gefühl" (3. Aufl., Leipzig 1899). Die beste Vorbereitung zu psychologischen Selbstbeobachtungen bildet das Studium von J. Rehmkes „Lehrbuch der allgemeinen Psychologie" (Hamburg 1894).

Selbst nicht entsprechende Entschlüsse gefaßt und Taten vollführt haben. Offenbar darf man nicht mit den schwachen Augenblicken, die jeder Mensch haben kann, und noch viel weniger mit Geistesverirrungen so leicht bei der Hand sein, wie es die Bequemlichkeit vielen Historikern eingibt. Mit welch tiefdringender Analyse Ranke das komplizirte Seelenleben eines Jakobs II. von England oder Wallensteins oder Friedrich Wilhelms IV. verständlich zu machen sucht, ist für die nachlebenden Historiker vorbildlich und muß den markigen Seelenschilderungen des Tacitus an die Seite gestellt werden. Immer wird sich der Historiker die kritische Frage vorlegen müssen: „Befriedigt meine psychologische Erklärung des Zusammenhanges? entspricht sie unter den nachgewiesenen Bedingungen der menschenmöglichen, unseren sonstigen Erfahrungen nahekommenden Natur des Seelenlebens?" Zu guter Letzt wird gerade bei den schwierigsten Problemen des Verständnisses immer das psychologische Moment das Zünglein der Wage abgeben. Ein Feldherr wie Napoleon konnte nach der Schlacht bei Ligny die in seiner Macht liegenden Schritte unterlassen, durch die eine Vereinigung der Preußen mit dem Heere Wellingtons und ihre Mitwirkung bei Belle-Alliance vermieden worden wäre. Auch nachdem alle Einzelheiten festgestellt worden sind, kommt es schließlich nicht auf das technische Verständnis, sondern auf die psychologische Interpretation an. Charas kann die Handlungsweise des Kaisers nicht verstehen und sieht sich deshalb zu der Annahme gezwungen, daß der Sieger vom 16. Juli plötzlich um den Besitz seiner Geisteskräfte gekommen sei; Delbrück dagegen erklärt auch die objektiv falschen Maßregeln, die Napoleon ergriff, aus der normalen Natur seiner Feldherrngröße und der inneren Struktur der Menschenseele. Wie sollen wir zwischen den beiden sich gegenseitig ausschließenden Urteilen entscheiden, wenn wir nicht einen psychologischen Maßstab anlegen können für das, was der normalen Menschennatur entsprechen kann? Ein tiefes Erfassen der Probleme des individuellen Seelenlebens gehört also zu den notwendigsten Erfordernissen eines wissenschaftlichen Geschichtsschreibers.

Wir können das Verständnis für das innere Leben eines Helden, unser Augenmaß für die Beurteilung und auch die Feinheit unserer psychologischen Analysen durch aufmerksame Beobachtung von Zeitgenossen, von denen wir genug Lebensäußerungen kennen, ebenso fördern, wie durch sorgfältige Lektüre historischer Meisterwerke und originaler Materialien, besonders in bezug auf bestrittene Punkte. Aber neben der Erfassung des Ganzen, das zu einem historischen Charakterbilde gehört, kann die Herausarbeitung spezialisierter psychologischer Einzelfragen von großem Nutzen sein, um das Auge für die Beobachtung zu schärfen und für hervortretende Be-

sonderheiten einen allgemein menschlichen Hintergrund zu schaffen, von dem sie sich abheben. Wir wollen einige solche losgelösten Einzelheiten herausgreifen und durch passende Beispiele illustrieren; Aphorismen auf ausgewählten Gebieten, nichts Vollständiges können wir versprechen, eingedenk der Wahrheit des Heraklitischen Ausspruches: „Fürs Seelenleben kannst du keine Grenzen finden, wenn du auch jede Straße bis zu Ende wanderst; einen so tiefen Wesensgrund hat es[1]."

Zweites Kapitel.

Der *εὔκολος* und der *δύσκολος* oder das Naturell.

§ 50. Begriffserklärung.

Wir greifen aus der Totalität der Lebensführung zunächst einen biologisch-psychischen Faktor heraus, für den Plato eine aus der griechischen medizinischen Literatur übernommene Benennung eingeführt, Bahnsen zuerst den bezeichnenden Grundzug gefunden hat, und den Hartmann („Philosophie des Unbewußten", Bd. 2, S. 348) als notwendigen Hilfsinstinkt des Selbsterhaltungstriebes anerkennt.

Alle Psychologen und besonders Drobisch haben den inneren Gefühls- oder Vitalsinn, der „das Barometer unserer Lebenstätigkeit ist" und der die unmittelbare Empfindung unserer persönlichen Individualität darstellt, als einen zwar dunklen und unberechenbaren (sensus vagus), aber fast immer mitsprechenden Faktor in der Struktur unseres Seelenlebens erkannt[2]). Bei jeder Veränderung der Lebenslage, die wir uns als bevorstehend vorstellen, stellt sich ein unser Vertrauen aufs Gelingen beeinflussendes Gefühl, lockend und warnend, vor die ihren Entschluß vernünftig überlegende Seele. Auch mit der Erinnerung an früher gefaßte Beschlüsse bleibt, selbst wenn die Folgen lange erledigt sind, dieser als Sirenengesang oder

---

[1]) Bywater, Heracliti Ephesii Reliquiae (Oxford 1877) Fr. 71: *ψυχῆς πείρατα οὐκ ἂν ἐξεύροιο πᾶσαν ἐπιπορευόμενος ὁδόν· οὕτω βαθὺν λόγον ἔχει.* Pfleiderer, Die Philosophie des Heraklit von Ephesus im Lichte der Mysterienidee (Berlin 1886) übersetzt: „Grenzen der Seele wirst du nicht auffinden, wenn du auch jeden Weg auswandelst, so tief und sinnvoll ist es mit ihr bestellt." Ich stütze meine Übersetzung von *λόγος* auf Vergleichung mit Fr. 23 u. 92; „Sinn" ist bei Heraklit *γνώμη* (Fr. 19). Diels, Herakleitos von Ephesos (II. Aufl., Berlin 1909, S. 27) übersetzt: „so tiefen Grund hat sie". Dabei verblaßt die Bedeutung vom *λόγος* völlig.

[2]) Man muß bei Drobisch §§ 6 u. 7 mit §§ 56 u. 57 kombinieren, um das ganze empirische Ich als Einheit zu umfassen.

Kassandraruf empfundene Nebenklang oft verbunden. Wenn wir ihm nicht gefolgt sind und dabei Schaden gelitten haben, so mischt er sich mit einer Art Reuegefühl für Unterlassungen oder Begehungen, während Fälle, in denen wir dem dunklen Vitalgefühl gegenüber, wie der Erfolg lehrte, recht behalten haben, unsere Zuversicht zu den uns klarer bewußt werdenden Antrieben steigert. Nach den Regeln der Wahrscheinlichkeit sollten sich bei längerer Lebenserfahrung beide Seiten in Vorstellung und Erinnerung ziemlich gleich häufig wiederholen. Das ist auch wohl bei den meisten Menschen der Fall. Es gibt aber einseitig beeinflußte Seelen, die immer nur dunkle Warnungen oder aber nur Lockungen zu vernehmen glauben und dementsprechend nur die Fehlschläge oder nur die Glücksfälle in der Erinnerung behalten. Solch ein Extrem nennen wir *εὔκολος*, wenn der Anklang regelmäßig positiv, d. h. dem Neuen günstig ist, dagegen dem mißglückten Ablauf gegenüber stumm bleibt. Im entgegengesetzten Falle haben wir den *δύσκολος*.

§ 51. Beschreibung des *εὔκολος*.

Unzweifelhaft gibt es solche nach ihrer halb unbewußten Grundstimmung tatenlustige Leute, die, wenn die Gründe für und gegen eine Unternehmung sich die Wage halten, aus innerem Drange sich entscheiden, lieber den Versuch zu wagen, als zu unterlassen. Hat ein solcher objektiv unmotivierter Schritt unvorhergesehene schlechte Folgen gehabt, so macht sich ein richtiger *εὔκολος* keine Gedanken darüber; er kennt (nach Goethes Ausdruck) keine regrets, wie Abeken es zu seiner Verwunderung bei Bismarck immer wieder beobachtet hat. Sie gelten deshalb, weil sie sich leicht auf mancherlei Unnötiges einlassen, bei anders gearteten Personen für leichtsinnig; so erging es ja auch Bismarck am Anfang seines Ministeriums bei seinem Könige, der sich von dem allgemeinen Urteil überzeugen ließ, als er seinen Ministerpräsidenten im Ballsaale Polka tanzen sah. Würde Bismarck sich wohl den Scherz gemacht haben, sich mit der Lucca zusammen photographieren zu lassen, wenn er kein *εὔκολος* gewesen wäre? Diese stete Sprungfertigkeit des Willens bleibt bis zum hohen Alter bewahrt, so daß wir solchen Greisen jene ursprüngliche Frische zuerkennen, die wir naturgemäß bei unerfahrenen jungen Leuten zu finden gewohnt sind. Der Nachteil dieses so bevorzugten Vitalsinnes ist, daß er einen ruhigen Lebensgenuß, der mit Untätigkeit verbunden ist, erschwert, weil er verhindert, bei den kleinen von unseren Entschlüssen unabhängigen Freuden des Lebens eine Steigerung des Daseins zu empfinden. Lieber verdirbt sich ein *εὔκολος* durch neue Unternehmungen die Reputation, die er bereits besitzt, als daß er sich zurückhielte, wo er eine Gelegenheit zum Eingreifen sieht; selbst in Abenteuern und im Hasard-

spiel[1]) sieht er gern Ersatz für eine ihm versagte würdigere Beschäftigung. Sehr deutliche Beispiele, an denen das Vorwalten eukolischen Vitalsinnes leicht beobachtet werden kann, sind außer Bismarck, Themistokles, Alcibiades, Cäsar, der Duke of Buckingham, der erste Herzog von Marlbourough, Benvenuto Cellini, Goethes Mutter, Bettina von Arnim, der Historiker Friedrich von Raumer, Karl XII. von Schweden und Napoleon I. Vom Papst Julius II. sagt Hermann Grimm: „Seine Natur bedurfte gewaltsamer Aufregungen, dies ist der letzte Grund seiner Taten[2])."

§ 52. Gegenüberstellung des *δύσκολος*.

Das andere Extrem bildet der vor jedem entscheidenden Schritte im tiefsten Innern gewarnte *δύσκολος*, der auch dann, wenn er die unabweisliche Notwendigkeit einer von ihm erwarteten Handlung einsieht, sich doch vor dem Schritt über die Schwelle des Entschlusses scheut. Goethe unterschied diesen Gegensatz, der auf den Vitalsinn zurückgeht, sehr scharf in einem Gespräche mit dem Kanzler Müller (6. Juni 1824): „Meine Freunde teile ich in Hoffer und Verzweifler." Dem entspricht ungefähr die Gegenüberstellung der Leute mit „Ja, aber" und „Ja, also" in der Rede unseres Kaisers zu Ehren Miquels im Jahre 1890. Friedrich Wilhelm III. kann als ein vollendeter Typus eines *δύσκολος* gelten. Seine Umgebung nannte ihn „die Kassandra"; Metternich baute seine Pläne auf „die mit Trägheit gepaarte Schwäche des Königs". Bezeichnend ist die nach einigem Besinnen erfolgte Antwort des Königs auf den Vorschlag, etwas mehr Geld für Repräsentationszwecke auszugeben: Er habe noch immer gefunden, daß es mit Theaterkönigen ein schlechtes Ende nehme. Treitschke, der diesem preußischen König seine lebhafte Parteinahme zuwendet, drückt den psychologisch sehr einfachen Tatbestand in den Sätzen aus: „Eine unbezwingliche Schüchternheit lähmte ihm die Tatkraft; es war sein Verhängnis, daß er nie vermochte, leicht zu leben und mit heiterem Selbstgefühle unter seine Menschen zu blicken" ... „Das gedrückte, verlegene Wesen ließ die hohe ritterliche Gestalt mit den schönen treuen blauen Augen nicht zur rechten Geltung kommen" ... „Unsäglich schwer fiel ihm jeder große Entschluß; er zauderte und überlegte, ließ die Dinge gehen, duldete lange, was ihm mißfiel, weil er sich mit seinem Urteil nicht heraustraute[3])." Stern bezeichnet es als „seine Art, die Welt durch

---

[1]) Wenn es sich nicht um Summen handelt, die je nach der Vermögenslage im Falle des Verlustes die ökonomische Existenz berühren, so hat das Spiel für solche Naturen, z. B. Bismarck (wir haben sein eigenes Geständnis), Goeben, Blücher, Charles Fox, keinen Reiz.

[2]) „Leben Michel Angelos", Bd. 1, S. 49. Bei Plato, Leg. XII, 942 ist *ἡ δὲ πρὸς τὰ πράγματα εὐκολία* als Basis des Naturells aufgefaßt.

[3]) Deutsche Geschichte I. S. 146.

eine trübe Brille zu sehen[1])." Am deutlichsten tritt die große Tragweite dieses abmahnenden Vitalsinnes des als Charakter imponierenden Königs in Lehmanns Biographie Scharnhorsts hervor; denn das ist die günstige Kehrseite dieser tiefinnerlichen Ängstlichkeit, daß man von Männern dieser Art keine „Überraschungen" zu erwarten hat; am Festhalten an dem einmal Beschlossenen, in ausdauernder, geduldiger Arbeit bestärkt sie ihr jede Veränderung fürchtender Vitalsinn. Als es aber galt, die Gelegenheit zu ergreifen, um sich von dem Peiniger, dem „Donnerer, der nun auch erschrocken" war, zu befreien, als kein Zweifel mehr bestand, daß Napoleon seine große Armee im Stich gelassen hatte und als Flüchtling durch Schlesien geeilt war, da war die Auffassung Friedrich Wilhelms die denkbar unglücklichste: „Unzweifelhaft werden die Verlegenheiten an allen Ecken und Enden wieder beginnen, und unsere Lage wird noch peinlicher werden[2])."

Bei Friedrich Wilhelm III. erschien die Dyskolie so stark ausgebildet, weil sie, wie wir noch sehen werden, mit einer Temperamentsart verbunden war, die der Schnelligkeit des Entschlusses ebenfalls im Wege stand. Hüten wir uns aber vor dem Irrtum, daß der *δύσκολος* auch quantitativ an Tatkraft und Energie dem *εὔκολος* nachstehen müsse. Es fehlt ihm nur die Versatilität, die leicht von einer Willensrichtung zur anderen übergeht; ist die Richtung der Tätigkeit einmal bestimmt, in der Routine des Berufes, als ausführendes Organ, in der reinen Defensive entfaltet der *δύσκολος* seine Vorzüge[3]); da „beißt" er besser als sein Widerpart. Ein klassisches Beispiel dafür ist der preußische Feldmarschall Graf Yorck von Wartenberg. Daß er ein *δύσκολος* war, beweist schon eine Grundeigenschaft, die sein Biograph Droysen (III, 8) auf die Formel brachte: „Die gewöhnliche Übellaunigkeit, mit der Yorck jede Veränderung zu begrüßen pflegte." Er selbst hat sich, so eifersüchtig er auf seine Stellung als kommandierender General war, gewünscht, daß ihm in jeder Situation vom Oberkommando ein klares, wenn auch verzweifelt schwieriges Problem zugeschoben würde; beim Abschluß der Neutralität mit den Russen hätte er (nach Droysen) wenigstens den Schein, gezwungen zu sein, gern für sich gehabt. Als die Ge-

[1]) Geschichte Europas 1815—1871. Bd. I, S. 411.

[2]) Zitiert in Delbrück, „Gneisenau", Bd. I, S. 289.

[3]) Als Historiograph der Universität Berlin hat Max Lenz oft Gelegenheit gehabt, die Energie und Klugheit Friedrich Wilhelms III. hervorzuheben, sobald sein „Machtbewußtsein" ins Spiel kam. Auch in der Kirchenpolitik und in seinem Vorgehen gegen das „junge Deutschland" und Fritz Reuter ist die beharrliche Entschlußkraft des Königs sehr bemerkenswert. Die Widerstandskraft des *δύσκολος* haben die reaktionären Gegner Hardenbergs auch nach ihrem Siege zu empfinden bekommen. Vor der falschen Auffassung, Dyskolie sei Schwäche, kann der Historiker nicht genug gewarnt werden.

walt der Ereignisse ihn schließlich bestimmte, auf eigene Verantwortung den entscheidenden Schritt zu tun, hat er (das bleibt sein schönster Ruhm) sein eigenes Naturell durch moralischen Schwung überwunden. Aber der geniale, feurige Biograph, den er gefunden, muß uns, wie er selbst sagt, als „den eigentlichen Lebenspunkt“ einer Tat, „deren Größe und entscheidende Bedeutung man in der Macht ihrer schlagenden Plötzlichkeit zu bewundern gewohnt ist[1])“, die mühsame Überwindung von zahlreichen Hemmungen aufweisen, die in der Grundstimmung von Yorks Seele lagen.

§ 53. Krisis des Vitalsinnes.

Man kann die Einwirkung des Vitalsinnes als das im Gemüt festgehaltene Fazit der in der vorangegangenen Lebenserfahrung empfundenen Steigerungen und Hemmungen auffassen. In den Kinderjahren ist die Eukolie fast bei jedem Individuum wahrzunehmen; bei Personen, die wir „verprügelt“ bezeichnen, ist sie aber schon früh durch übertriebene Bekämpfung ihrer zeitweiligen Auswüchse gebrochen und in das andere Extrem verkehrt. Eine Art von Krisis des Vitalsinnes sind für jedermann die Jahre des körperlichen und geistigen Reifens. Im Gegensatz zu dem Überschwang der Eukolie in den Flegeljahren, wo der Ernst des Lebens noch nicht erkannt ist und jede Überwindung eines Hindernisses als eine Stählung der Kräfte fühlbar wird, tritt eine verwirrende Unsicherheit des Vitalsinnes ein, weil wir einer plötzlich von allen Seiten auf uns eindringenden Erfahrungsmasse[1]) gegenüber bald die Zuversicht verlieren, daß die instinktive Abneigung vor dem kalten Wasser, die uns immer wieder auf dem Sprungbrette befällt, nach dem Entschlusse einem nachhaltigen Gefühle des Wohlbehagens Platz machen wird. In dieser wichtigen Übergangsperiode stellte sich selbst bei einem so pedantisch normalen Musterknaben wie Uhland eine an Verzweiflung grenzende Trübung des Lebensgefühls, verbunden mit Selbstmordgedanken, ein. Gerade begabte Jünglinge sind in Gefahr, wenn die Welt sich plötzlich vor ihnen öffnet, im Schwanken zwischen verschiedenen Möglichkeiten sich selber zu verlieren. So schöpfte Goethe aus dem Rückblick über das gefährliche Schwanken des Vitalsinnes in dieser Lebensperiode den Gehalt zu seinem Roman: Wilhelm Meisters Lehrjahre. Er ging aus von „einem dunklen Vorgefühl der großen Wahrheit, daß der Mensch öfters versuchen möchte, wozu ihm Anlage von der Natur versagt ist, unternehmen und ausüben möchte, wozu ihm Fertigkeit nicht werden kann; ein inneres Gefühl warnt ihn, abzustehen,

[1]) Droysen, „Leben Yorks. Bd. I, S. 478.

[2]) Woher der Flegel und der Backfisch plötzlich so vieles „her hat“, ist für jeden, der es beobachtet, eines der größten Wunder der Seelenentwicklung und nur mit der Knospenbildung in der Pflanzenwelt vergleichbar.

er kann aber mit sich nicht ins klare kommen und wird auf falschem Wege zu falschem Zwecke getrieben, ohne daß er weiß, wie es zugeht. Hierzu kann alles gerechnet werden, was man falsche Tendenz, Dilettantismus usw. genannt hat. Geht ihm hierüber von Zeit zu Zeit ein halbes Licht auf, so entsteht ein Gefühl, das an Verzweiflung grenzt, und doch läßt er sich wieder gelegentlich von der Welle, nur halbwiderstrebend, fortreißen. Gar viele vergeuden hierdurch den schönsten Teil ihres Lebens und verfallen zuletzt in wundersamen Trübsinn[1])." Wer über diesen kritischen Übergangszustand nicht zu einer Klärung fortzuschreiten mag, so daß der Vitalsinn sich nach einem bestimmten Richtungspunkte orientieren kann, ist eine „problematische Natur". Von den Fluktuationen eines solchen Klärungsprozesses bieten Spielhagens Selbstbekenntnisse in seinem „Finden und Erfinden" benannten Buche eine lehrreiche Darstellung.

§ 54. Musik zur Überwindung der Dyskolie.

Unbestreitbar ist in den meisten Verhältnissen, wo Tatenlust und Entschlossenheit erforderlich sind, also besonders in dem, was in den Erinnerungen der Menschen haften bleibt, der *εὔκολος* ceteris paribus dem *δύσκολος* an sich überlegen. Hamlet, dem eine Tat auferlegt ist, zermürbt sich mit Grübeleien und Überlegungen, weil es ihm an der in seiner Lage geforderten Vitalkraft, an „sinnlicher Stärke", wie Goethe es nennt, gebricht. Dagegen hat sich Napoleon auf St. Helena der nie versagenden Elastizität des Geistes gerühmt, der er seine Erfolge hauptsächlich zu verdanken habe, und die auch die Nachwelt immer mehr zu bewundern gelernt hat. Was er seinen Generalen immer wieder eingeschärft hat: activité! activité! vitesse! war darauf berechnet, die schlummernden Anlagen zur Eukolie zu stärken und die Neigung zur Dyskolie in ihnen zu bekämpfen. Heinrich der Seefahrer war sich seiner Eukolie als Quelle seiner Tatenfreudigkeit wohl bewußt; sein Motto war: „Talent de bien faire." Aber vergessen wir nicht anzumerken, daß bei sich immer wiederholenden Widerwärtigkeiten und Mißhelligkeiten dem um jede Hoffnung betrogenen *εὔκολος* gerade, weil ihm ein tatenloses Dasein unerträglich ist, leicht Momente kommen, in denen er den Tod sucht, wie Friedrich List nach einer langen Periode herzhafter Kämpfe.

Zwei wohlbekannte Mittel gibt es, um den Vitalsinn in Momenten der Abspannung neu zu beleben. Auf das eine, nämlich die Musik, haben schon die alten Chinesen und die griechischen Philosophen hingewiesen. Aus einer chinesischen Erzählung aus dem 3. Jahrhundert vor Christi Geburt, „Die tönende Laute" stammt die folgende Stelle nach Voskamps Übersetzung: „Wie die Musik

[1]) Goethe, „Annalen oder Tage- und Jahreshefte". Bis 1786.

eine Wirkung auf den Körper ausübt, daß er hüpfen und springen möchte, so bewegt sie die Seele durch ihre leichtfertigen Klänge zur Unsittlichkeit oder sie reinigt die Seele und treibt sie mit mächtig erhebendem Klang zu Großtaten der Tapferkeit und Liebe zu Kaiser und Reich." Plato hat die psychologische Wirkung der Musik in seinen staatsmännischen Entwürfen entsprechend zu regulieren vorgeschlagen. Bekannt ist die Tatsache, daß Luther bei dem Saitenspiel, das seine Freunde in die Klosterzelle brachten, wo er in angstvoller Schwermut völlig teilnahmlos hingestreckt lag, den Lebensgeist wiedergewann, der seine verzweifelnde Seele zu verlassen schien. Seit dem Anfange des 18. Jahrhunderts ist das „klingende Spiel", die Janitscharenmusik, ein in allen Armeen angewandtes Mittel seelischer Erfrischung geworden. Kant hat auf diese innige Beziehung musikalischer Anregung zu den Lebenserscheinungen unseres menschlichen Vitalsinnes in seiner Anthropologie hingewiesen.

Als Regel kann man hinstellen, daß Personen mit stark ausgeprägter Eukolie musikalischer Anregung weniger bedürftig sind, ja sie leicht unerträglich finden, weil sie dadurch übermäßig aufgeregt und angestrengt werden. Das hat ja Bismarck an sich selbst beobachtet. Dem *δύσκολος* aber erleichtert entsprechende Musik die ihnen natürliche Unbequemlichkeit des Überganges von einer Seelenanspannung zu einer anderen. Das bewährte sich auch an Friedrich dem Großen, der von Natur zur Dyskolie hinneigte und nur durch Räsonnement, Pflichtgefühl und Ehrgeiz sich zur Tatenlust aufraffte. Die auswärtigen Gesandten berichteten von ihm, „daß er sich in den Audienzen unbestimmt und sogar furchtsam ausgedrückt habe". Einer von ihnen nennt den König 1751 den von Natur „furchtsamsten, unentschiedensten Menschen", der nur sehr wenig courage d'esprit habe. Ranke erwähnt „ein melancholisches Gefühl, das den König sein ganzes Leben begleitete" und dem er durch sein Flötenspiel Ablenkung verschaffte; er entschied sich auf einen Vortrag erst, nachdem er zu seiner Flöte gegriffen und seine Dyskolie bemeistert hatte.

§ 55. Narkotika für Eukolie.

Als ein zweites Mittel, den Vitalsinn zu kräftigen, haben sich gewisse Genußmittel, die in erster Linie natürlich das Nervensystem und die Herztätigkeit affizieren, bei den meisten Völkern der Erde eingebürgert. Der Wein erfreut des Menschen Herz, heißt es schon in der Bibel. Näher beschreibt Horaz die aufmunternde, Mut entflammende, Sorgen hebende Wirksamkeit des Weines an einer Stelle seiner Episteln (1, 5, 16).

„Quid non ebrietas designat? operta recludit,
Spes jubet esse ratas, ad proelia trudit inertem
Sollicitis animis onus eximit, addocet artes."

Von der belebenden Kraft des Alkohols wurde besonders in der holländischen Marine des 17. Jahrhunderts systematisch Gebrauch gemacht. Auch Gneisenau griff in der Nacht vom 14. zum 15. Februar 1814 zu dem Hilfsmittel der „Champagneraufheiterung", um den Lebensgeist des nach der schweren Niederlage seines Heeres ganz gebrochenen Blücher wieder aufzurichten, und zeitlebens hat der Fürst seinem Pylades die Wohltat gedankt, die er ihm damit erwiesen hat. Es wäre überflüssig, auf den weitgehenden Gebrauch und Mißbrauch dieses Belebungsmittels im täglichen Leben der meisten Völker hinzuweisen; auf die Tatsache, daß bei diesen Massenerscheinungen nach der guten sowohl, wie nach der schlimmen Seite hin durch weitverbreiteten Alkoholgenuß eine Kraftsteigerung erzielt wird, deutet die bekannte Erfahrung, daß die als besonders trinklustig bekannten Nationen auch an geistiger und körperlicher Leistungsfähigkeit ihre enthaltsameren Rivalen überflügeln, wobei natürlich das Horatianische: „Est modus in rebus" seine Geltung nicht verliert. Neben dem Alkohol sind in den neueren Jahrhunderten als Anregungsmittel, namentlich um das Gefühl der Ermattung und des Hungers zurückzudrängen, Kaffee, Tee und Tabak in allgemeine Aufnahme gekommen. Da sie schwächer wirken und namentlich das Phänomen des plötzlichen Überganges zum Rausch nicht darbieten, so ergeben sie für das individuelle Seelenleben keine so populären und der poetischen Verklärung fähigen Effekte, wie der ältere und viel allgemeiner über das ganze Menschengeschlecht verbreitete Alkoholgenuß. Durch das Verbot des Weines und der Spirituosen hat Mohammed seinen Gläubigen gewiß eine große Wohltat erwiesen; aber in höheren Lebensstellungen haben gerade in den besten Zeiten mohammedanischer Kulturentwicklung die führenden Geister dieses Verbot für sich und ihren Kreis außer acht gelassen. In der Periode der Kreuzzüge haben die Mohammedaner die noch gefährlichere Form künstlicher Belebung des Vitalsinnes durch Haschischrauchen entfaltet. Auch ein anderer Konkurrent des Alkohols, der seit dem 17. Jahrhundert in China verbreitete Opiumgenuß ist als viel schädlicher erkannt worden, als selbst der stärkste Mißbrauch des Alkohols in nordischen Ländern.

§ 56. Resultat.

Als Grundvorstellung der individuellen Verschiedenheiten, die wir in bezug auf Eukolie und Dyskolie beobachten können, wird sich dem Historiker folgendes ergeben: Die meisten Menschen sind in keiner Lage des Lebens dem einen Pole der Spannfähigkeit hinreichend angenähert, um ihre ganze Handlungsweise dadurch wesentlich beeinflußt zu finden. Bei historischen Persönlichkeiten, auf deren Entschlüsse man ausführlicher einzugehen hat, wird man aber immer

wohltun, sich darüber Gewißheit zu verschaffen, ob diese weitzurückliegende rudimentäre Spannung ihrer Lebensäußerungen sich nicht nach der einen oder anderen Seite hin von der indifferenten Sphäre deutlich abhebt. Das Verhältnis zur Musik und zu Stimulanten ist nicht zu übersehen, wo es im Seelenleben wirklich eine Rolle spielt.

Drittes Kapitel.

Die vier Temperamente.

§ 57. Sacherklärung.

Neben der Verschiedenartigkeit des Gefühls von Lust und Unlust, mit der die Menschen die ihre Existenz berührenden Veränderungen in ihren Vorstellungskomplexen begleiten, haben schon die Alten nach der Neigung des Empfindens und Handelns bei gewöhnlichen Anlässen vier verschiedene Typen von Menschen unterschieden. Nach der Schnelligkeit und dem Stärkegrade, womit einem äußeren Vorgang die Erregbarkeit (Rezeptibilität) folgt, nach der Kraft und Nachhaltigkeit der Gegenwirkung (Reagibilität) lassen sich verschiedene Permutationen zusammenstellen, von denen eine ziemlich genau auf jeden von uns als passende Regel unseres täglichen Verhaltens angewandt werden kann. Bahnsen hat mit Beschränkung auf das wichtigste eine Tabelle von 16 Variationen aufgestellt[1]); wir kommen aber, da nur in seltenen, stark ausgeprägten Fällen für den Historiker ein Anlaß vorliegt, diesen mehr im Alltagsleben wichtigen Grundzug hervorzuheben, mit der populären Zahl aus. Bei den Skizzierungen, die in der psychologischen Literatur von diesen 4 Typen gemacht werden, läuft oft der Fehler mit unter, daß vieles, was anderen Erscheinungen des Seelenlebens angehört (z. B. Eukolie und Dyskolie, Affekte und Leidenschaften, Gemütstiefe und Fühllosigkeit, Pflichteifer und Leichtsinn) hineingezogen wird, um das Bild abzurunden. Herbart ist außerdem geneigt, die Temperamente mit physiologischen Eigenschaften in Verbindung zu bringen[2]). Auch körperliche Signalements werden zuweilen an die Schilderung dieser Besonderheiten ohne Grund angehängt[3]).

---

[1]) Beiträge zur Charakterologie. Bd. I, S. 24. Auch Drobisch § 111.

[2]) Lehrbuch zur Psychologie. 3. Auflage ed. Hartenstein § 152.

[3]) So in den beiden Monographien von Bernhard Hellwig. „Die vier Temperamente bei Kindern“ (4. Auflage, Paderborn 1889) und die vier Temperamente bei Erwachsenen“ (Paderborn 1888).

§ 58. Choleriker.

Das sich für den Historiker am leichtesten bemerkbar machende Temperament ist das des Cholerikers, der schnell aufbraust und sich nicht beruhigt, bis er einen seiner tiefen Erregung entsprechenden Gegenschlag ausgeführt hat, der aber auch günstige Eindrücke und Mitgefühl gern durch praktisch wertvolle Gunstbezeigungen und hochherzige Hilfsleistungen „realisiert". Luther, der sich seinen Ärger über Angriffe auf seine Partei durch noch gröbere Invektiven vom Halse schrieb, der die Bannbulle des Papstes öffentlich verbrannte und den Schwarmgeistern so energisch entgegentrat, der aber auch jedem Getreuen gern ein wertvolles Geschenk machte, den entlaufenen Nonnen Ehemänner verschaffte und im Kreise derer, die an seinen Gesprächen Anteil nahmen, rücksichtslos offen und unerschöpflich mitteilsam war, ist ein klarer Typus des cholerischen Temperaments. Daß Bismarck die Löwenmähnen schütteln konnte und in dem Schleichkampfe der Presse mehr als das Jus talionis übte, auch wo das Staatsinteresse es nicht erforderte, daß er aber andererseits, wo ihm Talent oder Verdienst nahetrat, außergewöhnliche Beförderungen durchzusetzen wußte und seinen Verehrern mit Perlen des Geistes und Humors immer gefällig war, ist auf sein Temperament zurückzuführen. Treitschkes wissenschaftliche Schriften kann man nur richtig verstehen, wenn man bei ihrem Studium die kräftigen Reaktionen dieses Cholerikers auf die von ihm während der Zeit ihres Entstehens rezipierten wechselnden Eindrücke in Anschlag bringt. Das von Schiller Philipp II. in den Mund gelegte Wort:

> „Wenn ich einmal zu fürchten angefangen,
> Hab ich zu fürchten aufgehört."

entspricht ganz der Neigung des Cholerikers, „Zug um Zug" zu leiden und zu handeln; der historische Philipp II. hatte allerdings ein ganz anderes Temperament.

§ 59. Sanguiniker.

Durch lebhaftes Minenspiel und beredte Gebärde verrät der Sanguiniker die Schnelligkeit und Stärke seiner Empfänglichkeit, während er durch Tathandlungen nur schwach und flüchtig reagiert. Mit einem Sarkasmus nimmt er seine Rache, und schnell ist bei ihm eine Beleidigung, eine Nichtswürdigkeit, aber oft auch eine Wohltat vergessen. Blücher konnte mit York auch nach solchen haarsträubenden Szenen, wie an der Katzbach, leicht wieder auf guten Fuß kommen und Wellingtons irreführende Handlungsweise für immer vergessen, weil er Sanguiniker war; dem cholerischen Gneisenau war das nicht so leicht möglich. Friedrich der Große war Sanguiniker, wir haben

schon gesehen, mit dyskolischer Grundstimmung. Seine leichte Aussöhnung mit dem Vater, sein Verhalten zu Voltaire, seine Witze über die Kaiserin von Rußland, sein Eingreifen in den Prozeß des Müllers Arnold und seine Nichtbeachtung der indirekten Wirkung, die seine Annäherung an England in Frankreich hervorrufen mußte, hingen zum guten Teil mit seinem Temperament zusammen. Auch an unserem Kaiser Friedrich III. war der Sanguiniker unverkennbar. Bei Frauen erscheint das sanguinische Temperament, wo es sich mit Eukolie begegnet, wie bei Bettina von Arnim und Goethes Mutter, besonders anziehend. Auf diese bei Staatsmännern gefährliche Kombination, die man am Günstling von Jakob I., dem Herzog von Buckingham, studieren kann, hat Goethe seinen Egmont angelegt. „Scheint mir die Sonne heut, um das zu überlegen, was gestern war?" und als ihn Oranien gewarnt hatte: „Daß anderer Menschen Gedanken solchen Einfluß auf uns haben! Mir wäre es nie eingekommen; und dieser Mann trägt seine Sorglichkeit auf mich herüber. — Weg! Das ist ein fremder Tropfen in meinem Blute."

§ 60. Phlegmatiker.

Schwache und langsame Rezeptibilität kontrastiert beim Phlegmatiker sehr günstig mit starker und nachhaltiger Rückwirkung. Fabius Cunctator, Tyrenne, Daun und Wellington unter den Kriegshelden, Augustus, Burleigh, Wilhelm III. von England, Hardenberg und Napoleon III. unter den Staatsmännern repräsentieren diesen Typus in der Geschichte am besten. Aus Louis Schneiders Biographie, Roons Aufzeichnungen und den Ereignissen vom 10. bis 15. Juli 1870, geht hervor, daß Kaiser Wilhelm I. doch auch ein phlegmatischer *δυσκολος* war. Mit diesem Temperament hütet man sich am leichtesten vor Übereilungen und wird den Forderungen der Sache am ungestörtesten gerecht; Personen dieser Anlage erscheinen deshalb nicht so „temperamentvoll", wie die vorhergehenden Typen.

Zugleich um zu zeigen, daß auch in einem ganz anderen Kulturkreise die Temperamentsunterschiede ganz gleiche sind, wollen wir eine Anekdote anführen, durch welche die Japaner die drei aufeinanderfolgenden Wiederhersteller friedlicher Ordnung in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, Nobunaga, Hideyoshi und Jyeyas als Vertreter des sanguinischen, cholerischen und phlezmatischen Temperaments kennzeichnen. Sie erzählen, daß es gelungen war, einen Kuckuck zu fangen und daß alle drei sich damit abmühten, den Vogel in der Gefangenschaft zum Schreien zu bringen. „Ich schlage ihn tot, wenn er nicht schreien will", drohte der Sanguiniker. „Ich werde ihm das Schreien schon beibringen", beschloß der Choleriker. „Ich

werde warten, bis er schreien wird", tröstete sich der Phlegmatiker Iyeyas, der Begründer des Hauses Tokugawa. Er allein soll den Kuckuck haben rufen hören[1]).

§ 61. Melancholiker. Abschluß.

Als viertes Temperament wird gewöhnlich das melancholische aufgeführt, das aber, da aus dem medizinischen Sprachgebrauche Melancholie als Benennung für krankhafte Seelenzustände in allgemeine Aufnahme gekommen ist, nach Bahnsens Vorschlag besser das „anämatische" heißen sollte. Es verbindet langsame und schwache Rezeptivität mit flüchtiger oder sehr schwacher, wenn auch nachhaltiger Reagibilität. Mit solchem Temperament ist es schwer, durch eigene Taten in leitende Stellungen zu kommen; man findet diese Varietät deshalb in der Geschichte selten in deutlicher Beleuchtung. Von Männern glänzender Karriere wüßte ich nur den preußischen Minister Ançillon und den österreichischen Feldmarschall Grafen Benedeck als Anämatiker in Anspruch zu nehmen. Dagegen macht sich dieses Temperament sehr bemerkbar, wo es nur auf prinzipielle Opposition, auf Nörgelei ankommt. In der Fronde kann man auf die Anämatiker zählen. Bei geborenen Herrschern findet sich dieses Temperament nicht gerade so selten; an dem habsburgischen Kaiser Friedrich III., dem preußischen König Friedrich Wilhelm III. und dem Zaren Alexander III. haben wir sehr deutliche Vertreter dieser Gattung. Dem höheren Alter gibt die Zurückhaltung der Lebensäußerung, die dem Anämatiker eigen ist, um so mehr Ehrwürdigkeit; das Volk erwartet eine dieser Anlage entsprechende Handlungsweise vom Papste, von gealterten Herrschern und großen Philosophen[2]). Die Geduld des von seiner Xantippe mißhandelten Sokrates und Hiobs Gemütsruhe sind die bekanntesten Vorbilder für solchen ehrenvollen Mangel an Temperament. Der Quietismus der Buddhalehre zielt auf das Extrem in dieser Richtung. Das wird dann aber mehr eine gewollte Unterdrückung der Sensibilität, Rezeptibilität und Reagibilität, als ein innerhalb der Temperamentsunterschiede fallendes Verhältnis des Pulsschlages der Individualität[3]). Es kommt daher gelegentlich zu Eruptionen, wie dem Amoklaufen.

---

[1]) Zweifellos sind die altgriechischen Vorstellungen über die verschiedenen Temperamente schon in hellenistischer Zeit in Indien bekannt und dann nach China und Japan weitergegeben worden. Das wäre aber unmöglich gewesen, hätte man nicht überall die Grundwahrheit dieser Unterscheidungen beobachtet.

[2]) Von Aristoteles haben wir die Behauptung: „Männer, die sich in der Philosophie, Staatsweisheit, Poesie oder Kunst ausgezeichnet haben, scheinen fast alle melancholischen Temperaments zu sein" (Prob. XXX, 1). Cicero stimmt dem bei: „Aristoteles ait, omnes ingeniosos melancholicos esse" (Tuscul. I, 33).

[3]) Sehr häufig werden entschiedene Temperamentsausbrüche als Charaktererscheinungen aufgefaßt. So in der folgenden Eintragung Lassalles in sein Tagebuch:

Bei den meisten Menschen, aber keineswegs bei allen, verringert sich der Einfluß des Temperaments von selbst mit zunehmender Erfahrung und abnehmender Beweglichkeit des Körpers. „Die Schwaben werden mit dem 40. Jahre klug", ist ein Sprichwort, das doch wohl auf die erst dann erworbene Fähigkeit, Temperamentsausbrüche zu beherrschen, zu beziehen ist. Den Versuch dieser Selbstbeherrschung durch Reflexionen macht ja jeder, der die Nachteile der frischen und warmen Impulse wiederholt erfahren hat; aber es gelingt nicht immer. Von dem Sanguiniker Friedrich dem Großen haben wir das schöne Geständnis: „Alles, was ich an Reflexion habe, setze ich in Bewegung, um den ersten Moment zu vermeiden, der bei mir sehr lebhaft ist und, solange diese Lebhaftigkeit des ersten Moments dauert, hüte ich mich sorgfältig, eine Entscheidung zu treffen über das, was ich gesehen habe, und über das, was ich gehört habe und was mich erregt; trotz alles Bemühens vermeide ich ihn nicht immer, diesen ersten Moment, und dann — macht Monsieur Dummheiten und verbrennt sich Monsieur die Finger." Gewöhnliche Sterbliche beißen sich auf die Zunge und verbrennen sich, wenn sie Sanguiniker und Choleriker sind, doch leicht den Mund — bei Gönnern und Vorgesetzten.

Viertes Kapitel.

Hinweis auf die Wechselwirkungen zwischen Leib und Seele.

Erster Teil.

§ 62. Äußere Erscheinung und Seelenleben.

Einige stark ausgebildete körperliche Besonderheiten oder Gewohnheiten, durch die eine Persönlichkeit sich auszeichnet, machen sich im Verkehr mit den Mitmenschen so regelmäßig und deutlich bemerkbar, daß die ganze Stellungnahme des so bevorzugten oder benachteiligten Individuums dadurch affiziert wird. Die äußere

---

„Die Skizzen, die uns N. von dem gab, was er früher auf der Handelsschule erleiden mußte, waren wirklich ergreifend. Die Wirkung, die seine Schilderung hervorbrachte, war unserem Charakter entsprechend. Ich ballte die Fäuste, knirschte mit den Lippen und tat im Innern die schrecklichsten Rachegelübde. Wilhelm stand ruhig da, kein Wort kam über seine Lippen, nur Tränen perlten aus seinen Augen, und dann und wann zuckten seine Lippen schrecklich. Ich kann mir wohl denken, was in seinem Inneren vorging. Nur Moewes war nicht aus seiner Pomade zu bringen, kalt und teilnahmlos wie gewöhnlich." (Lassalles Tagebuch ed. P. Lindau, S. 242). Man sieht aber ganz deutlich, daß hier ein Choleriker, Anämatiker und ein Phlegmatiker der Erzählung ihres Freundes lauschten.

Erscheinung, das physische Befinden kann für den Träger derselben eine Wirkung haben, die schon an sich sein Interesse fördert oder schädigt. Um dies auszunützen oder abzustellen, ergeben sich psychologische Gewohnheiten, die oft in geschichtlichen Darstellungen in Erwägung gezogen werden müssen. Beginnen wir mit dem Allereinfachsten. Von Bismarck hat der an seinen täglichen Umgang gewöhnte Abeken den ihm immer wiederkehrenden Eindruck empfangen, daß dieser Riese des Geistes auch in körperlicher Hinsicht infolge seiner überwältigenden Erscheinung zum Herrschen geboren war. Der Verfasser des Buches Samuel vergißt nicht anzumerken, daß Saul seine Volksgenossen um Hauptes länge überragte; Marius entging durch den Zauber, den sein Auge ausübte, dem Schwerte des in seine Kerkerzelle gesandten Mordknechtes. Der Kaiser Tiberius war eine Autorität ausstrahlende Erscheinung.

Es ist leicht erklärlich, daß die meisten durch imponierende Erscheinung begünstigten Personen im gewohnten Vertrauen auf den ihnen unwillkürlich entgegengebrachten Respekt eine ruhige Haltung und vertrauliche Offenheit gewinnen, während kleine Personen aus unbewußter Furcht, übersehen zu werden, nachdem sie in hohe Stellung gelangt sind, durch eine gebieterische Pose und forcierten selbstbewußten Ausdruck auch absichtlich die eigene Seelentätigkeit in einer fortwährenden Spannung halten, die ihnen nicht bequem sein kann. Napoleon I. und Nelson opferten so dem Bestreben zu scheinen, was sie waren, die Unbefangenheit ihres Auftretens. Es ist durchaus nicht tadelnswert, daß Napoleon I. dem Schauspieler Talma die Gesten majestätischer Würde ablernen wollte; wird doch bei der Prinzenerziehung auf die Anlernung einer ihrer repräsentativen Stellung entsprechenden Haltung Wert gelegt, und wurde es an der Königin Viktoria von England mit Recht bewundert, daß sie trotz ihrer winzigen Figur durch Platzwahl, Bewegung und Geste immer die geborene Königin zu markieren verstand.

Viel tiefer greift aber die indirekte Einwirkung des Körperlichen auf das Seelenleben innerhalb jenes Grenzgebietes, wo sich zwischen Spiel und Ernst die gesellschaftlichen Beziehungen ausbilden.

Wer als Knabe wegen körperlicher Schwäche die Brutalitäten seiner Altersgenossen nicht durch die Wucht seiner Faust abwehren kann, gewöhnt sich leicht an Wutausbrüche und an Listen, die ihm allmählich zur zweiten Natur werden. Daraus entstehen dann Vorurteile, die leicht als ein Gemeinbesitz unserer Lebenserfahrung, als gültige Wahrheiten aufgefaßt werden. So setzt eine volkstümliche Voreingenommenheit bei Buckligen und Verwachsenen ein verbissenes Gemüt und rücksichtslose Verschmitztheit voraus. Schon Homer verbindet die schmähsüchtige, scharfe Zunge des Thersites mit verwachsenem Körperbau; Shakespeare macht den Charakter

Richards III. durch Zurückführung auf seine Verwachsenheit psychologisch verständlich, und Dickens gibt dem abscheulichen Besitzer des Kuriositätenladens einen Höcker. Wir müssen uns hüten, bei Personen, die in gebildeter Umgebung groß geworden sind, also wohl meist bei den historisch bemerkenswerten Personen, eine solche Verbindung psychischer Schwächen mit diesem in die Augen fallenden körperlichen Fehler überhaupt zu vermuten. Äsop, Karl VIII. von Frankreich, der Philosoph Mendelssohn, Schleiermacher und viele andere sollten uns eher daran erinnern, daß gerade bei verwachsenen Personen die Ausbildung geistiger Fähigkeiten oft besonderen Anreiz zu haben scheint. Bismarck bemerkte bei dem russischen Eisenbahngeneral Tscheffkin, daß gerade bei Verwachsenen mit der ihnen eigentümlichen klugen Kopfbildung eine seltene Feinheit und Schärfe des Verständnisses verbunden zu sein pflegen. Vielleicht läßt sich aus der Erfahrung, die Bucklige oft machen müssen, daß sie erst nach Überwindung eines Vorurteils richtig geschätzt werden, die Neigung zu satirischen Beobachtungen erklären, die man bei ihnen oft machen kann, und von denen Lichtenbergs Schriften und Detmolds „Randzeichnungen" charakteristische Beispiele sind. Bei Menschen von abschreckender Häßlichkeit, wie Mirabeau, Voltaire und Talleyrand ist die indirekte Einwirkung des Körperlichen auf ihre seelische Haltung jedenfalls in Erwägung zu ziehen, wenn man sie richtig würdigen will.

Aus der Regel des Herkömmlichen in bezug auf geistige und moralische Haltung fallen gar zu leicht auch durch hervorragende Schönheit ausgezeichnete Frauen, die es in der Koketterie wegen der Leichtigkeit ihrer Erfolge etwas weit treiben und gern mit dem Feuer der Liebe spielen. An Kleopatra haben wir ja aus dem Altertum ein klassisches Beispiel, wie mächtig weibliche Reize und buhlerische Künste auf die Geschichte einwirken können. Die Prinzessin, der Cäsar im Jahre 47 das Königreich Ägypten zum Geschenk machte, hat es verstanden, den Antonius vollständig an sich zu fesseln und selbst in der Schlacht von Actium die Liebesleidenschaften über die Feldherrenpflichten des Antonius triumphieren zu lassen. Daß sie dann auch bei Oktavian in dem Schmucke, den sein Großoheim ihr 17 Jahre früher geschenkt hatte, sinnliche Leidenschaft hat erwecken wollen, ist zu gut bezeugt, um es ableugnen zu können. Auch Maria Stuart war sich der überwältigenden Macht ihrer Frauenschönheit nur allzu sehr bewußt und gefiel sich darin, durch Briefe, in die sie momentane Anwandlungen ihrer sinnlichen Leidenschaft hauchte, die bei ihren Opfern angefachte Glut allmählich zu einer Flamme zu schüren, von der alle Rücksichten auf praktische Hindernisse weggetilgt wurden. Mit dieser Erkenntnis muß der Historiker auch die berühmten Kassettenbriefe ebensogut wie ihre liebestollen

Sonette interpretieren. Während Breßlau aus dem zweiten Kassettenbriefe, falls er in allen seinen Teilen echt wäre, die Schlußfolgerung ableitet, daß jede Jury daraus den Beweis der Mitschuld am Gattenmorde folgern müßte (Maurenbrechers historisches Taschenbuch 1882), bringt Ranke, der an der Echtheit nicht zweifelt, die momentane Verwirrung des Geistes durch die Antriebe der Sinnlichkeit und die jede andere Rücksicht ausschließende Sucht, die Liebesraserei bei Bothwell aufs höchste zu entflammen, mit in Anschlag: „Wer will Frauen dieser Art bei dem festhalten, was in ihren Briefen steht? Sie sind oft nicht weniger unbedacht und widerspruchsvoll, als ihre Worte." (S. W. Bd. 13, S. 301.) Karoline Böhmer, die Tochter des Göttinger Orientalisten Michaelis, ist ihre Seelenverwandte.

Gewiß lassen sich feste Regeln, nach denen man die Einwirkung körperlicher Besonderheiten auf das Seelenleben mit Sicherheit ableiten könnte, nicht aufstellen. Man täuscht sich gar zu häufig, wenn man sich nach der äußerlichen Erscheinung ein Urteil bildet, und selbst in ihrem Kausalnexus einleuchtende Zusammenhänge, wie der Argwohn und das Mißtrauen schwerhöriger und tauber Personen bei Gesprächen, deren Inhalt ihnen entgeht, sind, obwohl erklärlich genug, nicht so regelmäßig vorhanden, wie allgemein geglaubt wird. Es liegt eben in der menschlichen Natur, daß wir uns befriedigt fühlen, wenn wir Äußeres und Inneres in Einklang sehen, und deshalb neigen wir immer wieder zu vorschnellen Verallgemeinerungen über die Verknüpfung des Sichtbaren mit dem Unsichtbaren. Cäsar wies die Verdächtigungen des Antonius und Donabella, wie Plutarch erzählt, mit Argumenten zurück, die der große Menschenkenner Shakespeare fast wörtlich übernahm:

„Laßt wohlbeleibte Männer um mich sein,
Mit glatten Köpfen und die Nachts gut schlafen.
Der Kassius dort sieht bleich und mager aus;
Er denkt zu viel; die Leute sind gefährlich."

Aber an historischen Figuren, wie dem wohlbeleibten Großinquisitor Torquemada und dem fettglänzenden König Heinrich VIII. von England oder dem wohlgepuderten, geschniegelten und gebügelten Robespierre, wird die Zuverlässigkeit dieser Gegenüberstellung sofort zweifelhaft.

§ 63. Körperliche Regsamkeit zur Erfrischung der Seele.

Viel einleuchtender ist Rankes Hinweis, daß körperliche Bewegung, Jagen, Reisen, Kriegführung, Teilnahme an Volksfesten die Seele offener, freier, wärmer macht. „Wenn an Philipp II. immer eine gewisse Starrheit zu bemerken war, so möchte sie auch von dem Mangel an dieser Tätigkeit herrühren." (S. W. Bd. 36, S. 100.) Man kennt Bismarcks Lob der braungebrannten Herren, die früh-

morgens um 5 Uhr auf ihren Feldern umhergehen und reiten, Sommers und Winters den ländlichen Geschäften und der Jagd obliegen. Die zu körperlicher Tätigkeit anregenden Jagdausflüge haben aber auch deshalb etwas so Erfrischendes für hohe Herren, weil ihnen nur bei dieser Gelegenheit Leute aus dem Volke unvorbereitet und deshalb mit unbefangener Natürlichkeit entgegentreten.

In unserer sich überhastenden Zeit, wo Nervosität und Mattigkeitsgefühl eine so weite Verbreitung gefunden haben, wo anhaltende sitzende Lebensweise in gewissen Berufen das beständige Unbehagen der Hypochondrie schafft, das sich über den Mangel an Sympathie mit „eingebildeten" Leiden beschwert, sind wir ja auf die Gefahren mangelhafter Körperbewegung wieder aufmerksam geworden. Man muß sich darüber klar sein, daß frühere Jahrhunderte dieses körperliche Hemmnis geistiger Freiheit nicht kannten. In seinem epochemachenden Schriftchen „Zur Diäthetik der Seele" bezeichnet der Freiherr von Feuchtersleben 1838 den Schriftsteller Lichtenberg als den „Kolumbus der Hypochondrie". Hufeland spricht 1796 im praktischen Teil seiner Makrobiotik von diesen Erscheinungen als sogenannten „Gelehrtenkrankheiten", und es ist kein Zweifel, daß der übermäßige Fleiß der deutschen Gelehrten ihm das Material für seine Beobachtungen geliefert hat. Aber frühere, schnell fortschreitende und gärungsvolle Perioden, wie die Zeit der Renaissance in Italien, waren von dieser Herabminderung der Lebensfreude durch weitverbreitete körperliche Zustände noch nicht heimgesucht. Bei den Humanisten galt die aus der 10. Satire des Juvenal übernommene Lebensdevise „Ut sit mens sana in corpore sano". In den gebildeten und überfeinerten Kreisen des vorrevolutionären Paris herrschte noch, wie Taine im ersten Bande seiner „Origines de la France contemporaine" ausführiich belegt, die ungebrochene Frische und Fröhlichkeit, die wir jetzt durch Pflege des Sports und vernünftiger diätetischer Gewohnheiten wiedererlangen möchten. Daß es sich dabei um eine durchgehende Wechselwirkung handelt, hat schon Kant in sehr feiner Weise zum Ausdruck gebracht, als er Hufelands Widmung des dritten Teils seiner Makrobiotik mit dem Schriftchen erwiderte: „Von der Macht des Gemüts, durch bloßen Vorsatz seiner krankhaften Gefühle Meister zu werden."

Zweiter Teil.

§ 64. Seelische Einwirkungen auf den Körper.

Viel weniger mißverständlich und leichter zugänglich für geschichtliche Betrachtungen ist die Einwirkung der Seele auf die Tätigkeit der körperlichen Organe. Man kann sich ja durch Beobachtungen von ganz außerordentlichen Steigerungen körperlicher Leistungsfähig-

keit durch psychische Einwirkung jederzeit überzeugen, wie es auch an berühmt gewordenen Beobachtungen auf diesem Gebiete nicht fehlt. Nicht nur der Fakir, der um Regen zu schaffen, sich den eisernen Haken durch den Rücken ziehen und in die Luft schwenken läßt, gewinnt durch seinen Glaubenseifer eine uns kaum verständliche Widerstandskraft; auch der Boxer, der als Champion anerkannt sein will, wird empfindungslos gegen den Schmerz, und die ihrer Erfolge frohe Schöne des Ballsaales ist unempfindlich für die körperliche Ermüdung. Unzweifelhaft sind Gemütskräfte mit im Spiel, wenn das weibliche Geschlecht im Ertragen von Entbehrungen und physischen Schmerzen mehr leisten kann, als das männliche, und wenn Jünglinge beim Sport durch eine plötzliche Anstrengung der Muskeln in Kraftleistungen „sich selbst übertreffen". Das „*θάλαττα, θάλαττα*", das den von den unendlichen Mühen des Rückzuges ermatteten Griechen die Lebensgeister wieder erweckte und auch die Schwächsten unter ihnen befähigte, den Berg bis zur Aussichtsstelle hinaufzulaufen, ist zum geflügelten Wort geworden, nicht erst wie Büchmann will, durch Heines Gedicht „Meergruß", sondern direkt aus der Stelle des Xenophon (*Ἀνάβασις* IV, 7), aus der Heine es entnahm. Hat es Gneisenau, indem er seine feurige Beredsamkeit aufwandte und selber ein leuchtendes Beispiel gab, nicht wirklich dahin gebracht, daß wenigstens einzelne Truppenteile „den letzten Atem von Mann und Roß" an die Verfolgung setzten? „Die Seele verbirgt in ihrer Tiefe geheime Quellen zu immer neuer Erfrischung", setzt Ranke hinzu, um zu erklären, daß die verschmachteten Spanier und Franzosen, als sie bei Cerigliola einander ansichtig wurden, Ermattung und Durst vergaßen, um die ersehnte Schlacht zu schlagen. (S. W. Bd. 33, S. 165.) Selbst die Fata Morgana eines zukünftigen Glückes, dessen Erwartung sich hinzugeben, wie ebenfalls Ranke bemerkt, „die Seele nicht müde wird", hält allein noch manchen Wanderer aufrecht, der sich verschmachtend durch die Wüste quält, in die ihn sein Lebensschicksal geworfen hat.

Aber leider! Auch zerstörend und lähmend kann die vom tiefen Leid betroffene Seele auf den Körper wirken, dessen Gast sie ist. Nahm doch die Verzweiflung über die Weiterverbreitung der Revolution, deren Wiederkehr er als unmöglich bezeichnet hatte, dem 55jährigen Niebuhr und seiner Gattin alle Lebenskraft. Die volkstümliche Auffassung, daß schwergeprüfte Personen „an gebrochenem Herzen" gestorben seien, d. h. daß sie den Lebensmut verloren und deshalb den unablässig lauernden Krankheitserregern nicht den Widerstand ihrer ungebrochenen Konstitution entgegengesetzt haben, so daß ein sonst nicht erklärlicher Kollapsus eintrat, ist doch wohl nicht von der Hand zu weisen. „Man sagt, er wollte sterben" ist auch vom modernen medizinischen Standpunkte aus keine leere Redensart.

Hat es doch ein Gefolgsmann des Mahdi vor den Augen englischer Offiziere fertiggebracht, während er im Gebet kniete, durch willkürliches Anhalten des Atems sich selbst den Tod zu geben. Auch Justinus Kerner konnte seinen Herzschlag willkürlich verlangsamen. In Rankes Schilderung ist der Tod der Königin Elisabeth von England ebensosehr ein psychisches wie ein physisches Phänomen. Der hochgemute Don Juan d'Austria erschien nach dem Fehlschlag seiner Pläne, sich selbst eine unabhängige Stellung zu verschaffen oder doch wenigstens für Spanien etwas Großes zu leisten, mit seinen 31 Jahren plötzlich wie ein alter Mann; „man fand (denn der Tod raffte ihn so schnell dahin, daß man eine Vergiftung argwöhnte) sein Herz ausgedörrt und seine Haut wie von Brand geröstet". (S. W. Bd. 35, S. 148.) Als Heinrich von Navarra die überraschende Nachricht erhielt, daß König Heinrich III. sich mit den Guisen gegen ihn verbündet habe, „stützte er den Kopf auf die Hand; als er aus dem halbbetäubten Sinnen erwachte, war ein Teil seines Haares erblichen". (Ranke, S. W. Bd. 8, S. 348.) Dasselbe plötzliche Ergrauen trat bei Marie Antoinette auf der erzwungenen Rückfahrt von Varennes nach Paris ein. Auf einem Ärztekongreß wurde 1907 die Möglichkeit solcher schnellen Pigmentverluste durch psychische Erregungen geleugnet. Aber die Zeitungen brachten aus allen Teilen Deutschlands viele Berichte tatsächlicher Beobachtungen solcher Vorgänge. Auch Bismarck hält in bezug auf den Grafen Brandenburg, dem er nahestand, an der von Sybel als legendär bezeichneten Auffassung von seinem tragischen Ende fest; er selbst schrieb manchen Krankheitsausbruch auf das Konto seelischer Erregungen. Bei der Erzählung von Cromwells Tod (3. Sept. 1658) macht Ranke die Bemerkung: „Wer kennt nicht die Wechselwirkung zwischen den geistigen Stimmungen und dem körperlichen Organ?" (Ranke, S. W. Bd. 17, S. 201.) Sieht man in den Quellen näher zu, so wird man bei den Zeugnissen seiner nächsten Umgebung fast betroffen. George Fox sah den 59jährigen Lord Protector drei Wochen vor seinem Tode, als er an der Spitze seiner Leibgarde von dem frischen Grabe seiner Tochter nach Hamptoncourt zurückritt. „Ich sah", so schreibt er, „und fühlte einen Hauch des Todes auf ihn eindringen, und als ich zu ihm kam, sah er aus, wie ein toter Mann." In der Nacht vor seinem Tode antwortete er seinem Kammerdiener, der ihm Wasser brachte: „Es ist nicht mein Wunsch zu schlafen und zu trinken; sondern meine Absicht ist, meinen Abgang so sehr wie möglich zu beeilen." Am Nachmittage des folgenden Tages verschied er nach langem, dumpfem Schlafe mit einem plötzlichen Röcheln.

Bekannt und für die Beurteilung einzelner Handlungen durch den Historiker sehr wichtig ist die Erscheinung, daß der Mißmut einer

mit sich selbst unzufriedenen Seele sich gerade in der gewohnten Umgebung ohne Veranlassung als lähmendes Schamgefühl in Haltung und Nervenstimmung bemerkbar macht. Goethe beschreibt dieses Unbehagen, das er in seiner Vaterstadt nach der Erledigung des Abenteuers mit Gretchen empfand: „Auch waren mir die gleichgültigsten Blicke der Menschen beschwerlich. Ich hatte jene bewußtlose Glückseligkeit verloren, unbekannt und unbescholten umherzugehen und in dem größten Gewühle an keinen Beobachter zu denken.“ Aus der veränderten körperlichen Erscheinung, aus dem Verlust der früheren Unbefangenheit schließen wir unserem Freunde gegenüber, daß ihn ein Kummer drücken müsse und fordern wohl, wenn wir ihm nahe genug stehen, wie Porzia von Brutus, unseren Anteil seines Grams. Als Ranke den König Friedrich Wilhelm IV. nach der Katastrophe von 1848 wiedersah, machte er ihm, wie er in der Allgemeinen Deutschen Biographie mitteilt, „den Eindruck eines jungen Mannes, voll von Geist und Kenntnissen, der aber in dem Examen, man erlaube dieses Wort dem Professor, durch irgendeine Zufälligkeit durchgefallen ist; das Selbstvertrauen, das sonst aus ihm redete, war verschwunden.“

Ein rührendes Beispiel von Wechselwirkung zwischen Leib und Seele und zugleich der Weiterwirkung des darauf beruhenden Schamgefühls bieten Savanarolas letzte Lebenstage. Da der schwache, kränkliche Körper des als Prophet aufgetretenen Fratre den Qualen der Tortur nicht standhielt und man ihm die Selbstanklage entrang, daß er ein Betrüger des Volkes gewesen sei, so verzweifelte der Ärmste, wieder zu sich gekommen, an sich selbst, so daß er gern Hand an sich gelegt hätte. Die Agonien von Selbstverachtung und Glaubenshoffnung fanden einen fast verzagenden Ausdruck in der Schrift, die er, den Feuertod vor Augen, im Gefängnis schrieb. Darin liegt doch eigentlich für die geistige Natur der Menschheit das Erniedrigende der inquisitorischen Tortur, daß sie durch Vergewaltigung des Körpers auch bei hochstehenden Geistern das Weben der geheimsten Gedanken der Seele ans Licht zwingen will. Das Verfahren gegen den Templerorden im 14. Jahrhundert gestattet auch dem modernen Historiker kein abschließendes Urteil über ihre Schuld.

Andrerseits steht die moderne Erkenntnis der physiologischen Wirkung der Extase und Hysterie und der unleugbaren hypnotischen und Suggestionserscheinungen den überlieferten Berichten von Körperlähmungen und ihrer wunderbaren Heilung sehr viel nüchterner gegenüber, als noch zur Zeit des seelenvollen Arztes Justinus Kerner. Wir haben nur noch in geringem Grade die naive exaltierte Bewunderung, mit der frühere Generationen die Unempfindlichkeit der lautlos zu Tode gepeitschten spartanischen Knaben und die von Livius (II, 13) so schön erzählte Tat des Mucius Scaevola

einschätzten. In gemilderter Form hat noch der General York von Wartenberg diese Handverbrennungsprobe mit seinen beiden Söhnen wiederholt. Jetzt erzählen uns italienische Soziologen von der weiten Verbreitung eines Sports der Unempfindlichkeit als bloßen Unterhaltungsmittels in römischen Verbrecherkreisen. Bis zu einem gewissen Grade gehört ja einige Gewöhnung an freudige Überwindung körperlicher Schmerzgefühle zu jeder Erziehung, wie sie Knaben und Jünglinge am besten in launigem Spiel und durch das schon bei Homer benützte Seelenstärkungsmittel des „Schämt euch voreinander" gegenseitig vollziehen.

§ 65. Nutzanwendung.

Den zeitgenössischen Beobachtern gelingt es viel schneller, körperliche Eigenschaften hervorragender Personen zu bemerken und auf ihre vermeintliche Wirkung auf das Seelenleben abzuschätzen als umgekehrt. Auffallend zahlreich sind sogar die von Leibesbeschaffenheit hergenommenen historisch gewordenen Beinamen: Der kurze Pippin, der lahme Timur, der dicke Karl, der kahle Karl, der schöne Karl, Friedrich, Ferdinand, Philipp, der Stammler Ludwig, der bucklige Karl, dann Heinrich mit dem Pfeile, Friedrich mit der gebissenen Wange sind solche Beispiele, die um so eigentümlicher erscheinen, da sie sich auf fürstliche Personen beziehen. Für den Kausalexus der Begebenheiten tragen sie nichts aus, wenn die Rückwirkung dieser leicht wahrnehmbaren körperlichen Eigentümlichkeiten auf die Zweckhandlungen ihrer Träger oder ihrer Mitmenschen nicht ganz eklatant ist. Der Geschichtschreiber hat sehr häufig Gelegenheit, beim Rückblick auf die Lebensarbeit hervorragender Persönlichkeiten darauf hinzuweisen, daß vorschnelle Schlüsse von körperlicher Schwäche auf das geistige Verhalten die Zeitgenossen zu Irrtümern in ihrem Kalkül geführt haben oder daß körperliche Mißstände durch Seelenstärke überwunden wurden. Er kann sich dabei sehr kurz fassen, indem er einfach dieses Resultat angibt. So macht es z. B. Ranke, wenn er von Karl VIII. von Frankreich schreibt: „Er war von Person mager und übel gestaltet, aber zu allem Ritterspiel und Waffendienst gleich sehr aufgelegt." (S. W. Bd. 33, S. 11.) oder von König Friedrich I. von Preußen: „Bei aller körperlicher Schwäche besaß er viel geistige Energie". (S. W. Bd. 26, S. 482.) Die Lungenkrankheit und Hinfälligkeit Wilhelms III. von England verhinderte seine riesige Arbeitsleistung nicht. Gegenüber der verweichlichten Lebenshaltung unseres Zeitalters hat es Erich Schmidt mit Recht hervorgehoben, daß wir aus Schillers Schriften niemals eine Ahnung davon hätten schöpfen können, daß er von der Lungenschwindsucht so schwer zu leiden hatte. Auch Karl V. hat sich trotz der fortschreitenden Gicht zu neuer Energie

aufgerafft, wenn er wollte. Die Steinbeschwerden Napoleons III. als Erklärung seiner Unterlassungsfehler herbeizuziehen, ist sehr gewagt. Jedenfalls hat der Historiker für seine Forschungsziele die Verpflichtung, die somatischen Einwirkungen nur soweit zuzulassen, wie sie als ausschlaggebend nachweisbar sind. Selbst bei einer psychologischen Erscheinung wie Don Carlos, der leiblich und geistig in seiner Entwicklung zurückgeblieben war, begnügt sich Ranke mit der Frage: „Sollte nicht auch ein so lange anhaltendes Fieber, kurze heftige Bewegung, lange Abspannung und Entkräftung auf seine intellektuelle Befähigung und seine Seele einen Einfluß gehabt haben?" (S. W. Bd. 40/41, S. 503.) Die neuerdings üblich gewordenen Nachweise mancher Ärzte, daß historische Persönlichkeiten wie Cäsar und Napoleon I. Epileptiker gewesen sind, daß bei Friedrich Wilhelm IV. und Ludwig II. schon manche psychopathischen Züge in der Zeit vor ihrer schließlichen Erkrankung erkennbar sind, haben für die historische Auffassung der Geschehnisse, bei denen die Zeitgenossen noch nicht mit solchen Möglichkeiten rechnen konnten, wenig oder gar keinen Ertrag gebracht.

Jedenfalls soll der Historiograph, der von den Wechselwirkungen von Leib und Seele etwas mitzuteilen hat, möglichst summarisch verfahren. Er kann seine Bemerkungen bei der ersten Einführung einer Persönlichkeit oder bei Erwähnung ihres Todes oder Rücktritts von der Schaubühne einfügen. Wiederholungen, naturalistische Kleinzeichnerei sind gerade in dieser Beziehung sehr unangenehm. Wenn man einmal weiß, daß Mirabeau und Talleyrand trotz ihrer abschreckenden Häßlichkeit so bedeutsam einwirken konnten, ist es geradezu störend, zu oft und mit zu viel Detail daran erinnert zu werden. Für die Wechselwirkung von Leib und Seele muß sich der nachlebende Historiker bei der Verwertung der mit Haß und Neid erfüllten Berichte, wenn er nicht grausam erscheinen will, an den Grundsatz halten:

„Jedes menschliche Gebrechen sühnet reine Menschlichkeit."

Fünftes Kapitel.

Hinweis auf Affekte und Leidenschaften.

§ 66. Was ist ein „Affekt"?

Objektiv beruht die Freiheit des Willens darauf, daß wir in den meisten Lagen des Lebens auch die Vorstellungen, die mit betonten Gefühlen, d. h. mit Lust oder Unbehagen verbunden sind, den uns geläufigen Funktionen der konzentrierenden Aufmerksamkeit unterwerfen und zwischen den zahlreichen Möglichkeiten ihrer

Verknüpfung diejenige auswählen können, die wir unseren wahren Interessen am förderlichsten halten. Dadurch, daß wir die so gewählten Impulse benutzen, steigern, in Handlungen umsetzen und anderen bemerkbar oder fühlbar machen, kommen die uns zugeschriebenen Taten und in ihren weiteren Verflechtungen die Schöpfungen und Zerstörungen zustande, deren Beurteilung unsere Stellung in der geschichtlich-gesellschaftlichen Wirklichkeit, unsere Selbstachtung und unseren Ruf bestimmt.

Aber so unbedingt ist die Freiheit des menschlichen Willens nicht, daß wir in allen Fragen unserer sittlichen Existenz eine überlegte Aktivität oder Resignation zur Geltung bringen können. Oft müssen wir wahllos (unwillkürlich) handeln, weil wir im gegebenen Moment Gefühle und Vorstellungen, die plötzlich aus der innersten Sphäre unseres Wesens emportauchen, nicht meistern und unterdrücken können. Die Ataraxie, wie sie der Skeptiker in jeder Lebenslage verlangt, der Epikuräer unter günstigen Umständen genießen möchte und der Stoiker durch dialektische Turnübungen sich selber zu suggerieren sucht, kann nie das Gemeingut der mit allen Fasern ihrer Interessen in das praktische und geistige Leben ihrer Zeit hineingewachsenen Menschen werden. Immer wieder stellt sich das „Benommensein" ein, das sich in unwillkürlichen Reflexbewegungen und Grimassen dokumentiert und ein „Zusammennehmen", eine überlegte Handlungsweise für den Moment ausschließt. Die meisten Menschen beschreiben diesen Zustand emotioneller Passivität mit überdrastischen Bildern: „Vor Schrecken gelähmt", „Wie wenn die Erde unter mir bebte", „Als ob mir einer mit dem Beile vor den Kopf schlüge", oder „Er war außer sich", „Ganz aus dem Häuschen", „Konnte sich vor Lachen nicht halten" usw.

In allen diesen Fällen haben wir es mit blitzartig über die Seele kommenden, schnell vorübergehenden Zuständen zu tun, indem sie zugleich mit einer Wahrnehmung oder Vorstellung eine starke Ablenkung von der geläufigen Amplitüde ihrer Schwingungen erfährt. Wir sind in solchen Augenblicken in Gefahr, das Gefühl für unsere Stellung in der Welt völlig zu verlieren und verhalten uns, bis wir es wiedergefunden haben, unvernünftig und willenlos reagierend. Solche unkontrollierbaren momentanen Aufwallungen nennt die Psychologie „Affekte".

Um nun nicht, wie es trotz der Warnungen Kants[1]), Herbarts[2]), Drobischs[3]) und Nahlowskys[4]) immer wieder geschieht,

---

[1]) Anthropologie §§ 72 und 73.

[2]) Lehrbuch zur Psychologie §§ 104—106.

[3]) §§ 79—85.

[4]) Joseph W. Nahlowsky: Das Gefühlsleben. 2. Auflage. Leipzig 1884. S. 190ff.

„Affekt“ und „Gefühl“ als bloß der Stärke nach verschieden gelten zu lassen, sondern die explosive Natur des ersteren zu erläutern, wählen wir eine ganz schwache Gemütsbewegung, die doch als Affekt gelten muß, zur Illustration.

Während wir unsere Aufmerksamkeit auf die Entwicklung eines Gedankenganges konzentrieren, lenkt uns ein anwesender Freund durch viele harmlose Fragen auf einen ganz anderen Gegenstand. Wir empfinden die Störung, suchen aber nebenher auch dem Unterbrecher Genüge zu tun, bis wir allmählich die Gefahr empfinden, den Faden dessen, was uns die Hauptsache ist, völlig zu verlieren. Da „reißt uns auf einmal die Geduld“ und wir „platzen“ mit einer von heftigen Gesten begleiteten Unfreundlichkeit heraus, die uns im nächsten Augenblicke leid tut, durch die wir aber einer unerträglichen inneren Spannung „Luft“ und ein Ende gemacht haben. Wie wesentlich dieses oft lächerliche körperliche Toben ist, um sich Erleichterung zu verschaffen, bezeugt uns Bismarck, der nach der Fertigstellung der absagenden Antwort für den Frankfurter Fürstentag einen auf dem Tische stehenden Teller mit Gläsern zerschlug; „ich mußte etwas zerstören“, sagte er, „jetzt habe ich wieder Athem“. Sybel, der in der „Begründung des Deutschen Reiches“ (Bd. II, S. 532) den Vorgang berichtet, hätte wohl die Parallele von Napoleons Zertrümmerung einer kostbaren venezianischen Glasvase vor Haugwitz im Schönbrunner Schlosse erwähnen können. Das Tanzen des Königs Philipp von Mazedonien auf dem Schlachtfeld von Chaeronäa, indem er sich selbst *Δημοσθένης Δημοσθένους Παιανιεύς* vorsang, ist als Ausbruch eines Affektes zu erklären.

Für den Historiker gibt es aber auch Affektsausbrüche von grandioserer Natur. Wenn der Mensch unerwartet inne wird, daß seine ganze psychophysische Existenz ausgelöscht werden soll, schwankt diese unwillkürliche Reaktion zwischen völliger Betäubung, wie beim Kaninchen im Schlangenkäfig, wenn es seines Schicksals gewahr wird, blinder Wut, wie beim Raubtier, das sich in einen Zwinger gesperrt fühlt und ausgesprochenem Wahnsinn, wie man ihn oft auf gestrandeten Schiffen und auch bei dem unglücklichen Brande der Piers des Norddeutschen Lloyds in Hoboken beobachtete. Auf Appians Bericht gestützt, sagt Ranke von Cäsars Gebahren bei seiner Ermordung, „er habe geknirscht und geschnaubt wie ein auf der Arena getroffenes wildes Tier.“ Aus der Betäubung, die Wallenstein verriet, als Devereux ihn erstach („die Lippen bewegend, aber ohne Laut, spannte er die Arme weit aus“), wird es nach Ranke wahrscheinlich, „daß ihm der Zusammenhang der Dinge mit einem Male vor die Seele getreten ist.“ (S. W. Bd. 23, S. 329.)

§ 67. Affekte von besonderem Interesse für den Historiker.

Von solchen Personen, die durch das wechselnde Spiel ihrer Vorstellungen fortwährend aus dem Gleichgewicht geschleudert, von einem Affekt zum anderen getrieben werden und nach dem Urteile ruhiger Beobachter sich wie die Wahnsinnigen gebärden, wovon Don Carlos das bestbezeugte Beispiel abgibt, führt eine lange Stufenleiter gesteigerter Widerstandsfähigkeit und inneren Gleichmaßes bis zu dem scheinbar keiner menschlichen Gemütserschütterung unterworfenen Naturen, wie der seines Vaters Philipp II. Der „hatte sich durch Gewöhnung fortgebildet bis zu dem Ausdrucke einer ganz unerschütterlichen Ruhe, eines bis zur Vollkommenheit ausgebildeten Ernstes, einem Ausdruck, der eine völlig unterwerfende Wirkung hatte." Aber ganz konnte er diese äußerliche Verleugnung seiner Gemütserregungen doch nicht aufrecht erhalten; wenn ihm etwas, was seine Stellung in der Welt zu erschüttern drohte, ganz wider Erwarten kam, so bemerkte man an ihm dieselbe Gestikulation, „die man an den ernsthaftesten Arabern wahrnimmt: er griff mit der Hand nach dem Barte[1])."

Allerdings stellt sich bei jedem Affekt das Gleichgewicht der Seelenkräfte sehr schnell wieder her, und Kant hat ganz Recht mit seiner Bemerkung: „Was der Affekt des Zornes nicht in der Geschwindigkeit tut, das tut er gar nicht; und er vergißt leicht." Aber solange die Unterbrechung der ruhigen Tätigkeit dauert und bis der Betroffene wieder animi sui compos wird, kann schon viel Schaden gestiftet und ein peinlicher Zustand geschaffen sein. Besonders ein im Namen des Staates handelnder Beamter bedarf einer gewissen Sicherung gegen das Hervorbrechen eines Affekts, der Kaltblütigkeit, „der Kunst leidenschaftsloser Behandlung der Geschäfte", wie es Bismarck, „abstrakter Geschäftsbehandlung", wie es Goethe ausdrückt[2]). Nach unserer obigen Erklärung, die den Affekt auf eine plötzliche Empfindung einer Bedrohung der Existenz zurückführt, läßt sich leicht verstehen, daß Persönlichkeiten von vornehmer Geburt, wohlfundiertem Reichtum und befestigtem Renommée der Gefahr, diesem Gefühle der Beklommenheit zu erliegen,

[1]) Ranke, S. W. 34, 107. Man sieht auch hier wieder, wie Ranke die singuläre Erscheinung durch weite Umschau aufs Allgemein-Menschliche zurückführt.

[2]) Als Übersetzung des französischen sans-froid bezeichnet „Kaltblütigkeit" das dem Handelnden förderliche Fernbleiben von Affekten bei einer wahrgenommenen plötzlichen Gefahr. In Fällen, wo aus bloßer Unaufmerksamkeit oder Gleichgültigkeit eine vorhandene Gefahr gar nicht wahrgenommen wird, sprechen wir von Nonchalance, wofür es keinen passenden deutschen Ausdruck gibt. Kant hat durch seine physiologische Erklärung der Temperamente (leichtblütig, schwerblütig, warmblütig, kaltblütig) die Terminologie verwirrt. Er nennt die Affektlosigkeit „Phlegma in gutem Sinn". Überhaupt ist die Lehre von den Affekten ein schwacher Punkt in der empirischen Psychologie.

im allgemeinen weniger ausgesetzt sind, als diejenigen, deren Ruf und Lebensstellung von einem zufriedenstellenden Resultat ihrer Tätigkeit abhängt. Adel und Wohlhabenheit, ein gewisses Alter und anerkannte Leistungen waren daher in Athen und Rom so gut wie in modernen Staaten wohlbeachtete Empfehlungen, wenn nicht Bedingungen für leitende Stellungen. Delbrück hat die Tatsache, daß es unter den hervorragenden Feldherrn so viele Prinzen gibt, damit erklärt, daß sie unter allen Umständen ihrer hohen sozialen Position sicher und deshalb nicht von der dunklen Empfindung affiziert sind, daß ein Fehler ihren Sturz bedeuten könne. Hohenlohe-Ingelfingen folgert, daß der Feldherr, der während der Schlacht von jedem Druck auf seine Seelentätigkeit frei bleiben muß, gewöhnlich nicht auf die Stelle gehört, wo die Gefahren am größten und die auf ihn einstürmenden Bilder am grausigsten sind. Die von Natur und durch Erziehung überaus kaltblütigen Japaner haben diese Regel für das Schlachtfeld prinzipiell durchgeführt. Treitschkes Vorwurf gegen Napoleon I., daß er bei Belle-Alliance nicht den Tod auf dem Schlachtfelde gefunden hat, ist deshalb unbegründet; vielmehr ist an Blücher der allerdings ehrenvolle Fehler anzumerken, daß er sich gern zu sehr ins Schlachtgetümmel begab. Die zahlreichen Fälle, in denen erprobte Feldherren bewußt anders handelten, z. B. Hannibal bei Cannä, Alexander am Granicus und bei Issus, Friedrich der Große bei Kunersdorf, Schwerin bei Prag, bedürfen eines besonderen erklärenden Hinweises. Ebenso verdient es hervorgehoben zu werden, wenn der Affekt sichtlich durch den diplomatischen Firnis hindurchbricht, wie Sybel es bei den Verhandlungen Bismarcks mit von der Pfordten schildert, oder König Wilhelms „zuletzt etwas unwillig" in der ursprünglichen Emser Depesche und Jules Ferrys „Indignité" in der Verhandlung mit Bismarck. Affektsausbrüche sind für den Historiker besonders da von Interesse, wo sie am wenigsten hingehören.

§ 68. Begeisterung.

Kommen die Affekte der Steigerung oder Hemmung des Lebensgefühls bei einer größeren Gemeinschaft von Menschen zum Ausbruch, so ist die Wiederherstellung eines Zustandes ruhiger Überlegung schwieriger, weil einerseits das Herausfallen der Exaltiertheit aus dem gewöhnlichen Stimmungsniveau von der unmittelbaren Umgebung nicht gekennzeichnet wird, andrerseits das Beispiel der anderen den schnell zur Besinnung Kommenden wieder mit sich fortreißt. Wie kopflos sich ein Theaterpublikum benimmt, wenn der Ruf „Feuer" erschallt, ist wohlbekannt. Welche Wutausbrüche haben die Franzosen bei der Rückkehr des Königs Alphons XII. aus Berlin und selbst die kaltblütigen Engländer infolge des Tele-

gramms unseres Kaisers nach dem Jameson Raid gezeigt? Konstantinopel war bei religiösen Neuerungen und aus Anlaß der Vorgänge in der Rennbahn in alter Zeit oft der Schauplatz des Ausbruchs von Massenaffekten. Der Affekt der alten Frau, die 1637 dem Prediger von St. Giles in Edinburg den Schemel an den Kopf warf, lebt als Anfang der Rebellion der Covenanters in der Erinnerung der Nachwelt fort. Als ein Beispiel dafür, daß auch parlamentarische Versammlungen schon in weniger nervösen Zeiten, als den unserigen, in Affekt geraten sind, führe ich aus Rankes englischer Geschichte das Benehmen des Unterhauses von 1628 an, als es die petition of right diskutierte: „Diese bärtigen und gesetzten Männer weinten und fluchten. Einige konnten vor Tränen nicht sprechen.“ (S. W. Bd. 15, S. 201.)

Bei Gefahren, die ein ganzes Volk bedrohen, tritt aber noch eine besondere, die Seelentätigkeit jedes einzelnen erhebende und sein Ich ausweitende Erscheinung ein. Bei einem so mächtigen Widerhallen der Stimmung empfindet jede Persönlichkeit etwas wie ein Einströmen des um sie waltenden allgemeinen Geistes, von dem sie ein Teil ist; sie vergißt die Schranken des eigenen Ich und wird zu Taten fähig, die sonst über ihre Natur hinausgehen. Diese Anknüpfung unseres Seelenzustandes an dem Mittelpunkt eines größeren Zusammenhangs ist ein Massenaffekt, den wir nach Analogie ähnlicher erhebender individueller Seelenzustände „Begeisterung“ nennen und der uns noch in der Erinnerung mit freudigem Überschwange erfüllt[1]). E. M. Arndt schreibt von der Erhebung Preußens im Jahre 1813: „Es waren leuchtende Tage, diese kriegsbangen Tage, und jeder ward von der allgemeinen Gesinnung mit fortgetragen und emporgehoben[2]).“ Das hat sich 1870 wiederholt: „Wie oft (schreibt Hohenlohe-Ingelfingen) haben wir alle wohl vor 1870 unsere Väter beneidet und uns danach gesehnt, auch eine solche Zeit zu erleben, und wer erinnert sich nicht mit Rührung der herrlichen Begeisterung, welche ganz Deutschland in Bewegung setzte, als im Jahre 1870 unsere edelsten Güter von einer plötzlichen Gefahr bedroht wurden[3])!“ Daß es richtig ist, dieses Hochgefühl als einen Affekt zu bezeichnen, erkennt man aus den äußeren Anzeichen, von denen es begleitet war. Sybel schildert sie: „Auf den Straßen wogten die erregten Massen: die Männer umarmten sich unter Freudentränen; donnernde Hochrufe auf König Wilhelm erschütterten die Luft.“ So zeichnen Zeitgenossen und Teilnehmer

---

[1]) F. Wagner: Die sittlichen Grundkräfte. Ein Beitrag zur Ethik (Tübingen 1899) enthält eine gute Exposition der für das höhere Streben so wichtigen Begeisterung.

[2]) Erinnerungen aus dem äußeren Leben.

[3]) Militärische Briefe über die Infanterie. S. 151.

der Erhebung von 1813 und 1870 den Massenaffekt, auf den dann entsprechend große Resultate folgten.

Wo es nur zum Affektsausbruch, aber nicht zu großen Entscheidungen kommt, wie 1840, als Beckers „Rheinlied" und „Die Wacht am Rhein" gedichtet wurden, vor der Enttäuschung von Olmütz 1850 und bei der Luxemburger Frage 1867, bleibt die Erinnerung der Teilnehmer nicht so gut bewahrt. Erst recht verlieren sie das Gedächtnis für das Hochgefühl eines großen Impulses, wenn der erwartete Erfolg in das Gegenteil umschlug, wie wir am leichtesten an den Franzosen ersehen, die sich nicht gern der Begeisterung erinnern, mit der Gramonts Rede vom 6. Juli 1870 und die Kriegserklärung in ganz Frankreich aufgenommen wurde. Schon 1890 mußte Guers in seinem damals erschienenen Buche „Les prisonniers français en Allemagne" die Erinnerung seiner Landsleute wieder auffrischen. Der Historiker muß in solchen Fällen, wo eine durch die folgenden Ereignisse nicht gerechtfertigte Begeisterung später absichtlich zurückgedrängt wird, auf dieses mitwirkende Phänomen besonders hinweisen; also bei der Würdigung des Einflusses der französischen Staatsmänner von 1870 oder des Generals Boulanger im Jahre 1887 oder des Demosthenes, dessen Politik gegen Philipp II. von Mazedonien unterlag, oder des Caius Flaminius, der am Trasimenischen See und des Caius Terentius, der bei Cannä geschlagen wurde. Andererseits muß er sich bei der Verwertung der Erinnerungen an einen glücklicheren Verlauf vor einem anderen auf Übertreibung beruhenden Fehler hüten. Gar zu leicht bleibt aus der langen Kette von Hoffen und Bangen, die in so gewaltigen Krisen ihre Glieder durcheinander schlingt, der Ausbruch der Begeisterung am Anfange als der Gipfelpunkt des ganzen Verlaufs am deutlichsten im Bewußtsein haften; auf seine elementare Gewalt wird in der späteren Erinnerung die bewunderswerte Kraftleistung zurückgeführt. Weniger bei den Zeitgenossen, als schon in der nächsten Generation wird deshalb in verkürzten, aber um so eindrucksvollerem Rückblick das befriedigende Ende unmittelbar mit dem schwungvollen Anfangsmoment verbunden. So haftet das Bild der Kreuzzüge in unserer Phantasie an dem enthusiastischen Beifall, dem „Deus le volt", das Urbans II. Rede 1095 auf dem Konzil zu Clermont entfesselte. Treitschke konzentriert das Bild der Freiheitskriege aufs wirkungsvollste, indem er sie einfach als den Durchschlag der Entrüstung des preußischen Volkes zeichnet: „Und nun stand es auf, das alte waffengewaltige Preußen, das Volk der Slawenkämpfe, der Schwedenschlachten und der sieben Jahre, und ihm geschah wie jenem Helden der germanischen Sage, der beim Anblick seiner Fesseln so in heißem Zorn entbrannte, daß die Ketten schmolzen." (Deutsche Geschichte Bd. I. S. 431.) Ähnlich

hatte es schon Droysen in abstrakterer Fassung 1843 in seinen Vorlesungen über die Freiheitskriege zusammengefaßt: „Wenn die Wunderkraft des Gemütes sich auftut, herrschend ohne Rechenschaft, zuversichtlich ohne Beweis, allmächtig, — denn da ist des Lebens Kraft — dann gebietet sie über Zorneskräfte, die unwiderstehlich sind.“ So bleibt der im Kampf um die Existenz emportauchende Affekt in der historischen Überlieferung als ein Höchstes der Menschennatur in dichterischer Verklärung bewahrt. Als die Österreicher 1809 sich noch einmal zum Verzweiflungskampf gegen Napoleons Übermacht erhoben, wurde ihnen die Erinnerung des sich für die Herstellung des Gleichgewichts opfernden Perseus von Mazedonien plötzlich lebendig, ohne sie abzuschrecken. Hat sich nicht auch bei dem Todeskampf der Buren in unseren Tagen das tragische Pathos bemerkbar gemacht, das den dritten punischen Krieg umgibt?

Durchaus nicht immer beruht dieser leider so schnell vorübergehende Zustand eines erhöhten Lebensgefühls auf einer Empfindung der Erschütterung des tiefen Grundes historischer Existenz. In Huttens: „Es ist eine Lust zu leben“ läßt sich der Enthusiasmus des himmelstürmenden deutschen Humanismus, der die Lösung seiner Schwingen wohlig empfand, leicht nachfühlen; ein Nachhall aus dem Zeitalter des Augustus, das die ungestörte Verbreitung seiner Kultur beseeligt genießen konnte, ist uns im Carmen saeculare des Horaz erhalten geblieben. In „Sturm und Drang“ haben wir einen die schwärmerische Kraftbetätigung gut repräsentierenden Ausdruck für das letzte Jahrzehnt Friedrichs des Großen, als die deutsche Nation, von der Freude über die errungene Geistesfreiheit berauscht, sich zu einem höheren Dasein emporzuschwingen schien, an dem jeder einzelne durch Gemütstiefe und Seelenadel teilnehmen konnte. Nach dem Fall der Kornzölle und dem Erfolge der ersten Londoner Weltausstellung durchzuckte die englischen Mittelklassen plötzlich das erhebende Gefühl der Macht, des Reichtums, des Glückes, des Kulturfortschrittes, in denen ihnen die Führung zugefallen war; gern ließen sie sich in politischen after-dinner-speeches an ihre Vormachtsstellung erinnern. Auch bei uns hat der Dichter das Hochgefühl des Aufschwunges der Periode 1868—1872 in den Worten ausklingen lassen:

„Und es kann an deutschem Wesen
Noch einmal die Welt genesen.“

Es gehört zu den lohnendsten Aufgaben der Geschichtsschreibung, die Handlungen und Gesinnungen solcher glücklichen Brautstandszeiten im wohlabgetönten Gemälde zur Darstellung zu bringen, wie es etwa Curtius in der ihm eigenen gehobenen Stimmung für die Blütezeit Athens geleistet hat. Dann bewahrheitet sich auch für die

objektive Wissenschaft Goethes oft mißbrauchtes Wort: „Das Beste, was wir an der Geschichte haben, ist der Enthusiasmus, den sie erregt."

§ 69. Geistige „Elevation".

Es könnte scheinen, daß diese Auseinandersetzung über das Phänomen der Begeisterung ihre richtige Stelle erst unter den Sozialerscheinungen des menschlichen Lebens gefunden hätte, da diese eigentümliche Schwungkraft aus dem Gewahrwerden der großen Zusammenhänge der geschichtlich-gesellschaftlichen Wirklichkeit abgeleitet ist. Wir überzeugen uns aber leicht, daß auch unabhängig von dem Innewerden der die sozialen Gebilde durchströmenden geistigen Energien die individuelle Seele Kraftentfaltungen zugänglich ist, als wenn ein höherer Geist in sie hineinflutete. Wenn man im Phädrus des Plato das 25. und die folgenden Kapitel liest, glaubt man den Fittich zu erkennen, der den wahren Philosophen zu seinen höheren Gesichtspunkten emporhebt; wir werden auf den objektiven Grund dieser Erscheinung noch zu sprechen kommen. Wer gedächte nicht, wenn er der Macht der aus nie entdeckten Quellen emporströmenden Begeisterung nachsinnt, der Szene von Damaskus, wo es dem Saulus „wie Schuppen von den Augen fiel." Eine solche plötzliche Erhöhung des geistigen Horizonts ist fast auf allen Gebieten des Seelenlebens möglich. Jedes Zeitalter verdeutlicht sich das Wesen der Begeisterung, indem es die von ihm besonders bevorzugten und am höchsten bewerteten Betätigungen als spezifisch begeisterungsvoll heraushebt und andere damit in eine Reihe stellt. Plato erinnert im Symposion an erotische Brunst und im Timäus an die fast krankhafte Entzücktheit der Pythia und an Traumvisionen[1]). So sprachen die Italiener des 16. Jahrhunderts von eroici furori, verlegten also den Artcharakter dieser Schwunghaftigkeit auf das Gebiet der Geltendmachung der hervorragenden Persönlichkeit. In seinen berühmten Gesprächen führt Giordano Bruno als mögliche Ursachen dieser gesteigerten Lebensenergie an: religiöse Verzückung, Liebe, Wut der Schlacht, Poesie und Wein. In unserer klassischen Literaturperiode verlegte Gneisenau, der den Wert der Begeisterung im Kriege wohl erkannte, alle solche Affekte in die Poesie: „Religion, Gebet, Liebe zum Regenten, zum Vaterland, zur Tugend sind nichts als Poesie; keine Herzenserhebung ohne poetische Stimmung." Er hielt nicht viel von Truppenführern, die nicht leicht „der Elevation fähig" waren. Unsere klassischen Philosophen, die auf allgemein gültige und denknotwendige Er-

[1]) Timaeus, p. 71, Cap. 32; *Ἱκανὸν δὲ σημεῖον ὡς μαντικὴν ἀφροσύνῃ Θεὸς ἀνθρωπίνῃ δέδωκεν. Οὐδεὶς γὰρ ἔννους ἐφάπτεται μαντικῆς ἐνθέου καὶ ἀληθοῦς, ἀλλ' ἢ καθ' ὕπνον τὴν τῆς φρονήσεως πεδηθεὶς δύναμιν, ἢ διὰ νόσον ἤ τινα ἐνθουσιασμὸν παραλλάξας.*

kenntnis drangen, hatten naturgemäß kein Verständnis für diesen die Menschennatur ehrenden Affekt der Begeisterung. So hingen besonders Kant und Hegel mit der von ihnen überwundenen Aufklärungsphilosophie durch diese psychologische Lücke doch noch zusammen. Man braucht nur den kuriosen Artikel „Enthousiasme“ in Voltaires „Dictionnaire philosophique“ zu lesen, um sich dieser Schwäche des 18. Jahrhunderts bewußt zu werden. Schelling, der die Begeisterung als psychologische Urkraft wiederentdeckte, identifizierte die ihr eigene Seelenhoheit mit Metaphysik: „Wahre Metaphysik ist die Ehre, ist die Tugend; wahre Metaphysik ist nicht nur Religion, sondern auch die Ehrfurcht vor dem Gesetz und die Liebe zum Vaterlande.“ Eine genaue Bestimmung der Quellen individueller Begeisterung ist nicht möglich. Auch ist es schwer, einen psychologischen Unterschied zwischen den ganz dem individuellen Seelenleben angehörigen Affekten dieses Erscheinungsgebietes und den nur durch Massensuggestion bei den am lebhaftesten ergriffenen Personen zustande kommenden ekstatischen Zuständen festzustellen. Das Phänomen, um das es sich handelt, die momentane Erhöhung der geistigen Existenz, ist aber jeder menschlichen Seele, auch „dem trockenen Schleicher“, mit dem Faust kontrastiert wird, zugänglich. In solchen Momenten höchsten Affekts sind Leute ohne Bildung plötzlich einer Ausdrucksweise fähig, die ihr sonstiges Denken und Sprechen weit überragt und von ihnen selbst als innere Erleuchtung empfunden wird. Auf diesem Phänomen beruht ja auch der dem Gebildetsten imponierende Gehalt der Volkspoesie, deren Vorzug und weite Verbreitung erst von Herder entdeckt worden ist. Was ist Trost anders als das erhebende Gefühl unseres erweiterten Seins, das im Affekt des tiefsten Grames als leiser Oberton mitklingt?

§ 70. Abstumpfung gegen Affekte.

Je gereifter ein Mann wird, um so mehr Selbstbeherrschung hat er wechselnden Eindrücken gegenüber, so daß er seltener Affekten unterliegt. Braust er aber einmal auf, so muß das mit tieferen Eigenheiten seiner Existenz zusammenhängen und wird nicht so leicht wieder einzurenken sein.

„The young man's wrath is like light straw on fire;
But red-hot steel is the old man's ire.“

Daß aber mit dem hohen Alter das Gefühl für die persönlichen Interessen, aus denen die Affekte entspringen, völlig einschläft, ist eine Ausnahme und keineswegs die Regel. Ranke hat es noch in seinen letzten Jahren ausgesprochen, daß auch das höchste Alter sich noch nicht dem Grabe so nahe fühlt, um die Hoffnung aufzugeben, sich für eine Unbill zu rächen. Daß gerade alte Leute auf ihre materiellen Vorteile sehr bedacht sind, ist eine allgemeine, in

dem sprichwörtlichen Geiz des Alters zum Ausdruck kommende Erfahrung. Als einen Höhepunkt dieses egoistischen Interessegefühls führen wir aus Ranke (S. W. Bd. 33, S. 22) an: „Der Bruder Albus von Venedig, 95 Jahre alt, der kaum mehr reden konnte und immer mit dem Kopf nickte, nahm (bei der Wahl Alexanders VI.) doch 5000 Dukaten.“ So bezeichnet es auch Goethe nach seinen Erfahrungen als „selten“, daß jemand im höchsten Alter sich selbst historisch wird, und daß ihm die Mitlebenden historisch werden, so daß er mit niemandem mehr kontravertieren mag noch kann. Er selbst bildete dann freilich eine Ausnahme; im November 1831 schrieb er an Humboldt: „gestehe ich gern, daß in meinen hohen Jahren mir alles mehr und mehr historisch wird. Ob etwas in der vergangenen Zeit, in fernen Reichen oder mir ganz nahe räumlich und im Augenblicke vorgeht, ist ganz eins, ja ich erscheine mir selbst immer mehr und mehr geschichtlich.“

§ 71. Leidenschaften.

Zwei allgemeine Beobachtungen lassen sich über die Häufigkeit von Affektsausbrüchen an der großen Mehrzahl der Menschen machen.

Erstens entspricht einer leichten Erregbarkeit nach der Unlustseite hin auch ein entsprechendes Plus auf der Lustseite momentaner Affekte. Sehr jähzornige Naturen wie Friedrich Wilhelm I. haben gewöhnlich auch eine kindlich-naive Freude an Kleinigkeiten. Dem leicht verletzten Stolz steht wie bei Shakespeares Koriolan eine sich selbst vergessende Demut gegenüber. Fehlt diese Gleichmäßigkeit, des Ausschlags nach beiden Seiten hin bei einem unabhängigen Manne, so empfinden wir das als eine Schwäche ihrer Natur. Goethe nannte Las Casses, den getreuen Gefährten Napoleons, eine „Kammerdienerseele“, weil er alles überzuckern und beschönigen wollte, und da bei Goethe selbst der hingebenden Begeisterung für das Edle und Schöne, wenn man ihn nur nach den von ihm selbst zum Druck gegebenen Äußerungen beurteilt, eine entsprechende Kraft des Hassens und Verabscheuens zu fehlen schien, so nannte Bismarck unseren Geistesheroen eine „Schneiderseele“. Umgekehrt gibt es ja nur zu viele Naturen, die nur durch Griesgrämigkeit und Ärger in Affekt gesetzt werden können, „Lästerseelen“, wie wir sie bezeichnen können, als deren Prototyp der Kriegsrat Krantz im Berlin Friedrichs des Großen gelten mag.

Zweitens können wir bemerken, daß bei einer sonst vorhandenen Harmonie nach beiden Seiten ausschlaggebender Gefühlsspannungen viele Menschen gewisse Seiten ihrer Tätigkeit als eine mit ihrem Dasein besonders eng verknüpfte Interessensphäre empfinden und auf diesem Gebiete leicht in Begeisterung oder Verzweiflung geraten. Diese auf einen Teilausschnitt beschränkte Exzentrizität der Empfindlichkeit wächst mit den Jahren, weil wieder-

holte Gewöhnung die Fähigkeit, hier eine Veränderung wahrzunehmen, mehr und mehr verfeinert. Auf die leisesten Lockungen und Reize innerhalb dieser Interessensphäre anzubeißen und sich mit voller Kraft darauf zu konzentrieren wird bei den so gearteten Menschen eine nicht mehr zu beherrschende Neigung, eine wahre „Leidenschaft". Das hat im guten wie im bösen sehr bedeutsame Konsequenzen. Schon Kant hat bemerkt, daß die Leidenschaft, wenn sie einmal von einem Menschen Besitz ergriffen hat, „wie ein Strom ist, der sich in seinem Bette immer tiefer eingräbt". Meist haben wir Gelegenheit, dieses Phänomen dann zu bemerken, wenn es unangenehm hervortritt. Wir wissen aus der Erfahrung nur zu gut, daß leidenschaftliche Nörgler, Querulanten, Prahlhänse oder Störstöffel sich mit zunehmender Erfahrung nicht bessern. So erklärt es sich, daß die Eingewöhnung in solche Exzentrizität, wenn sie an einem Kinde bemerkbar wird, mit allen Mitteln von Eltern und Erziehern bekämpft wird, weil sie sich zuerst durch Opposition, Zweifelsucht und Unzufriedenheit bemerkbar macht. Herbart hat die Gefahren der Leidenschaftlichkeit in den schwärzesten Farben geschildert. Er geht sogar bis zu der Behauptung vor: „Was hindert uns, anzunehmen, daß die Raubsucht des Tigers und der Hyäne eine Leidenschaft sei, die aus öfterem, unbefriedigtem Hunger bestand und alsdann habituell wurde?"

Der Historiker steht der Einseitigkeit der Gefühlsspannung, die sich als „Leidenschaft" dokumentiert, anerkennender gegenüber, weil er erwägt, daß sie oft das Vehikel ist, um außerordentliche Anstrengungen, ausdauernde Konzentration auf eine bestimmte Leistung zu befördern[1]). Seiner Auffassung entspricht die Begriffsbestimmung und das Urteil, das Hegel den Pädagogen entgegengesetzt hat[2]), weil

[1]) Schon die Alten haben die Leidenschaft als eine unentbehrliche und durch nichts anderes ersetzbare Quelle der Tatkraft und des Unternehmungsgeistes zu schätzen gewußt. Thucydides II. 11. 4 legt dem spartanischen König Archidamus den Satz in den Mund: „Verborgen sind die Kriegsereignisse und aus Kleinem entwickeln sie sich meistenteils, wie aus der Leidenschaft die Unternehmungen" (δι' ὀργῆς αἱ ἐπιχειρήσεις γίγνονται.) Als seine eigene Meinung spricht Cäsar die Regel aus: est quaedam animi incitatio atque alacritas naturaliter innata omnibus quae studio pugnae incenditur. Das aus dieser Stelle (studio pugnae) abgeleitete „im Eifer des Gefechts" hat bei uns eine allgemeine Bedeutung erhalten.

[2]) Hegel (Werke, Bd. VII, S. 36ff.): „Die Leidenschaft enthält in ihrer Bestimmung dies, daß sie auf eine Besonderheit der Willensbestimmung beschränkt ist, in welche sich die ganze Subjektivität des Individuums versenkt, der Gehalt jener Bestimmung mag sonst sein, welcher er will. Um dieses Formellen willen aber ist die Leidenschaft weder gut noch böse. Diese Form drückt nur aus, daß ein Subjekt das ganze lebendige Interesse seines Geistes, Talentes, Charakters, Genusses in einen Inhalt gelegt habe . . . Es ist nichts Großes ohne Leidenschaft vollbracht worden, noch kann es ohne solche vollbracht werden. Es ist nur eine tote, ja zu oft heuchlerische Moralität, welche gegen die Form der Leidenschaft als solche losgeht."

sie durch die Tatsachen bestätigt werden. Ohne die Leidenschaft des Papstes Leos X. für den Besitz der schönsten Kunstwerke oder Friedrichs Wilhelms I. für das Soldatenhandwerk, ohne Ludwigs XIV. Leidenschaft für den höfischen Pomp oder Goethes für den Verkehr mit schönen Frauen, ohne Kants Leidenschaft für logisches Denken oder Bismarcks Furor teutonicus hätte sich vieles nicht realisieren können, was unseren Stolz und unseren Kulturbesitz ausmacht. Wir verstehen es vollständig, wenn Mommsen der Charakteristik Cäsars, die ihn als den rationalistischen römischen Normalmenschen hinstellt, am Schlusse hinzufügt: „Es versteht sich von selbst, daß Cäsar eine leidenschaftliche Natur war, denn ohne Leidenschaft gibt es keine Genialität." Nur wer ohne Wunsch durchs Leben geht, also am allerwenigsten eine historische Gestalt, kann sich von diesen durch Gewohnheit gesteigerten Einseitigkeiten des Gemütslebens fernhalten. Die Regel, die der Historiker für die Entwicklung der Menschen wünschen muß, hat Ranke einmal auf die Formel gebracht: „Von Jugend auf ist das menschliche Tun und Lassen von Hoffnungen und Wünschen, die Gegenwart, möchten wir sagen, von Zukunft umgeben ... Je weiter man aber kommt, um so mehr knüpfen sich Verlangen wie Aussicht an die allgemeinen Interessen, an ein großes Ziel der Wissenschaft, des Staates, des Lebens überhaupt." Indem man sich einer einmal ergriffenen beschränkten Tätigkeit mit „Leidenschaft" hingibt, sichert man sich zugleich ein erreichbares persönliches Glück, an das man sein Herz hängen kann, auch wenn man klar erkennt, daß die harmonische Ausbildung aller Kräfte, die uns als Ideal vorschwebt, dabei verloren geht. Es ist eine wohlbekannte Erscheinung, daß sich Affekte und Leidenschaften im politischen und religiösen Kampf am leichtesten und häufigsten dokumentieren. Das erklärt sich aus dem Gefühl, daß es sich hier um Interessensphären handelt, die mit unserer Existenz eng verwachsen sind und nicht leicht durch logische Schlußfolgerungen als berechtigt erwiesen oder als verwerflich anderen ausgeredet werden können. Diskussionen, die solche den Wesensgrund unserer Existenz berührende Fragen zum Gegenstande haben, bergen deshalb, wie der Historiker aus dem Verlauf so vieler Religionsgespräche und aus der Tonart politischer Debatten weiß, Gefahren in sich, die bei Argumentationen über Gegenstände, die weniger eng mit dem persönlichen Sein verknüpft sind, kaum vorhanden sind. Astronomen können ihre wissenschaftlichen Streitfragen ruhiger und sachlicher erledigen, als Theologen, Politiker und Historiker. Auf das Einmaleins braucht man keine Lobrede zu halten, sagt Dahlmann; von den einfachsten politischen und religiösen Grundwahrheiten ist aber fortwährend die Rede, und gar zu leicht wird der Widerspruch damit abgetan, daß er nur auf persönlicher Boshaftigkeit oder Gewissenlosigkeit beruhen kann.

Die Gefahr, die für den Historiker darin liegt, daß er sich so häufig mit allen seinen Seelenkräften der Herausarbeitung politischer und religiöser Streitfragen widmen muß und dadurch Anwandlungen leidenschaftlicher Teilnahme oder übermächtigen Affekten ausgesetzt findet, ist eine sehr häufige Quelle der Übertreibung und einseitiger Konstruktion. Bewußte Selbstprüfung und ein geneigtes Ohr für ernste Kritik gehören deshalb wegen der Natur seines Gegenstandes zur Pflicht jedes wahrheitsuchenden Historikers.

Sechstes Kapitel.

Gedächtnis, Phantasie und ästhetisches Interesse.

„C'est l'imagination qui gouverne le genre humain." Napoléon I.

§ 72. Sinnesreize als Gedächtnismaterial.

Von den sinnlichen Wahrnehmungen sind diejenigen, die durch die Vermittelung des Gesichts und Gehörs in uns erzeugt werden, nicht so unmittelbar mit unserer physischen Existenz verbunden, wie die Geruchs-, Geschmacks- und Tastempfindungen. Mit so plötzlichem Behagen, wie der Duft von Rosen, Heliotrop oder Nelken uns durchzittert, so spontan wie ein uns mundender Trunk die Lebensgeister anregt, kann kein Farbenglanz, keine Klangfülle sinnlich auf uns wirken. Andrerseits kommt auch keine Beleidigung des Auges oder Ohres an intensiver Wirkung dem instinktiven Abscheu oder Ekel gleich, von dem wir bei Verwesungsgerüchen, widerlichen Medizinen, der unbewußten Berührung einer Kröte durchzuckt werden. Aber dieser stärkeren Empfindlichkeit bei den Anregungen der niederen Sinne steht für den Kulturmenschen die wunderbare Fähigkeit des Zusammenfassens vieler neben oder nacheinander uns berührender Gesichts- oder Gehörseindrücke gegenüber: eine Weite, Abstufungsfähigkeit, umfassende Beherrschung des Gesehenen und Gehörten, durch die der Reichtum unseres Erfahrungsmaterials sich wie etwas Unendliches, Unbegrenztes vor uns ausbreitet. Wir sind, solange uns „die Götter ihres eigenen ewigen Himmels mitgenießendes, fröhliches Anschauen gönnen", doch noch in viel höherem Grade rezeptiv und kontemplativ, als handelnd und leidend. Von unübersehlich reichem Inhalt und verwirrender Mannigfaltigkeit ist die Fülle der Bilder, die, an uns vorübergehend, Spuren hinterlassen, die wir noch lange wieder ins Bewußtsein zurückrufen und sogar durch nachträgliche Betrachtung aufhellen und ergänzen können. So bildet sich uns das Bewußtseinsmaterial, mit

dem wir arbeiten, das unser fester Besitz werden kann, wenn wir es zusammenhalten, ordnen, revidieren, ergänzen, denkend durchdringen. Die Fähigkeiten der Seele, die uns diese Erinnerungsbilder aufsammeln und zu späterem Gebrauch bewahren, sind das Gedächtnis und die Einbildungskraft, besonders in ihrer Verschlingung, wie sie Goethe als reproduzierende, exakte Phantasie bezeichnete.

Die Phänomene, um die es sich hierbei handelt, sind ja auch für das Zustandekommen des vom Historiker zu benutzenden Forschungsmaterials so wichtig, daß jede elementare Methodologie auf ihre Schranken und gegenseitigen Beeinträchtigungen hinweisen muß. Hier bedarf es nur einiger Bemerkungen, um für die Bezeichnung wichtiger individueller Verschiedenheiten einen Anhalt zu haben.

§ 73. Gedächtnisübung.

Herbart und Drobisch haben das Verdienst, die Phänomene des Gedächtnisses durch die Zurückführung ihrer Elemente auf die Assoziationen, Verschmelzungen und Empfindungen klargelegt zu haben; suchen wir das Resultat konkret und einfach zu bezeichnen.

Niemand wird so leicht das Datum seiner Konfirmation, das Wetter, das an diesem Tage herrschte, die kleinen Zufälligkeiten, die sich auf dem Heimwege und zu Hause daran schlossen, aus dem Gedächtnisse verlieren; denn jedesmal, wenn er an dieses bedeutungsvolle Ereignis dachte, traten auch die zufälligen Umhüllungen des denkwürdigen Kerns in sein Bewußtsein. Solche Bindeschnüre festigen nun auch ihrerseits den Zusammenhalt dieser Erinnerung durch die der Phantasie genügende Vollständigkeit des Bildes; weil wir den Rückblick auf ein uns so wichtiges Erinnerungsbild häufig wiederholen, können auch die unbedeutenden zugehörigen Einzelheiten an der Dauerhaftigkeit teilnehmen, und weil die Umstände in der Erinnerung lebendig bleiben, sichern wir dem Ganzen lebendige Klarheit. Die Wichtigkeit der Wiederholung leuchtet von selbst ein und kann experimentell für ein an sich gleichgültiges Gedächtnisthema erwiesen werden. Eine Vokabel, die man fünfzigmal hat abschreiben müssen, sitzt auf lange Zeit fest genug. Dies letztere nennt Kant das „mechanische“ Verfahren, für das etwa das Auswendiglernen durch wiederholtes Hersagen das bekannteste Beispiel ist. Für das Einmaleins, das Alphabet, fremdsprachliche Vokabeln und einige andere im Kindesalter zu erlernende Elemente des Wissens ist diese äußerliche Aneignung eines uns sonst nicht interessierenden Stoffes unentbehrlich; aber in einer Zeit, wo handliche Tabellen, Nachschlagewerke und Enzyklopädien so weit verbreitet sind, legen wir auf die weitere Übung des nur durch feste Sukzession assoziierenden Gedächtnisses wenig Wert. Was in dieser

„mechanischen“ Fertigkeit, durch das Ohr und das Auge eingeprägte Erinnerungsmassen festzuhalten, geleistet werden kann, erkennen wir daran, daß lange Zeit die Homerischen Gedichte und die Veden nur im Gedächtnis der aufeinanderfolgenden Generationen aufbewahrt worden sind, oder aus der auf etwa 3000 zu schätzenden Zahl der Ideogramme, die jeder halbwegs gebildete Chinese und Japaner im Kopfe haben muß. Noch im 18. Jahrhundert gab es „bibelfeste“ Leute, die nach jedem ihnen vorgelesenen Verse den folgenden Text auswendig hersagen konnten. Daß eine solche Kapazität, wenn sie einmal erworben ist, auch auf neue Gebiete leicht übertragen werden kann, beweisen die erstaunlichen Gedächtnisleistungen japanischer Studenten in jedem Examen über ein im voraus bestimmtes engeres Gebiet. Aber der leichten mechanischen Aufnahmefähigkeit steht das ebenso schnelle Vergessen gegenüber; nach wenigen Wochen ist das Eingelernte bis auf den letzten Rest verflogen. Es fehlt also bei diesem Verfahren die Möglichkeit spontaner Reproduktion.

Um diese für den dauerhaften Besitz des Memorierstoffes unentbehrliche Bedingung zu erfüllen, haben Pädagogen des 18. Jahrhunderts die von Kant sogenannte „ingeniöse“ Methode des Auswendiglernens gepflegt. Reim und Rhythmus sollten dem Ohre zu Hilfe kommen, wenn Goethe auswendig lernte:

„Overyssel, viel Morast
macht dies gute Land verhaßt“,

oder:

„Zweimal drei ist sechs,
jetzt bin ich ganz perplex.“

Oder man erfand die von Kant zitierte Spielerei fürs Auge: Karl der Große starb 814; siehst du nicht, daß 8 eine Sanduhr, 1 einen Speer und 4 eine Pflugschar darstellen kann, wodurch wir an das Ablaufen der Zeit, das Nehmen des Lebens und die Aussaat für die Ewigkeit symbolisch erinnert werden?

Auch hierbei liegt der Fehler darin, daß jede benutzte Reproduktion der Phantasie etwas Vereinzeltes und nur willkürlich Herbeigezogenes darbietet. Die praktische Mnemotechnik verfährt allerdings nach diesem Schema, indem sie etwa 64 zu behaltende Namen auf die Felder eines Schachbrettes geschrieben denkt und hinterher mit dem geistigen Auge abliest. Die mnemotechnischen Hilfen juristischer Repetenten sind oft sehr sinnlose Sätze mit Kennworten. Aber für das dauernde Zusammenhalten unseres Bewußtseinsmaterials hat auch dieses Verfahren nur einen sehr zweifelhaften oder vielmehr gar keinen Wert.

Das für einen Erwachsenen einzig Brauchbare ist das „judiziöse“ Gedächtnis, d. h. die Verknüpfung der aufzunehmenden Vorstellungen untereinander nach ihren inneren Beziehungen und ihre

sofortige Einfügung in die mit ihnen leicht assozierbaren Teile des schon vorhandenen Bewußtseinsinhaltes, soweit die Einbildungskraft ihn präsent machen kann. Dann werden wir in Zukunft, wenn wir es nötig finden und uns anstrengen (denn ohne konzentriertes Sich-Besinnen geht es nun einmal nicht) in den herausgezogenen Schachteln des Zusammengehörigen auch das bei bestimmten Gelegenheiten Hinzugefügte immer wieder herausfinden oder vielmehr es mit nachgestaltender Phantasie zusammensetzen können. Da man mit dieser Gewohnheit oft in die Lage kommt, seinen Besitz wieder zu überschauen und das zur Anknüpfung Passende vor der Einbildungskraft auszubreiten, um das Neue hineinzuweben, befestigt sich der Besitz in der wohltuendsten Weise. So hat es Ranke gemacht, der auf die Trainierung seines Gedächtnisses großen Wert legte.

§ 74. Lückenhaftigkeit des Gedächtnisses.

Was uns in einem neuen Vorstellungskomplexe zunächst am meisten interessiert, bildet den richtigen Anknüpfungspunkt an das bereits Vorrätige. Nicht immer wird es gelingen, ein Neues vollständig in den Schatz unserer sicheren Erinnerungen herüberzunehmen, und man wird infolgedessen auch nur einen Teil davon später reproduzieren können. „Was ich damals fühlte, ist mir noch gegenwärtig; was ich sagte, wüßte ich nicht wiederzufinden", sagt Goethe im zweiten Teil seiner Autobiographie über einen wichtigen Wendepunkt seiner inneren Entwicklung. Mit der seltsamen Stimmung blieb die ganze Situation haften, aus der sie geboren war; aber nicht die entscheidende Handlung, die ihm den Genuß der Einsamkeit verschaffte. Nur wer sich gewöhnt hat, auch solche Teilerinnerung gelten zu lassen und sich über das Fallengelassene die Freude der Reproduktion nicht zu vergällen, schaltet frei mit seinem Vorrate. König Maximilian II. von Bayern gehörte zu den bildungseifrigen Personen, die sich davor fürchten und darüber grämen, etwas vergessen zu haben, und in der dadurch verursachten Unruhe auch die Herrschaft über das verlieren, was ihnen im Gedächtnis bleiben konnte. Denn vor allem muß die Phantasie, wenn sie aus schwachen Andeutungen durch tastendes Nachgehen allmählich das Bild wiedererweckt, bei ihrer Arbeit sich selbst überlassen bleiben. Zu starkes Betonen des inneren Ärgers über die Vergeßlichkeit lenkt die Aufmerksamkeit von dem reproduzierenden Aufstöbern ab; daß der Erfolg des „Sich-Erinnerns" (denn Drobisch hat unrecht, das Reflexivum unpassend zu finden) dadurch vereitelt wird, zeigt sich in den zahlreichen Fällen, in denen uns nachher im Lauf des Gesprächs von selbst einfällt, was wir mit vieler Mühe nicht zusammenbringen konnten, als wir uns zugleich darüber aufregten, daß es nicht gelingen wollte.

§ 75. Nachhilfe der Phantasie bei gedächtnismäßiger Reproduktion.

Die häufig beobachtete einseitige Stärke des Gedächtnisses, sei es für Zahlen oder für Gesichter oder für Namen oder für Erzählungen, läßt schon darauf schließen, daß die Übung im Anknüpfen an das früher Vorhandene und im Reproduzieren des an einen Interessenkomplex Angeknüpften eine entscheidende Rolle spielt. Goethe erzählt uns, nach welchem Verfahren er es als Knabe fertig brachte, die gehörten Sonntagspredigten schriftlich wiederzugeben; Macaulay übte sich, wie uns Trevelyan erzählt, von Jugend auf im Wiederholen dessen, was ihm bei seiner Lektüre gefiel. Er konnte es noch in seinem späteren Alter wortgetreu aus dem Gedächtnis rezitieren. Bei beiden war die Mitwirkung der Phantasie eine ihnen bewußte Hilfe. Von den Polyhistoren, die am Ende des 17. Jahrhunderts blühten, zeichnete sich besonders Leibniz durch ein umfassendes Gedächtnis und eine leicht reproduzierende und kombinierende Phantasie aus. Auch beim General Radowitz, Freunde Friedrich Wilhelms IV., war die Verbindung eines phänomenalen Gedächtnisses mit lebhafter Einbildungskraft bemerkenswert. Beim Zustandekommen unserer Erinnerungsbilder ist die Durchdringung des haftengebliebenen Eindruckes mit dem von der Phantasie zur Ausfüllung der Lücken Hinzugesetzten so regelmäßig, daß praktische Juristen und wissenschaftliche Historiker die größte Mühe haben, wo sie es nötig finden, die beiden Elemente voneinander zu scheiden. Auch durch Experimente hat man sich von dem unbewußten Aufeinanderwirken von Gedächtnis und Phantasie leicht überzeugen können. Wie die Griechen die Mnemosyne, also das Gedächtnis, als die Mutter der Musen verehrten, so konnte auch Mommsen mit gutem Rechte „die Phantasie, wie der Poesie, so aller Historie Mutter“ nennen. Denn das ist der unerläßliche Vorgang bei aller Erinnerung: das wirklich früher aufgenommene Bruchstück unserer Wahrnehmung tritt heraus, wie es die Anregung des Augenblicks hervorlockt; zugleich aber sucht die Phantasie die Lücken zu ergänzen und holt aus der Tiefe des Bewußtseins neues, zur Verbindung geeignetes Material, das zum Teil wieder verworfen und durch neue Versuchsteile ersetzt wird, bis wir in dem Bilde, das teils widergefunden, teils neugestaltet, vor uns steht, etwas dem echten Erlebnis Adäquates wiedererkennen. Der Vorgang kann gar nicht anders sein, als ihn Goethe beschrieb, der auf Drängen des Kanzlers Müller am 13. Juni 1825 das Leben und Treiben in Tiefurt rekonstruieren wollte: „Es wäre nicht allzu schwer, man dürfte nur die Zustände ganz treu so schildern, wie sie sich dem poetischen Auge in der Erinnerung darstellen; Dichtung und Wahrheit, ohne daß Erdichtung dabei wäre.“ Mit richtigem Takte hat er ja auch die Erinnerungen aus seinem Leben durch den Untertitel als „Wahr-

heit und Dichtung" bezeichnet. Jedes Memoirenwerk beweist uns die unvermeidliche Ergänzung des aus dem Gedächtnis hervorzuholenden Stoffes durch die Schaffenskraft der Phantasie. An einem Beispiel aus Bismarcks Erinnerungen kann man es sich besonders deutlich machen, wie dabei das Gedächtnis, von der Phantasie geleitet, gleich ein Neues anhängt, bis ein gerundetes Bild beieinander ist. Bismarck hatte das „Intrigen" überschriebene 26. Kapitel seiner Gedanken und Erinnerungen, wie jeder nachprüfende Leser leicht inne wird, mit dem zweiten Absatz begonnen, der in einem allgemeinen Überblick über diejenigen, die ihm das Vertrauen des Kaisers zu entziehen suchten, auch den Grafen Harry Arnim nennt. Er beschuldigte ihn, den Botschafterposten in Paris zu dem Versuche benutzt zu haben, den Reichskanzler zu beseitigen und sein Nachfolger zu werden. Darüber, daß der Graf moralisch skrupellos genug war, um seinen Gönner, dem er eine ausgezeichnete Stellung verdankte, hinterrücks aus dem Sattel zu heben, sucht Bismarck den Leser mit einer Charakterschilderung zu beruhigen, die er er dem Ganzen voraufgehen läßt. Er habe sich selbst in einem unbewachten Augenblick beim Wein zu diesem Prinzipe bekannt. Diese authentische Selbstanklage ist so wichtig, daß die Zeitbestimmung nicht fehlen darf: „Es war dies in der Zeit, als er nach dem Tode seiner ersten Frau aus Rom zurückgekommen usw." Die zynische Selbstverleumdung erinnert sachlich an Macchiavelli und die gewissenlose Benutzung aller Mittel zum Zweck, wie sie den Jesuiten nachgesagt wird. So erinnert sich denn Bismarck, daß Arnim damals gern diese Autoren zitierte, um damit zu imponieren. Daß er von der Sucht, Aufsehen zu machen, beherrscht war, bekräftigt er noch durch die Erwähnung der „italienischen Amme seines Sohnes in Rot und Gold." So ist denn das Urteil fertig: „Er posierte damals in der Rolle eines Ehrgeizigen, der keine Skrupel kannte." Die Frage läßt sich nicht abweisen: War der hochgestellte und fähige Diplomat wirklich so effekthascherisch und schauspielerisch in seinem Wesen, um mit der Rolle eines Ehrgeizigen zu „posieren"? Da holte dann das Gedächtnis neues brauchbares Material herbei. Aus der Neustettiner Schülerzeit des Diplomaten wird seine vorübergehende Verbindung mit einer „wandernden Schauspielertruppe" ins Gefecht geführt. So beflügelt die Phantasie das Gedächtnis zu rapidem Flug durch die weitesten Strecken — bis die Beute gestellt ist.

§ 76. Selbstgefälliges Interesse an Phantasieprodukten mit Hilfe des Gedächtnisses.

Aber auch die freie Zusammenstellung und Ausgestaltung der durch das Gedächtnis reproduzierbaren Fragmente früher empfangener Bilder ist für die Phantasie, auch wenn kein anderes Interesse

sich einmischt, ein vergnügliches Spiel; zugleich kann dieses willkürliche neue Kompositum vom Gedächtnis wieder in Verwahrung genommen und zu künftigem Gebrauch bereitgehalten werden. Durch unsere Träume reicht diese Tätigkeit der regellosen Umstellung von einzelnen Gegenständen aus dem Schatzhause unserer Lebenserfahrung sogar in den Zustand des Schlafes hinüber. Aber wer kennt nicht auch die uns unserer Umgebung entrückenden Momente des im Wachen Träumens, wenn das Auge unverwandt in die Ferne starrt und wir uns wie geistesabwesend der Betrachtung zusammengeballter Erinnerungsnebel hingeben! Meist ist solch ein Phantasiegemenge doch nur wie ein Irrlicht, das auftaucht und verschwindet, um für immer vergessen zu bleiben, wie die meisten eigentlichen Traumbilder ja auch. Zuweilen stellen sich aber auch interessante Verbindungen her, an denen das Bewußtsein dann wie an klar Beobachtetem haftet und auf die es sich gern besinnt. Dann hat solch Phantasiebild für uns einen hochbewerteten „Gehalt"; oft strahlt von ihm ein Licht aus, das einen großen Teil des Bewußtseinsinhaltes neu erleuchtet und für alle Zukunft beziehungsvoll zusammenhält. Diese Lichtblicke, durch die wir unsere Lebenserfahrung besser übersehen lernen, hat Plato im „Phädrus" durch das Bild des Flügelpferdes vor dem Wagen der die Zügel haltenden Seele versinnbildlicht. Ihre höchste Steigerung zur „künstlerischen, produktiven Phantasie" hat sein Geistesverwandter Hegel in einer seiner bewundernswerten Definitionen umschrieben als „die Phantasie eines großen Geistes und Gemütes, das Auffassen und Erzeugen von Vorstellungen und Gestalten, und zwar von den tiefsten und allgemeinsten menschlichen Interessen in bildlich völlig bestimmter sinnlicher Darstellung". (S. W. Ästhetik, S. 52.)

§ 77. Ästhetische Interessen und Phantasiebetätigung.

Seit Baumgartens epochemachender Untersuchung nennen wir die reine Teilnahme an Erzeugnissen der Phantasie das ästhetische Interesse. Es kommt uns nur da zum Bewußtsein, wo es sich an das anschließt, was die höheren Sinne, Auge und Ohr, mit Hilfe der Einbildungskraft uns vorzaubern; aber der Wirkung nach sind seine Phänomene den unmittelbaren Anregungen verwandt, die wir durch Geruch, Geschmack und Tastgefühl empfangen. Daher übertragen wir auch (und das gilt für alle Sprachen) auf ästhetische Objekte neben wenigen eigenen Ausdrücken (schön und häßlich, vortrefflich und herrlich, harmonisch und disharmonisch, grell und schrill) die ganze Skala aus der Sphäre der Geschmacks-, Gefühls- und Geruchsempfindungen: hart und weich, grob und fein, rauh und zart, süß und gepfeffert, fade und gesalzen (das attische Salz), reizend und geschmacklos, duftig und widerlich, rührend und ab-

stoßend, glatt und erhaben usw.; wir spüren einen Hauch, es geht uns ein Labetrunk ein, wir fühlen uns auch auf ästhetischem Gebiet bewegt, gehoben, gefesselt, bedrückt.

Es hat Zeiten gegeben, in denen ästhetische Interessen, die Freude an den Schöpfungen der Phantasie und der Genuß des unserer Kulturwelt gemeinsamen Erinnerungsschatzes einen so breiten Raum in den Lebensäußerungen der gebildeten Klassen einnahmen, daß materielle und politische Bedürfnisse dagegen zurücktraten; so z. B. in Deutschland von 1763 bis 1800. Der Rückschlag gegen dieses Übermaß hat es dann auf seinem Höhepunkte 1860—1875 so weit gebracht, daß trotz eines (damals noch kaum beachteten) Richard Wagner alles „Phantastische", wie Kinderspiel und Selbstbetrug, verächtlich beiseite gesetzt wurde. Höchstens als Erholungsmittel nach ernster Arbeit am Sonntag Nachmittag und in der Sommerfrische wurde es geduldet, weil es sich, wie der geistreiche Physiologe Du Bois-Reymond betonte, „nützlich" erwies, die Schwere des Daseins zu ertragen und das Nationalgefühl in höherem Grade zu beleben, als die Beschäftigung mit dem Darwinismus, der Spektralanalyse, Statistik und Elektrizität es jemals vermag. Damals gab es wohl nur wenige, die sich anders als ablehnend zu einem Satze hätten stellen können, den Ranke auf Friedrich den Großen anwandte: „Immer wird die Welt, die Ordnung der Dinge, von einem phantastischen Element umgeben sein, das sich in Poesie und romantischen Erzählungen ausspricht und dann in der Jugend leicht auf das Leben zurückwirkt." Dennoch ist es nicht anders; wer im großen zu handeln berufen ist, kann selbst bei eindringlichem Wirklichkeitssinne das Weltbild nicht so klar übersehen, wie ein nachlebender befähigter Historiker, sondern muß mit Hilfe der Phantasie die weiten Lücken seiner Kenntnis ausfüllen. Selbst Napoleon I., der für die „Ideologie" nur Spott hatte und prinzipieller Realpolitiker war, lebte sehr stark in seinen Phantasien. Der Bischof de Pradt, der die beste Gelegenheit hatte, ihn zu beobachten, sagt von ihm: „Seine Imagination war sein stachelnder Sporn. Ich möchte sagen, er ossianierte auch in Geschäften. Wer seinen Weg genau verfolgte, erkannte bald, daß er sich ein eingebildetes Spanien schuf, einen nach seiner Art eingebildeten Katholizismus, ein eingebildetes England, eingebildete Finanzen, mehr noch ein eingebildetes Frankreich." Mit Vererbungstheorien, Milieuexplikationen und Interessenberechnungen allein kommt man bei großen Persönlichkeiten schon deshalb nicht aus, weil das mit dem Phantasieleben zusammenhängende Element, das ihre Erinnerungen trägt, von großer praktischer Bedeutung ist. Deshalb gilt auch der Satz Rankes: „In dem Leben eines Menschen, in der vorgeschrittenen Entwicklung der Welt ist nichts so wichtig, als das Verhältnis, in

das er sich zur Literatur setzt." Friedrich der Große, auf den der Historiker diesen Satz anwendet, hat sich auf Grund seiner eigenen Lebenserfahrung ganz ähnlich ausgesprochen. Die Entdeckung, daß Macchiavellis berüchtigtes Buch „Über den Fürsten" gerade an den anstößigsten Stellen mit Sätzen aus der „Politik" des Aristoteles nahezu übereinstimmt, hat Ranke zu dem Ausspruch geführt: „Starke Geister, einzeln wie sie stehen, über die Menge hervorragend, reichen sich über weite Jahrhunderte hin die Hände." (S. W. Bd. 34, S. 167.)

Nur durch die Intensität der nachschaffenden Phantasie erklärt sich die oft verblüffende Übereinstimmung. Wie unentbehrlich die Phantasiebetätigung auch im Betriebe wissenschaftlicher Forschung ist, hat Schliemann gegen alle Zweifel kritischer Gelehrsamkeit erwiesen.

§ 78. Historiographisches Interesse an dem ästhetischen Verhalten hervorragender Personen.

Es ist deshalb nicht bloß eine kulturhistorisch interessante Zutat des Historikers, sondern bei jeder Zeichnung hervorragender Menschen notwendig, daß angegeben wird, welchen ästhetischen Anteil sie persönlich an schönen Landschaften, Werken der Kunst und der Literatur genommen haben, wenigstens inwiefern dieser über das übliche Durchschnittsmaß hinausging oder dahinter zurückblieb oder, worauf es noch mehr ankommt, einseitig entwickelt war. Trotz der gedrängten Kürze seiner Übersicht vergißt Macaulay nicht, den guten Geschmack und die Kunstliebe Karls I. von England und die ästhetische Barbarei der Puritaner zu kennzeichnen. An Philipp II., Friedrich I. und Friedrich Wilhelm IV. ist die ästhetische Genußfähigkeit ebenso bemerkenswert, wie an Kato, Savonarola, Friedrich Wilhelm I. der vollständige Mangel dieses Interesses, oder bei Kant, Schleiermacher, Drumann und manchem anderen trefflichen Sohne des bildlosen deutschen Ostens die Schwierigkeit, sinnfällige Schönheit rein ästhetisch zu würdigen. Dagegen wirkt bei anderen Männern, die in ihrer Jugend keine Gelegenheit zu ästhetischen Genüssen hatten, die spätere Bekanntschaft mit der Kunst geradezu begeisternd und berauschend, wie bei Winckelmann und Gregorovius. Den gelehrten Kritikern des alten Testaments macht Gunkel mit Recht den Vorwurf, daß sie die Bedürfnisse der Phantasie, die volkstümlichen ästhetischen Interessen, das Spiel des Humors in den von ihnen kommentierten Schriften nicht in Anschlag zu bringen wissen. Nicht jeder kann den Feinsinn eines Curtius, das sich einfühlende Verständnis eines Dilthey, die tiefdringende Findigkeit eines Wilamowitz-Möllendorf, das künstlerische Auge eines Furtwängler, die Dehnbarkeit der Phantasie eines Hermann Grimm an die Betrachtung der Erscheinungen einer fernen Vergangenheit heranbringen. Aber so viel kann von jedem Historiker verlangt werden, daß er uns die

Eigenart deutlich macht, mit der Gedächtnis und Phantasie an dem Weltbilde arbeiteten, das eine von ihnen behandelte Persönlichkeit in sich trug, daß er darauf achtet, wie sein Held gegenüber den Gestaltungen der Kunst und Literatur Stellung nahm, ob er an paradoxen Einfällen und treffendem Witz Gefallen fand. Wir verdanken es neben Rankes, Droysens und Treitschkes Vorbild dem wieder erregten Kampfe um die Ideale der Kunst, daß auf die ästhetischen Interessen in der neuesten historischen und geographischen Literatur viel mehr Nachdruck gelegt wird, als früher; man braucht nur in der Allgemeinen Deutschen Biographie den älteren Artikel über Friedrich Wilhelm I. von Preußen mit dem neueren über Wilhelm I. zu vergleichen, um sich davon zu überzeugen.

§ 79. Gedankenassoziation bei ästhetischen Genüssen.

Die dargelegte enge Beziehung zwischen dem Bewußtseinsmaterial, wie wir es im Gedächtnis haben, und dem freien Schalten unserer Phantasie mit seinen Teilen macht es auch verständlich, daß nur derjenige ein Kunstwerk schätzen kann, der den nötigen Vorrat an beziehungsreichen Kenntnissen in sich trägt. Das hat schon Herbart klar erkannt: „In jedes Kunstwerk ohne Ausnahme muß unendlich viel hineingedacht werden; seine Wirkung kommt beim Beschauen weit mehr von innen heraus, als von außen hinein." (Enzyklopädie § 70.) An dem Hermenbild Alexanders des Großen im Louvre, das durch Inschrift als Kopie eines Porträts gesichert ist, gehen Tausende unachtsam vorüber, ebenso an der Gipsbüste im Berliner Museum, die früher jeder Besucher in unmittelbarer Nähe passieren mußte. Ranke aber machte an sich die Erfahrung: „Der Beschauer kann sich kaum von ihr losreißen, wenn er dabei der Taten und Eigenschaften des Mannes gedenkt, den sie vorstellt." (Weltg. Bd. I, 2, S. 218.) Man ermißt daran leicht, welche Bedeutung die Übermittlung unserer historischen Erinnerungen für die Befähigung zum ästhetischen Genießen hat. Reinen Ästhetikern kann es sogar scheinen, daß das stoffliche Interesse bei der Betrachtung eines Kunstwerkes sich leicht zu sehr hervordrängt. So schreibt Hermann Grimm in seinem „Leben Michel Angelos" Bd. I, S. 16): „Man sieht mehr zuzeiten, als man vielleicht zu sehen ein Recht hat: wenn ich Dantes Kopf betrachte, wie ihn Giotto mit wenigen wundervollen Linien in der Kapelle des Bargello auf die Wand malte, da scheint in den sanften Zügen sein ganzes Leben zu liegen, als überschattete seine jugendliche Stirn eine Ahnung, wie die Zukunft sich ihm gestalten sollte." Wegen der Verbindung von Inhalt und Form im ästhetischen Genießen ist eine ernste Diskussion über ein Werk der Kunst oder Literatur die beste Gelegenheit, um zu entdecken, was die Disputanten an gehaltvollem Material in ihrer Vorstellungswelt haben.

Man braucht nur die kurzen Besprechungen Goethes über Myrons Kuh und den Laokoon oder seine Noten und Abhandlungen zum westöstlichen Diwan zu lesen, um sich zu vergegenwärtigen, daß dieser Genius ein volles Recht hatte, von sich zu sagen: „Im Innern ist ein Universum auch.“ Das gilt aber mit Einschränkungen von jedermann; aus den ins Bewußtsein zurückführbaren Erinnerungen und den sie ergänzenden und abrundenden Schöpfungen der Phantasie setzt es sich zusammen. An dieses Netz des ästhetischen Interesses muß jede das Weltbild und seine Teile reproduzierende Gestaltung der Kunst, jede die Wirklichkeit nachfühlende geschichtliche Darstellung, jede Offenbarung der Religion, jede aufklärende Lehre der Wissenschaft sich anknüpfen lassen, wenn sie apperzipiert werden soll.

Siebentes Kapitel.

Intellektuelle Begabung.

> Die höhere Empirie verhält sich zur Natur, wie der Menschenverstand zum praktischen Leben. (Goethe, Sprüche in Prosa.)

§ 80. Postulat der Übereinstimmung des Seins und Denkens.

Der Verstand oder Intellekt besorgt eine nach den Gesetzen der formalen Logik verfahrende rückwirkende Tätigkeit. Ihm liegt es ob, in dem Inhalt unseres Bewußtseins das fälschlich Verbundene zu scheiden, das Zusammengehörige und Gleichartige dauernd zu verbinden und durch Mitdenken der Berechtigung dieser Verbindung viele einzelne Vorstellungskomplexe auf den Faden eines Begriffes aufzureihen. Diese Gabe spielt zunächst bei der Ansammlung unseres Vorrates von Erinnerungsstoff durch Gedächtnis und Phantasie die Rolle des Kritikers in unserem Geistesleben. Indem wir uns im täglichen Verkehr des uns übermittelten Kunstwerkes einer logisch aufgebauten Sprache bedienen, um mündlich und schriftlich eindeutig bestimmte Mitteilungen an Andere zu machen, werden wir fortwährend in Übung gehalten, die Denkarbeit leidlich säuberlich zu vollziehen.

Der Hauptgewinn dieser prüfenden Ordnungsarbeit ist aber das verläßliche Zusammenhalten ganzer Reihen und Register in einem einzigen, sie alle symbolisch zusammenfassenden und befriedigend vertretenden Namen oder Abzeichen (z. B. „Pflanze“, „Druck“, „±“ oder das den alten Griechen und Chinesen noch nicht geläufige Zeichen für „Null“). In einem Begriffswort sind uns alle vorstellbaren Erinnerungseinheiten enthalten, denen die darin angedeuteten Merkmale zukommen. Durch immer weiteres Fallenlassen (Ab=

strahieren) von Merkmalen können wir immer zahlreichere Einzelheiten unseres Bewußtseinsinhaltes mit einer einzigen Gedankenklammer umfassen. Indem wir mit diesen Symbolen nach den Gesetzen des Denkens oder mittels der Einbildungskraft einfache Operationen vornehmen, reißen wir alles, was die Klammern enthalten, mit in die Bewegung, die in unserem Bewußtsein vor sich geht. Wir arbeiten statt mit den mannigfaltig geschiedenen Dingen sehr viel bequemer mit dem abstrakten Symbol, das sie für unser Denken repräsentiert. Dabei setzen wir aber voraus, daß unsere nach logischen Regeln gebildeten Urteile über die Symbole doch auch für alle Einzelvorstellungen, die von ihnen vertreten werden, absolut verbindlich sind. „Gase zeigen eine unterbrochene Skala im Spektrum", wird von uns nicht nur für die Gase behauptet, die wir schon kennen, sondern auch für alle noch zu entdeckenden; denn unserem Geiste ist die Kühnheit eingeboren, vom Bekannten aufs Unbekannte zu schließen. Die Erscheinungen, die wir logisch zusammenstellen und einheitlich benennen, müssen sich sämtlich, so setzen wir voraus, den allgemeinen Regeln fügen, die wir an einem Teile von ihnen wahrgenommen haben. Wir wundern uns gar nicht, wenn unsere Geistesarbeit, von dem Ausgangspunkt bisheriger Erfahrungen über große Lücken durch Denkkraft hinweggehoben, bei einem Punkt anlangt, wo sie sich wieder mit tatsächlichen Beobachtungen berührt, die wir vorausgesagt haben, wie Leverriers Kalkül eines transuranischen Planeten mit dem Lichtstrahl des noch unbekannten Neptun in der Längsachse des Galleschen Fernrohrs. Giesebrechts rekonstruierte Altaicher Annalen waren bereits gedruckt, als Dr. von Oefele in den Kollektaneen des Aventin die einzige erhaltene Abschrift der Quelle mit dieser Benennung entdeckte. Von den Beobachtungen beim Aderlassen in den Tropen konnte der Schiffsarzt Robert Mayer sich zu der Entdeckung des Gesetzes von der Erhaltung der Energie erheben, dessen Gültigkeit Joule und Helmholz später nachgewiesen haben. Daß wir denkend allgemeine Wahrheiten finden, die nicht einfach von der Erfahrung abstrahiert, sondern auf logischen Schlüssen aufgebaut sind, und daß ihnen das Verhalten nie geahnter Dinge entspricht, ist die Grundlage aller Spekulation; daß dieses Zusammentreffen stattfindet, ist nach Lotze (Logik, S. 520) „für den Sinn, der sich darein vertieft, ein Abgrund von Wunderbarkeit, dessen Dasein mit Staunen und Begeisterung entdeckt zu haben, immer eine große philosophische Tat Platons bleibt." E. v. Hartmann (Kritische Grundlegung, S. 137) behandelt dieses Wunder als Postulat: „Die Grundformen des Daseins der Dinge an sich müssen mit den Grundformen des Anschauens und Denkens übereinstimmen." Auf diesem vorausgesetzten Einklang des Denkens und Seins beruht bekanntlich wie jedes Metaphysikers, so auch Hegels „sich weltschöpferisch ge-

bärdende Spekulation", die so oft von den Vertretern der „reinen Empirie" schon der Intention nach verworfen worden ist. Es ist zuzugeben, daß die Begriffsgewölbe des größten philosophischen Architekten aller Zeiten oft zu kühn und trotz seiner stupenden Gelehrsamkeit nicht solide genug fundamentiert waren. Aber die Berechtigung der vor Irrtum schützenden, hinterher fehlerentdeckenden Kritik (unsere kluge Sprache setzt bei intensivem Denken das Nachdenken voraus) darf uns auch nach dem Zusammenbruch des letzten metaphysischen Prachtgebäudes nicht das Hegelsche Axiom entreißen; „daß allerdings das Verlangen nach vernünftiger Einsicht, nach Erkenntnis, nicht bloß nach einer Sammlung von Kenntnissen als subjektives Bedürfnis bei dem Studium der Wissenschaften vorausgesetzt werden muß." Allerdings reicht der bloße Kalkül für geistiges Schaffen niemals aus; auch hier müssen wir den Anteil von Phantasie und Glück nicht übersehen, wobei das logisch nicht zu begründende Zutrauen zu dem Erfolge unseres Denkens jeglicher Kritik vorangehen muß. Plötzliche Intuition, ein unerklärliches, angeblich auf natürlicher Anlage beruhendes Genialisches, eine innere Erleuchtung ist immer mit im Spiele, wenn die uns eingeborene Tendenz, das im Bewußtsein Zusammenliegende auch als sachlich zusammengehörig zu erweisen, scheinbar, wie in den obigen Beispielen, ganz folgerichtig zu imponierenden Resultaten führt[1]).

§ 81. Imagination und Scharfsinn.

Nach dem Überwiegen des einen oder des anderen, der phantasievollen Gestaltungskraft oder des kritischen, systematisierenden Ordnungssinnes scheiden sich die hervorragenden Geister in zwei

[1]) Es war mir eine Freude, lange nachdem das Obige geschrieben war, durch einen Hinweis Kußmauls in der Rede, die Helmholtz 1886 beim 300jährigen Jubiläum der Universität Heidelberg hielt, den folgenden Passus zu finden: „Freilich ist dem Forscher mühsame und geduldige Arbeit nötig, um das Material zu sichten und bereit zu machen. Aber Arbeit allein kann die lichtgebenden Ideen nicht herbeizwingen. Diese entspringen, wie die Minerva aus dem Haupte Jupiters, unvermutet, ungeahnt, wir wissen nicht, von wannen sie kommen. Nur das ist sicher: dem, der das Leben nur zwischen Büchern und Papier kennen gelernt hat, und dem, der durch einförmige Arbeit ermüdet und verdrossen ist, dem kommen sie nicht. Die Empfindung von Lebensfülle und Kraft muß da sein, wie sie vor allem das Wandern in der reinen Luft der Höhen gibt. Wenn der stille Friede des Waldes den Wanderer von der Unruhe der Welt scheidet, wenn er zu seinen Füßen die reiche, üppige Ebene mit ihren Feldern und Dörfern mit einem Blick umfaßt und die sinkende Sonne goldene Fäden über die fernen Berge spinnt, dann regen sich wohl auch sympathisch im dunklen Hintergrunde seiner Seele die Keime neuer Ideen, die geeignet sind, Licht und Ordnung in der inneren Welt der Vorstellungen aufleuchten zu machen, wo vorher Chaos und Dunkel war." Es sei daran erinnert, daß Helmholtz im Rückblick auf seine 15jährige Tätigkeit in Heidelberg sprach, wo ihm seine genialen Entdeckungen geglückt sind. Schillers Gedicht „Das Glück" schließt:

Wie die erste Minerva, so tritt, mit der Aegis gerüstet,
Aus des Donnerers Haupt, jeder Gedanke des Lichts."

Lager, von denen das eine mehr die Produktivität, das andere mehr die vor Irrtum bewahrende Vorsicht als eine Stärke empfindet. Ranke (S. W. Bd. 49/50, S. 556 f.) bezeichnet den intellektuellen Gegensatz zwischen Friedrich Wilhelm IV. und Alexander von Humboldt: „Der König besaß unendlich mehr Imagination, künstlerische Begabung und geniale Beredsamkeit, Humboldt bei weitem mehr präzise Kunde, sicheres Gedächtnis, ausgebreitete Erinnerung." Bei vielen selbst durch Scharfsinn hervorragenden Denkern ist das Hochgefühl des überraschenden Finderglücks, die Freude am eigenen, halb unbewußten Schaffen mit dem Lebensgefühl so eng verbunden, daß sich damit ihre Abneigung gegen das Zergliedern des methodischen Prozesses und alle systematische Theorie leicht genug erklären läßt; sie fühlen sich durch das Eins-Zwei-Drei einer sie gängelnden Logik nur beengt. Auch Ranke verlegte „die Klarheit, die da ist die Wahrheit" unmittelbar in die göttliche Gnade; Treitschke sprach, als er die Redaktion der historischen Zeitschrift übernahm, seine Abneigung gegen die Methodik unverhohlen aus. Goethe bekennt, daß er auf dem Gebiet der Dichtkunst für die Technik, die Gesetze und Regeln wenig Sinn hatte, dagegen für die bildenden Künste, wo es ihm an Talent gebrach, „durch Verstand und Einsicht dasjenige auszufüllen suchte, was die Natur Lückenhaftes an uns gelassen hat". (Materialien zur Geschichte der Farbenlehre.) Wenn sich nur alle Talentlosen an diese Regel hielten, brächte uns der Dilettantismus in der Wissenschaft keinen Schaden.

Auf der entgegengesetzten Seite steht als Vorbild für alle Zeiten unser Kant, der sich nach glücklichen Anfängen über ein Jahrzehnt lang mit unvergleichlicher Sorgfalt dem Ordnen seiner Gedanken widmete und erst in seinem 57. Lebensjahre, als er über das Ganze seiner Weltanschauung mit sich im klaren war, mit mächtigem Vorstoß den selbstgenügsamen Rationalismus und übertriebenen Skeptizismus beiseite schob und sein eigenes vollständiges Lehrgebäude in schneller Folge systematisch zusammenfügte. Als seinen Geistesverwandten hat sich der edle Gemütsmensch Schleiermacher erwiesen, seitdem Dilthey uns seine Werkstätte eröffnet hat. Auf ästhetischem Gebiet verdient auch Schiller in diesem Lager der Systematiker einen Ehrenplatz neben dem Riesenzelt des Aristoteles.

§ 82. „Klare Köpfe" und intuitive Geister.

Es gibt eine intellektuelle Höhe, auf der in den gelungensten Leistungen dieser Gegensatz völlig verschwindet. Dort stehen in einsamer Erhabenheit ein Plato und Hegel, die genialen Schwung der Ideen mit peinlich sorgfältiger Systematisierung vereinigten, ein Ranke, der zugleich durch kritische Schärfe und plastische Anschauungsfülle der facile princeps unter den Historikern ist, vor allem aber

Goethe, in dem sich formale Klarheit und tiefe Intuition, Wissensreichtum und Gestaltungskraft beieinander fanden, wie sonst bei keinem Sterblichen. Aber schon eine Stufe tiefer tritt die bezeichnete individuelle Verschiedenheit in ihre Rechte. Da bewundern wir bei den hervorragend „klaren Köpfen" die Kraft und Strenge des Denkens in seiner geordneten Folgerichtigkeit und vollständigen Analyse, während die Imagination, kurz im Zügel gehalten, nur als Hilfskraft sparsame Verwendung findet. Der Forderung der Sache entsprechend sind Philosophen, Mathematiker und Physiker die bewunderten Helden dieses Lagers: ein Aristoteles, ein Thomas von Aquino, ein Gauß und Helmholtz. Auf anderen Gebieten waren Augustus und Diokletian, Turenne und Jomini, Linné und Lachmann hervorragende Verstandesmenschen. Die Anerkennung aus dem Gegenlager, daß jemand ein „mathematischer" Kopf sei, enthält oft den geheimen Nebensinn, daß seinen kritischen Fähigkeiten die Gabe des Ahnens der tieferen Beziehungen zwischen den Dingen nicht beigesellt sei. Die entsprechende Schwäche der intuitiven Köpfe, daß die inneren Erleuchtungen, die zuweilen aus der Tiefe des Bewußtseins hervorbrechen, für sie leicht etwas Berauschendes haben und ihnen die klare Besonnenheit rauben, ist bei Geistern, wie Plotin und Creuzer, Paracelsus und Baader, Lavater und Görres, Zöllner und Nietzsche leicht zu erkennen. Die kritischen Denker werfen den Geistreichen, die ihre Gedanken nicht in Ordnung halten, gern ihre Vorliebe für Hirngespinste und Phrasenschwall vor. Wird ja doch im intellektuellen Kampfe noch mehr Schroffheit bewiesen, als im praktischen! Ein großes, seine idealen Güter pflegendes Volk wird aber jederzeit auf den Gebieten, die im Vordergrund des allgemeinen Interesses stehen, auf Anschaulichkeit, lebendiges Gestalten, tiefsinniges Ahnen und Phantasiereichtum gestellte Geister ebensowohl aufzuweisen haben, wie Virtuosen der Begriffsanalyse, der scharf abteilenden Systematik, der abstrakten Formulierung, so daß beinahe jedem Herder ein Lessing, jedem Schelling ein Herbart, jedem Dante ein Thomas von Aquino ergänzend zur Seite tritt. Wie deutlich heben sich in der deutschen Nationalökonomie des letzten Menschenalters die logisch präzisen, systematischen Köpfe ab von den Bevorzugern einer die Phantasie befriedigenden Fülle von Anschauungsbildern der vielverschlungenen Wirklichkeit mit ihren allmählichen Übergängen und Widersprüchen: ein Knieß, Wagner, Menger von einem Roscher, Schmoller, Bücher! Auch aufs praktische Handeln greift diese Verschiedenheit der intellektuellen Beanlagung zuweilen über. Ein Staatsmann wie der Freiherr vom Stein, der von unbewußten Impulsen und weitgreifenden Intuitionen die Kraft seines Wollens herleitete, erkannte die Folgerichtigkeit der diplomatischen Operationen, die Einzelheiten der Situationen, die

Grenzen des Möglichen nicht so klar, wie der Verstandesmensch Hardenberg, der mit versatiler Gewandtheit und unverdrossener Zähigkeit seine Entwürfe den Verhältnissen anzupassen verstand.

§ 83. Pedanterie und Geistreichtum.

Daß aber auch die klare Anordnung eines Bewußtseinsinhaltes übertrieben werden kann, ist in manchem älteren Kompendium der Wissenschaft mit Händen zu greifen. Haarspaltereien und Paragraphenschachtelungen sind ein Erbteil scholastischen Betriebes, das man bei vielen tüchtigen Leistungen, merkwürdigerweise sogar bei dem von der Journalistik ausgegangenen Nationalökonomen Schäffle, mit in den Kauf nehmen muß. Sowie zu große Deutlichkeit erstrebt und emsiger Fleiß aufgewendet wird, um Selbstverständliches zu erklären oder nie Vermutetes zu widerlegen, beginnt die Pedanterie, die bekanntlich nicht bloß im Lehrfach zu finden ist, und die man nicht allzu streng beurteilen darf, weil sie doch eigentlich nur eine übertriebene Tugend, ein Auswuchs solider, fleißiger Verstandesmäßigkeit ist. Der älteste greifbare Pedant ist der Redakteur des sogenannten Priesterkodex im Alten Testament, der sich durch seine Ordnungsliebe und seinen Zahlensinn von der grandiosen Darstellung, die er umrahmt, so deutlich abhebt und dem unsere Bibelkommentatoren deshalb so hart zu Leibe gehen. Lassen wir doch auch der Alexandrinischen Gelehrsamkeit, der wir zu so großem Danke verpflichtet sind, wegen der ihr anhaftenden Pedanterie, die man bei wohlwollender Auffassung philologische Akribie nennen kann, nicht immer Gerechtigkeit widerfahren. Wohin würden wir kommen, wenn im praktischen Rechtsverfahren die peinlichste Innehaltung der vorgeschriebenen Formen und die auch mit der unpassendsten Auslegungsmöglichkeit rechnende Wortfassung nicht mehr die Regel bildete? Schon den ältesten Volksrechten haftet die Pedanterie an, die ein Schutz gegen Willkür ist, und bei dem praktischsten aller Völker, den Engländern, hat sich die pedantische Formenstrenge auf diesem Gebiet als gute fachmännische Tradition am auffallendsten erhalten. Zu verlangen, daß ein Schriftstück von rechtlicher Tragweite so abgefaßt ist, wie es dem geltenden literarischen Geschmack passend und angenehm erscheint, ist eine Verkennung des Hauptzweckes juristischer Formulierung. Ebenso sind wir in unserer Zeit zu sehr geneigt, die übertriebenen Bemühungen von Kommentatoren wie Düntzer lächerlich zu finden. Wie milde sind wir dagegen heutzutage gegenüber ungeordneten, uns mit Kraftworten überrumpelnden, paradoxe Halbwahrheiten mit genialischer Pose herausstoßenden literarischen Erzeugnissen geworden? Ein Buch wie „Rembrand als Erzieher" konnte in Deutschland als epochemachend begrüßt werden, Nietzsche wegen seiner Geistesblitze für einen großen Philo-

sophen gelten, die kecke, mit ihrem kruden Dilettantismus prahlende Geschichtsklitterung Chamberlains in seinen Grundlagen des 19. Jahrhunderts bejubelt werden. Selbst bei Emerson müssen doch seine begeistertsten Verehrer wie Schönbach eingestehen, daß er für geschlossene Beweisführung, für logischen Zusammenhang, für Ordnung und Harmonie gar keinen Sinn hatte, so daß er kaum für einen wissenschaftlichen Schriftsteller gehalten werden kann, da seine Perlen durch keine Schnur zusammengehalten werden. Die unverbundenen, weit ausgreifenden, nebulosen Anschauungsbilder der indischen Dichterphilosophen sind doch wohl kaum noch als Verstandesprodukte aufzufassen; es sind Gefühlsergüsse von hinschmelzender Weichheit, aber ohne intellektuelle Klarheit. Wie selten finden wir heutzutage im Feuilleton unserer Zeitungen die auch für diesen gewiß nicht leichten Kunststil notwendige Schärfe und Durchsichtigkeit der Gedankenskizze, deren Umrisse uns durch die scheinbar leichte Treffsicherheit unterhaltend belehren können. Unzweifelhaft geht unsere Zeit in der bereitwilligsten Bewunderung des blendenden Aphorismus, der laxen Verschwommenheit und des genialischen Scheines viel zu weit.

§ 84. Der gesunde Menschenverstand.

Auf praktischem Gebiete reicht der Durchschnitt intellektueller Begabung, den wir natürlichen oder gesunden Menschenverstand, die Franzosen bon sens und die Engländer common-sense nennen[1]), vollständig aus, um in ruhiger Stimmung die uns beschäftigenden Vorstellungen richtig einzuordnen.

Wir bemerken gewöhnlich das Fehlen dieser Begabung bei Personen, deren Handlungen uns interessieren, sehr leicht; ihr Vorhandensein muß schon überraschend hervorbrechen oder, wie bei einem sanguinischen *εὔκολος*, ungewöhnlich oft betätigt werden, um wahrgenommen zu werden. In letzterem Falle rühmen wir den „Mutterwitz", wie etwa bei dem findigen Schäfer in Bürgers Gedicht „Der Kaiser und der Abt". Die schottischen Moralphilosophen haben sich das Verdienst erworben in der Zeit, als einer aus ihrem Kreise, Adam Smith, die Grundlage der Nationalökonomie legte, das Wesen des natürlichen Menschenverstandes näher zu ergründen. Beattie gab 1770 die für die Geschichte der Philosophie beachtenswerte Definition: „Common sense has, in modern times, been used by philosophers, both french and british, to signify that belief, not by progressive argumentation, but by an instantaneous, instinctive

[1]) Es ist eine Quelle vieler Verwirrung geworden, daß um die Wende des 18. Jahrhunderts das französische sens-commun und das englische common-sense bei uns mit „Gemein-Verstand" oder „allgemeiner Menschenverstand" wiedergegeben wurde; auch moderne Psychophysiker identifizieren zuweilen common-sense mit dem nur der Wortbedeutung, technisch aber durchaus verschiedenen Ausdruck des Aristoteles, *κοινὴ αἴσθησις*, was mit Zentralsinn zu übersetzen wäre.

and irresistible impulse, derived neither from education nor from habit, but from nature.“ In der spekulativen Wissenschaft konnte diese von den Schotten so stark betonte natürliche Dogmatik, wie sie am entschiedensten Reid vertrat, einem Kant gegenüber haltbare Resultate nicht ergeben. Aber der damalige Fehlschlag auf theoretischem Gebiet darf uns nicht hindern, zu betonen, daß im praktischen Leben diese natürliche Begabung, wie wir schon berührt haben, zu jeder Zeit eine große Rolle spielen muß. Die sogenannten sieben Weisen Griechenlands (die Tradition hat 22 zusammengehäuft) haben in einer Übergangsperiode zu regerem Verkehr durch natürlichen Menschenverstand und die sich ihm gewöhnlich beigesellende Tatkraft unvergessene politische Erfolge erzielt, so daß sich die Griechen überzeugt hielten, in der Politik könne man sich auch in Volksversammlungen dieser Naturgabe ohne Gefahr anvertrauen. Die sophistische Aufklärungsphilosophie beruht zum größten Teil auf der Zurückführung aller Probleme auf Formeln des gesunden Menschenverstandes. Bei den Römern war communis sensus ebenfalls hoch bewertet und in dem umfassenden Sinn des modernen Sprachgebrauchs gang und gäbe. Horaz (Sat. I, 3, 66) läßt sich selbst den Vorwurf machen: communi sensu plane caret. Lord Shaftesbury hat den lateinischen Ausdruck in den Titel eines erfolgreichen Essays aufgenommen und dadurch den Engländern den vielgebrauchten terminus technicus geschaffen, der auch in der Sprache des gewöhnlichen Lebens an Stelle von motherwit in allgemeinen Gebrauch kam. In der überschwenglichen Blüteperiode unserer Literatur und Philosophie verachtete man leider die alltägliche, auch den Philistern eigene natürliche Verstandesbetätigung, statt sie auf ihr legitimes Gebiet, nämlich das der Routine, zu beschränken; man machte zwischen ihr und der höheren bewußten Intelligenz einen Gradunterschied statt eines Artunterschiedes. Man kann deshalb Schleiermachers Formulierung nicht gelten lassen; „das Talent, aus einer Musterkarte von Mitteln die zweckmäßigsten auszuwählen, ist etwas so Geringfügiges, daß auch der gemeinste Verstand dazu hinreicht.“ Vielmehr müssen wir uns klar werden, daß Goethe ganz recht hatte, den französischen Ausspruch „le sens commun est le génie de l'humanité“ in seine Sammlung bedeutender Sprüche aufzunehmen, daß aber auch das von dem Jesuiten Buffier geprägte und von Voltaire verbreitete „Bonmot“: le sens commun n'est guère commun tatsächliche Geltung hat. Die Schwierigkeit liegt darin, daß bei wichtigen Dingen selbst dann, wenn Affekte oder körperliche Ungelegenheiten nicht mitsprechen, der natürliche Instinkt sich meistens gar nicht für eine Alternative entscheidet und daß wir ihm deshalb gewohnheitsmäßig auch dann nicht die Entscheidung überlassen, wenn er sich in unmittelbarer Frische regt. Durch die in

unserer Erziehung üblichen Warnungen vor Unüberlegtheit werden wir zu sehr geneigt, auch im Praktischen unsere Phantasie und Denkkraft mit gewollter Anstrengung ins Spiel zu bringen und uns diese Bemühung sogar zum Verdienst anzurechnen. So werden wir befangen und „von des Gedankens Blässe angekränkelt", auch wo der natürliche Menschenverstand sofort seine Wahl treffen könnte. Je mehr wir uns gewöhnen, uns selbst und andere zu beobachten, um so geneigter werden wir, alle Zweckhandlungen auf Entschlüsse zurückzuführen, die erst nach längerem Schwanken und sorgfältigem Erwägen zustande gekommen sind.

§ 85. Sentimentalität und Doktrinarismus. Klugheit und Schlauheit.

Nun wird natürlich in den weitaus meisten Fällen bei längerer, ruhiger Überlegung das Richtige ebensogut getroffen werden wie bei den Wundertaten des gesunden Menschenverstandes. Der Theorie nach müssen wir ja auch voraussetzen, daß die richtige Erwägung aller Umstände, freilich mühsam, zu demselben Resultate kommen muß, wie der in Tätigkeit gesetzte natürliche Menschenverstand in einem ihm zusagenden Falle auf der Stelle. Aber auf dem längeren Wege der planvollen Überlegungen stellen sich bei komplizierten Fragen zwei Fehlerquellen ein, deren Natur wir aufhellen müssen. Wir wollen sie als Sentimentalität und Doktrinarismus bezeichnen und an einigen naheliegenden Beispielen veranschaulichen.

Die Phantasie legt der „Musterkarte von Mitteln", die wirklich der Situation entsprechen und ihre abwägbaren Pros und Kontras haben, noch eine andere Auswahl bei, die zwar für analoge, aber nicht genau für die vorliegenden Umstände mit ihren Triebkräften und Widersprüchen passen; folgen wir der auf ein uns suggeriertes Phantasiebild bezogenen Berechnung, so werden wir als Phantasten oder Träumer unpraktisch; von dieser Abirrung, auf die wir bei den Phänomenen des Wollens zurückkommen, müssen wir hier noch absehen. Hier interessiert uns nur diejenige intellektuelle Verirrung, die sich das gegenseitige Abwägen der verschiedenen Möglichkeiten des Handelns dadurch abkürzt und erleichtert, daß sie ein einziges mit der Situation verknüpftes Interesse mit einem Werte belegt, vor dem alle anderen Reize verschwinden. Eben diese Einseitigkeit der Wertbemessung nennen wir Sentimentalität. Bismarck teilt in seinen „Gedanken und Erinnerungen" einen Brief des Kabinettsrats Niebuhr vom 22. August 1854 mit, der über die am Hofe Friedrich Wilhelms IV. herrschende Sentimentalität, die „kindische Furcht, aus dem Concert européen hinausgedrängt zu werden und die Stellung als Großmacht zu verlieren" bittere Klagen führt, weil dadurch die für Preußen natürliche und zielbewußte Politik

verändert wurde. Bismarck schrieb darauf viele lange Briefe an Gerlach, um den leitenden Kreisen in Potsdam und Berlin die beim politischen Kalkül wünschenswerte Voraussetzungslosigkeit, „die Unabhängigkeit der Entschließungen von den Eindrücken der Abneigung oder Vorliebe für fremde Staaten und deren Regenten" zu imputieren. Aber ebenso häufig wie zur Bekämpfung der Sentimentalität richten sich die Versuche, die Schlußfolgerungen anderer zu beeinflussen, auf das Hervorkehren von untergeordneten Beziehungen, um dadurch sentimentalischen Anwandlungen den Sieg über sachgemäße Erwägungen zu verschaffen. Das ist ja der gewöhnliche Hebel bei allen Überlistungen und Intrigen und deshalb so beliebt und weitverbreitet, weil man selbst bei der Ablehnung der versuchten Einwirkung, wenn man es nur einigermaßen geschickt macht, nicht zu fürchten braucht, das Übelwollen derjenigen Person zu erregen, deren bekannte Gefühlsneigungen man ins Spiel zu bringen sucht. Namentlich Frauen sind einerseits sehr geneigt, solch ein Ränkespiel zu versuchen, andererseits leicht der Gefahr ausgesetzt, Sentimentalität vorwalten zu lassen. An den „Gedanken und Erinnerungen" Bismarcks kann man studieren, wie sehr er sich vor solchen Einwirkungen fürchtete, wie er sie aber auch selbst gelegentlich zu Hilfe nahm, wenn er z. B. seinen König in schwierigen Situationen, nach seinem Ausdruck, am Portepée zu packen suchte. Er erzählt uns auch, wie es Graf Arnim „psychologisch richtig" darauf anlegte, „das klare und nüchterne Urteil Kaiser Wilhelms durch ein künstlich gesteigertes Gefühl von angestammter Fürstenpflicht zu trüben". Warum gelang nun Bismarck das Bekämpfen der Sentimentalität im letzteren Fall so leicht, im ersteren trotz heißen, ausdauernden Bemühens gar nicht? Oder, da nach der obigen Behauptung Schleiermachers für die Auswahl des zweckmäßigsten Mittels auch der „gemeinste Verstand" hinreicht, warum wurde es Gerlach und Friedrich Wilhelm so schwer, ihre Sentimentalität beiseite zu setzen und das Einfachste und Naheliegendste zu ergreifen, wie es ihnen Bismarck so eindringlich empfahl?

Das erklärt sich eben, so paradox es klingt, daraus, daß Gerlach und der König statt des gesunden Menschenverstandes etwas intellektuell Höheres, nämlich die Klugheit, entscheiden ließen und sich bewußt von der vorliegenden Interessenfrage zu einem allgemeineren Standpunkt erhoben. „Klugheit ist", so definiert Schleiermacher ganz richtig, „Richtung jeder einzelnen Handlung auf die Totalität der Zwecke." (Nr. 33 der von Dilthey mitgeteilten „vermischten Gedanken und Einfälle"[1].) Wäre auf die Dauer die Totali-

[1]) Schlauheit ist dementsprechend Richtung jeder einzelnen Handlung auf ein aus der Totalität der Zwecke wieder auszuscheidendes vorläufiges Ziel, das wir höchstens als Mittel zum Zweck verwenden können. Klugheit und Schlauheit stehen

tät der Zwecke gleichbleibend und die Situation unverändert, so könnte angestrengtes Nachdenken uns ein für allemal mit bestem Erfolge die Richtung des Handelns bis ins einzelne festlegen. Da aber in dem Wandel der Dinge die verschiedensten Teile des Reiches der Zwecke mit unseren momentanen Interessen in Berührung kommen, so verlangt eine immer wache Klugheit von uns die verschiedensten Zweckhandlungen und sehr häufig direkte Widersprüche zu früheren Entschlüssen. Fehlt es beim Einsetzen unserer intellektuellen Begabung für die Bestimmung unserer Zweckhandlungen an dieser Versatilität und bewußten Inkonsequenz, so wird aus dem Vorzuge der Klugheit die Schwäche des Doktrinarismus, der sogar stolz darauf ist, schon vor Jahren gewußt zu haben, was jetzt zu tun ist und in der Zukunft immerdar zu tun sein wird. In dieser sub specie aeterni die Zeitverhältnisse überschauenden intellektuellen Höhe schwebten Friedrich Wilhelm und General Gerlach bei der Behandlung der laufenden Geschäfte. Indem sie den Kampf der Legitimität mit der Revolution, den Gegensatz göttlicher Ordnung und liberaler Sektiererei als die sich ewig gleichbleibende Totalität ihrer Zwecke festlegten, verwahrten sie sich ausdrücklich gegen „eine Politik der Interessen des sogenannten Patriotismus" (Gerlachs Brief an Bismarck vom 6. Mai 1857). Daß diese offenkundige Gefahr unpraktischen Handelns gerade denjenigen sehr nahe liegt, die ihre ganze intellektuelle Begabung auf die Erkenntnis ewiger Wahrheiten richten, versteht sich leicht. Das Sprichwort: „Je gelehrter, desto verkehrter" bezeichnet diese Gefahr, doktrinär zu werden, sehr treffend.

Vergessen wir aber nicht anzumerken, daß der für praktische Zweckhandlungen so viel brauchbarere natürliche Menschenverstand, auch wenn er von der reichsten Lebenserfahrung unterstützt wird, immer nur um wenige Interessengefühle und einige mit ihm erworbene Überzeugungen konzentriert bleibt. Darüber enthalten Goethes „Sprüche in Prosa" einen beherzenswerten Hinweis: „Der Menschenverstand hat seine Grenzen, und wenn er sie überschreitet, kommt er in Gefahr, absurd zu werden. Des Menschenverstandes angewiesenes Gebiet und Erbteil ist der Bezirk des Tuns und Handelns. Tätig wird er sich selten verirren; das höhere Denken, Schließen und Urteilen ist jedoch nicht seine Sache." Bei Kaiser Wilhelm I., dem Bismarck „ein ungewöhnliches Maß von klarem, gesundem Menschenverstande" zuspricht, lag die Totalität der Zwecke auf einem engbegrenzten, ihm genau vertrauten Interessengebiete: Seine Überzeugung, daß die Wehrkraft des Landes auch mittelbar

---

also für unsere Zweckhandlungen in ähnlicher Verbindung miteinander wie Strategie und Taktik in der Kriegsführung. Ordnen sich die Maßnahmen der Schlauheit nicht den Geboten der Klugheit unter, sondern isolierten egoistischen Interessen, so werden sie moralisch verwerflich und leicht vereitelt, sowie sie als solche erkannt werden

gefördert werden müsse, daß soldatische Erziehung unendlich wertvoller sei, als militärische Dressur, daß geborene Autorität in der Stunde der Gefahr spannkräftiger sei, als gewählte, ließ er sich nicht entreißen. Seine „Klugheit" bestand darin, daß er seine Handlungen auf die Erreichung derjenigen Maßregeln berechnete, die unter den wechselnden Umständen in dieser Richtung durchzusetzen waren. Gewiß war ihm auch sonst die gegebene Tradition fürstlicher, militärischer und lokaler Interessen der liebste Leitfaden seiner zwischen verschiedenen Möglichkeiten wählenden Folgerungen, aber keineswegs eine für allemal feststehende Norm. Von Sentimentalität und Doktrinarismus wußte er sich mit Bismarcks Rat schließlich immer frei zu halten.

§ 86. Theoretiker und Praktiker.

Der hier bezeichnete Gegensatz reflektiert sich auch in der landläufigen Gegenüberstellung von Theorie und Praxis mit der unverkennbaren Bevorzugung des Könnens vor dem Wissen. Richtig verstanden kommt aber die erfolgreiche Anpassung der Lebensbetätigung mit dem methodischen Denken niemals in Widerspruch. Die vollkommene Theorie, die ihre Lehrsätze mit den dazugehörigen Determinationen versieht, kann dem Praktiker nur dienlich sein, denn sie ist nichts weiter als eine faßliche Darstellung der Regeln für die sich einstellenden Anwendungsgelegenheiten und dient uns bei der Beobachtung der Handlungen anderer als Mittel, unsern natürlichen Menschenverstand vergleichend zu prüfen. Nur durch beständiges Einsetzen unserer Verstandeskräfte für die theoretische Beurteilung der Erscheinungen im Interessenfelde unseres Berufes können wir den Satz zur Wahrheit machen, dem die Engländer die Form gegeben haben: „everybody knows his own business best" und für den wir kein Äquivalent besitzen[1]). Die richtige Harmonie von scharfem Denken und praktischer Klugheit, wie sie z. B. bei Moltke so deutlich hervortrat, läßt sich im Deutschen schwer durch ein Wort, wie tüchtig oder leistungsfähig, andeuten. Hat man doch auf Moltke den Ausdruck „Schlachtendenker" als Ruhmestitel

---

[1]) Wir Deutschen haben nur die im Leiden hervortretende intellektuelle Kapazität des gesunden Menschenverstandes auf die Formel gebracht: „Jeder weiß am besten, wo ihn der Schuh drückt"; beim positiven Handeln verhalten wir uns am liebsten „vorschriftsmäßig". Ebenso gibt es bei uns kein vollständiges Äquivalent zu dem englischen „mind your own business", das sich die freundliche Fürsorge anderer verbittet. Unser „ein jeder kehre vor seiner Tür" richtet sich doch bloß gegen unberechtigtes Aburteilen. Im Englischen steckt in businesslike die Verbindung berechtigter Interessenwahrnehmung mit den fachmännischen Kenntnissen; im Deutschen haben „geschäftlich" und „geschäftsmäßig" den üblen Nebensinn, daß nur selbstische Motive und keine Wissenschaft zur Anwendung kommen. Wird sich als Ergebnis der Kolonialverwaltung Dernburgs „kaufmännisch" als Ersatz bieten?

anwenden wollen, obwohl darin eigentlich eine bedenkliche Einseitigkeit zum Ausdruck kommt.

Vielleicht taten wir früher als Volk der Dichter und Denker gut daran, auf intellektuellem Gebiete praktische und theoretische Beanlagung zu unterscheiden, weil sie so selten in einer Person vereinigt war. Es gibt ja große Denker genug, denen es für ihre eigenen Angelegenheiten am natürlichen Menschenverstande gebrach, wie Sokrates, Pestalozzi und Fichte. Wir unterscheiden mit ziemlicher Sicherheit in der neueren historischen Literatur einige beliebt gewordene Ausdrücke, die den früheren Mangel an Hochschätzung erfolgreicher Tätigkeit auf einem engeren Interessengebiete schon teilweise beseitigt haben. „Praktische" Köpfe, die in verwirrter Lage einen Ausweg finden und sogar die Not zur Tugend machen, wie z. B. Carnot, Metternich, Hardenberg, Schwarzenberg, „anstellige" Köpfe, die verschiedene Mittel zur Erreichung eines Zweckes zu verbinden wissen, wie Scharnhorst, Gneisenau und Friedrich List, „politische" Köpfe werden hoffentlich in Deutschland nicht wieder aussterben, seit wir ein unübertreffliches Vorbild an unserem Bismarck studieren können. Seit unserem neuesten industriellen und kommerziellen Aufschwung werden wir auch so gut wie die Engländer und Amerikaner Männer zu schätzen wissen, die ein business head (noch gibt es keinen entsprechenden deutschen Ausdruck) auf den Schultern tragen. Dagegen sind wir auf theoretischem Gebiet mit hervorragenden Köpfen seit langer Zeit so reich gesegnet, daß wir kaum noch an diesen Vorzug des deutschen Bildungsniveaus denken und uns wundern, daß Ausländer uns so oft daran erinnern. Wo sonst gibt es unter den Gelehrten so viele „feine Köpfe", die auch den zartesten Übergängen und Mischungsverhältnissen auf die Spur kommen und die, wie man wohl sagt, das Gras wachsen hören? wo sonst so viele „klare Köpfe", die den ganzen Stoff ihres Wissensgebietes mit begrifflicher Gliederung durchdringen? Ein Ausdruck wie „eminenter Kopf" würde bei wörtlicher Übersetzung ins Englische oder Französische ganz unverständlich werden. Es hat Zeiten gegeben, wo man in Deutschland erwartete, in jedem Assessor einen „juristischen Kopf", ja in jedem Studenten einen „philosophischen Kopf" zu finden. Es ist doch merkwürdig, daß nur die deutschen Mathematiker sich sträuben, anzuerkennen, daß „für ihr Fach eine besondere Veranlagung erforderlich sei"[1]). Nur in Deutschland konnte für den Wissenschaftsbetrieb das paradoxe Diktum erfunden werden: „Genie ist Fleiß." In Wirklichkeit werden wir doch wohl anerkennen müssen, daß es auch im kritischen und ordnenden Denken

[1]) In seiner akademischen Rede „Über die Arten und Stufen der Intelligenz" hat Rümelin darauf aufmerksam gemacht (Deutsche Rundschau, Bd. 72 [1892] S. 359).

ohne glückliche Beanlagung, ohne phantasiebeschwingtes Anschauungsvermögen, ohne innere Erleuchtung, nicht vorwärts geht. Mit Recht warnt Goethe vor der Überschätzung ernsten Bestrebens allein, die uns so nahe liegt: „Ein großes Übel in den Wissenschaften, ja überall, entsteht daher, daß Menschen, die kein Ideenvermögen haben, zu theoretisieren sich vermessen, weil sie nicht begreifen, daß noch so vieles Wissen hierzu nicht berechtigt." Zum wahrhaft Schöpferischen reicht auch hohe intellektuelle Begabung und der „Ernst, den keine Mühe bleichet" noch nicht aus; eingeborenes Talent, das sich durch originale Intuitionen offenbart, muß noch hinzukommen, um das Fachmännische, Technische zum lebensvollen Musischen zu erheben. In einem schönen Verse erklärt Schiller sogar entgegen der gewöhnlichen Auffassung die Genialität für die Basis und die eifrige Betriebsamkeit für das erst hinzukommende Ingredienz wissenschaftlichen Forschens:

„Wenn das Tote bildend zu beseelen,
Mit dem Stoff sich zu vermählen,
Tatenvoll der Genius entbrennt,
Da, da spanne sich des Fleißes Nerve
Und beharrlich ringend unterwerfe
Der Gedanke sich das Element."

Für die verschiedenartigen Betätigungen intellektueller Begabung auf wissenschaftlichem Gebiet ist die Auswahl charakterisierender Beiwörter, die von Inhalt und Form absehend, die individuelle Qualität der Leistung bezeichnen, auffallend dürftig; fast nur aus dem Bilde des Sich-Versenkens in den Gegenstand oder des Sehens haben wir in Lob und Tadel abgestufte Ausdrücke: tief und seicht, oberflächlich und gründlich, leichthin und eindringend, klar und dunkel, scharfsinnig und verworren, vergrübelt und verständig. Gar zu oft begnügen wir uns damit, eben nur den Fleiß anzuerkennen und selbst hervorragende Intelligenz wie etwas Selbstverständliches unerwähnt zu lassen. Ranke muß seine deutschen Leser, um ihnen Geßners Verdienste zu vergegenwärtigen, erst belehren: „Nicht so häufig, wie man meint, ist das Talent der Kompilation. Soll sie der Wissenschaft dienen, so muß sie nicht allein aus vielseitiger Lektüre hervorgehen, sondern auf echtem Interesse und eigener Kunde beruhen und durch feste Grundsätze geregelt sein." S. W. 5, S. 346.) Selbst einen Alexander von Humboldt und einen Karl Ritter wagte man in Deutschland mit dem Schlagwort „Kompilation" herabzusetzen, als in den letzten Bänden des „Kosmos" und der „Erdkunde" gegenüber der inzwischen mächtig angeschwollenen fachmännischen Literatur die neuen Forschungsergebnisse nicht mehr so reichlich flossen, wie man es früher von ihnen gewöhnt war. Für das Glossarium des Du Cange, das scharfe Kritik und glückliche Kombinationsgabe in so hervorragendem Maße vereinigt, sollten wir

doch bessere Lobeserhebungen haben, als die Anerkennung ihrer unverwüstlichen Ausdauer. Vielleicht hängt der jetzt so tief empfundene Mangel an gründlichen zusammenfassenden Arbeiten auf historischem Gebiete mit der lange Zeit üblichen, ungenügenden Bewertung der sich auf diesem Gebiet hervortuenden intellektuellen Begabung zusammen. Obwohl, wie oben bemerkt worden ist, der historischen Forschung die monographische Darstellungsform am nächsten liegt, bedarf es von Zeit zu Zeit der auf hoher Warte stehenden wissenschaftlich geschulten und geistig hervorragenden „Zusammendränger", deren Hauptaufgabe Rückert in seinem schönen Gedicht „Die Geschichte" charakterisiert hat:

„Nicht das Einzle unterdrückend,
Noch damit willkürlich schmückend,
Sondern in des Einzlen Hülle
Legend allgemeine Fülle."

Achtes Kapitel.

Religiöse Seelenvorgänge.

§ 87. Das Religiöse Gefühl.

Wir haben es an dieser Stelle nur mit den psychologischen Phänomenen des religiösen Lebens von Individuen zu tun, müssen sie aber nach Möglichkeit begrifflich fassen und die Kennzeichen ihrer Verschiedenheit rubrizieren.

Von den vielen Versuchen, das Wesen der Religion zu definieren, sind die etymologischen Erklärungen des Cicero und Lactantius und die scholastischen Bemühungen, Unterordnung unter die kirchliche Autorität als Pflicht daraus abzuleiten, seit Luther bedeutungslos geworden. Die Erkenntnis, daß die Bewußtseinsphänomene, um die es sich handelt, beim Christentum so gut, wie bei den anderen großen uns erst allmählich bekannt werdenden Religionssystemen auf alle Gebiete des geistigen Lebens entscheidend hinüberzugreifen, hat es gerade beim Suchen nach einer allgemeinen Religionswissenschaft den Forschern außerordentlich erschwert, die allgemein bemerkbaren Eigentümlichkeiten dieser psychologischen Erscheinung in eine befriedigende Definition zu zwingen. Haben die einflußreichsten Philosophen ihre metaphysischen, ethischen und erkenntnistheoretischen Voraussetzungen in die Bestimmung des psychischen Wesens der Religion hineingezogen, so war es Schleiermachers epochemachendes Verdienst, die im Lebensgefühle liegenden Wurzeln der Religiosität erkannt und durch seine berühmte Formel von dem

„Gefühl der schlechtsinnigen Abhängigkeit von Gott" im Einklang mit Gedanken des Apostels Paulus den Zeitgenossen wieder ins Bewußtsein gerufen zu haben. Für die Zwecke der begrifflichen Klarstellung, wie sie der Historiker bei der Betrachtung der verschiedensten Zeiten und Völker gebraucht, genügen wohl am besten die Begriffsbestimmungen, die Biedermann und Lazarus formuliert haben: „Die Religion als subjektive Erhebung des menschlichen Ich aus einer negativ empfundenen Weltschranke seines natürlichen Lebens zu einer inkommensurabel über derselben erhabenen Macht, um von ihr Befreiung zu erlangen, hat zu ihrem subjektiven Motiv alles, worin der Widerspruch zwischen dem Lebensanspruch des Menschen und seiner erfahrenen Schranke hervortreten kann." (Biedermann, Christliche Dogmatik I, S. 241.) Ganz ähnlich Lazarus: „Religion ist die Art und Weise der Lösung des Widerspruches, daß der Mensch einerseits sich und alle Welt endlich und sündlich, hinfällig und nichtig, seinem Gotte gegenüber tief gebeugt und gedemütigt findet, daß er sich aber andererseits über alles Weltliche erhaben und seinem Gotte, der seinem wenn auch sündigen Herzen nahe ist, hingegeben fühlt und selber im Gotteslichte zu wandeln oder geführt zu werden sicher ist." (Lazarus, Leben der Seele I, S. 250). Daß die unvergleichliche Spannkraft, die den religiösen Seelenschwingungen eigen ist, mit dieser verpflichtenden Zugehörigkeit zu etwas unendlich Hohem, dem wir unser Dasein verdanken, ihren eigentümlichen Wesensgrund hat, erkennen wir aus Analogien, in denen das Vaterland oder die Nationalität an die Stelle Gottes und des Absoluten tritt. Wir sprechen von politischer Religion, wenn wirklich das Gefühl, „was ich bin und was ich habe, dank' ich dir, mein Vaterland" unser ganzes Handeln entscheidet, und erkennen in dem aufs äußerste gesteigerten Nationalgefühl unterdrückter Völker die enge Verbindung vaterländischer Aufopferungsfähigkeit mit der eigentlichen Religiosität.

§ 88. Der metaphysische Kern der Religiosität.

Das in der Religion gegebene Lebensverhältnis zwischen den Menschen und Gott nimmt durch geregelte und ungeregelte Einflüsse während unserer geistigen Entwicklung einen unser inneres Wesen aufs tiefste beeinflussenden und oft stürmischen Verlauf.

Schon im zarten Kindesalter, wenn nach Münchs schönem Ausdruck die Mutterliebe dem mit weitgeöffneten Augen in die so wunderbar interessante Welt blickenden Geschöpfchen „eine Seele anhaucht", flößt sich dem erwachenden Bewußtsein durch Anleitung und Gewöhnung die Zuversicht ein, mit einem unvergleichlich höheren Beschützer Tag und Nacht verbunden zu sein. Mit den Jahren

kommen (auch in Ländern, wo wie in Japan Religionsunterricht und Seelsorge fehlen) übermittelte religiöse Vorstellungen, eigenes Nachdenken, unvergeßliche Eindrücke, bald auch verwirrende Zweifel hinzu. Die Geheimnisse von Geburt und Tod, die *σκάνδαλα* des Weltverlaufs führen immer wieder auf hypothetische Begründungsversuche. Welchen Einfluß z. B. das schreckliche Erdbeben von Lissabon am 1. November 1755 auf den 6jährigen Goethe wie auf die meisten Zeitgenossen, in religiöser Beziehung hatte, wissen wir aus zahlreichen Selbstzeugnissen und lebhaften literarischen Diskussionen. Welche Bedeutung der unerwartete Tod eines nahen Freundes und das Einschlagen des Blitzes auf einsamem Feldwege für die religiöse Entwicklung des jungen Luther hatte, ist wohl bekannt. Auch wenn es zu solchen erschütternden Vorfällen nicht kommt, bleibt doch wohl bei jedem erwachsenen Menschen als Resultat, daß er Momente religiöser Erhebung in seiner Erinnerung behält und daß er deshalb, wie man es kurz nennt, Religion hat. Die Überzeugung, daß es jenseits der Grenzen unserer Erfahrung noch ganze Welten ungeahnter Wirklichkeit gibt, die nach den Gesetzen der Kausalität mit den Vorgängen auf unserm Planeten zusammenhängen, zwingt uns an eine transzendentale Weltordnung und eine letzte Ursache alles Seins zu glauben. Unter diesem metaphysischen Zwange nimmt auch der entschiedenste Agnostiker (denn ohne diesen vor einem Menschenalter von Huxley gebildeten Terminus werden wir wohl nicht auskommen) in irgendwelcher Form eine höhere Weltordnung mit auf in sein Gedankenbild, von dessen Hintergrunde sich die reine Empirie abhebt, mit der er rechnet. Auch er glaubt instinktiv mit der Weltordnung, der er die Fortgewährung seiner Lebensbedingung verdankt, verknüpft zu sein und sich in diese einmal bestehende Abhängigkeit ergeben zu müssen. Auch ihm ist der psychische Inhalt des religiösen Vorganges zugänglich; auch wenn er von Gott und göttlichen Dingen nicht spricht, erwirbt sich so mancher Agnostiker durch diese ihm selbstverständliche Ergebenheit die innere Beruhigung, Heiligung seines Wollens und Erhebung seiner Gedanken, worin wir das religiöse Erlebnis erblicken. Gerade deshalb konnten ja Männer wie Huxley, Tyndall und Spencer die Berechtigung religiöser Dogmen so entschieden ablehnen, weil sie auch ohne solche vermeintliche Krücke zu dem Standpunkt gelangt waren, den der Dichter in der Sprache des gewöhnlichen Lebens zu den beiden Ratschlägen zusammenfaßte:

> „Nehmt die Gottheit auf in euren Willen
> Und sie steigt von ihrem Weltenthron."

und:

> Wollt ihr schon auf Erden Göttern gleichen,
> Frei sein in des Todes Reichen,
> Werft die Angst des Irdischen von euch."

§ 89. Das Gewissen auf allen Stufen der Religiosität.

In der geistig sittlichen Wechselbeziehung ist die Stimme des Gewissens das potentiell bis an die Schwelle der äußeren Tat reichende Organ: ein innerer Mahner, der mit Berufung auf das Göttliche in uns erst zufrieden ist, wenn das, was augenblicklich dem religiösen Bewußtsein entspricht, von uns ins Werk gesetzt wird.

Bei einem so allgemein verbreiteten Phänomen versteht es sich von selbst, daß wir alle Stärkegrade seines Vorkommens auf jeder der verschiedenen Stufen objektiver Religionsentwicklung vorfinden können. Ein Polytheist kann ebenso religiös sein, wie ein Monotheist, ein Feueranbeter oder ein Schamane. Wer wollte bezweifeln, daß Sokrates, der so sorgfältig auf die Stimme des *δαιμόνιον* in seiner Brust lauschte, in seltenem Grade innerlich erlebte Religiosität bewies, obwohl er wegen Religionsfrevels den Schierlingsbecher trinken mußte. Die tiefe und innerlich fortschreitende Religiosität des Dichters Äschylus hat Wilamowitz-Möllendorf, wie vor ihm schon Ranke, herausgearbeitet. Aber auch die stolzesten Freidenker der Aufklärungsperiode bekannten sich nach Schillers Distichon eigentlich nur „aus Religion" zu keiner der Konfessionen, die zu ihrer Zeit bestanden, und Kant, der die Unmöglichkeit aller Gottesbeweise darzulegen suchte, hat sein religiöses Leben an die Grundtatsachen des Lebens angeknüpft: „Der gestirnte Himmel über mir und die Stimme des Gewissens in mir." Die den Gradmesser des religiösen Verhaltens abgebenden Eigenschaftswörter, die wir verschiedenen Individuen auf Grund ihrer Lebensäußerungen beilegen, treffen also Christen, Juden, Mohammedaner, Heiden, ja auch Atheisten in gleicher Weise.

Es erklärt sich leicht, daß das Kind das „Gefühl schlechthinniger Abhängigkeit" gewohnheitsmäßiger hegt, als der Erwachsene, und daß Frauen meist religiöser sind, als das stärkere Geschlecht. In der Vollkraft der Jahre, in aufsteigender Lebensentwicklung versenken wir den Geist seltener in die Tiefe des religiösen Geheimnisses, als auf der absteigenden Kurve, in Momenten des Fehlschlages, bei großen Krisen der Selbsterhaltung. „Not lehrt beten" hat sich zu allen Zeiten als eine zutreffende Beobachtung bewährt, an Einzelnen wie an Gemeinschaften. Je mehr sich die regelmäßige Tätigkeit an übersehbare ideale Interessenkreise anlehnt und in ihnen planvoll tätig ist, desto weniger bedürfen wir des besonderen Gefühlsaufschwunges zur göttlichen Gnade; das Wort Friedrich Krupps: „Dann ist Arbeit Gebet" tritt in seine Rechte. Mit fortschreitender Einsicht in die nächstliegenden Verknüpfungen der uns angehenden Lebensverhältnisse wird von uns mancher „fromme Wunsch" als Unvernunft beiseite geschoben und die Vorstellung unserer Be-

ziehung zu Gott verliert an naiver Unmittelbarkeit und Exklusivität, weil das allmählich in seinem Kausalzusammenhang Erkannte unbewußt aus seiner früheren Verknüpfung mit religiösen Gefühlen ausgeschieden wird. „Aide-toi, le ciel t'aidera" und Napoleons Ausspruch, daß der liebe Gott immer auf der Seite der stärksten Bataillone steht, darf man keineswegs ohne weiteres als blasphemisch verurteilen, sondern nur als Abwehr religiöser Kurzschlüsse auffassen. Die Bemerkung machen wir ja alle im Laufe unserer Entwicklung, daß neben uns weniger „Aufgeklärte" in ihren religiösen Vorstellungen noch kindlich zurückgeblieben oder Opfer frommer Betörung sind, weil sie an dem aufgehäuften Wissensschatze unserer Zeit einen zu geringen Anteil haben. Solange wir geistig fortschreiten, läßt sich die Neigung zu religiösem Grübeln und selbst zu Zweifeln nicht zur Ruhe weisen. „Doch richten sich die Zweifel nicht gegen die Religion, sondern nur gegen die Form, in welcher sie uns dargebracht ist", bemerkt auch Moltke[1]). Denn der Unzulänglichkeit unseres Wissens und Könnens bleiben wir uns lebenslang so sehr bewußt, daß Momente der Verzagtheit uns immer wieder geneigt machen, alles in die Schale des Glaubens zu werfen. Dann erscheint uns die bescheidene Frömmigkeit der Stillen im Lande wie ein Idyll, um das wir uns durch Wahrheitsdurst, durch Lernen und Streben nur allzufrüh gebracht haben. Auf späteren Stufen der Lebenserfahrung umgaukeln uns Erinnerungen aus der seligen Kinderzeit mit dem Reflex paradiesischer Heiterkeit und, bis wir den Frieden der Seele wiederfinden, mit elegischer Wehmut. Nur selten geht ein Jung-Stilling mit unbeirrter religiöser Kindlichkeit durchs ganze Leben. Wenn nach einer Periode freien Denkens in späteren Jahren wieder eine gläubigere, religiöse Stimmung vorwaltet, so ist der Übergang, wie Hilty bemerkt, gewöhnlich ein plötzlicher, eine entschlossene Umkehr und innere Umwandlung, verbunden mit einer starken Gewissensspannung und nicht selten mit einem weltabgewandten Verzicht auf Freuden und Freiheiten, die man früher zu schätzen wußte. Man fühlt sich nach einer solchen wirklich nachhaltigen religiösen Selbstbesinnung ein anderer geworden. Bei den in England und Amerika häufigen, an vielen zugleich sich vollziehenden „Revivals" wird dieser psychologischen Erfahrung ein starker Ausdruck verliehen.

§ 90. Die Frömmigkeit und ihre Abirrungen.

Bei jedem tiefgehenden religiösen Erlebnis ist, wie Biedermann (Christliche Dogmatik I, S. 262) hervorhebt, ein nicht analysierbares mystisches Element, ein Zusammengreifen von sich wider-

[1]) Ich flechte dies Zitat ein, um auf Moltkes „Trostgedanken" in Bd. I seiner Schriften, Seite 337—353 hinzuweisen. Obiges Zitat S. 344.

sprechenden Vorstellungen unerläßlich. Irgendein Rest von geheimnisvollem, übernatürlichem Hineinziehen des Göttlichen, von kritiklosem Glauben und einer damit verbundenen unüberwindlichen Scheu drückt auch den äußerlichen und leicht als Verzerrung kenntlichen religiösen Vorgängen sein Gepräge auf. Im Jahre 1829 legte sich Ranke bei seinem Aufenthalt in Rom die Frage vor: ist in dieser Stadt, wo neben einem strengen Gottesdienst eine raffinierte Weltlichkeit und Sinnenfreude vorwaltet „Religion in ihrer innerlichen Wirksamkeit und Bedeutung, ein wahrhaftigeres und tieferes Gefühl des Zusammenhanges mit Gott" vorhanden? Er fand einen solchen „Lebenspunkt der nationalen Religiosität" darin, daß niemand die Kommunion genießt, ohne Absolution empfangen und seine Sünden wirklich abgesagt zu haben. Man verfälscht Kommunionzettel oder verschafft sich gefälschte; aber vor dem Sakrilegium, sich selber unter Verschweigen seiner Vergehungen Absolution zu verschaffen und die Eucharistie zu genießen, scheut man zurück. „Man glaubt demnach an das höchste Mysterium der Menschwerdung Gottes und die Vereinigung im Abendmahl; die Hostie ist der Mittelpunkt der Religion. Aber diese Religion ist nicht Lehre; sie ist Mysterium." (S. W. Bd. 40/41, S. 149/151.) Trotz des festen Entschlusses, in ihren Sünden zu verharren, trotz der Profanation des Heiligsten durch einen schnöden Betrug erkennt Ranke auch den Römern, die ganz im Sinnentaumel aufgingen, einen letzten Rest von Religiosität zu, der sich eben in dem erwähnten anstößigen Vorgange manifestiert.

Der Historiker, der die Spuren eines lebendigen Glaubens in seinem Materiale vorfindet, hat in erster Reihe die Tatsache des Vorhandenseins zu konstatieren und die faßbaren Äußerungen zu beschreiben und erst dann bei der Beurteilung des Inhaltes die offenbaren inneren Widersprüche aufzuzeigen. Er wird sich darüber nicht wundern oder es gar tadeln, wie De la Garde es mit so großer Härte getan hat, daß selbst bei einem so scharf denkenden Manne wie Schleiermacher im religiösen Leben Vorstellungen mitsprechen, die er bei der wissenschaftlichen Arbeit des denkenden Erfassens der objektiven Tatsachen unserer religiösen Überlieferung auflöst und zerstört. Denn dem religiösen Gefühl werden niemals die reinen Formen des Denkens genügen, in denen das Geistige allein adäquat gefaßt werden kann; zwischen dem Resultat der tiefsten Abstraktionen angestrengten Nachdenkens und den überlieferten bildlichen Ausdrücken der göttlichen Erscheinungen liegt für jeden Menschen die persönlich erlebte, ihn seit den Tagen der Kindheit mit heiligem Schauer erfüllende, auch auf der Phantasie beruhende Gottesvorstellung. Nur darauf kann es dem Historiker ankommen, ob in einem gegebenen Fall ein wahrhaft religiöses Erlebnis vorliegt. Er wird es verneinen, wenn andere bewußte oder halbbewußte, aber

absichtlich nicht eingestandene Interessen deutlich mitwirken oder gar den Ausschlag geben; denn damit wird das Heilige in der Menschenbrust entweiht und der ganze Vorgang in einen andern Zusammenhang gestellt. Was als „fromm" erscheinen will, oder ausgegeben wird, muß dann von dem Historiker, wenn es bloß auf den Schein abgesehen ist, als „frömmelnd", wenn die Nebenzwecke stark hervortreten, als „zelotisch" bezeichnet werden. Ein fester Ausdruck für diese zweite Form angeblicher Religiosität, die sich selbst betrügend eigene Zwecke als göttliche Gebote behandelt, fehlt uns; ich wähle dafür „zelotisch" nach dem Namen der Partei, deren Treiben Josephus, bel. Judaic. IV c. III, 9, schildert.

An der Gegenüberstellung der echten Frömmigkeit Friedrichs des Weisen und der zum Zelotismus umschlagenden religiösen Sinnesart Philipps II. nach Rankes wohlerwogenen Schilderungen wird uns der Unterschied klar werden. Von dem frommen sächsischen Kurfürsten bemerkt der seines Amtes waltende Historiker als Grundzug seines religiösen Verhaltens, daß er „das Heilige anerkennt, das sittliche Geheimnis der Schöpfung und es nicht wagt, ihm mit den unreinen Trieben des Augenblicks zu nahe zu treten ... Dies hätte ihn abgehalten, in Luthers Sache selbsttätig und mit eigener Willkür einzugreifen: eben dies aber bewirkte, daß er sich den Neuerungen in Wittenberg, so wahrhaft ungern er sie auch sah, doch nicht mit aller Kraft entgegenstellte. Er wagte sie nicht zu verdammen, so wenig wie Melanchthon. Als er einst in Prettin die Bedenken seiner Gelehrten und Räte in dieser Sache vernommen, zeigte er sich von der Möglichkeit, daß die Leute recht haben möchten, betroffen und erschüttert. Er sagte, er verstehe es nicht als ein Laie; ehe er sich aber entschließe, gegen Gott zu handeln, wolle er lieber den Stab in die Hand nehmen und sein Land verlassen." (S. W. Bd. 2, S. 20.) Von Philipp II. dagegen lesen wir: „Gehorsam und katholische Religion zu Hause; katholische Religion und Unterwerfung in den anderen Ländern; das ist es, was ihm am Herzen liegt, das Ziel aller seiner Arbeit. Er selbst ist dem äußeren Gottesdienste der katholischen Kirche mit einer mönchischen Anhänglichkeit zugetan. Um Erzherzogen, die ihn besucht haben, zu zeigen, wie ehrwürdig ein Priester sei, küßt er einem solchen nach der Messe die Hand. Einer vornehmen Dame, die auf die Stufen des Altars tritt, sagt er: „Das ist kein Platz, weder für Euch, noch auch für mich." Wie emsig, mit wie vieler Sorgfalt, wie vielen Kosten bringt er aus den Ländern, welche protestantisch geworden, die Reliquien zusammen, damit diese Schätze nicht für die katholische Christenheit verloren gehen! Es ist dies wohl nicht innere Religion; aber zu einer Art innerer Religion, welche die Gesinnung zu bestimmen vermag, wird ihm die Überzeugung, er sei dazu geboren, diesen äußeren Dienst aufrecht

zu erhalten: er sei die Säule der Kirche, das sei sein Auftrag von Gott. Erlangt er nun hierdurch, daß die meisten Spanier, voll einer ähnlichen Gesinnung, wie ein Italiener sagt, ihn nicht lieben, nicht verehren, sonden anbeten, daß sie seine Befehle für so heilig halten, daß man sie nicht übertreten könne, ohne Gott zu verletzen: so werden ihm zugleich, durch eine sonderbare Illusion, wenn wir anders mit Recht annehmen, daß seine Äußerungen mehr von einer inneren Täuschung ausgingen, als auf eine Täuschung anderer berechnet waren, es werden ihm die Fortschritte seiner Macht und die Fortschritte der Religion identifiziert, und in jenen sieht er diese." (S. W. Bd. 36, S. 104.)

Da religiöse Gesichtspunkte, sobald sie ernsthaft ins Spiel treten, über alle anderen konkurrierenden Motive leicht den Sieg davontragen, so liegt die Versuchung zu zelotischen Vermischungen göttlicher und menschlicher Zwecke außerordentlich nahe. Man tut den gottseligen Reitern Cromwells und vor allen Dingen ihm selbst wohl kein Unrecht, wenn man das, was ihnen in erster Linie als Gottessache galt, merkwürdig oft in derselben Richtung findet, auf die ihr eigenes Interesse sie verwies. Niemandem wird es zweifelhaft sein, daß in den heiligen Kriegen, zu denen den Mohammedanern die grüne Fahne des Propheten voranwehte, in den Kreuzzügen der abendländischen Christen, in den Guerillas der Spanier, ja sogar in der heiligen Allianz von 1815 das religiöse Motiv mit menschlichen Zwecken vermengt war, und daher das Stigma des Zelotismus nicht vermieden wurde. Man darf überhaupt bei den Massen auf eine allzu reinliche Absonderung der religiösen als der heiligsten Beweggründe von allen anderen als den sie direkt profanierenden nicht dringen. Höchstens nach der negativen Seite hin könnte man verlangen, daß ein wichtiges und klar erfaßtes religiöses Motiv stärker wiegt, als alle entgegenstehenden Gründe anderer Art. Aber auch solche reinste und echteste Frömmigkeit kann, zuweit getrieben, ihr eigenes Ziel verfehlen. Die Makkabäer, die sich am Sabbath ohne Gegenwehr totschlagen ließen, glaubten zwar dadurch ihren Gehorsam gegen das göttliche Gebot zu erweisen, haben aber durch ihre formalistische religiöse Scheu, die sich nur auf einen Punkt richtete, der Weltordnung, die Gott für unser Handeln setzte, gegen ihren Willen Abtrag getan. Wir nennen diese zu engbegrenzte Einmischung eines religiösen Motivs „Bigotterie". Mit gutem Glauben stellte sich diese Engherzigkeit dem auch am Sabbath Kranke heilenden Christus rechthaberisch gegenüber. Auch ein vielgerühmter Entschluß aus der deutschen Reformationsgeschichte kann von einer solchen Einseitigkeit nicht freigesprochen werden. Die Entschließung auf dem Konvent von 1530 in Nürnberg stimmte Luthers Auffassung bei: wenn der Kaiser Gewaltsamkeit übe, um die eben aufgerichtete

gereinigte Lehre des Evangeliums zu vernichten, so dürfe man sich „nicht weigern, ihm das Land zu eröffnen und ihn darin nach seinem Willen verfahren zu lassen". Die tapferen Männer, die ohne Zweifel mächtige Verbündete gewinnen und auf den Sieg hätten rechnen können, gaben allen Widerstand auf, weil sie „ganz allein aus Religion" ihre Motive herleiteten. Ranke urteilt darüber: „Allein nie trat wohl die reine Gewissenhaftigkeit rücksichtsloser, großartiger hervor." „Genug, klug ist das nicht, aber es ist groß." (S. W. Bd. 3, S. 132.) Nun, diese negative Entscheidung aus Religiosität ist ja auch der orientalischen Gewohnheit, sich mit dem Kismet zu trösten und dadurch duldenden Gehorsam ebensogut wie untätige Gleichgültigkeit mit dem Mantel der Gottergebenheit zu bekleiden, nahe verwandt. Wir können nicht leugnen, daß das von Luther gegebene Beispiel — sagen wir es ganz offen — der Bigotterie nach der bequemliegenden negativen Seite hin den deutschen Protestantismus auch nachher dazu verleitet hat, den Veränderungen der Weltlage untätig zuzuschauen und die Sorge für die Entwicklung des Protestantismus Anderen zu überlassen. Wenn sie sich des Besitzes des reinen Wortes Gottes in aller Ehrbarkeit und Gottseligkeit freuten und sich jedes Eingriffs in die niederländischen Religionskämpfe enthielten, so haben sie, von ihrem Standpunkte aus, aus Religion der Religion geschadet. Sobald sie aber aus ihrer Unterlassung Rühmens machen, wird Bigotterie daraus.

Nach der entgegengesetzten Seite hin verleitet häufig die Berufung auf das Heiligste religiös angelegte Naturen, ohne Überlegung einer einzelnen Rücksicht alle anderen zu opfern. Indem sie für Gott zu streiten meinen, setzen sie sich über alle entgegenstehenden positiven Gebote und vernünftigen Erwägungen hinweg, weil sich bei Vorstellungen göttlicher Beziehungen die sonst vernehmbare Stimme des Gewissens am leichtesten beschwichtigt. Von dem lateinischen Wort für „Heiligtum" (fanum) ist der Ausdruck „Fanatiker" in alle Sprachen übernommen worden, um zunächst die religiösen, dann aber auch alle anderen zum äußersten entschlossenen einseitigen Schwärmer damit zu bezeichnen. Als lehrreiches Beispiel eines religiösen Fanatikers mag uns Felton, der Mörder des wegen seiner Politik verhaßten Herzogs von Buckingham, dienen. Der glaubte, als er den todbringenden Dolch zückte, er sei nur der Vollzieher des Gesetzes, „das Gott selbst gegeben habe". Nach der Tat ließ er sich belehren, daß er hätte unterscheiden müssen, was etwa die Liebe zum Vaterlande und was Gott wirklich verlange. Da bat sich der arme Mensch, der vorher die ihm freigestellte Flucht verschmäht und sich seiner Tat gerühmt hatte, als eine Gnade aus, vor aller Welt Buße tun zu dürfen, in Sack gekleidet, Asche auf seinem Kopfe und einen Strick um den Hals. Er war eben kein politischer, sondern ein

religiöser Fanatiker; Zelot war er nicht. Auch Sand, den Mörder Kotzebues, muß man als religiösen Fanatiker, nicht als politischen Wahnsinnigen betrachten. Denn auch er überzeugte sich „in Angst und bitteren Tränen zum Höchsten", daß ihn, „nicht zum Morde Geschaffenen" die heiligste Pflicht rufe; von Begierde nach Ruhm, von Berechnung der Folgen, kann bei ihm nicht die Rede sein, aber auch nicht von Leidenschaft, weil er sich sonst an der von seiner Burschenschaft ausgehenden Provokation gegen Kotzebue beteiligt hätte, und erst recht nicht von Affekt, da er sich ja die Zeit ließ, zum Zweck der sicheren Ausführung seiner Mordabsicht erst anatomische Studien zu machen.

§ 91. Politische Religion.

Der weitgehendste Auswuchs des Zelotismus liegt in der landläufigen Auffassung des Grundsatzes „der Zweck heiligt die Mittel", den man den Jesuiten zuschreiben will. Die moralische Entrüstung, die sich mit Recht gegen einen so formulierten Grundsatz richtet, beruht auf dem zweifellos zelotischen Einschlag, der durch das Wort „heiligt" hineinkommt. Denn dadurch wird, da wir das Heilige nur mit dem Unantastbaren, Vollkommenen, Göttlichen in Verbindung bringen können, allerdings jede Vermengung menschlicher und göttlicher Rücksichten gebilligt. Auf rein menschliche Zwecke bezogen und etwa auf die Formel gebracht: „Ein durchaus lobenswerter und notwendiger Zweck kann sehr wohl die Anwendung eines an sich nicht zu billigenden, ja verwerflichen Mittels rechtfertigen" ergäbe er eine Umformung, die wir häufig genug in Fällen von Notlüge, Notwehr und Kriegslist uns sehr wohl gefallen lassen. Der englische Philosoph Hobbes hat diesen berechtigten Grundsatz für rein menschliche Handlungsweisen mit der ihm eigenen Bestimmtheit ausgesprochen: „Weil derjenige, dem das Recht zu den notwendigen Mitteln abgesprochen wird, des Rechtes zu seinem Zwecke verlustig geht, so ist es nur folgerichtig, daß, wenn jeder das Recht der Selbsterhaltung hat, jeder auch das Recht hat, alle Mittel anzuwenden und jede Handlung zu begehen, ohne die er sich selbst nicht erhalten kann." Nun kann man ja bezweifeln, ob das Selbsterhaltungsrecht unter allen Umständen höher stehen darf, als jede andere Rücksicht. Ein Soldat, der auf einen verlorenen Posten geschickt wird, dürfte diese Anschauung gewiß nicht haben; sie kann also nicht allgemein zur Maxime sittlichen Verhaltens gemacht werden. Aber niemand wird bestreiten, daß in Fällen, wo das Mittel, durch das ich mein Leben erhalten kann, geringwertiger ist, als meine Existenz, der Grundsatz durchaus berechtigt ist: wenn ich mich z. B. gegen einen mich angreifenden Raubmörder dadurch wehre, daß ich ihn erschieße. Im Reich der menschlichen Zwecke wird ja von dieser Aufopferung

eines geringeren Gegenstandes zur Erreichung oder Erhaltung eines höheren fortwährend Gebrauch gemacht und wir können abgekürzten Grundsätzen, wie sie sich bei den jesuitischen Schriftstellern finden (cui licitus est finis, etiam licent media), nur den Vorwurf machen, daß sie vom Standpunkt der Moral nicht immer anwendbar sind, sondern nur dann, wenn der Zweck erheblich wertvoller ist, als die aufgewandten Mittel. Sowie man religiöse Momente hineinbringt, wird jeder Makel, der dem Mittel anhaftet, seine Anwendung absolut verbieten, wie es Ranke bei der Charakteristik Friedrichs des Weisen hervorhebt: „Es ist die Grundlage aller Religion, daß man das Heilige anerkennt, das sittliche Geheimnis der Schöpfung, und es nicht wagt, ihm mit den unreinen Trieben des Augenblicks zu nahe zu treten.“ (S. W. Bd. 2, S. 20.) Angesichts des göttlichen Gebots: „Du sollst nicht töten“ war die Überzeugung des Dominikaners Jakob Clement, daß Heinrich III., den er für den Staat und die Religion für verderblich hielt, von Privathänden ermordet werden dürfe, schon ungeheuerlich. Es war offenbarer Zelotismus, wenn er seinen Oberen die Frage vorlegte, ob es Todsünde sei, wenn ein Priester den Tyrannen morde, und auf die Antwort, daß es nur eine Unregelmäßigkeit sei, kalten Blutes und, wie er glaubte, zur Ehre Gottes dem überlisteten König das Messer in den Leib stieß.

Etwas ganz anderes ist es, wenn wir mit gutem Grunde die Überzeugung hegen, daß göttliches und menschliches Recht die gleiche Zweckhandlung von uns fordern, wenn also das Gegeneinanderstehen von Mittel und Zweck gar nicht in Frage kommt, sondern höchstens durch die religiöse Beimischung ein menschlich berechtigtes, leidenschaftliches Streben einen fanatischen Anflug bekommen kann. Daß die Hineinziehung religiöser Impulse in den Kampf um nationale Güter das letzte verzweifelte Mittel ist, hat auch Hegel klar erkannt. Er schrieb einem jungen Freunde im Januar 1807, daß in einer Situation, wo Vaterland, Freiheit, Ehre usw. nicht mehr wirksam genug sind, nur von der Religion stärkere Triebkräfte hergeleitet werden können. (Werke, Bd. 17.)

Vom idealen Standpunkte des Christentums aus, das das Reich Gottes von dieser Welt der menschlichen Bestrebungen unterscheidet, mußte jede Vermengung religiöser Seelenvorgänge mit anderen speziell auch politischen Antrieben als unheilig und in ihren stärkeren Graden als zelotisch bezeichnet werden. Aber ehe das Römerreich emporkam, gehörten Staat und Religion so nahe zusammen, daß sich in den Vorstellungen der Menschen diese innige Vereinigung nicht lösen ließ. Ranke beginnt seine Weltgeschichte mit der Bemerkung, daß in den ältesten Zeiten die Vorstellungen über die göttlichen Dinge mit den Antrieben des Lebens und dem Geiste der Landesverfassung zusammenfielen. Auch im Judentum war das

nationale Element mit den religiösen Ideen zu einer einheitlichen Tradition verwachsen. Die Periode der reinlichen Scheidung göttlicher und menschlicher Dinge beginnt mit dem ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, als in der gräko-romanischen Kulturwelt die Einheitlichkeit des Menschengeschlechts sowohl von den griechischen Philosophen wie von den christlichen Aposteln erfaßt wurde und damit für die prinzipielle Unabhängigkeit der göttlichen Wahrheit von den besonderen Zwecken der Menschen die Voraussetzung gegeben war. Aber wieviel fehlt noch, daß diese erhabene Lehre Jesu Christi, dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist, allgemein beherzigt würde, und daß nationale, soziale und politische Rücksichten vor dem Streben nach wahrer Gotteskindschaft dauernd zurücktreten müßten! Tatsächlich ist der Begriff einer politischen Religion, wie das Altertum ihn als selstverständlich hinnahm und als die höchste, dem Menschen mögliche, innerliche Erhebung kultivierte, noch jetzt auch in christlichen Nationen keineswegs völlig überwunden. Im nahen Orient ist sie die Haupttriebkraft der Ereignisse und die Quelle fast unaufhörlicher Wirren, wie wir sie aus Mazedonien zu hören gewohnt sind. In Japan hat eine aus der ältesten Zeit überlieferte politische Religion gerade in den Fährnissen der Europäisierung des Inselreiches während der letzten zwanzig Jahre eine sehr beachtenswerte Wiederbelebung gefunden. Auch die unbegreiflichste Tat der Weltgeschichte, die Ermordung Cäsars durch seinen Freund und Günstling, den „gemütvollen, dem Studium der Historie und der Philosophie hingegebenen Ideologen" Markus Brutus, der als Praetor Urbanus zum Wächter der Ordnung bestellt war, führt Ranke auf religiösen Zelotismus zurück. Er fügt dabei den allgemeinen Satz hinzu: „Es gibt eine politische Religion, die nicht gerade dogmatisch ausgebildet zu sein braucht, um die Gemüter mit sich fortzureißen." (Weltgesch. II, 2, S. 323.)

§ 92. Aberglaube.

Über die im Leben und in der Geschichte viel häufigere Erscheinung der „Frömmelei", die durch geflissentliche Erfüllung religiös gebotener Äußerlichkeiten die Innerlichkeit, Demut und immer wache Gewissenhaftigkeit der wahrhaft Frommen zu ersetzen sucht, können wir in dieser Übersicht individueller Seelenvorgänge schnell hinwegschreiten, weil ja das klassische Beispiel der Pharisäer im alten Jerusalem vielleicht mit zu starker Betonung ihrer „Scheinheiligkeit" vor Augen steht.

Ganz etwas anderes als Bigotterie, Frömmelei und Zelotismus ist propagandistischer G l a u b e n s e i f e r; denn hier, wie so oft müssen wir das deutsche Wort für die Lichtseite einer Erscheinung reservieren, während das synonyme Fremdwort die Verzerrung

oder doch das Minderwertige bezeichnet. Der innere Drang, dem Göttlichen seinen Platz in den Menschenseelen zu sichern, ist jedenfalls ein würdiges Ziel echter Frömmigkeit. Voraussetzung ist dabei natürlich, daß keine Mittel angewandt werden, die der moralischen Reinheit des Strebens Abtrag tun. Auch versteht sich von selbst, daß neben den verordneten Seelsorgern und in die Fremde gesandten Glaubensboten auch weltlichen Lehreren, Rednern und Schriftstellern, die im Weinberge des Herrn, d. h. an der geistigen Erhebung der Menschheit arbeiten, ein Anteil an dem Erfolge zukommt. Aber wo gäbe es eine größere, für die Jahrhunderte erfolgreichere Wirksamkeit, als die des Glaubenseiferers Paulus, der als selbstbestellter Apostel die Saat des religiösen Lebens, zu dem er sich emporgeschwungen hatte, weithin ausstreute. Nach der Aufklärungsperiode mußte die geschichtliche Bedeutung freiwilligen Glaubenseifers erst wieder entdeckt werden, indem man die großen Erfolge von Männern wie Zinzendorff, Svedenborg, den Gebrüdern Wesley, Lammenais, Montalambert, Newman und Pusey, Kierkegaard, Vinet, Carlyle, Lagarde, Strauß, Madame Blawatzky, Booth und Egidy bemerkte, und auch die Bedeutung des Mahdi in Afrika und die religiösen Reformversuche in Indien kennen lernte. Wir wissen jetzt, daß reiner propagandistischer Glaubenseifer, wie er etwa Mohammed beseelte, als eine der Haupttriebkräfte der Weltbewegung auch historisch zu bewerten ist. Dabei ist aber, nach der positiven wie nach der negativen Seite hin, die ungeheuere Breite dieses Lebensgebietes besser erkannt worden. Deklamationen über die „Frivolität" eines Voltaire, den „Visionsschwindel" eines Mohammed, die „Heuchelei" Cromwells sind innerhalb der historischen Wissenschaft für immer begraben. Dem Historiker kann es nur darauf ankommen, im gegebenen Fall den Nachweis zu liefern, wieweit beim religiösen Erlebnis menschliche Triebe und Interessen ins Heilige, oder heilige Schauer und religiöse Impulse ins Profane hinübergezogen worden sind. Wo mit Bewußtsein das Heilige für irdische Zwecke mißbraucht wurde, einigt man sich jetzt leicht über ein verwerfendes Urteil; auch die ultramontanen Historiker lassen bei einem Alexander VI., Julius II., Leo X., Clemens VII. keine Frömmigkeit mehr gelten.

Mit religiöser Erhebung des inneren Menschen nicht verbundene Vorstellungen über naturgesetzwidrige Verknüpfungen der Dinge nennen wir „Aberglauben". Meist handelt es sich dabei um Überlieferungen früherer Zeit. Fichte definiert: „Aus dem Besitz geworfener Glaube heißt seitdem Aberglaube." Das vierblättrige Kleeblatt, das auf die Schwelle genagelte Hufeisen, die Scheu vor den Zahlen 7 und 13, das der Braut in den Schuh gesteckte Silber und hundert andere Bräuche, die auf das Lebensschicksal oder das Jagdglück einwirken sollen, werden ihr harmloses Dasein weiterführen,

auch wenn es keine Analphabeten auf Erden mehr gibt und keine Aufklärer sich über den Wunderglauben ereifern. Der halbironische Humor, mit denen diese traditionellen Lockmittel des Glücks und Verscheucher von Ungemach behandelt werden, nehmen ihnen ihre Bedeutung als Impulse ernster Handlungen. Wichtig ist für den Historiker nur das Grenzgebiet zwischen Aberglauben und Religion, die bei den Griechen und Römern so weitverbreitete und den Chinesen so hinderliche Deisidämonie. Sie bringt oft noch nachträglich den Unglücksfall mit dem Nichtfressenwollen der heiligen Hühner in Verbindung und erkennt ihn als Strafe für mangelnde Beobachtung alter Gebräuche an; sie verkehrt die leichterklärliche Tatsache, daß jeder Wechsel den Glücklichen schreckt, in die halb als Blasphemie empfundene Theorie: „Mir grauet vor der Götter Neide." Als Kunstmittel ist ja von diesem landläufigen Aberglauben oft Gebrauch gemacht worden. Herodot beschafft sich aus dem Dampf der Deisidämonie den nötigen Wolkenvorrat, um es auf seiner Bühne auch einmal blitzen und donnern zu lassen, wenn er im Texte seiner Erkundigungen auf Katastrophen stieß. Thucydides hat sich dagegen durch seine Polemik gegen die Wirksamkeit der Orakelsprüche um die Historiographie das Verdienst erworben, daß in ernsten geschichtlichen Arbeiten „der Finger Gottes", „die gewaltig strafende Hand Gottes", „Gottes Fügung", usw., die ja in der populären Auffassung zeitgenössischer Ereignisse niemals verschwinden werden, zur Erklärung der Begebenheiten nicht mehr herbeigezogen werden dürfen. „Die Nemesis der Weltgeschichte" ist in der ernsten historischen Literatur nur als bildlicher Ausdruck verwendbar, nicht in der eigentlichen Bedeutung, die der religiösen Auffassung als ihr gutes Recht überlassen bleibt.

Neuntes Kapitel.

Moralisches Verhalten und Vernunft.

> „Die reine praktische Vernunft will nicht, man solle die Ansprüche auf Glückseligkeit *aufgeben*, sondern nur, sobald von Pflicht die Rede ist, darauf gar *nicht Rücksicht nehmen*." (Kant.)

§ 93. Vorbemerkung.

Moralische Bewertungen unserer Nebenmenschen spielen im täglichen Leben eine so große Rolle, daß der Historiker bei der Vergegenwärtigung vergangener Zeiten es gar nicht vermeiden kann,

Urteile dieser Art einzuflechten, wo sie zum Verständnis des Verlaufes beitragen. Aber gerade auf diesem Gebiete ist die Communis opino in den letzten Jahrzehnten sehr ins Schwanken geraten. Die Abstufungen des Egoismus, die brutalen Instinkte, altruistische und asketische Neigungen, die Forderungen der Vernunft und des Taktes und die moralischen Velleitäten, die sich vorübergehend als Launen und Marotten oder dauernd bei den „Männern von Prinzip" oder den „Originalen" finden, nicht zu übersehen, aber auch nicht zu stark hervorzuheben, ist eine jetzt in historischen Darstellungen wenig zu ihrem Rechte kommende Forderung, weil wir grade auf diesem Gebiete eine lange Reihe von „Rettungen" und überlaute Versuche der „Umwertung" hinter uns haben. Früher war allerdings bei deutschen Historikern die Beurteilung historischer Personen allein nach der Moralität ihrer Absichten, das „Moralisieren", ebenso übertrieben. Es bedarf deshalb einer freien Umschau, um ein Gefühl dafür zu erwecken, daß die darstellenden Historiker sich an gewisse Normen halten und in aller Kürze die Exzentritäten zeichnen könnten, um die es sich für sie handeln kann. Wir müssen zunächst die Individualerscheinungen abgrenzen von den kollektivistischen, deren Überschätzung noch immer die öffentliche Meinung beherrscht. Daß es ein Gebiet von intim subjektiven Lebensbeziehungen moralischer Qualität gibt, wo die freie Selbstbestimmung des Menschen waltet und als sittliche Forderung selbstverständlich erscheint, erkennen wir in unserer unmittelbaren Gegenwart am deutlichsten, wenn eine Autorität in dieses Gebiet einzudringen wagt oder gar Gewissenszwang auszuüben sucht.

§ 94. Die selbständige individuelle Natur der „Moral".

Simmel hat eine zweibändige „Einleitung in die Moralwissenschaft" (Berlin 1892 u. 93) geschrieben, deren sieben unabhängig nebeneinander gestellte Kapitel nur durch die Tendenz zusammengehalten werden, den Nachweis zu liefern, daß es im individuellen Bewußtsein keine verläßlichen Werturteile über unser Handeln und damit keine ethischen Grundbegriffe geben kann. Theobald Ziegler hat 1890 seinen Vortragszyklus über „Sittliches Sein und sittliches Werden" veröffentlicht, in denen die Moral als ein gesellschaftliches Produkt dargestellt wird, das durch den Terrorismus der öffentlichen Meinung, durch Familienzusammenhang, Sitte und Gewohnheit, sowie durch den Nachahmungstrieb den Einzelnen beherrscht wie der Staat durch seinen Zwang und die Kirche durch ihre Autorität. Leslie Stephen nennt (Science of Ethics, London 1882, Chap. IX, § 17) den moral sense einfach „a product of social facts". Wer die neuere Literatur über ethische Probleme verfolgt, könnte leicht glauben, daß die individualistische Richtung der im 18. Jahrhundert

maßgebenden englisch-schottischen Moralphilosophie und unseres die Sehne der moralischen Energie aufs straffste spannenden Kant in der Theorie fast völlig verlassen worden ist. Man hat auf der einen Seite (Rousseau, Stirner, Nietzsche) den individuellen Trieben jede Fessel abgenommen und den Wert freien kreatürlichen Auswachsens mit unbedingter Geltung in Umlauf zu setzen gesucht; man hat dagegen von soziologischer Seite aus den Einzelnen zum bloßen Fortpflanzungsglied seiner Gattung herabgedrückt und ihm sein Verhalten nach den Bedingungen der Selektionstheorie vorgezeichnet, sei es negativ, indem man das möglichst baldige Aussterben des Menschengeschlechts als eine zu erhoffende Erlösung anpries, sei es positiv, wie wenn etwa „die Idealistin" Malvine von Meusenbug vollkommenere Individuen von der Paarung besonders gutgearteter Männer und Frauen erwartet. Die als Durchschnittsregel annehmbare Beobachtung vom Familientypus, die Annahme, daß „erst eine Reihe Guter oder Böser endlich das Entsetzen oder die Freude der Welt hervorbringt" hat in unserer systemsüchtigen Zeit merkwürdige Blüten getrieben. In Amerika konnte allen Ernstes davon die Rede sein, jugendliche Bösewichte durch operativen Eingriff der Fortpflanzungsfähigkeit von Rechts wegen zu berauben. Sir Francis Galton hat 1889 durch sein Buch „Natural Interitance" eine neue Lehre von der „Eugenik" begründet, die auf biologischem Wege die Menschheit verbessern will. Der auf das moralische Gebiet angewandte Kollektivismus ist aber doch nur eine vorübergehende Verirrung, die sich aus den Tendenzen der letzten dreißig Jahre historisch erklärt. Die Mehrzahl der nach Verbesserung strebenden Führer unseres öffentlichen Lebens haben redlich mitgewirkt an der sozialen Gesetzgebung, auf die unsere Zeit mit Recht stolz ist. Es sind große Wirkungen erzielt, indem man die Willkür der Einzelnen, die nach Beseitigung veralteter Beschränkungen sich erbarmungslos im freien Konkurrenzkampfe entfaltete, wieder nach den Forderungen der Billigkeit einengte, das geltende Recht den sozialen Bedürfnissen anpaßte, Mißbräuche bekämpfte, gute Sitten förderte, die Erziehung der Jugend reformierte, gesellschaftliche Schäden aufdeckte und heilte. In der sozialen Gesetzgebung sind die Lebensgeister der großen Institute der Politik, der Religion, des Rechts und der Sitte in energischen Agitationen zusammengefaßt worden als Träger unserer Zivilisation; in ihnen eine bessere Vergesellschaftlichung, eine von Auswüchsen freiere Entwicklung zu ermöglichen, war der wesentlichste Inhalt der idealen Aufgaben des letzten Menschenalters. Da verschwand denn aber wiederum die Bedeutung der individuellen Moral, die neben den religiösen Bestrebungen, der Politik, dem Recht, der Sitte ein unentbehrlicher Faktor des geschichtlichen Lebens ist, in dem öffentlichen Bewußtsein so sehr, daß wir jetzt der Vernachlässigung wieder

inne werden müssen. Politische Machtstellung, religiöse Parteiung, nationale Arbeit, soziale Praxis, Klassenkämpfe, Rassengegensätze beschäftigten die öffentliche Meinung so stark, daß besonnene Fahnenträger der individuellen Kultur, ein Dilthey und Eucken, lange Zeit nur wenig beachtet wurden. Für Simmel und Ratzenhofer existierten ihre Arbeiten gar nicht. Das verspricht jetzt anders zu werden, besonders erfreulich ist es, daß eine sozial-ethische Autorität wie Schmoller in seinem Grundriß der allgemeinen Volkswirtschaftslehre die tatsächliche Bedeutung der individuellen „Moral"[1]) als eines grundlegenden Faktors neben Sitte und Recht anerkannt hat. Dem Historiker kann die Wichtigkeit der Moral nicht verborgen bleiben; enthält doch ein Absatz Rankes auf dem Höhenpunkte seiner Preußischen Geschichte nichts als das kurze Diktum: „Was macht den Menschen als der innere Antrieb und Schwung seines moralischen Selbst?"[2]) Der wichtigste Faktor in der Einigungsperiode Italiens war die moralische Schwungkraft des Grafen Cavour. Mit Recht hat Wilhelm Oncken in seinem „Zeitalter Kaiser Wilhelms" das moralische Erwachen dieses Staatsmannes quellenmäßig dargelegt.

Seitdem Sokrates freudig und innerlich unbezwungen den Schierlingsbecher trank, ist die Unabhängigkeit der moralischen Wertschätzung eines Menschen von jeglicher Berechnung seiner Erfolge oder von der Meinung seiner Zeitgenossen im Bewußtsein der abendländischen Kulturwelt lebendig geblieben. Die individuelle Moral, „ein guter Wille" im Sinne Kants erscheint im bürgerlichen Leben als das summum bonum menschlicher Werte. Das belehrendste Beispiel, das die Geschichte bietet, ist die Entschließung des Königs Karl I. von England am Sonntag, dem 19. Mai 1641, die Bill of Attainder gegen den Earl of Strafford zu unterschreiben, um seine Krone, sich selbst und seine Familie vor der Gefahr zu retten, die ihm sehr eindringlich dargestellt wurde. Der König opferte seine Überzeugung, daß er moralisch verpflichtet sei, die Unterschrift zu versagen, der Majorität der fünf Bischöfe, die er als Gewissensrat um sich versammelt hatte, von denen nur einer ihm riet, der eigenen Überzeugung zu folgen. Er hat den moralischen Absturz, der darin lag, nie wieder vergessen. Ein Brief des Earl hatte ihn darin bestärkt, den Bischöfen die Entscheidung zu überlassen; denn darin hieß es, daß der König berechtigt sei, ihn, der einer Versöhnung zwischen dem

---

[1]) Wir bedürfen dieses Fremdwortes, weil das entsprechende deutsche Wort „Sittlichkeit" durch seine Ableitung von Sitte immer wieder die falsche Vorstellung erweckt, als handelte es sich nur um Konformität mit der herrschenden „Sitte". In seinem Sendschreiben an Treitschke (1875) gebrauchte Schmoller noch den Ausdruck „freie Sittlichkeit". Jetzt reserviert er ihn für den „Höhepunkt" der Moral.

[2]) S. W. 29. S. 298. Das zielt auf Friedrich d. Gr.

König und seinem Volke im Wege stehe, hinwegzuräumen und das Unglück zu vermeiden, das durch eine Zurückweisung der Bill entspringen würde. „Volenti non fit injuria“ zitierte der Earl. Zwei Tage darauf wurde Strafford hingerichtet, aber „sein Schritt und seine Miene“, schreibt der Augenzeuge Rushworth, „waren eher die eines Generals, der an der Spitze einer Armee ausrückt, um einen Sieg zu erfechten, als eines Verurteilten, der den Todesstreich empfangen sollte“. Er sprach würdig, aber ohne Appell an das Urteil der Nachwelt. Da er zugleich nicht daran zweifelte, im Recht gewesen zu sein, als er den Willen seines Königs ausführte, bewies er die Gesinnung, wie Kant sie fordert, die „auf Glückseligkeit gar nicht Rücksicht nimmt, sobald von Pflicht die Rede ist“[1]).

In einem Exkurs zu § 86 seiner „Kritik der Urteilskraft“ supponiert Kant „einen Menschen in den Augenblicken der Stimmung seines Gemüts zur moralischen Empfindung“. Er denkt ihn sich einerseits „im Gedränge von Pflichten, denen er nur durch freiwillige Aufopferung Genüge leisten kann und will“, andererseits „habe er sich etwa unbedachtsamerweise wider seine Pflicht vergangen, wodurch er doch eben nicht Menschen verantwortlich geworden ist“. Die Heiterkeit des einen, die „strengen Selbstverweise“ des andern sind für Kant die Basis für die Möglichkeit, „ein reines moralisches Bedürfnis der Existenz eines moralisch-gesetzgebenden Wesens außer der Welt sich vorzustellen“. Um zu der für seine Ethikotheologie notwendigen „Anpreisung einer für sich allein gesetzgebenden reinen praktischen Vernunft“ emporzusteigen, konstruiert sich Kant diesen hypothetischen Fall, bei dem es „vergeblich ist, hinter diesen (moralischen) Gefühlen Triebfedern herauszukünsteln“. In dem Verhalten Karls I. und des Earl of Strafford bietet ihn die Geschichte, ohne daß Kant darum wußte[2]), in unbestreitbarer Tatsächlichkeit. Sofort wird klar, daß die Interessen, um derentwillen der König und sein Freund vor die Alternative eines moralischen Entschlusses gestellt wurden, die Frage der Ausdehnung der königlichen Prärogative oder der parlamentarischen Freiheit, durch die Haltung der beiden Männer keineswegs entschieden wurden, wie etwa ein Prozeß durch eine Eidesleistung. Die individuelle Moral hat einen besonderen, von keinem anderen Zweckzusammenhang ableitbaren Gehalt, der in der Geschichte zur Veranschaulichung gelangt und dadurch die höchsten Abstraktionen des auf diesem Gebiet produktivsten Denkers be-

---

[1]) Daß Strafford sich keineswegs für seinen König zu „opfern“ wünschte, sondern ihm nur die völlige Freiheit des pflichtgemäßen Entschlusses geben wollte, ergibt sich aus seinem Ausruf: „Setze nicht auf Fürsten dein Vertrauen oder auf andere Menschen; denn bei ihnen ist keine Rettung.“

[2]) Erst die objektive Auffassung des 19. Jahrhunderts ist dem Earl of Strafford gerecht geworden.

stätigt[1]). Daß man von ihnen nicht absehen darf, wenn man den Zusammenhang der Geschichte erfassen will, beweist die Entschiedenheit, mit der sich Bismarck auf die „vornehme historische Erscheinung" Karls I. berief, um seinen König über alle Bedenklichkeiten hinwegzuheben. Für sich selbst hatte er an Earl of Strafford ein glänzendes Vorbild eines würdigen Verhaltens. — Die moralische Haltung des Epaminondas ist ein Kleinod im Schatze der historischen Erinnerungen, das mit „sozialen Betätigungen" in gar keinem Zusammenhang steht.

Erschwerend für die historische Rekonstruktion der Ereignisse wirkt das Interesse der nachlebenden Generationen an imponierenden moralischen Entschlüssen oft durch die Sagenbildung, die sich daran knüpft. Das lehrreichste Beispiel ist die einfache Pflichterfüllung des Regulus, der nach seiner Gefangennahme einer karthagischen Gesandtschaft nach Rom beigegeben war. Was er tat, gibt Cicero an einer Stelle seiner Offizien (I. 13) zunächst ganz schlicht wieder: „Er sprach sich im Senat dafür aus, in eine Auswechselung der Gefangenen nicht zu willigen, zog aber dann, obwohl ihn seine Verwandten und Freunde zurückzuhalten suchten, die Rückkehr mit der Aussicht auf Bestrafung einem Eidbruche selbst gegenüber dem Landesfeinde vor." Gegen den Schluß des Buches De Officiis zergliedert Cicero dann das Verdienst dieser moralischen Haltung nach dem Kriterium des Nutzens dieser „Seelengröße und Tapferkeit" (III. 26—32). Horaz hat in der bekannten Römer-Ode (III. 5) die Opferwilligkeit für das Vaterland an diesem Vorbild verherrlicht. Aber damit nehmen sie, da sie einen höheren Zweck dem rein persönlichen Interesse gegenüberstellen, der Darstellung den allgemein gültigen Grundzug des moralischen Verhaltens: „man solle, sobald von Pflicht die Rede ist, auf die Ansprüche auf Glückseligkeit gar nicht Rücksicht nehmen". Unter diesem Gesichtspunkte verliert das Verhalten des Regulus seine Singularität; denn patriotische Selbstaufopferung ist durchaus nichts Ungewöhnliches, so ehrenhaft sie auch in jedem einzelnen Falle bleibt. Cicero verwässert durch die Frage (III. 27) „potest autem, quod inutile reipublicae sit, id cuiquam civi utile esse?" das eigentliche Problem seines Themas. Auf der wahren Höhe individueller Moral würde Regulus erst dann gestanden haben, wenn er den Karthagern, als sie ihn ihrer Gesandtschaft zur Unterstützung ihres Anliegens beigesellten, erklärt hätte, daß er in Rom gegen jede Auswechselung der Gefangenen und

[1]) Für Kulturländer mit soziologischer Basis der Moral, wie China und Japan, gibt es eine solche Freiheit individueller Entschlüsse gar nicht, daß das „Grundgesetz der reinen praktischen Vernunft" (Handle so, daß die Maxime deines Willens jederzeit zugleich das Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könne") in Frage kommt. Denn dort gibt es ein so festes System inhaltlich festgelegter Moralregeln, wie das Konfuzianische.

Friedensverhandlungen sprechen werde; denn eigentlich täuschte er sie doch, als er den Auftrag annahm. Den Römern war aber eine solche Unterscheidung zwischen individueller Moral und Patriotismus ganz unmöglich; daher stellte die Tat des Regulus ihnen ein summum bonum dar[1]).

Von dem Beispiel „deutscher Treue", das Friedrich der Schöne seinem Überwinder Ludwig von Bayern gab, der sogenannten Trausnitzer Aussöhnung von 1325 und der Mitregentschaft des sich wieder als Gefangenen stellenden Habsburgers (denn „was er in Banden gelobt, kann er frei nicht erfüllen"), machen die modernen deutschen Historiker wenig Aufhebens, weil sie sich gewöhnt haben, alles in der Geschichte auf den politischen Kalkül zu reduzieren. Aber Schillers Gedicht sorgt wohl dafür, daß die Sieghaftigkeit individueller Moral, die den Papst in solche Verwunderung setzte, nicht vergessen wird.

§ 95. Die *ἄγραφοι νόμοι* der individuellen „Moral".

Das Gewissen, das wir als ein religiöses, also momentaner Erhebung zum Absoluten fähiges Element des Seelenlebens kennen gelernt haben, macht sich ganz folgerichtig im moralischen Handeln desselben Menschen zu verschiedenen Zeiten in verschiedenem Grade geltend. Ihm unterwerfen wir uns überlassene Entscheidungen nicht immer in dem Momente, wo die Wahl noch frei ist; oft genug lassen wir es erst bald oder selbst lange nachher zu Worte kommen. Daher bereuen wir zuweilen Handlungen, die uns vollständig geglückt sind und unzweifelhaften Vorteil gebracht haben, in einem späteren Augenblick, wo sich die Stimme in unserer Brust laut genug vernehmen läßt. Wir suchen ohne äußeren Anlaß sogar wieder ungeschehen zu machen, was längst erledigt schien und früher selbst nicht ohne Opfer und Mühe durchgesetzt worden ist. Der Kanon, der uns dabei leitet, entspricht dem Schillerschen Ausspruch:

„Es mag die Menschheit schwache Augenblicke haben,
Doch siegen muß das bessere Gefühl."

So überraschen wir mit der Bitte um Entschuldigung Personen, die so etwas gar nicht von uns erwarteten oder zu verdienen glaubten. Die ständige Rubrik des Conscience Money, die das englische Schatzamt für reuige Steuerdefraudanten in der Times unterhält, ist ein

[1]) Mit Jacques Paumier beginnt im 17. Jahrhundert die Reihe der Zweifler an der Geschichtlichkeit der Tradition über Regulus. Zu ihnen gehört auch Niebuhr. Louis de Beaufort, Dissertation sur l'incertitude des cinq premiers siècles de l'histoire Romaine (Utrecht 1738) bestreitet, daß eine Gesandtschaft, an der Regulus hätte teilnehmen können, jemals stattgefunden habe, und Mommsen schließt sich diesen Zweifeln an. Er sagt in seiner Römischen Geschichte von der berühmten Episode nichts, während Ranke mit Berufung auf Zonaras III. 15 findet, daß „die Sendung des Regulus nicht geleugnet werden kann".

interessantes Monument dieser menschlichen Eigenart. Ein ergreifendes Bild des plötzlichen Durchbruchs der Stimme des Gewissens bietet Tolstois Drama „Macht der Finsternis".

Dieses dem Menschen eingepflanzte Streben nach einer Willensbetätigung, bei der die Stimme des Gewissens uns nicht beunruhigt, findet allerdings seine vielseitigste und wichtigste Anwendung in unserm täglichen Treiben und Lassen, durch das wir mit anderen Menschen in Beziehung treten, in denen wir ein uns analoges Seelenleben anerkennen müssen. Wir kommen schon sehr früh, schon beim kindlichen Spiele, zu der Einsicht, daß jeder Einzelwille sich nach einem für alle Beteiligten verständlichen Grundsatz gewissen Beschränkungen fügen muß, um fortwährenden Kampf zu vermeiden. Die Begriffe „gerecht" und „ungerecht", „passend" und „unpassend", „autoritativ" und „gehorsam" müssen im Spiel so gut wie in den Formen des Verkehrs Beachtung finden, damit wir uns in dem unentbehrlichen Zusammenleben mit andern leidlich wohl befinden, indem wir erkennen, daß jedem das gewährt ist, wozu er nach den für Alle geltenden Regeln berechtigt ist. So kann eine Übereinstimmung Vieler, ein Ausgleich widerstrebender Interessen, ein solidarisches Zusammenstehen gegen die Einzelnen erzielt werden, die sich den unentbehrlichen Beschränkungen nicht unterwerfen wollen. So greifen auf der Grundlage der Moral bereits anerkannte Notwendigkeiten in die freie Entfaltung des Individuums ein. Ohne ein die Einzelnen zusammenhaltendes moralisches Verhalten ist der Vorteil, den wir aus der Gemeinschaft mit andern gewinnen, nicht zu erringen.

Die Regeln des Verhaltens gegeneinander werden nun in jedem Verkehrskreise bei häufiger Anwendung zur „Gewohnheit", d. h. zu einer Betätigung, in der an eine andere Möglichkeit gar nicht mehr gedacht wird und also (nach Hegels Ausdruck) „die Fülle und Tiefe des Zwecks nicht mehr zur Sprache zu kommen braucht". Da fällt natürlich jedes moralische Individualinteresse ganz beiseite. Aus jeder längere Zeit bestehenden Gewohnheitsregel wird eine Sitte, von der erwartet wird, daß sich niemand, der zum Kreise ihres Geltungsbereiches gehört, im gegebenen Falle von ihr entfernen wird. Tut er es dennoch, so zieht er über sich die Folgen herein, die der gesellschaftliche Verband zum Schutze der Sitte aufgerichtet hat. Einen mehr oder minder großen Teil dessen, was Sitte ist oder werden soll, sichert jede staatliche oder kirchliche Gemeinschaft durch Strafandrohung und Gewaltmaßregeln. Sie zwingt durch Rechtsbrauch die Individuen zur Innehaltung bestimmter formaler Schranken. Geschriebene und ungeschriebene Gesetze legen in jedem Kulturkreis allen Individuen Pflichten auf, deren Erfüllung nicht erst von dem Belieben des Einzelnen abhängen soll. Es können Sitten zum Gesetz

erhoben und ehemalige Gesetze aufgehoben und nur als Sitte erhalten bleiben. Aber in allen diesen Fällen haben wir es nur mit sozialen Erscheinungen zu tun, nicht mit individueller Moral. Diese kann auf diesem Standpunkte nur als Konflikt der Pflichten in Betracht kommen, wenn verschiedene soziale Gebote sich schnurstracks widersprechen. An solchen Beispielen, deren sich die Literatur bemächtigt, wie etwa an dem Problem, vor das sich Antigone gestellt sah, erwacht das Gefühl der dem Individuum zufallenden höheren Moral. Die Chinesen und Japaner haben, eben weil sie keine hochentwickelte individuelle Moral kennen, ganze Sammlungen von nachahmenswerten Lösungen solcher moralischer Konflikte, aus denen sich die Seele niemals völlig rein zurückziehen kann.

§ 96. Die Typen der moralischen Veranlagung. 1. Egoismus.

Das eigentliche Gebiet der individuellen Moral beginnt erst, wenn auf einer höheren Stufe geregelten Verkehrs die durch Sitte und Recht in ihren Interessen geschützten Individuen tausendfache Beziehungen zwischen sich zu regeln haben, für die ihnen die Gemeinschaft absolute Freiheit gewährt. In alten Zeiten konnten, bei primitiver Kultur können nur die Fürsten im größeren Umfange Moral üben; in „Rechtsstaaten", bei individualistischer Gesellschaftsordnung kann es jeder unabhängige Mann in seiner Sphäre, wo ihn nicht Gesetz und Sitte binden. Soweit es Handlungen gibt, die in meiner Macht stehen und zugleich fremde Interessen schädigen und meinen eigenen nützen, tritt die moralische Qualität ein, über die ein Urteil möglich ist. Es lassen sich, da in der Tat bei vielen Individuen die Entscheidung gewöhnlich in demselben moralischen Sinne erfolgt, vier Typen unterscheiden, die sich von dem unentschiedenen allgemeinen Durchschnitt abheben. Wir werden bei ihrer Aufzählung noch Gelegenheit haben, auf das Wesen der Moral näher einzugehen.

1. Egoisten, die ein ihnen selbst fühlbares Interesse selbst von geringer Bedeutung mehr gelten lassen, als die Rücksicht auf Leiden und Enttäuschungen, die sie durch ihre Maßnahme anderen bereiten: Da der obenerwähnte „gesunde Menschenverstand", der nur die eigenen Vorteile und Nachteile abzuwägen braucht, immer egoistisch ist, so sprechen wir von „gesundem" Egoismus, wenn der zum Handeln Berufene nicht erst lange überlegt, ob er bei ihm nahegelegten Maßregeln Anderen Schaden und Unannehmlichkeiten bereitet, die er ihnen sparen könnte. Perikles mag uns als Beispiel dienen. Von dieser weitverbreiteten Spezies läßt sich die Varietät der „naiven Egoisten" abtrennen, die es gar nicht anders erwarten, als daß sich alles ihren Wünschen füge, während sie selbst keine Rücksichten kennen. So erklärte Wallenstein „es für unmöglich, seinen

Geist so weit zu bezwingen, daß er einem fremden Gebote gehorche"[1]). Die höchste Steigerung des Egoismus, die kein Recht eines Andern gelten läßt, wenn der eigene Vorteil in Frage kommt, nennen wir „krassen Egoismus". „Richelieu erkennt kein Recht neben dem seinen; er verfolgt die Gegner von Frankreich mit derselben Gehässigkeit wie seine eigenen." „Er befolgte die Maxime des Schreckens, daß bei Staatsverbrechen das Verfahren mit der Exekution anfangen dürfe."[2]) Napoleon entschuldigte die Erschießung des Herzogs von Enghien mit der Wendung: „ein Verbrechen, kein Fehler" gegen Fouchés Verurteilung.

Bei der moralischen Beurteilung historischer Persönlichkeiten dürfen wir natürlich nie vergessen, daß die Wahrnehmung allgemeiner Interessen ganz anders ins Gewicht fallen muß als die Rücksicht auf entgegenstehende an sich berechtigte Ansprüche[3]). Wir werden bei Regierungshandlungen wenigstens gesunden Egoismus verlangen und bewußte Härte gerechtfertigt finden müssen, wenn sonst ein Staatsinteresse Schaden litte. „Ein Richter, der nicht strafen kann, gesellt sich endlich zum Verbrecher." Sorgfältiges Abwägen der Forderungen der Moral kann zur Schwäche führen, wie das Beispiel des Kaisers Marc Aurel lehrt, der weder in seiner Familie, noch in der Provinzialverwaltung und in den Legionen Ordnung zu halten verstand, weil er zu milde war. Er hätte einen Avidius Cassius beizeiten unschädlich gemacht und die Gefahr seiner Empörung vermieden, wenn seine moralische Theorie ihm das Titelchen Wahrheit, das für jeden Souverän in der Devise „L'état c'est moi" liegt, nicht verdunkelt hätte. — Da hat der Philosoph auf dem preußischen Königsthrone, der ebenfalls die wahre Philosophie in der Moral fand und ein Bewunderer Marc Aurels war, die besonderen Anforderungen seiner Stellung doch ganz anders in seinen moralischen Reflexionen berücksichtigt. „Ein Fürst," sagt er in dem politischen Testament, „der aus Schwäche oder um seines Vergnügens willen das edle Amt versäumt, das Wohl seines Volkes zu fördern, sei nicht allein auf dem Thron unnütz; er mache sich sogar eines Verbrechens schuldig."

Zugleich bringt uns Ranke, der für die Betrachtung der moralischen Prinzipien Friedrichs des Großen fünf inhaltreiche Seiten verwendet, eine sehr lehrreiche Illustration dafür, daß die Grundsätze der Moral, wenn sie isoliert von anderen Beziehungen dem innern Geiste aufgehen und scharf durchdacht werden, infolge der Gleichheit der menschlichen Natur immer und überall die gleichen sein müssen und keineswegs, wie Simmel wahrscheinlich machen will, „oft entgegengesetzte Tendenzen und Denkmotive darstellen" oder „eine

---

[1]) Ranke S. W. 23. S. 240.

[2]) Ranke S. W. IX. 401 und 408.

[3]) Wir werden noch darauf zurückkommen.

bloße Worthülle sind". Ranke findet es nötig, darauf hinzuweisen, daß die entsprechenden moralischen Vorstellungen der alten chinesischen Weisen, die sich ebenfalls von religiösen Einwirkungen fernhielten, mit denen des großen Königs merkwürdig übereinstimmen. Er führt Sätze aus dem von Pauthier übersetzten Buche Lun-yu an und setzt hinzu: „Es ist, als wenn man Friedrich reden hörte[1])."

Der Fundamentalsatz aller Moral hat im Deutschen nach dem Worte des Rabbi Hillel die Form angenommen:

„Was du nicht willst, daß man dir tu',
Das füg' auch keinem andern zu."

Kaiser Alexander Severus ließ an seinem Palast und an öffentlichen Gebäuden die Inschrift anbringen: Quod fieri non vis, alteri ne feceris. Er soll diesen Satz als ein jüdisches und christliches Sprichwort zitiert haben. Es ist aber von ganz allgemeiner Verbreitung. Schon im 4. Jahrhundert v. Chr. hat Isokrates, wie im Büchmann zu lesen ist, denselben Grundsatz aufgestellt. Alfred der Große hat diesen Satz in die Einleitung seines Gesetzbuches aufgenommen und mit dem Kommentar versehen: „Aus dieser einen Satzung kann der Mensch eingedenk sein, daß er jeden nach Recht beurteilt, und dann bedarf es keiner anderen Gesetzbücher." Er wiederholt dann den Satz in negativer Fassung, hat also nicht Ev. Matth. 7, 12 übernommen, wie Liebermann, Gesetze der Angelsachsen Bd. I. 45 angibt. Die Fassung des Evangelisten, die positiv gewandt ist („alles, was ihr wollt, daß die Leute euch tun, so tut auch ihnen"), kann man vielleicht als einen Fortschritt bezeichnen. Aber auch so bleibt es ein weitverbreiteter und uralter Grundsatz. So hat Legge aus dem 23. Kapitel des XV. Buches der Analekten des Konfuzius übersetzt: „Tszekung fragte: Gibt es ein Wort, das als eine praktische Regel für unser ganzes Leben dienen kann?" Der Meister sagte: „Ist nicht Gegenseitigkeit solch ein Wort? Was du nicht von andern dir gegenüber getan wünschest, das tue auch gegenüber andern nicht." Bei einer so genauen Übereinstimmung sollten Simmels kritische Bedenken wohl verstummen[2]).

Die Eindämmung der egoistischen Triebe und zugleich die Fortbildung von Sitte und Recht wäre aussichtslos, wenn es keine dem Ideal der Gerechtigkeit und Wohlfahrt zugewandten moralischen Überzeugungen gäbe, denen sich unser Verhalten annähern soll. Da im modernen Kulturleben die Moral eine Stelle hat, konnte

---

[1]) S. W. 29. S. 298 f.

[2]) In seiner neuesten Publikation „Hauptprobleme der Philosophie" (Leipzig 1911) heißt es S. 123: „Was die Moral der Feuerländer und die des Griechentums, des Konfuzius und der Reformation an gemeinschaftlichen Inhalten besitzen, dürfte sich schwerlich auffinden lassen." Bis auf die Feuerländer, von deren Moral nichts bekannt ist, stimmt das nicht.

Voltaire sich nach der Hinrichtung von Jean Calas mit so viel Erfolg gegen die Kabinettsjustiz seiner Zeit auflehnen, konnte Zola sein „J'accuse" gegen seine Landsleute schleudern und trotz seiner Verurteilung als moralischer Sieger dastehen. Man darf diese Tätigkeit der Schriftsteller nicht dadurch herabsetzen, daß man darauf hinweist, wie Voltaire ja selbst als Privatmann in Deutschland den krassesten Egoismus bewiesen hat. „Auch aus der schlechtesten Hand kann Wahrheit mächtig noch wirken", gilt besonders auf moralischem Gebiet. Jeder Moralprediger kann beanspruchen: „Richtet mich als Moralisten nach meinen Worten, als Mensch nach meinen Taten." Tugendschwätzerei beginnt erst, wo die Realität der Dinge und die ernste Bemühung, der Moral zum Siege zu verhelfen, außer Augen gelassen ist. Andrerseits gibt es auch Schriftsteller, die der schon verwirklichten Moral entgegenwirken, wie Macchiavelli aus politischen, Stirner aus antisozialen Motiven. Über den von Friedrich dem Großen gern gesehenen de la Mettrie, der „im gewöhnlichen Umgange, gutmütig, auch in gutem Sinne selbstvergessen war", der aber, wenn er die Feder in die Hand nahm, vor den offenkundigsten Gemeinheiten nicht zurückscheute, urteilt Ranke: „Es muß wohl Menschen geben, in deren Seele die Idee der Moral gar nicht aufgegangen ist." Doch ist wohl in allen solchen Fällen bei Egoisten eine bewußte Übertäubung der moralischen Anwandlungen nachzuweisen.

§ 97. Die Typen der moralischen Veranlagung. 2. Brutalität, besonders auf geistigem Gebiete.

2. Kampflust und Brutalität. Es ist aber auch eine zweifellose Tatsache, daß Unlustgefühle und selbst Schmerzen, die wir unseren Mitmenschen bereiten, von uns mit wahrem Vergnügen beobachtet werden können, weil sie uns als Beweis unserer Kraft gelten. Das geht von kleinen Neckereien, die als Dissonanzen die Harmonie eines dauernden Verhältnisses um so schöner hervorheben, bis zu dem „Pack schlägt sich, Pack verträgt sich" befreundeter Raufer; von den Schmoll- und Eifersuchtsplänkeleien Verliebter bis zu den Quälereien wahrhafter Xanthippen und den Roheiten zivilisierter Blaubarts; von der leisen Schadenfreude bei Verlegenheiten Anderer bis zu den wollüstigen Brutalitäten moralisch perverser Naturen; von der spannenden Diskussion für die Wahrheit streitender Geister bis zu den Keulenschlägen publizistischer Kämpfernaturen; von der sokratischen Ironie bis zu den giftigen Ausfällen, die schon durch ihre Übertreibung amüsant sind. Obtrectatio et livor pronis auribus accipiuntur, sagt Tacitus, der bei der Kritik der umlaufenden Gerüchte selbst in diesem Sinne verfuhr, als er seine psychologischen Gemälde ausführte.

Daß bei satirischen Naturen die Freude an ihren Produkten größer ist als die Empfindung des Nachteils, der zu erwarten ist, wenn das Wort dem Gehege der Zähne entflohen ist, läßt sich oft beobachten. Auch Friedrich der Große zog sich die Feindschaft der Kaiserin Elisabeth von Rußland vor allem deshalb zu, weil er nach Rankes Urteil zu den Naturen gehörte, die ein treffendes Witzwort, das sie auf der Zunge haben, zurückzuhalten durch keine Macht der Welt bewogen werden können. Der römische Dichter Ennius sagt: „Eher könnten sie eine glühende Kohle verschlucken." Pufendorf zog sich durch einen Witz die Ungnade des Pfalzgrafen zu. Börne schreibt von Heine: „Wenn es eine Krone gälte, er kann kein Lächeln, keinen Spott, keinen Witz unterdrücken." Karikierende, halb scherzhafte Äußerungen verletzen, wenn sie nicht als Spaß verstanden werden, viel mehr als direkte Feindseligkeit; sie vertiefen einen sich bildenden Gegensatz; die Geusen, die Whigs und Tories, die Manchesterleute und Kathedersozialisten haben in diesen Spitznamen schließlich sogar ein einigendes Band gefunden, das sie besser als ein Programm zusammenhielt. Wir müssen deshalb auch als Historiker auf die psychologische Wirkung launigen Witzes mit einigen allgemeinen Bemerkungen eingehen.

Das Verletzende eines witzigen Anfalles liegt objektiv darin, daß dasjenige, was verlacht wird, den Lachern als 1. moralisch verwerflich oder 2. minderwertig oder 3. absurd erscheinen muß. 1. Schimpf und 2. Spott und 3. Hohn sind die drei entsprechenden Nuancen, in denen die geistige Überlegenheit sich lachend Andersdenkenden aufdrängt. Gelingt es, die beabsichtigte Wirkung zu erzielen, so ist die betroffene Sache vernichtet; der Schimpf, Spott oder Hohn gewinnt nur grausame Siege; deshalb haben viele milddenkende Menschen eine prinzipielle Abneigung gegen diese Kampfesweise[1]). Bleibt aber die Wirkung aus, so fällt das Odium der grausamen Absicht auf den Schützen zurück, der als Beschimpfer, Spötter oder Verhöhner einer berechtigten Sache selbst der moralischen Verurteilung verfällt. Leute, die überhaupt oder auf einem bestimmten Gebiete auch keinen harmlosen Scherz vertragen können, erliegen dann leicht der Versuchung, wegen Spott und Hohn zu verurteilen, wo bloß eine geistreiche Spielerei des Gedankens vorlag. Denn darin liegt der entscheidende Unterschied einer geistreichen oder geistvollen Verknüpfung an sich scheinbar fernliegender Dinge von einer witzigen, daß wir in der Wirkung der ersteren jeden kampflustigen Antrieb, jede latente verurteilende Anspielung, jedes Mitklingen eines selbst-

[1]) Der erste Psalm fängt an:
Wohl dem Mann, der nicht nach der Gesinnung der Gottlosen wandelt,
noch auf den Weg der Sünder tritt,
noch auf dem Sitze der Spötter sitzt.

gefälligen Untertons für ausgeschlossen halten, beim Witze aber die subjektive Beziehung neben der objektiven Anschauung mitempfinden und oft sogar als Hauptreiz des Gedankenkomplexes erkennen. Also ganz abgesehen von der rein intellektuellen überraschenden Gedankenverknüpfung, die in geistreichen Äußerungen vorliegt, haben wir unter den selbstbewußten, selbstgefälligen, auf Lacheffekt berechneten Produktionen in bezug auf die moralische Absicht fünf Stufen zu unterscheiden: Humor, Witz, Ironie, Satire, Sarkasmus. Humor ist entweder überraschend uns imputierter harmloser Blödsinn, wie ihn die „Fliegenden Blätter" pflegen, oder mit Mitleid gepaarter Scherz, wie ihn Jean Paul definiert hat: „Der Humor lächelt mit dem einen Auge, während er mit dem andern weint." Als klassisches Beispiel für die erste Art kann Wilhelm Buschs unsterblicher Vers gelten:

Jeder weiß, was so ein Mai-
Käfer für ein Vogel sei.

Für die zweite Art wählen wir Bismarcks für unser gelehrtes Proletariat und das Zeitungswesen der siebziger Jahre leider so wehmutsvolle Wort: „Journalistik ist der Beruf derjenigen, die ihren Beruf verfehlt haben." Humor kann, wenn er verstanden wird, niemals verletzen; ein Scherzbold wird meist gern gesehen und beliebt sein. Das humorvolle Spiel des Geistes ist deshalb mehr vom ästhetischem als von moralischem Interesse[1]). Nur wenn es sich auch auf das richtet, was vielen heilig ist, wird es zur Frivolität. Witz ist bereits an sich eine gefährlichere Geisteswaffe; er besteht (nach Bahnsens Definition) in dem überraschenden Über-den-Haufen-werfen einer Abstraktion durch eine konkrete Anschauung. Sein aus dem Altertum überliefertes Urbild ist die Aufweisung eines gerupften Hahnes, um die Definition des Menschen als eines zweibeinigen ungefiederten Tieres zu Falle zu bringen. So ad absurdum geführt zu werden, kann von dem Betroffenen in der Tat leicht als Verhöhnung empfunden werden. Witzbolde wie Kästner, Rabener und Saphir werden deshalb immer ebenso gefürchtet wie ihren Gegnern verhaßt sein. Ein Mittel, die geistige Überlegenheit weniger empfindlich zu machen, ist die Ironie, die scheinbar die fremde Auffassung, um sie besser zu verstehen, in einfacherer Form wiedergibt, dadurch aber ihre Absurdität ins hellste Licht setzt. So wehrte sich Napoleon gegen die mit ihrer reichen Ausstattung unzufriedenen Geschwister durch das Zugeständnis: „Ich sehe ein, ich schulde euch noch etwas aus der Erbschaft von unserem Vater." Aber Sokrates erschien trotz seiner Gewohnheit, sich dumm zu stellen und scheinbar

[1]) Hartmanns Auffassung, die den Humor der Tragödie gegenüberstellt und ihm die Intention zuweist, zu zeigen, daß „alles Streben als solches Torheit" und daß „alles verspottenswert" sei, sieht im Humor nur die ins Lachen übersetzte Quintessenz des Pessimimus. Diese Auffassung ist unannehmbar.

den Gegnern den Sieg zu lassen, infolge der Parteinahme der Zuhörer dem Aristophanes als der eingebildetste Sophist, dessen Überhebung er so grausam blosstellte. Eine Satire macht (nach Bahnsen) eine Idee zum Maßstab der Wirklichkeit und pocht auf ihre Verwirklichung; sie wird schal und ungehörig, wenn diese Idee nicht berechtigt ist. Die Briefe der Dunkelmänner häufen so viele erbärmliche Züge von Dummheit, Völlerei und Selbstsucht auf den Typus des Durchschnittsmönches, daß nur die leitende Idee, den Freunden Pfefferkorns und Feinden Reuchlins und des Humanismus den Boden in der öffentlichen Meinung des gebildeten Europa zu entziehen, die unbarmherzige Kampfesweise erträglich macht. Pufendorfs Satire über die Verfassung Deutschlands wird durch die patriotische Absicht entschuldigt. Wer aber diese Ideen nicht billigt, wird Werke dieser Art als brutal bezeichnen. Das gilt noch mehr für den, weniger sorgfältige Ausführung verlangenden Sarkasmus, der den grellen Kontrast zwischen dem, was sein Gegenstand wirklich ist und als was er gelten will, hervorhebt und dem schon starke Übertreibung und Grobheit genügen, um wirksam zu sein. Was der Böblinger Repsbauer angeblich zum Ruhme der Guanovögel und seines Landsmannes Hegel spricht, ist ein das Kommersbuch nicht gerade zierender Sarkasmus. Denn bei ihm kommt es doch wenigstens darauf an, ob er so naheliegend und in der Sache so zutreffend wie in der Einkleidung anschaulich und in der Wirkung schlagend ist. Gothein hat es bedauert, daß Erdmannsdörfer für die theologischen Streitigkeiten der „Dickköpfe" und „Spitzköpfe" vor dem dreißigjährigen Kriege nicht die sarkastische Schreibweise verwendet hat, die Treitschke für ihm mißliebige Gestalten zur Verfügung hat; er hätte dadurch seine Darstellung amüsanter machen können und doch niemand zu verletzen brauchen. Das ist zugegeben, aber eine sarkastische Behandlungsweise ist nicht nur eine Frage der künstlerischen Behandlung, sondern des moralischen Verhaltens; Erdmannsdörfer fand an solchen Effekten kein Gefallen, weil er sie als brutal empfand. Es ist doch ein Unterschied, ob man als Zeitgenosse „auf groben Klotz einen groben Keil, auf einen Schelmen anderthalbe" setzt, oder als Nachlebender den Bericht für ein den Kontroversen fernstehendes Publikum schreibt.

Darüber kann ja kein Zweifel sein, daß im Kampfe der Meinungen für die Wahrheit und Moral kräftige Schlagworte, wuchtiges Pathos, schneidender Hohn erlaubt sein müssen. „A la guerre comme à la guerre." Aber es ist eine gewichtige Frage, ob nicht bloß der packenderen Wirkung wegen burschikose Übertreibungen, skurriler Ton, sarkastischer Realismus, auch wo sie nicht hingehören, uns so gewöhnlich geworden sind, daß wir für ihre moralische Tragweite gerade dort, wo sie als Geisteswaffe dienen sollen, nicht mehr das richtige Gefühl

haben. Besonders der Historiker, der in seinem Material den Niederschlag der Leidenschaft, der Rivalität, des Klatsches, der Feindseligkeit in scharf pointierten, oft drolligen, oft entrüsteten Ausdrücken vorfindet und dadurch sowie durch den Zeitabstand den abgeschiedenen Personen gegenüber, die er zu beurteilen hat, ohne weiteres auf einen überragenden Standpunkt gestellt ist, darf die Forderungen der Gerechtigkeit und des gleichen Maßes für alle, auch für die ihm unsympathischen Gestalten, nicht vergessen, auch wenn dadurch seine Berichte „trockener", langweiliger, und seine Leser weniger „warm" dabei werden. Von größtem moralischem Belang ist für die Geschichtsschreiber die Warnung, die Ranke in seinen letzten Lebensjahren einer kritischen Studie eingeflochten hat: „In jeder Literatur oder, wie wir es erleben, in mehreren gleichzeitigen zusammen, macht sich zuweilen ein Geist der Übertreibung in Ausdruck und Gedanken geltend, gegen welchen Vernunft und besseres Beispiel lange vergebens ankämpfen[1])."

Drastische Brutalität, die sich an den Qualen ihrer Opfer weidet, Grausamkeit, die sich mit Verhöhnung verbindet, braucht nur bemerkt zu werden, um tiefen, moralischen Abscheu zu erwecken. An die Erwähnung der Tatsache, daß George Jeffreys als Oberrichter der Kings Bench „seinem wilden Naturell Raum machte" und den näselnden Ton der angeklagten Frömmler, den sogenannten Cant, spöttisch nachäffte, knüpft Ranke die Bemerkung: „Was ist schrecklicher in der Welt, als Gewaltsamkeit mit Hohn verbunden?[2])" Es gereicht den Männern der glorreichen Revolution zur Ehre, daß sie den Richter Jeffreys als den einzigen Verstorbenen von der allgemeinen Amnestie ausschlossen, die sie verkündeten. Haben doch die Untaten des Pariser Wohlfahrtsausschusses und des Pöbels den Freiheitskämpfern der französischen Revolution die bis dahin ihnen zujauchzende Begeisterung der Zeitgenossen plötzlich in Widerwillen umgewandelt. Einen Caligula, einen Nero haben auch geknechtete Völker ihre Brutalität entgelten lassen; die Rechtfertigung selbst des Meuchelmordes gegen die unmoralische Grausamkeit eines keine Schranke anerkennenden „Tyrannen" ist mit den das Gemüt niederdrückenden Erinnerungen an solche Epochen ein Gemeinbesitz der abendländischen Welt geworden. Aber eben deshalb werden sie von den Beteiligten oft erfunden oder aufgebauscht, um wirksam zu sein. Tells Meisterschuß bleibt ein warnendes Symbol für diese Motivierungsart:

> „Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden,
> Wenn unerträglich wird die Last, — greift er
> Hinauf getrosten Mutes in den Himmel
> Und holt herunter seine ew'gen Rechte,
> Die droben hangen unveräußerlich
> Und unzerbrechlich wie die Sterne selbst."

[1]) Weltgesch. III II 92.
[2]) S. W. XVIII, 357.

Das ist nur eine von den schönen Wendungen, in denen unser mannhafter Dichter die Exekutivgewalt der moralischen Überzeugung als ultima ratio verteidigt hat.

Selbst vereinzelte Ausbrüche von Brutalität, wie sie im Mittelalter z. B. dem Wittelsbacher Ludwig „dem Strengen" ohne Folgen hingingen, rächen sich schwer in der modernen Welt. Der Wendepunkt liegt für Westeuropa um 1550. Heinrich VIII. wurde noch milde beurteilt; seine Tochter Mary Tudor („die Blutige") nicht mehr. Ebenso kam gegen Maria Stuart und Papst Paul IV. schon die weichere neue Auffassung zu ihrem Recht. Für die Exnepoten aus dem Hause Caraffa trat 1560 halb Europa ein, als sie der Papst Pius IV. dem Verderben weihte. Albas Auftreten in den Niederlanden scheiterte an seiner Rücksichtslosigkeit. Von Generation zu Generation wurde seitdem die Welt feinfühliger. Napoleon I. hat für die Ermordung des Herzogs von Enghien im Urteil der Zeitgenossen und der Nachwelt schwer büßen müssen; was er als Verbrechen anerkannte, war auch ein schwerer Fehler. Auch seitdem Friedrich Wilhelm I. längst als Preußens „größter innerer König" anerkannt ist, kommen wir über das brutale Verhalten, das die Kehrseite seiner Energie bildet, nicht so leicht hinweg; das empörende Wort, das er nach einer körperlichen Mißhandlung an den achtzehnjährigen Kronprinzen richtete: Wenn sein Vater ihn so behandelt hätte, würde er sich erschossen haben, stellt trotz des glücklichen Ausganges das Verhältnis von Vater und Sohn, wenn wir keinen Affektsausbruch annehmen wollen, an die Seite der barbarischen Ungeheuerlichkeit, die Peter des Großen Andenken befleckt. Cesar Borgia und Marat sind für die Historiker die modernen Urbilder perverser Brutalität im Abendlande. Als Requisiten orientalischer Despotien erschienen haarsträubende Akte von Brutalität früher beinahe unentbehrlich.

Selbst von krassestem Egoismus, der äußersten Härte und Kälte, der Strenge eines „Alba" ist eigentliche Brutalität dem Wesen nach unterschieden. Gewiß war Kaiser Franz I. namentlich, wenn politische Befürchtungen dazu kamen, äußerst streng und selbstisch; aber Treitschkes Charakteristik („Niemand auf der Welt vermochte ihm jemals ein Gefühl herzlichen Wohlwollens zu entlocken"; „er begnadigte niemals, außer wenn der Verbrecher selbst um den Tod bat"; „er leitete in eigener Person die Mißhandlung der politischen Verbrecher und bestimmte jedem selber die Schwere der Ketten und die Zahl der Fasttage")[1]) gibt ein Bild unverkennbarer gemeiner Brutalität, bei dessen Zutreffen die Anhänglichkeit des Volkes an „den guten Kaiser Franz", wie sie die Nationalhymne verewigt hat, der Nimbus seiner „Gemütlichkeit", ganz unverständlich wäre. Da hat ihn doch Gervinus, der ihm gewiß auch nicht wohl will, richtiger

[1]) Deutsche Gesch. I, 615.

geschildert[1]). Er adoptiert die Auffassung Josephs II., der seinem ihm persönlich widerwärtigen Neffen die „Trägheit zum Denken" und Schlaffheit des anämatischen δύσκολος als Temperamentsfehler und „eigenliebigen Wahn" als moralische Entartung vorwarf. Die späteren Härten des Fürsten, der früher alle anonymen Denunziationen ohne weiteres verbrennen ließ, erklärt er aus politischen Maximen und aus dem Zeitgeist[2]).

Dem Historiker kann es nicht verborgen bleiben, daß bei allen Erregungen der Massen die brutalen Instinkte an die Oberfläche kommen. Bei den Kämpfen der Zünfte, den religiösen Forderungen der Bauern, bei allen Revolutionen und Reaktionen sind sie als „Terror" wie eine Naturgewalt da. Es erschien zuweilen als eine erlaubte Maßregel, durch Kampfspiele (Gladiatorenkämpfe, Hahnenkämpfe, Stiergefechte) den Begehrlichkeiten brutaler Triebe entgegenzukommen. Wie gefährlich das ist, beweisen die Fechteraufstände im alten Rom. Man soll auch mit diesem Feuer nicht spielen, gilt als Regel der Erfahrung. Auf das „gesunde Gefühl" der Massen darf man sich nicht verlassen. Man kann dabei sonderbare Erfahrungen machen, wenn man begütigend eingreifen will. Als ich im Jahre 1893 einen Ort in den Vereinigten Staaten passierte, in dem große Aufregung herrschte, weil soeben ein Deutscher, der in Kanada einen Mord begangen hatte, aus dem Gefängnis geholt war und gelyncht werden sollte, erklärte mir ein Friedensrichter die Unmöglichkeit, solche Volksjustiz zu verhindern, allen Ernstes damit, daß sich die Leute in diesem Grenzbezirk doch den „fine sport", einen Menschen in den Agonien des Todes zu sehen, um keinen Preis entgehen lassen. Seitdem habe ich jeden Bericht über einen Lynchunfug, dessen ich habhaft werden konnte, darauf geprüft, ob eine solche bestialische Brutalität wirklich existiert. Das Urteil des Friedensrichters ist leider nur zu berechtigt; ich übersetze die 1902 veröffentlichte Erklärung des Herrn T. P. Mowbray, der zwei Fällen von Lynchmorden beigewohnt hat, weil diese brutalen Instinkte der menschlichen Natur dem Historiker bekannt sein müssen: „Ich war in einer entlegenen Ortschaft in Georgia, als ein Lynchen vorgeschlagen wurde. Es geschah das in einer abgelegenen Herberge in einem Bezirke, wo ich ein Kieferngehölz kaufen wollte, und so hatte ich Gelegenheit, die Wirkung dieses Lynchvorschlages zu sehen. Nun, meine Herren, die Wirkung war fast dieselbe, als wenn ein Zirkus mit Musikbande, scheckigen Pferden und einer schönen Seiltänzerin seine Nähe anzeigt. Die Leute fragten nicht, was hat der Neger getan? Sie wollten wissen, wo die Schaustellung war, und

[1]) Gesch. des 19. Jahrhunderts I, 432—438.

[2]) Feigels Beitrag in der Allg. D. Biogr. VII, 285—290 ist allerdings eine Schönfärberei.

sie wollten gute Plätze dabei. Sie warfen ihre Werkzeuge hin, ließen ihre Arbeit liegen und bildeten Gruppen. Es war die Aussicht auf gerade solch eine Aufregung, wie sie ihr abgestumpftes, tierisches Naturell reizen konnte. Das ist Tatsache. Selbst die Neger und die Weibsleute fühlten den Kitzel. Zwei Jahre vorher, als ich in Texas war und eine Lynchung vorbereitet wurde, kam der Beweis eines Beamten, daß man sich in dem Manne geirrt habe. Aber, um die Menge nicht zu enttäuschen, verbrannten sie den falschen Neger erst und eilten dann, um den richtigen zu fassen ... Und sie genossen das Vergnügen. Ich lasse von diesen Worten nichts ab. Sie genossen es und ließen die Kinder es mitansehen." Wir nehmen hier auf dem rohen Boden der unverfeinerten Gesellschaft nur dieselbe Erscheinung des Kitzels der brutalen Instinkte wahr, über den Goethe dem Apotheker in Hermann und Dorothea die gemilderte Auffassung des Kulturphilisters in den Mund legt:

> „So sind die Menschen fürwahr! und einer ist doch wie der andre,
> Da er zu gaffen sich freut, wenn den Nächsten ein Unglück befället!
> Läuft doch jeder, die Flamme zu sehn, die verderblich emporschlägt,
> Jeder den armen Verbrecher, der peinlich zum Tode geführt wird."

Zwischen diesen beiden Äußerungen der menschlichen Brutalität liegt das Vergnügen der Römer an Gladiatorenkämpfen, das von Lecky trefflich analysiert worden ist. Man kann sich der Tatsache nicht verschließen, daß dieser dem Menschen eingeborene, an jedem Kinde wahrnehmbare Hang zur Brutalität ein Haupthindernis aller edleren Bestrebungen ist. Dieser Hang heißt in der altdeutschen Sprache: „Grimm". Seine letzte Zuflucht hat er in der „Schadenfreude".

Daß sich strafbare brutale Roheit auch Tieren gegenüber zeigen kann, die mit Menschen im Verkehr stehen, ist längst in den Gesetzgebungen und der Praxis der fortgeschrittensten Staaten (mit Ausnahme Italiens und Japans) anerkannt und durchgesetzt[1]).

Bei Pflanzen können aber gewöhnliche Sterbliche trotz Fechners Hinweis nicht genügende Anzeichen von Lust- und Schmerzgefühlen wahrnehmen, um ihnen gegenüber mit unmittelbarer Deutlichkeit ähnliche Rücksichten zu empfinden.

§ 98. Die Typen der moralischen Veranlagung: 3. Altruisten. 4. Asketen.

3. Altruisten. Unzweifelhaft überwiegt in vielen Menschen der spontane Antrieb, ihren Mitmenschen zu helfen und Freude zu bereiten, den natürlichen Instinkt des Egoismus so stark, daß sie ihre

[1]) Schopenhauers warmes Eintreten für die Tiere war wohl ein Komplement seiner übertriebenen Menschenverachtung. Die dänische Akademie attestierte ihm die brutalen Ausfälle gegen Kant, Fichte und Hegel in seiner Preisschrift über „die Grundlagen der Moral". Bei vielen krassen Egoisten bewährt sich die Vermutung, daß eine solche Korrelativität regelmäßig stattfindet.

eigenen berechtigten Interessen nicht in Betracht ziehen, wenn das Wohl anderer von ihnen gefördert werden kann. Leute, die jedem, der sie besucht, etwas schenken wollen, wie ein Kaufmann in einer kleinen Stadt, der an Markttagen im überfüllten Laden seines knauserigen Nachbarn half und ärgerlich war, wenn seine Frau ihn rufen ließ, um den eigenen jungen Leuten die Bedienung der sich drängenden Kunden zu erleichtern, die Frau eines Fuhrmanns, die zwei verlassene Kinder eben erst zugezogener Rabeneltern unentgeltlich in Pflege nahm und ihren Mann damit beruhigte, daß sie und ihre erwachsenen Söhne das zweite Frühstück sparen und zweimal in der Woche mit Kohlrüben als Mittagsmahl auskommen wollten, sind aus dem Leben gegriffene Beispiele, die sich nur als besonders starke Wohltätigkeitstriebe erklären lassen. Bürgers Lied vom braven Mann ist eine Verherrlichung solcher selbstvergessenden Tugend. Für diese dem Egoismus entgegengesetzte Handlungsweise hat Knies die Bezeichnung Heterismus vorgeschlagen; Hartmann braucht dafür den Ausdruck „heteronomische Triebe"; durchgesetzt hat sich aber infolge des Einflusses der englischen Moralphilosophie der eigentümliche Terminus Altruismus, in dem das französische autrui barbarisch latinisiert wurde. Wilberforce und John Brown haben diese weitverbreitete Regung für die Rechte der Negersklaven, Philanthropen wie der Fabrikant Owen, Carlyle und Toynbee für das Wohl der Fabrikarbeiter, der Pädagoge Pestalozzi für die Kinder der Armen aufgerufen.

Vom Standpunkte eines rigorosen Skeptizismus kann man fast allen Taten, bei denen große persönliche Opfer für andere gebracht werden, das rein altruistische Motiv absprechen, weil sich gewöhnlich Interessen der erweiterten Persönlichkeit (Religionsgemeinschaft, Freundschaft, Liebe, Familie, Landsmannschaft) aufzeigen lassen, die auf die egoistische Schale der moralischen Wage gelegt werden können. Bekanntlich hat Schiller diese Verquickung von Neigung und Dienstbereitschaft für einen rigorosen Tugendbold in einem scherzhaften Distichon hinwegspintisiert. Der Historiker, der meist von komplizierten, das politische und soziale Leben vielfach berührenden Entschlüssen zu berichten hat, wird den Altruismus häufig nur als eine der Wurzeln einer bewunderswerten Handlung nachweisen können. Aber war sie nicht bei den Gracchen, bei Livius Drusus, bei Gleim, bei Florence Nightingale die Lebenswurzel ihres selbstlosen Tuns? Die Gefahr besteht sicher nicht, daß unsere Quellen uns verleiten, reinen Altruismus anzunehmen, wo andere Motive neben offenkundiger Menschenfreundlichkeit mitgewirkt haben. Gewöhnlich muß man vielmehr den Scharfsinn bewundern, mit dem die gleichzeitigen Beurteiler die Überleitung zu egoistischen Beweggründen finden: Die Eitelkeit zu glänzen, Hoffnung auf einen Orden,

Reklame für ein Unternehmen, Sucht nach Popularität usw. werden bei Leuten von starken und opferfreudigem Gemeinsinn meist für wahrscheinlicher gehalten, als moralischer innerer Drang. Ja selbst Schadenfreude und Haß gelten meist als glaubhaftere Motive als der Wunsch, andern zu ihrem moralischen Recht zu verhelfen. Nicht aus Mitleid mit dem Arbeiterelend sollen nach Schulze-Gaevernitz die englischen Konservativen der Fabrikgesetzgebung zugestimmt haben, sondern um ihre radikalen honourable friends zu ärgern. Man braucht bloß die Motive zu studieren, die Tacitus für die Handlungen des Kaisers Tiberius anführt, um einen Begriff von dieser psychologischen Neigung zu bekommen, alles aufs Egoistische hinüberzuspielen.

4. Askese. Auch solche moralische Naturen gibt es, die aus Strenge gegen sich selbst sich die empfindlichsten Entbehrungen und Opfer auferlegen, von denen niemand Vorteil hat; die sich immer effazieren, ihr Licht unter den Scheffel stellen und sich aufrichtig selbst anklagen. „Unrecht leiden schmeichelt edlen Seelen" ist eine richtige psychologische Beobachtung in Schillers Don Carlos; dabei kann sogar alles vernünftige Maß und Ziel verloren gehen. Besonders in der Fremde und nach einem wilden, reich bewegten Leben stellt sich leicht dieser Hang zur Askese ein, wie der französische Graf St. Simon, der englische Diplomat und Schriftsteller Laurence Oliphant, der russische Graf Tolstoi ihn zeigten. Die asketischen Naturen suchen die Betätigung ihres moralischen Triebes mehr und mehr zu steigern und geraten leicht in die Abhängigkeit von anderen, denen sie mehr darin zutrauen. Die heilige Elisabeth von Thüringen wurde schließlich von ihrem durch den Papst empfohlenen Beichtvater Konrad von Marburg tyrannisiert, Laurence Oliphant von amerikanischen Schwindlern betrogen. Eine besondere Neigung zur Askese ist aber die Voraussetzung dieses Mißbrauchs. In Momenten tiefer Sehnsucht nach Frieden der Seele im Getümmel der Welt erwacht den asketischen Naturen das Verständnis für den praktisch gefährlichen und moralisch nicht deduzierbaren Satz: „Und wer dich schlägt auf einen Backen, dem biete den andern auch dar; und wer dir den Mantel nimmt, dem wehre nicht auch den Rock." Denn jede Unterstellung, daß man dadurch feurige Kohlen auf dem Haupte des andern sammle, widerspricht dem moralischen Schwunge dieses Gebotes. Wir kommen mit ihm vielmehr an die äußerste Grenze, wo eine vereinzelte moralische Idee wie jede andere Idee, wenn sie isoliert bis zur letzten Konsequenz fortgeführt wird, der Verwirklichung der Moral feindlich, also unmoralisch wird. Wohin müßte es führen, wenn wir diese Maxime der Unterstützung des uns zugefügten Unrechts als „Prinzip" einer allgemeinen Gesetzgebung gelten lassen wollten?

Für den Historiker gilt, wie erwähnt, die Voraussetzung, daß in allen Zeiten Menschen vorhanden sind, die in bezug auf ihr mo-

ralisches Verhalten zu einer der vier Grundtendenzen neigen, die sich als Egoismus, Brutalität, Altruismus und Askese unterscheiden lassen. Durch besondere Umstände geschieht es aber, daß plötzlich bei vielen zugleich die einseitigen ihnen gemäßen moralischen Triebe hervorzubrechen Gelegenheit bekommen, während die moralisch anders gearteten Mitstrebenden an sich halten. Am leichtesten sind diese moralischen Anwandlungen im Anschluß an ästhetische und religiöse Bewegungen zu konstatieren. Die Renaissance zeitigte häufig brutale, die Reformationsidee asketische Triebe, besonders in der zweiten Generation, als Calvin und Knox das Übergewicht erlangten. Mit der Aufklärung gingen altruistische Tendenzen parallel. Zur Massenerscheinung summierte sich die Askese in dem Florentiner Karneval von 1497, als selbst Maler alle ihre Bilder und Studien auf die Scheiterhaufen warfen, auf denen die Gegenstände des eitelen Luxus unter dem Freudengeschrei der Menge den Flammen übergeben wurden[1]). Das Vordringen asketischer Haltung in der Geistlichkeit am Ende des 10. Jahrhunderts bedeutet einen Wendepunkt, den ein Anhänger der früher in Sachsen geltenden behäbigen Gottseligkeit, der als Geschichtschreiber unschätzbare Bischof Thietmar von Merseburg, in seiner Nachwirkung tief empfand[2]). Je weiter diese „nova conversatio", d. h. die vorwaltend gewordene moralische Haltung infolge der erzwungenen Durchführung der Kluniazenser Reform der Klöster und des Zölibats der Geistlichen sich ausbreitete, um so mehr wuchs im 11. Jahrhundert die Extravaganz moralischer Triebe; bis dann im Zeitalter der Kreuzzüge jene Verbindung von Askese und Brutalität hervortrat, die Ranke als die „wunderbare Physiognomie jener Zeiten" bezeichnet[3]). Aber auch auf dem Gipfel dieser Steigerung der Exzentrizität dürfen wir nicht in den Fehler verfallen, diese individuell moralischen Begleiterscheinungen der Bewegung als das Wesen der kollektiven Erscheinungen anzusehen. Vielmehr kommt dabei ein ursprünglich dem moralischen Gebiet angehöriger Regulator in Betracht, dem wir uns jetzt zuwenden müssen.

§ 99. Die praktische Vernunft.

Da zugleich die Voraussicht des gesunden Menschenverstandes, die religiösen Beziehungen und die moralischen Triebe in Betracht kommen, wenn wir ohne Anleitung von Sitte und Recht selbständig einen wichtigen Entschluß fassen, so ergibt sich um so mehr die Not-

---

[1]) Ranke, Savonarola. S. W. Bd. 40/41. S. 266.

[2]) Besonderes VI. 20. 21. seines Chronikon sind eine diesem Umschwung gewidmete Digression. Er fürchtet, die Askese sei malorum instinctu emporgekommen.

[3]) Päpste. S. W. 37, S. 22. Der ultramontane Verehrer des Mittelalters Dr. Georg Grupp sieht darin „einige üble Folgen grade seines religiösen Charakters" (System und Geschichte der Kultur I. 117. Paderborn 1891), obwohl er nur an Brutalitäten denkt.

wendigkeit der Sammlung und Selbstbesinnung, je zahlreicher und widerspruchsvoller die vorliegenden Möglichkeiten sind. Wir suchen einen unser Bewußtsein einstweilen befriedigenden Ausgleich und empfinden ihn als rationell oder vernünftig, wenn kein Rest eines Zweifels bleibt. Indem die Seele diesen Kompromiß zwischen den ihr durch Instinkt und Phantasie dargebotenen Argumenten, Reizen und Befürchtungen zustande bringt, bezeichnen wir ihre Betätigung als Vernunft. Wir schätzen diese Tätigkeit, weil sie autoritativ auftritt und über Werte richtet, als den Schlußstein des Gewölbes, das unsere Handlungen trägt, besonders hoch. Wahrhaft im Vollbesitz unserer Seelenkräfte empfinden wir uns nur, wenn die Vernunft sich manifestiert, und von allen Definitionen des Begriffes Mensch ist die als eines vernunftbegabten Lebewesens (homo sapiens) die weitaus beliebteste. Aber nur, wenn wir bei vollem Bewußtsein, also wach, und körperlich wohl, unseres Temperamentes Herr, von Affekten und Leidenschaften nicht in Besitz genommen, von Begeisterung und religiöser Ekstase nicht ergriffen sind, können wir nach Maßgabe unserer Vernunft handeln. Da benehmen wir uns wie „ein gesetzter Mann“, wie ein ruhiger Bürger, ein „bonus pater familias“ und (nach chinesischem Ausdruck) „höherer Mensch“ zugleich; wie der namenlose „man“, von dem in den Gleichnissen des Evangeliums so oft als Vorbild die Rede ist, wie der verständige Mensch, an den die Geisteswissenschaften und die Technik ihre Belehrungen richten.

Wenn wir nun von allen andern Wurzeln einer Handlung, die ein Mensch „in des Lebens Drang“ begeht, absehen und nur die moralische Qualität, die darin wahrnehmbar wird, beurteilen wollen, so erhebt sich eine Schwierigkeit, die auf den bisher betrachteten Gebieten nicht existierte. Bei Temperamentserscheinungen genügt die bloße Wahrnehmung vollkommen; praktische Klugheit und intellektuelle Höhe werden, indem wir ihren Äußerungen nachdenkend folgen, sofort erfaßt; religiöse Seelenvorgänge brauchen nur auf ihre Reinheit geprüft zu werden, um als heilig gewürdigt zu werden. Für die moralischen Antriebe gibt es keinen sich gleichbleibenden Maßstab, nach dem sie geprüft, keine ebenmäßig aufsteigende Skala, an der sie gemessen werden können. Es ist keineswegs so, wie Hermann Schwarz[1]) es darstellt, als bedeute der Altruismus den positiven, der Egoismus den negativen Arm eines Koordinatensystems. Vor der in den Ernst des Lebens gestellten Vernunft tut sich vielmehr die verwirrende Erkenntnis auf, daß für denselben Menschen zuweilen egoistische, zuweilen altruistische, zuweilen asketische, zuweilen sogar brutale Betätigungen das allein Richtige sind[2]). Luthers „Ärgernis

[1]) Psychologie des Willens zur Grundlage der Ethik. Leipzig 1900.

[2]) Professor Franz v. Liszt hat am 21. Februar 1896 der „Internationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswissenschaft und Volkswirtschaftslehre“ eine

hin, Ärgernis her" wird jedermann als eine in seinem Fall vollkommen berechtigte Rücksichtslosigkeit gelten lassen; Goebens unentwegtes Herausholen aller Siegeschancen steht mit der weichen, altruistischen Sinnesart, die wir aus den Briefen an seine Frau kennen lernen, in einem seine moralische Korrektheit beleuchtenden scheinbaren Widerspruche; daß bei dem sonst übertrieben milden Moltke nach Bismarcks Schilderung bei dem Gedanken an einen Feldzug gegen Frankreich das „Raubvogelgesicht" sein inneres Fühlen so scharf zum Ausdruck brachte, ist eine für den Moralisten interessante Beobachtung. Die Xenien unserer Dichterfürsten und Rückerts geharnischte Sonette, Dantes Terzetten und Machiavellis Prinz sind Beispiele edler Brutalität, denen vernünftige Beurteiler ihren Beifall nicht versagen werden.

Die Individualethik, die nicht aus religiösen oder sozialen Vorschriften einen positiven Unterbau herstellt, kann kein spezialisiertes System von Geboten entwerfen. Sie löst ihre Aufgabe vielmehr, indem sie, wie es oben geschehen ist, die vier moralischen Wurzeln unseres Tuns aufzeigt und ihre noch ins Auge zu fassende Abhängigkeit von der Vernunft als oberstem, weil Werte abwägenden Regulator unseres Willens aufzeigt. Sie verfährt, da sie keinen systematischen Aufbau liefern kann, „aufklärend", indem sie an Beispielen besonders die durch Einseitigkeit auffallenden Abirrungen („Untugenden") begrifflich festlegt und zu immer aufmerksamer Prüfung jeder einzelnen Möglichkeit des Handels in bezug auf richtige moralische Bewertung anspornt. Sie postuliert dabei die allgemeine Gültigkeit der von der Vernunft gefällten Urteile. So kommt sie zu ihrem formalen Grundprinzipe, das Konfuzius und Rabbi Hillel negativ formulierten: „Was du nicht willst, daß man dir tu', das füg' auch keinem andern zu", Kant positiv ausdrückte: „Handle nach einer Maxime der Zwecke, die zu haben für jedermann ein allgemeines Gesetz sein kann", ohne (wie zu ergänzen ist) die freiwilligen moralischen Handlungen vernunftbegabter Wesen zu vermindern. Materiell kann die philosophische Ethik sich nur auf die mit ihren eigenen Urteilen zufriedene, auf ihre Würde eifersüchtige Vernunft stützen und verlangen, daß sie gehört werde. Die Prüfung muß ergeben, ob die Vernunft, wenn sie eine gegebene Handlungsweise billigt, sich gehoben oder herabgezogen fühlt. Erhaben oder niederträchtig sind für die Vernunft dasselbe, was gut und böse

---

„Motiventafel" für Kriminalität vorgelegt. Unter den 12 Triebfedern zum Verbrechen gibt er auch „beschränkten Altruismus" und „Roheit" an; alle andern 10 gehören unter Egoismus. Aber „Altruismus" und „Roheit" sind, wie sich leicht ergibt, an sich nicht straffällig. Auch der Egoismus nicht, wenn er sich von ausdrücklichen Verboten fernhält. Individuelle Moral und Kriminalpsychologie sind durch bestimmte Grenzen begrifflich geschieden.

für das Gewissen sind. Das erreichte moralische Niveau der Vernunft ist also der richtige Ausgangspunkt bei der Beurteilung des moralischen Verhaltens. „Werde, der du bist", sagt schon Pindar, d. h. handle deiner Vernunft entsprechend. Dieses Niveau kann mit den Jahren je nach der allgemeinen Entwicklung eines Menschen steigen, aber auch fallen. Den Höhepunkt der Ausbildung nennen wir Weisheit, den äußersten Tiefstand der Verkommenheit „moral insanity". Immer aber ist die Anschauung, die ein Mensch von seiner Bestimmung hat, der Tragbalken seiner Moral[1]).

Wenn wir genauer zusehen, so finden wir bei allen gebildeten Völkern für verschiedene Klassen der Volksgenossen zwei Normalniveaus der Vernunft deutlich unterschieden: eins für die kleine Zahl der Besten und eins für die große Masse. Die Griechen stellten das Banausentum der höheren Einsicht der *καλοικαγαθοί* gegenüber; Epictet im 29. Kapitel seines Handbüchleins der Moral sagt: „Du mußt entweder die Stellung eines Philosophen oder die eines gewöhnlichen Menschen einnehmen." Die Juden unterscheiden in ihrer Moralphilosophie den „Frommen" von dem „Epikureer"[2]), die Römer den vir fortis von den Proleten oder dem profanum vulgus. Das Mittelalter schied geistliche und weltliche Moral, was in dem Gegensatz von Kindern Gottes zu den Kindern der Welt noch nachlebt. Die Franzosen haben ihr „noblesse oblige" für einen moralischen Standpunkt geprägt, der der canaille nicht verständlich war. Montesquieu vindiziert dem Handelsstande seine Moral, die durch „un certain sentiment de justice exacte" ausgezeichnet ist, gegenüber den dem Adel eigenen „vertus morales qui font qu'on ne discute pas toujours ses intérêts avec rigidité, et qu'on peut les négliger pour ceux des autres"[3]). Aber auch brutales Verhalten war damals für den Edelmann häufig das Richtige, wo der gemeine Mann davon absehen konnte. Der „Verruf" und das Duell waren solche Requisiten zur Aufrechterhaltung höherer Ehrenhaftigkeit. Die Chinesen stellen den Anschauungen des Handarbeiters, dessen Interessen sich um Essen und Trinken drehen, den Standpunkt des Literaten als „höheren Menschen" gegenüber. Auch die konfuzianische Lehre verlangt von

---

[1]) Daß es sich hier um ein individuell-ethisches und nicht um ein religiöses Problem handelt, prägt das Diktum Schleiermachers ein: „Was das Bewußtsein deines Wesens dir zu werden und zu sein gebietet, das bleibt dir geboten, was auch ein höheres Wesen außer dir wollen mag". Dieser moralischen Grundmaxime entspricht auch die Anschauung des auf einem ganz anderen religiösen Standpunkte stehenden überaus geistreichen A. v. Villers: „Denkende Selbsterziehung entwickelt in uns ungesucht Pflichterfüllung. Darin steht von außen hereingebrachter Religionsunterricht jener nach, und darin stehen unsere höheren Stände über den niederen." (Briefe eines Unbekannten. Wien 1881. S. 177.)

[2]) Siehe Psalm I und „Sprüche der Väter".

[3]) Esprit des Lois. Livre XX, chap. II.

dem Ehrenmann, daß er mit dem Töter seines Vaters nicht unter demselben Himmel lebe. In Japan hat sich selbst in den von Grund aus veränderten modernen Verhältnissen die Idee einer dem alten Schwertadel eingepflanzten höheren Moral (bushido) gegenüber der Denkart der gewöhnlichen Menschen erhalten, so daß selbst die sozial und politisch ganz inhaltlos gewordene Personalbenennung sich forterbt und in allen Listen, selbst der der gemeinsam graduierenden Kandidaten shisoku und heimin unterschieden werden. So haben auch bei uns noch jetzt die höheren Stände und der sogenannte bessere Bürgerstand ein verschiedenes Moralniveau, analog dem Unterschiede der akademischen Bürger und der Spießbürger. In England ist der gentleman, auch nachdem im 19. Jahrhundert das Duell unterdrückt worden ist, von dem man on the 'bus ähnlich geschieden. Der letztere ist der reasonable man der Rechtsbücher, der seine Vernunft dadurch beweist, daß er angeblich seinen Esel nicht mitten in einer belebten Straße festbindet (man merkt den Einfluß der römischen Glossatoren), der seine Bedürfnisse da kauft, wo sie am billigsten sind, nicht mehr ausgibt, als er eingenommen hat, eine Minute vor Abgang seines Zuges auf dem Bahnsteig erscheint, sich in angemessener Entfernung von jedem Volksauflauf hält und beizeiten sein Testament macht. Der Moralkodex der niederen Schicht ist überall in den Sprichwörtern des Volkes niedergelegt, die einen nicht genug zu würdigenden Schatz populärer Weisheit enthalten und besonders deshalb so interessant sind, weil sie selbst bei großer Entfernung und ganz getrennter kultureller Entwicklung so merkwürdig übereinstimmen. Aber auch für die höhere Schicht gibt es moralische Kodifikationen oder wenigstens Bruchstücke davon. Von Bacons Essays sagt Ranke: „Sie sind durch und durch dogmatisch. Es sind Bemerkungen über die Lebensverhältnisse, wie sie damals vorlagen, namentlich über die Berührungen des Privatlebens mit dem öffentlichen, und Ratschläge, die aus der Wahrnehmung der entgegengesetzten Eigenschaften der Dinge hervorgehen; von weiter Umsicht und ruhiger Weisheit; ebenfalls ein Schatz der englischen Nation", deren Lebensanschauungen sich daran aufgebaut haben[1]). Mit einigem Rechte bezeichnet daher Treitschke die Engländer als das Volk der Baconianer; aber das ist ein Vorzug, kein Nachteil, soweit moralische Qualitäten in Frage kommen. Neuerdings sind Carlyles und Ph. Hamertons Schriften dazu getreten. Die Franzosen haben Montaignes Essays, Pascal, Montesquieu, die Maximen und Reflexionen de la Roche Foucaulds; die Spanier das von Schopenhauer übersetzte Handorakel und Kunst der Weltklugheit Gracians. Wir haben in Goethes Schriften eine unerschöpfliche

---

[1]) S. W. XV. 95.

Quelle höherer Moral; der Goethebund konnte auf dies Programm Männer aus allen Parteien zu einer moralischen Kundgebung vereinigen. Die Schriften von Dilthey, Eucken und Matthias sind ebenfalls Beiträge zur Förderung der moralischen Kultur. Besonders aber: „Den kategorischen Imperativ erfand, Das weiß ein jedes Kind, Herr Immanuel Kant."

Das „oberste Lebensprinzip aller Moralität im Menschen" ist der Selbstzwang zur Pflicht, wie ein Gefühl des Erhabenen unserer eigenen Bestimmung in uns sie erweckt und damit der entsprechenden Handlung ein von dem Kausalnexus im Reiche der Zwecke losgetrenntes Gepräge der Selbständigkeit vorbehält[1]). Da es für die geschichtliche Welt kein summum bonum gibt und wie wir gesehen haben, das Reich der Zwecke eine realisierbare systematische Ordnung wegen des für unser Handeln unentbehrlichen naturgesetzlichen Kausalnexus nicht verträgt, so gibt es kein nach feststehenden Wertbegriffen durchgeführtes Gesetzbuch der Pflichten. Jeder Endzweck, den wir uns vorsetzen, ist nur erreichbar durch die Hineinnahme der Mittel, die kausalgesetzlich die gewollten Veränderungen bewirken, aber nicht mehr in unserer Wahl liegen. Wegen der Doppelnatur von frei gewählten und notgedrungen zugelassenen Veränderungen ist der Konflikt der Pflichten das Grundproblem jeder moralischen Betätigung. Kein Sophisma kann uns darüber wegtäuschen, daß wir für die Mittelglieder einer herbeigeführten Veränderungsreihe, soweit wir für sie die causa movens waren, moralisch verantwortlich bleiben, daß der Zweck die Mittel nicht heiligt, sondern Verdienst und Schuld einander im Wege stehen, wenn wir rückblickend unser moralisches Verhalten beurteilen. Je weitschichtiger und großartiger unsere selbständigen Handlungen werden, um so verwickelter werden die Konflikte der Pflichten, die unsere „Ehrlichkeit" bedrohen. Der geschichtlichen Größe haften naturgemäß moralische Makel an. Gälte die kantische Formel für jede Einzelheit einer Tatenreihe unbedingt, so verböte sich fast jeder Umschwung in der Gestaltung der tatsächlichen Verhältnisse und jedermann müßte damit zufrieden sein, daß alles beim alten bleibt. Yorck von Wartenburg hätte in der Mühle bei Tauroggen ebensowenig mit den Russen paktieren dürfen, wie Schill zu seinem Aufstand „berechtigt" war. Friedrichs des Großen Besetzung Schlesiens im Dezember 1740 oder Sachsens im Sommer 1756 könnte niemals als eine Handlung gelten, deren Maxime er als Gesetz durchgeführt wünschen konnte. Aber der Kosmos der sittlichen Welt wird von Moralvorschriften ebensowenig ausschließlich beherrscht wie von irgend welchen andren Einseitigkeiten. Für den

[1]) Cohen, Kants Begründung der Ethik (2. Aufl. Berlin 1910) S. 322 hebt hervor: „Von dem System der reinen Sittlichkeit wird demnach der Begriff der Pflicht ausgeschlossen; er gehört der angewandten Sittenlehre an."

Historiker ist es unmöglich, den „reinen Willen“ allein zum Prüfstein der Beurteilung zu machen. Sonst wären diejenigen Menschen die rühmenswertesten, die sich jeden Wunsch versagen und nichts Außergewöhnliches tun. Aus den Lebensbedingungen der menschlichen Gemeinschaften ragen Verpflichtungen und Möglichkeiten in den Wirkungskreis einzelner Persönlichkeiten, die neben der individuellen Moral berücksichtigt werden müssen und Konflikte der Pflichten heraufführen, die durch keine Formel der praktischen Vernunft lösbar sind, weil der Erfolg der ersten Schritte erst die völlig veränderte Situation schaffen müßte, auf die die ganze Handlung zugeschnitten ist. Friedrich der Große erfährt bei seinem Biographen Koser harten moralischen Tadel dafür, daß er sich auf eine solche Treulosigkeit wie die Kleinschnellendorfer Abkunft eingelassen hat. Sie war nach diesem Autor „nicht bloß geeignet, den Ruf des jungen Königs und seiner Politik bei Freund und Feind bloßzustellen, sondern auch, politisch durch keine Nötigung geboten, ein Wagnis und ein Fehler“. Koser schließt das Urteil damit ab: „die Schuld mußte dereinst gebüßt werden in unermeßlichen Leiden“ und er erblickt sogar darin „einen der Fälle, wo der Gang der Geschichte uns mahnen will, über den wirren Zufälligkeiten ein lenkendes Walten zu erkennen“[1]). Man denke sich aber, daß die Österreicher, auf den Vertrag gestützt, rechtzeitig zum Entsatze Prags herbeigeeilt wären und nicht, wie Koser schreibt, „unbegreiflicherweise“ fünf Tage vertrödelt hätten. Wäre dann nicht ein Friede möglich gewesen, der Friedrich im Besitze Schlesiens ließ? Koser schließt diese Möglichkeit aus, weil er sich schon im Oktober 1741 Österreich als „den Todfeind“ Preußens vorstellt, was damals noch nicht zutraf. Gegen einen König von Preußen, der schon 1742 das gemeinsame deutsche Interesse zum Verderben der Franzosen zusammengeschlossen hätte, würde wegen des Vertragsbruchs kein Vorwurf erhoben werden, der durch das höhere, erreichte Ziel nicht aufgewogen wäre. Es gibt Verflechtungen, in denen der Erfolg wie ein Gottesurteil der Beschuldigung ein Ende macht. Der individuellen Moral gegenüber kann das historische Urteil singuläre Ausnahmefälle für sich in Anspruch nehmen, wie bei dem Systemwechsel des Kurfürsten Moritz von Sachsen. Darin liegt die Unzulänglichkeit der moralisierenden Geschichtsauffassung, daß sie darauf nicht Rücksicht nimmt. Der Gemeinplatz: „Die Politik verdirbt den Charakter“ ist für historische Persönlichkeiten gar nicht diskutierbar. Cromwell hatte recht, als er das dänische Sprichwort: „Vorsichtigkeit ist eine Tugend für Bürgermeister“ als nicht stichhaltig für einen Lord-Protektor Englands beiseite setzte.

Lassen wir aber bei der Betrachtung der Kleinschnellendorfer Abkunft das Moment der geschichtlichen Umwandlung im Kalkül

[1]) König Friedrich der Große. 3. Aufl. 1904. Bd. 1. S. 153 f.

Friedrichs des Großen verschwinden und akzeptieren wir Kosers Auffassung, daß „der Gewinn aus diesem versteckten Spiele“ nur „ungestörte Winterruhe, die Schlüssel einer einzigen, im Grunde nicht widerstandsfähigen Festung“ sein sollten, so geht Friedrich nicht nur der Ruhm „moralischen Schwunges“ verloren, den wir oben als einen Grundzug seines Handelns erkannten, sondern er verfällt dem Urteil, daß er seine Pflicht einem kleinen vorübergehenden Gewinn geopfert habe. Statt eines Widerstreits seiner Pflichten einerseits als König, der die Uhr der Weltgeschichte anders stellen zu können in die Lage kam, anderseits als Ehrenmann, der seine Verbündeten nicht benachteiligen durfte, hätten wir nach Koser eine einfache Pflichtverletzung aus Bequemlichkeit. Die Entscheidung ist in diesem Sinne nur dann möglich, wenn es erwiesen werden kann, daß Österreich die „Rettung seiner Zukunft“ den „Augenblicksrücksichten“ und „menschlichen Übereilungen“ Friedrichs im Oktober 1741 verdankte, wie Koser es annimmt. Das sittliche Urteil ist also abhängig von einem Kalkül der Veränderungen, die bei der Durchführung der Kleinschnellendorfer Abkunft wahrscheinlich eingetreten wären und von der Beantwortung der Frage, ob Friedrich der Große sie wollen konnte, ohne die Pflicht des Leiters der preußischen Politik zu verletzen. Ranke kommt zu dem Resultat, daß in Kleinschnellendorf „ein erster Moment des Einverständnisses soll man sagen glücklich gefunden oder mehr in dem Konflikt der Dinge hervorgetrieben wurde, der aber weder von der einen noch von der anderen Seite mit ernstlichem Eifer ergriffen und ausgebildet wurde und flüchtig vorüberging“. Er bringt die entsprechende Stelle aus Friedrichs des Großen Histoire de mon temps und setzt hinzu: „Wir können ihn hier, wie es der Historie zukommt, ohne Billigung noch Mißbilligung, aber mit Gewißheit, in die geheimste Werkstätte seiner Gedanken begleiten.“ Soll aber in diesem Falle die Muse der Geschichte nicht, wie Ranke es ihr an einer anderen Stelle vindiziert, „den vollen Mut ihrer Meinung haben?“ Der preußische Historiograph hält sein moralisches Urteil nicht etwa deshalb zurück, um Friedrichs Verhalten zu beschönigen. Er beweist vielmehr, durch einen Blick auf das „allgemeine politische Verhältnis“, daß Friedrichs Stellung eben darauf beruhte, daß er sowohl den Habsburgern wie den Bourbonen „zugleich verbündet und entgegengesetzt“, „in jedem Augenblick vom Bündnis in Gegensatz, von Feindschaft in Freundschaft übergehen konnte“, wobei ihm die damaligen Spielregeln der Politik eine weitgehende Freiheit gestatteten. In einer solchen Lage „geraten aber die politische Pflicht und die Moral unternehmender Fürsten nicht selten in Konflikt“. Wer wollte da gegen einen ballon d'essai wie die Kleinschnellendorfer Abrede das schwere Geschütz der auf bürgerliche Verhältnisse berechneten kantischen Pflichtenlehre abfeuern?

Diesen hochgespannten Konflikten der Pflichten, für die keine anerkannte „höhere Moral" ausreicht[1]), stehen aber sehr zahlreiche Betätigungen gegenüber, in denen die individuelle Moral gar nicht über die Schwelle des Bewußtseins tritt. Auch ihnen müssen wir eine kurze Betrachtung widmen.

§ 100. Der Takt, seine Abirrungen und Einschränkungen.

In gewohnten Verhältnissen, wenn wir uns ganz in unserem Elemente befinden, tuen wir unbewußt und ohne an eine andere Möglichkeit zu denken, was jeder vernünftige Mensch an unserer Stelle auch nach einiger Überlegung getan haben würde. Personen, die diese „natürliche" Sicherheit des richtigen Benehmens auch in peinlichen und überraschenden Situationen bewahren, zeigen lobenswerten Takt, worin die Frauen uns gewöhnlich innerhalb ihrer Lebenssphäre weit übertreffen; aber auch unter ihnen gibt es genug Ausnahmen, die selbst in einfachen Verhältnissen durch ihre Taktlosigkeit anstoßen. Von dem gewohnten Boden der Betätigung losgerissen werden gar zu leicht gerade „Weiber zu Hyänen und treiben mit Entsetzen Spott". Der Mordstahl in Frauenhand ist durch Judith, Charlotte Corday und die russischen Revolutionärinnen ein historisches Problem geworden. Einen kleinen Zug vollendeten Taktes hat uns Abeken von König Wilhelm I. aufbewahrt. Als er sich mit dem damaligen Sultan durch einen Dolmetscher unterhielt, drückte der Sultan am Schluß sein Bedauern aus, daß er selbst kein Französisch verstünde, weil er befürchten müsse, daß der Dolmetscher vielleicht seine Worte nicht ganz passend wiedergegeben habe. Der König erwiderte ihm sofort durch den Mund des Kritisierten, daß die französischen Sätze der Ausdruck einer so echt königlichen Gesinnung und so herzlichen Wohlwollens gewesen seien, daß an der Treue der Übersetzung ein Zweifel unmöglich sei. Hätte lange Überlegung eine bessere Form der Antwort finden können? Aber auch egoistisch kann Takt sich erweisen. Als 1853 Königin Viktoria von England und Kaiserin Eugenie in der kaiserlichen Loge der Oper erschienen, erhob sich ein solcher Jubel, daß die beiden hohen Damen an die Brüstung traten, um zu danken. Als sie sich dann hinsetzten, sah sich Eugenie erst um, ob auch ein Stuhl dastehe. Die Königin von England erwies den Takt der geborenen Königin, indem sie diese Sorge anderen überließ und einfach Platz nahm, wo sie stand. Sie wußte,

---

[1]) Hegel schreibt in der „Philosophie der Geschichte" (S. 37): „Hier (in den großen geschichtlichen Verhältnissen) ist es grade, wo die großen Kollisionen zwischen den bestehenden, anerkannten Pflichten, Gesetzen und Rechten und zwischen Möglichkeiten entstehen, welche diesem System entgegengesetzt sind, es verletzen, ja seine Grundlage und Wirklichkeit zerstören, und zugleich einen Inhalt haben, der auch gut, im großen vorteilhaft, wesentlich und notwendig scheinen kann."

daß für einen Sessel dort gesorgt sein würde, „so wahr sie Königin von England durch Geburtsrecht war". Je freier in einer Gemeinschaft mangels übereinstimmender Lebensgewohnheiten der Spielraum individueller Moral ist, um so gewöhnlicher werden die Taktlosigkeiten. Über eine der dem Historiker bekanntesten Johann Jacobys: „Das eben ist das Unglück der Könige, daß sie die Wahrheit nicht hören wollen", ist der Bericht an die Nationalversammlung sehr lesenswert.

Personen mit sehr lebhafter Phantasie tragen sich oft mit der Vorstellung einer illusorischen Situation so vollständig, daß sie die Wirklichkeit darüber fast vergessen und ihre Handlungen auf nur in ihrem Geiste existierende Verhältnisse berechnen. So spann Maria Stuart im Gefängnisse weltumfassende Pläne, deren Fäden sie ruhig durch die Hände Walsinghams gehen ließ, ohne an die Wahrscheinlichkeit der Entzifferung ihrer Geheimschrift zu denken. Wallenstein baute auf die Verbindlichkeit eines Reverses, der halb erschlichen war. Friedrich Wilhelm IV. konstruierte sich einen Wesensunterschied zwischen den deutschen Liberalen, die er für „Schöpse oder Intriguants" hielt und den schweizerischen „freysinnigen Ehrenmännern"[1]). Er glaubte, seine Souveränität in Neuchatel sei ein Interesse aller Großmächte. Seine Pläne für die Gestaltung Deutschlands und die Reorganisation der unierten Kirche nennt Ranke „mehr Phantasie und Ideal als Programm". Sind solche Phantasten zugleich *εὔκολοι*, so zeichnen sie sich durch regere Gedankenproduktion aus als die vernünftigen Praktiker, die, weil sie gegen hohen Gedankenflug Mißtrauen hegen, leicht als „hausbacken" erscheinen. Man versteht den faszinierenden Einfluß, den gemäßigte Phantasten im persönlichen Verkehr durch die reiche Anregung ausüben, die sie bieten. Für *δύσκολοι*, die sich in ihre Phantasien einspinnen und darüber die Gelegenheit des Handelns versäumen, brauchen wir den Ausdruck „Träumer". Jacob I. von England und in noch höherem Grade Kaiser Rudolf II. sind historische Beispiele dieses Hamletnaturells. Von letzterem schreibt Ranke: „Mit ganzer Seele beschäftigt, die merkwürdigsten Hervorbringungen der Natur und der Kunst um sich zu vereinen, und zugleich den universalen und kosmischen Beziehungen der Welt nachzuforschen, widmete der Kaiser den Ereignissen des Tages, dem religiös-politischen Streit, der um ihn entbrannt war, nicht die Aufmerksamkeit, die zur Schlichtung desselben notwendig gewesen wäre. — Und doch waren diese Beziehungen von der größten Tragweite, für die Welt und für ihn selbst[2])." Wenn gar für die Vernunft eines Menschen die Produktionen der Phantasie dauernd über die Wahrnehmungen der Sinne

[1]) Briefwechsel mit Bunsen. 8. Dez. 1847. Einer der merkwürdigsten Briefe Königs Friedrich Wilhelm IV.

[2]) S. W. VII. 181.

und des Verstandes vorherrschen (sei es auch durch Simulation), so sprechen wir von Donquixotismus; der unglückliche König Georg V von Hannover war ein Beispiel dieser Verirrung. Bei Ludwig II. von Bayern wurde dieser Hang krankhaft.

Leicht erklärt sich, daß Personen, die der vernünftigen Überlegung ihr Recht dauernd verkürzen, durch diese Gewohnheit die Balance ihres moralischen Seelenlebens verlieren und psychiatrischen Störungen ausgesetzt sind. Es kann sich aber auch umgekehrt verhalten, daß eine sich entwickelnde allgemeine Geistesstörung zuerst im Gebiete der Vernunft ihre Spuren erkennen läßt. Friedrich Wilhelm IV. bietet ein schwieriges Problem in dieser Beziehung.

Die Erfahrung, daß wir oft auch mit überlegten Handlungen doch die falsche Wahl getroffen haben, belehrt uns, daß wir weder unserm Takte noch selbst unserer Selbstbesinnung unbedingt vertrauen können. Da kommen wir denn dazu, der Vernunft die Arbeit des Urteilens dadurch zu erleichtern, daß wir uns gewisse Regeln des Verhaltens für die Zukunft zurechtlegen, um uns die Wahl zu ersparen. So hatte Epaminondas es sich zur Regel gemacht, unter allen Umständen die Wahrheit zu sagen, so daß er an keinem Spiele teilnehmen konnte, bei dem es auf harmloses Anführen der Genossen ankam. Nach einer Hinrichtung, die später als nicht gerechtfertigt erschien, machte es sich Wilhelm I. zum Prinzip, überhaupt Todesurteilen seine Bestätigung zu versagen. Ein oft zitiertes Prinzip ist: De mortuis nihil nisi bene, das aber kein Historiker befolgen kann. Bekannt genug ist die Tatsache, daß Trunkenbolde am sichersten geheilt werden können, wenn sie es sich zum Prinzip machen, überhaupt keinen Alkohol mehr zu berühren. Da die meisten solcher Regeln für unser Verhalten bis aufs kleinste herab den Sinn haben, Versuchungen zu vermeiden, so gelten „Leute von Grundsätzen" meist für sehr zuverlässig[1]). Der Nachteil liegt darin, daß man sich zu viele Vorentscheidungen zurechtlegt und sich dabei beruhigt, nicht Unrecht haben zu können, weil man ja nur sein Prinzip befolge. Königin Victoria von England soll durch das strikte Einhalten ihrer prinzipiellen Routine über ihre Umgebung oft Härten und Grausamkeiten verhängt haben, ohne es zu wollen. Mit Prinzipienreitern ist nicht „Vernunft zu sprechen", denn sie setzen voraus, daß das schon geschehen sei.

Bei fast allen Menschen gibt es aber eigentümliche Verdunklungen der vernünftigen Einsicht, sei es momentaner Natur, weil

[1]) Kant in der Anthropologie (S. 614) identifiziert diese Bequemlichkeit der Vernunfttätigkeit ohne Grund mit Charakterfestigkeit: „Einen Charakter aber schlechthin zu haben, bedeutet diejenige Eigenschaft des Willens, nach welcher das Subjekt sich selbst an bestimmte praktische Prinzipien bindet, die es sich durch seine eigene Vernunft unabänderlich vorgeschrieben hat."

die Seele sich dann überhaupt nicht sammeln will („Launen"), sei es bestimmten Gegenständen gegenüber („Marotten"). Es war doch wohl eine böse Laune, die Elisabeth bewog, das Todesurteil über Maria Stuart zu unterschreiben, was sie früher so hartnäckig verweigert hatte und nachher bereute. Alexander der Große war Weinlaunen unterworfen, Friedrich der Große (z. B. beim Prozeß des Müllers Arnold) Entrüstungslaunen. Die Vorliebe Friedrich Wilhelms I. für lange Kerle war eine Marotte, die ihn zeitlebens beherrschte. Ebenso auch Rankes Bestehen auf der Echtheit des Nymphenburger Vertrages, dessen Fälschung Droysen nachgewiesen hatte. Solche unbedeutenden Unterbrechungen der Vernunfttätigkeit sind wie etwas Naturhistorisches hinzunehmen und kaum kritisierbar. Auf dieselbe nachsichtige und das Interesse an ihnen eher noch erhöhende Beurteilung haben auch die „Originale" Anspruch, die eine ganze Gruppe von Vorurteilen, Idiosynkrasien und sachlich unberechtigten Angewohnheiten haben, denen gegenüber sie kein Argument und keine Rücksicht aufkommen lassen. Oder glaubte jemand, daß das Andenken des alten Wrangel gewinnen könnte, wenn man sich die affektierte Verachtung der Elementarbildung bei dem schneidigen Reitergeneral wegdächte? Bei den durch Sitte und Herkommen so eng gefesselten Engländern der höheren Stände ist der „Spleen" sogar die letzte Zuflucht der individuellen Triebe.

Zehntes Kapitel.

Der Charakter.

> „Das noch so entschieden Einzelne kann, als ein Endliches, zwar zerstört, aber solange sein Kern zusammenhält, nicht zersplittert, noch zerstückelt werden." (Goethe.)

§ 101. Wort- und Sacherklärung.

Eins der interessantesten Lehnwörter, das die modernen Sprachen aus dem Griechischen herübergenommen haben, ist χαρακτήρ. Unsere Aussprache, die sonst nur in den fünf Stammworten Christ, Chronik (Chronologie und Chronometer), Chlor, Chor und Chole (in den Ableitungen cholerisch, Cholera und Melancholie) den K-laut substituiert, den das Französische caractère auch in der Schrift wiedergibt, ist eine Nachwirkung der Tatsache, daß die erste Entlehnung schon auf das Mittelalter zurückgeht. Damals schrieb man auch im Deutschen „Karakter" und im Englischen „caracter". In zwei Bedeutungen brauchte man damals dies interessante Wort: erstens

im eigentlichen Sinne für Buchstabe[1]), wie noch jetzt im Englischen; zweitens im übertragenen Sinne als Geltungswert, indem, wie bei Münzen und Urkundensiegeln durch das aufgeprägte Zeichen die Echtheit und der innere Gehalt verbürgt schien, so auch ein einer Person verliehenes äußeres Zeichen ihre besondere Bedeutung zur Anerkennung brachte[2]). Augustins Einfluß bürgerte diesen Sinn für den durch die Weihe erlangten unverlierbaren Geltungswert eines Priesters (character sacramentalis) ein. Noch heute brauchen wir Charakter in diesem Sinne, wenn jemandem z. B. der „Charakter" eines Hoflieferanten verliehen und das entsprechende Zeichen seinem Firmenschilde beigefügt wird. Das Volk übersetzt ein solches „Charakter" ganz richtig mit dem Worte „Zeichen" in Wendungen wie: er war seines Zeichens ein Nagelschmied. Das Lehnwort Charakter hat den deutschen Wörtern „Merkmal" und „Eigenschaft" schon im Mittelalter starke Konkurrenz gemacht.

Erst in humanistischer Zeit ist die von den Griechen bereits verwandte Übertragung des Sinnes Gepräge aufs Innerlich-Geistige in den modernen Sprachen in Aufnahme gekommen. Die Engländer nahmen dabei das früher nicht geschriebene h in die neue Entlehnung desselben Wortes hinein und führten es allmählich überall als korrektere Schreibweise durch; die Franzosen blieben bei ihrer alten Schreibweise; die Deutschen gaben schließlich, wie überall, χ durch ch wieder, ohne die alte Aussprache abzuändern. Den Anlaß zu dieser Bereicherung unseres Begriffsvorrats gab die 160 Jahre nach Pirckheymers Editio Princeps einsetzende Popularität der auf Theophrast zurückgeführten Schrift über „sittliche Charaktere"[3]), in der, je nach den benutzten Manuskripten fünfzehn, dreiundzwanzig, achtundzwanzig, schließlich sogar dreißig Skizzen von Menschen aneinander gereiht sind und die Eigenart eines jeden mit einem Schlagworte bezeichnet wird[4]). Wir finden in

---

[1]) Diese deutsche Bezeichnung versetzt den historischen Sinn in die deutsche Urzeit. Virgam frugiferae arbori decisam in surculos amputant eosque notis quibusdam discretos schreibt Tacitus, Germania Kap. X. Der arbor frugifera ist die Buche, der surculus der Stab, die nota der χαρακτήρ. Daher „Buchstabe". Das Material gab die Bezeichnung für das Symbol.

[2]) Im Englischen heißt dementsprechend das dem Urteilsvermerk im Dienstbuch entsprechende Dienstzeugnis ebenfalls character.

[3]) 'Ηθικοὶ χαρακτῆρες ist der von Diogenes V, 47 zitierte Titel; die erhaltenen Handschriften bezeichnen die Sammlung nur als Θεοφράστου χαρακτῆρες. Kanzler von Müller schrieb übrigens noch 1832 „Karakter", und neuerdings erscheint bei Franz Kirchheim in Mainz eine „Weltgeschichte in Karakterbildern".

[4]) Der Leipziger „Philologischen Gesellschaft" verdanken wir die von einer ganzen Anzahl von Gelehrten besorgte kritische Ausgabe nebst deutscher Übersetzung (Leipzig 1897). 1899 erschien in Florenz die Ausgabe von Romizi, 1901 in Leyden die mit holländischem Kommentar versehene von J. M. Fraenkel und P. Groeneboom, 1909 die neue Ausgabe mit englischer Übersetzung von Sir R. C. Jebb, besorgt

diesen karikierenden Skizzen z. T. ganz geläufige Typen wieder, wie den Chikaneur, den Schmeichler, das Plappermaul, den Rüpel, den Störstöffel, die Klatschbase, den Nassauer, den Filz, den Krakehler, den Aufschneider. Es hat also auch im Altertum „solche Käuze" gegeben. Durch die Übersetzung dieser immerwährenden Steckbriefsammlung hat Labruyère (1687) das griechische Wort ohne Zusatz in vertieftem Sinne in die psychologische Literatur eingeführt. Das 18. Jahrhundert, das in Frankreich und England eine hohe Kultur der die besseren Klassen zusammenhaltenden privaten Geselligkeit zeitigte, erweiterte die Kenntnis individueller Besonderheiten durch das Studium Plutarchs und Senecas, durch Veröffentlichung von Privatbriefen und feuilletonistischen Schilderungen, durch Memoiren und durch Romane. Reiches Material boten auch die „dramatis personae" Shakespeares und Molières Lustspiele. Die Charakterschilderungen der englischen Historiker Clarendon und Burnet, die noch heute lesenswert sind, haben zu einer besseren Würdigung individueller Züge in der Friedensperiode von 1714 bis 1740 nicht wenig beigetragen. Addison und Steele, Walpole, Montesquieu und Voltaire waren feine Psychologen, hinter denen Gellert durch Mangel an Weltkenntnis, aber nicht an Wirksamkeit für psychologische Studien zurückblieb. Überall stand bereits eine reiche Fülle von Beobachtungen und entsprechenden Bezeichnungen zur Verfügung, als Hume, Rousseau und Kant das Denken, Wollen und Fühlen des Menschen zum Gegenstande ihrer Untersuchung machten. Charakterologie war im 18. Jahrhundert ein wichtiger Knotenpunkt der am meisten befahrenen Denkgeleise. In Humes Essays, die 1742 erschienen, finden wir neben anderen Charakterstudien auch eine über Nationalcharaktere, die selbst für entlegene Völker allgemein eingebürgerte Vorstellungen über ihre Denkungsart voraussetzt. So ist Charakter, wie wir aus den Werken Schillers und Goethes ersehen, der verbreitetste psychologische Terminus geworden, den es im Deutschen gibt. Krauses Verdeutschung „Lebensgrundweise", die an sich gar nicht übel ist, kam zu spät, um sich Eingang zu verschaffen.

Kant hat in seiner Anthropologie den vorgefundenen Begriff Charakter aufs engste beschränkt, indem er den zur Naturanlage gehörigen Teil des Erscheinungskomplexes davon abschlug und das rein durch Ausbildung erlangte Residuum als moralischen Wertfaktor auf das Piedestal des kategorischen Imperativs erhob. Er

von J. E. Sandys und die von Diels für die Clarendon Preß in Oxford bearbeitete kritische Textausgabe. Fünf Skizzen sind auch von Wilamowitz-Möllendorff 1902 in sein „Griechisches Lesebuch" (Berlin 1902) aufgenommen worden. Die außerordentliche, jetzt wieder den „Charakteren" des Theophrast zugewandte Sorgfalt hat auch ein historisches Interesse.

will einem Karl XII. „einen bestimmten Charakter überhaupt" nicht zugestehen; ebensowenig „Poeten", „Hofleuten", „Geistlichen"; den meisten Menschen nicht vor dem vierzigsten Jahre. Die Philosophen sollen daran schuld sein, daß „einen inneren (moralischen) Charakter zu haben, wohl nur ein frommer Wunsch sein und bleiben werde"; „dadurch, daß sie diesen Begriff noch nie abgesondert in ein genugsam helles Licht gesetzt und die Tugend nur in Bruchstücken, aber nie ganz in ihrer schönen Gestalt vorstellig und für alle Menschen interessant zu machen gesucht haben." Diese idealisierende Begriffsbestimmung, die Charakter und höchste Sittlichkeit identifiziert, ist für die Wiedererstehung Preußens nach dem Niederfall von 1806 von der größten Bedeutung geworden. Im Tugendbunde, im „einharten" E. M. Arndt, in Fichte hat sich die moralische Kraft der Kantischen Philosophie aufs großartigste bewährt; sie hat auch nachgewirkt in Börnes doktrinärem Starrsinn, in dem Wertlegen auf „einen ganzen Mann" um die Mitte des 19. Jahrhunderts und in Euckens Begriffsbestimmungen[1]).

So überaus bedeutsam diese hochgespannte sittliche Forderung der Kantschen Anthropologie gewesen ist und noch sein kann, so ist doch diese Verengung des Begriffes Charakter theoretisch nicht aufrecht zu erhalten, weil sie nicht alle psychologischen Phänomene umfaßt, die sie durchleuchten soll. Die psychologische Zergliederung muß vielmehr zu der durch die Denkarbeit des 18. Jahrhunderts vollendeten Erkenntnis zurückkehren, die der rigorose Königsberger Philosoph verließ. Da trifft es sich denn so glücklich, daß Goethe in der Reife seines Alters diesem für uns so wichtigen Begriff mit höchster Anstrengung den reichen Inhalt seiner Lebenserfahrung und die Leuchtkraft seiner genialen Intuition zugewandt hat[2]).

Von der Persönlichkeit Newtons geht Goethe aus. Die Nation, in der er geboren, die Zeitumstände, die auf seine Jugendentwicklung einwirkten, werden erwogen: „Newton war ein wohlorganisierter, gesunder, wohltemperierter Mann, ohne Leidenschaft, ohne Begierden. Sein Geist war konstruktiver Natur, und zwar im

---

[1]) Grundbegriffe der Gegenwart. Persönlichkeit und Charakter. S. 264—281. (Leipzig 1893. II. Aufl.)

[2]) Auch Heine hat, um die Berechtigung des gegen ihn von Börne erhobenen Vorwurfs, er sei zwar ein Dichter aber kein Charakter, zu widerlegen, die Frage aufgeworfen: „Was versteht man unter dem Wort ‚Charakter'? Er spielt aber die ganze Erwägung auf das intellektuelle Gebiet hinüber und definiert Charakter als die sofort einleuchtende unwandelbare Übereinstimmung der Lebensanschauung eines Menschen, die sich in allen seinen Äußerungen dokumentiert. Ihm erscheint also eine Borniertheit, die von der Menge leicht begriffen werden kann, als Zeichen eines Charakters, wie er ja auch in Atta Troll spottet: „Kein Talent, doch ein Charakter." Auf den sittlichen und politischen Vorwurf, den Börne mit der „poetischen Charakterlosigkeit" gegen ihn schleuderte, geht er gar nicht ernsthaft ein.

abstraktesten Sinne; daher war die höhere Mathematik ihm als das eigentliche Organ gegeben, durch das er seine innere Welt aufzubauen und die äußere zu gewältigen suchte.“ Es folgt eine kurze Erwähnung seiner theoretischen und experimentellen Arbeiten, und als Abschluß das Urteil: „Dieser Behandlungsart, diesem unbiegsamen Charakter ist eigentlich die Lehre ihr ganzes Glück schuldig.“

Nach dieser gedrängten Schlußfolgerung holt aber Goethe aus zu der großartigen psychologischen Begriffsbestimmung, die hier vollständig eingerückt werden muß:

„Da das Wort Charakter ausgesprochen ist, so werde einigen zudringenden Betrachtungen hier Platz vergönnt.

„Jedes Wesen, das sich als eine Einheit fühlt, will sich in seinem eigenen Zustand ungetrennt und unverrückt erhalten[1]). Dies ist eine ewige notwendige Gabe der Natur, und so kann man sagen, jedes einzelne habe Charakter bis zum Wurm herunter, der sich krümmt, wenn er getreten wird. In diesem Sinne dürfen wir dem Schwachen, ja dem Feigen selbst Charakter zuschreiben: denn er gibt auf, was andere Menschen über alles schätzen, was aber nicht zu seiner Natur gehört, die Ehre, den Ruhm, nur damit er seine Persönlichkeit erhalte. Doch bedient man sich des Wortes Charakter gewöhnlich in einem höheren Sinne, wenn nämlich eine Persönlichkeit von bedeutenden Eigenschaften auf ihrer Weise verharrt und sich durch nichts davon abwendig machen läßt.

„Einen starken Charakter nennt man, wenn er sich allen äußerlichen Hindernissen mächtig entgegensetzt und seine Eigentümlichkeit, selbst mit Gefahr, seine Persönlichkeit zu verlieren, durchzusetzen sucht. Einen großen Charakter nennt man, wenn die Stärke desselben zugleich mit großen, unübersehlichen, unendlichen Eigenschaften, Fähigkeiten verbunden ist und durch ihn ganz originelle, unerwartete Absichten, Pläne und Taten zum Vorschein kommen.

„Ob nun gleich jeder wohl einsieht, daß hier eigentlich das Überschwengliche, wie überhaupt, die Größe macht, so muß man sich doch ja nicht irren und etwa glauben, daß hier von einem Sittlichen die Rede sei. Das Hauptfundament des Sittlichen ist der gute Wille, der seiner Natur nach nur aufs rechte gerichtet sein kann; das Hauptfundament des Charakters ist das entschiedene Wollen, ohne Rücksicht auf Recht und Unrecht, auf Gut und Böse, auf Wahrheit und Irrtum; es ist das, was jede Partei an den Ihrigen so höchlich schätzt. Der Wille gehört der Freiheit, er bezieht sich auf den inneren Menschen, auf den Zweck; das Wollen gehört der Natur und bezieht sich auf die äußere

[1]) Man erkennt leicht das „suum esse conservare“ des Spinoza wieder.

Welt, auf die Tat; und weil das irdische Wollen nur immer ein beschränktes sein kann, so läßt sich beinahe voraussetzen, daß in der Ausübung das höhere Recht niemals oder nur durch Zufall gewollt werden kann.

„Man hat nach unserer Überzeugung noch lange nicht genug Beiworte aufgesucht, um die Verschiedenheit der Charaktere auszudrücken. Zum Versuch wollen wir die Unterschiede, die bei der physischen Lehre von der Kohärenz stattfinden, gleichnisweise gebrauchen, und so gäbe es starke, feste, dicke, elastische, biegsame, geschmeidige, dehnlose, starre, zähe, flüssige und wer weiß sonst noch für Charaktere[1]). Newtons Charakter würden wir unter die starren rechnen . . .

„Was uns gegenwärtig betrifft, so berühren wir eigentlich nur den Bezug des Charakters auf Wahrheit und Irrtum. Der Charakter bleibt derselbe, er mag sich dem einen oder anderen ergeben; und so verringert es die große Hochachtung, die wir für Newton hegen, nicht im geringsten, wenn wir behaupten, er sei als Mensch, als Beobachter in einen Irrtum gefallen, und habe als Mann von Charakter, als Sektenhaupt seine Beharrlichkeit eben dadurch am kräftigsten betätigt, daß er diesen Irrtum, trotz aller äußeren und inneren Warnungen, bis an sein Ende fest behauptet, ja immer mehr gearbeitet und sich bemüht, ihn auszubreiten, ihn zu befestigen und gegen alle Angriffe zu schützen.

„Und hier tritt nun ein ethisches Haupträtsel ein, das aber demjenigen, der in die Abgründe der menschlichen Natur zu blicken wagte, nicht unauflösbar bleibt. Wir haben in der Heftigkeit des Polemisierens Newtonen sogar einige Unredlichkeit vorgeworfen; wir sprechen gegenwärtig wieder von nicht geachteten inneren Warnungen, und wie wäre dies mit der übrigens anerkannten Moralität eines solchen Mannes zu verbinden?

„Der Mensch ist dem Irren unterworfen, und wie er in einer Folge, wie er anhaltend irrt, so wird er sogleich falsch gegen sich und gegen andere; dieser Irrtum mag in Meinungen oder Neigungen bestehen. Von Neigungen wird es uns deutlicher, weil nicht leicht jemand sein wird, der eine solche Erfahrung nicht an sich gemacht hätte. Man widme einer Person mehr Liebe, mehr Achtung als sie verdient, sogleich muß man falsch gegen sich und andere werden; man ist genötigt, auffallende Mängel als Vorzüge zu betrachten und sie bei sich wie bei andern dafür geltend zu machen.

---

[1]) Man sieht, Goethe zieht die Phänomene der Kohäsion aus dem Physischen als Analogien heran. Eine Erklärung für die Verschiedenheiten des Verhaltens der Körper gegen Druck und Zug bei verschiedenen Temperaturen gibt es noch nicht. Die Vermutung, daß es sich dabei um Ätherdruck handelt, ist nur ein Eingeständnis unserer Verlegenheit, eine zutreffende Erklärung zu finden.

„Dagegen lassen Vernunft und Gewissen sich ihre Rechte nicht nehmen. Man kann sie belügen, aber nicht täuschen; ja wir tun nicht zu viel, wenn wir sagen: je moralischer, je vernünftiger der Mensch ist, desto lügenhafter wird er, sobald er irrt, desto ungeheurer muß der Irrtum werden, sobald er darin verharrt; und je schwächer die Vernunft, je stumpfer das Gewissen, desto mehr ziemt der Irrtum dem Menschen, weil er nicht gewarnt ist; das Irren wird bedauernswert, ja es kann liebenswürdig erscheinen.

„Ängstlich aber ist es anzusehen, wenn ein starker Charakter, um sich selbst getreu zu bleiben, treulos gegen die Welt wird, und, um innerlich wahr zu sein, das Wirkliche für eine Lüge erklärt und sich dabei ganz gleichgültig erzeigt, ob man ihn für halsstarrig, verstockt, eigensinnig oder für lächerlich halte. Demungeachtet bleibt der Charakter immer Charakter, er mag das Rechte oder das Unrechte, das Wahre oder das Falsche wollen und eifrig dafür arbeiten[1]."

„Eine ewige notwendige Gabe der Natur" ist also nach Goethe die Grundlage des Individualcharakters. Die Tragweite dieses einfachen Satzes hat uns erst die neuere Entwickelung der Biologie auf darwinistischer Grundlage, besonders die experimentellen und philosophischen Arbeiten der Zoologen zu würdigen gelehrt; aber auch der „exakte" Psychologe Horwicz hat dies Urphänomen des organischen Lebens richtig zu interpretieren gewußt. Mit ihm kann man diesen hypothetischen Ansatz alles individuellen Lebens als gesetzmäßige „Autonomie der organischen Kraft-Rückwirkung" bezeichnen und als eine in sich beschlossene Zweckmäßigkeit (Entelechie) erklären, die eine in der anorganischen Welt nicht vorkommende, den Lebensprozeß vom Keim bis zum Tode beherrschende spezifische Kausalitätsreihe darstellt, die neben den mechanischen, physikalischen und chemischen Gesetzmäßigkeiten zur Erscheinung kommt. Experimentell kann diese „Lebenskraft"[2]) in der Fähigkeit des Organismus, beschädigte

[1]) Herbart definiert Charakter ebenfalls ganz richtig als die Art der Entschiedenheit und Entschlossenheit. Drobisch (§ 105) steht unter dem Einfluß Kants, indem er sich den Begriff „tugendhafter Charakter" zurechtzulegen sucht; seine Empirie belehrt ihn aber, daß das eine zu enge Fassung ist, und er bemerkt „schließlich", daß „es nicht bloß sittliche, sondern auch wissenschaftliche Charaktere gibt". Aufs schlagendste tritt die durch Kant in diesem Punkte verursachte Begriffsverwirrung in dem von Cornelius und O. Flügel bearbeiteten Lehrbuche der empirischen Psychologie von Drbal (6. Aufl. 1897, S. 292) hervor: „Diese (d. h. Goethes) Erklärung paßt nur auf den Unsittlichen."

[2]) Mit diesem Begriffe wurde früher in der Naturwissenschaft so viel Mißbrauch getrieben, daß es ein großer Fortschritt war, als Dubois-Reymond ihn in der Physiologie endgültig eliminierte. Man war aber zu weit gegangen, und neuere zoologische Forscher, besonders Driesch, haben ihn in gereinigter Gestalt als sogenannten „Neovitalismus" wieder reinstituiert. In Hartmanns Naturphilosophie ist er als Wirkungsweise des Unbewußten zu seinem vollen Rechte gekommen, aber nicht faßlich definiert worden.

oder verkümmerte Teile zu regenerieren oder zu ersetzen, aufs überraschendste nachgewiesen werden, wie etwa Herbst demonstriert hat, daß gewisse Krustazeen, wenn man nur die Peripherie des Ganglion opticum entfernt, das ganze amputierte Auge, wenn man aber das Sehzentrum zugleich abtrennt, statt des Auges einen Fühler regenerieren. Abnormitäten, wie die von japanischen Gärtnern gezogenen Zwergbäume, die in Ungarn erzielten Mastgänse, die in China zu Ausstellungszwecken in Tongefäßen am Wachstum behinderten Menschen wären nicht zu produzieren, wenn nicht der lebende Organismus eine so zähe Fähigkeit hätte, sich selbst unter grausam reduzierten Bedingungen zu entfalten und, so gut es geht, eine Form zu finden, in der der keimgemäße Lebensprozeß, den Bedingungen entsprechend modifiziert, verwirklicht werden kann. Diese Anpassung an die Lebensbedingungen, diese Widerstandskraft gegen äußere Eingriffe, dieser zähe Trieb, sich als Einheit „in seinem eigenen Zustand ungetrennt und unverrückt zu erhalten" ist der von Natur jedem in den Weltlauf gestellten Organismus eingepflanzte „Wille zum Leben". In diesem Sinne kann Horwicz von der im dunklen Keller der Lichtspalte zustrebenden Pflanze sagen, „sie wächst, weil sie wachsen will[1])." Die von Darwin, Huxley und Herbert Spencer ausgebildete Anschauungsweise des Lebensprozesses aller Organismen als eines wechselseitigen Kampfes ums Dasein hat die zum Teil schon in dem berühmten Mythos in Platos Protagoras erwähnten Reaktionen und Schutzvorrichtungen der Geschöpfe in einen sinnvollen Zusammenhang gebracht: die Pracht und den Duft der Blüten mit der Naschhaftigkeit der Insekten, die Umbildung der Organe mit der veränderten Lebensweise, das Fluchtbedürfnis mit der Mimicry, die Wehrlosigkeit mit der Fruchtbarkeit, die Widerstandsfähigkeit mit den Kampforganen der Feinde, das Gattungsinteresse mit Vererbung und Variation, mit Feindschaft zur Brunstzeit und Racheinstinkt. Die Lebensenergien der organischen Welt sind unserm Bewußtsein viel gegenwärtiger geworden, als sie es unsern Vätern vor fünfzig Jahren waren. Diese herrschende Grundanschauung haben wir stillschweigend als jedermann geläufig bereits vorausgesetzt, als wir den Vitalsinn, die Beziehungen von Leib und Seele, die Temperamente, Affekte und Leidenschaften, praktischen Verstand und Vernunft betrachteten. Hier galt es aber Goethes kurzen Ausdruck, eine ewige notwendige Gabe der Natur „bis zum Wurm herunter, der sich krümmt, wenn er getreten wird", in der ganzen Fülle moderner Naturanschauung zu begreifen, weil das psychologische Problem des Charakters sich von diesem allgemeinen Hintergrunde als eine Steigerung abheben muß.

[1]) I, 54.

§ 102. Der Charakter als Triebkraft fortschreitender Lebensgestaltung.

Daß der Energiegrad der Selbstbehauptung, die Widerstandskraft des Wollens „in einem höheren Sinne" sich auf die ganze Breite menschlicher Interessensphären und „bedeutender Eigenschaften" bezieht, ohne an sich notwendig sittlichen, intellektuellen, religiösen, oder gar temporären Impulsen untergeordnet zu sein, sagt Goethe deutlich genug. Das „Selbst", das der Charakter bei jedem Anprall gegen die Außenwelt zu erhalten sucht, von dem sich nicht abwendig machen zu lassen es mit allen Mitteln und großen Opfern kämpft, ist, wie Lazarus es bezeichnet, das ganze innere Wesen, wie wir es in der eigenen Vorstellung zusammenfassen, d. h. „Alles, was den Kreis seines innern Daseins wesentlich erfüllt, seine Fähigkeiten, seine Stellung usw." Der ganze subjektive Ertrag der Lebenserfahrung, das empfundene, aus einem gegebenen Keim durch „Alles, was man erlebt, was man getan und gedacht und gefühlt hat[1])" in uns verwirklichte Entwickelungsprodukt gehört mit zum Charakter. Das in den Kampf des Lebens gestellte Ich, das sich mit dem Kraftvorrat seines Charakters zu verteidigen hat, ist das alle Betätigungen eines Menschen in möglichst ungestörtem Gange erhaltende Blut unseres erweiterten Selbstgefühls, der jedem ohne weiteres bewußte Wesenskern *seiner* Ehre. Wer gar kein Ehrgefühl hat, bei dem ist der Charakter nichts weiter als physischer Selbsterhaltungstrieb; wer seine Ehre ohne weiteres preisgibt, um seine physischen materiellen Lebensbedingungen nicht zu gefährden, ist ein feiger Charakter, der sich von anderen die Gesetze widerstandslos vorschreiben läßt, denen er sich assimiliert. Sowie das erweiterte Selbstgefühl wahrnehmbare Quelle einer Reaktion gegen äußere Eingriffe wird, beginnt die nur als Kraftmaß abzuschätzende und als Härtegrad zu bestimmende *Charakterverschiedenheit*.

Aufs vollkommenste stimmt mit diesen Deduktionen die allgemeine Auffassung *Jean Pauls* in seiner „*Vorschule der Ästhetik*" § 56—58 überein. Ihm ist der Charakter „der geheime organische Seelenpunkt, an welchem sich alles erzeugt und der seiner Natur gemäß anzieht und abscheidet". Er nennt den Charakter auch „ein Leibnitzsches vinculum substantiale, das die Monaden mit Gewalt zusammenhält. Um diesen hüpfenden Punkt legen sich die übrigen Kräfte als Glieder und Nahrung an ... Ist einmal ein Charakter lebendig da, gleichsam ein perpetuum mobile,

---

[1]) Lazarus, Leben der Seele. Bd. I, S. 127—228. Ehre und Ruhm. Horwicz II, 282—285 läßt das Ehrgefühl aus dem Schamgefühl des Lächerlichwerdens hervorgehen, ohne aber überzeugende Gründe anzuführen.

das gegen anstrebende Bewegungen von außen sich in der seinigen festhält, so wird er sogar in ungleichen Handlungen die Kraft seiner Spiralfeder, gerade im Gegendruck am stärksten offenbaren".

§ 103. Charakteranlage.

Nach diesen allgemeinen Darlegungen müssen wir auf einige Spezialisierungen von Charakterbetätigung in der Geschichte noch näher eingehen. Dabei werden wir auch auf naheliegende Verwechselungen aufmerksam und durch Beispiele die Phänomene des Charakters noch deutlicher zu machen suchen.

Bei fortgesetzter Abkehr einer Generationenfolge von der natürlichen Nötigung der Anpassung an die Lebensverhältnisse kann — das beweisen die Merowinger, Pippiniden und spanischen Habsburger ebenso wie die alten japanischen Adelsfamilien — die physische Kraftanlage, die dem Charakter in höherem Sinne zur Grundlage dient, verloren gehen, besonders wenn sich ein Haus nur durch Verheiratungen in der eigenen Familie verjüngt. Dann entwickeln die Epigonen gar keine Widerstandskraft und bleiben zeitlebens Mündel. So war schon Philipp III. von Spanien charakterlos im eigentlichen Sinne, ein Mensch, den die Natur für seine Stellung zu gut und zu schwach und zu fromm gebildet[1])." Philipp IV. und Karl II. ermangelten ebenso des Kraftvorrats, „der inwendigen Energie". Vorkehrungen gegen oft wiederholte Verbindungen zu naher Verwandter gehören bei allen Kulturvölkern zu den wirksamsten Sicherungen gegen Degeneration in psychischer so gut wie in physischer Beziehung. Seit Selim II., seit die Sultane nicht mehr zu Felde zogen, seit die Thronfolger bis zu ihrer Thronbesteigung gefangen gehalten wurden, ist jene Reihe untätiger Sultane auf einander gefolgt, „deren mißliche Natur ein Hauptgrund des Verfalls osmanischer Dinge ist"[2]). Wie Erneuerung des Bluts, also Vervielfältigung der Keimanlage, so ist auch freies Wachstum, Reizung der Widerstandskraft durch abwechselnde Umgebung, „der Strom der Welt", für die Bildung eines Charakters vorteilhaft, wenn nicht unentbehrlich.

Daß heftige Temperamentsausbrüche, unermüdliche Leibesübungen, Leidenschaftlichkeit und lebhafte Phantasie nicht als Zeichen eines starken Charakters ausgelegt werden dürfen, beweist das Beispiel König Carls IX. von Frankreich. „In der Tat war er nie aus dem Taumel der leidenschaftlichen Bewegung zu vollem Selbstbewußtsein erwacht; von seiner Mutter hatte er sich nie emanzipiert[3])."

---

[1]) Ranke, S. W. 35/36, S. 175.
[2]) Ranke, S. W. 35/36 S. 26.
[3]) Ranke, S. W. 8, S. 244.

Ganz im Gegensatz zu solcher Lärmbedürftigkeit von Leuten ohne starken Charakter haben oft die allerstärksten Charaktere ein sehr ruhiges Auftreten und persönliches Gebaren; ich erinnere nur an Herzog Alba, einen der härtesten Charaktere der Weltgeschichte durch dessen „Entschlossenheit und Charakterstärke selbst Philipp II. weiter fortgerissen wurde, als er ohnedies gegangen wäre"[1]). Wilhelm III. von England war ein stiller Mann von nachhaltigster Energie.

§ 104. Schwache Charakterbetätigung.

Einer Charakterprobe oder Charakterbetätigung muß der empfundene Anprall der Außenwelt vorangegangen sein. Große Pläne schmieden, sich weit vorwagen und einen entscheidenden Schritt tun, beweist noch keinen starken Charakter, sondern gehört den bezeichneten anderen Erscheinungsformen des psychischen Lebens an. Sowie aber der Widerstand der Welt, in deren Verhältnisse wir eingreifen wollen, sich gegen uns erhoben hat, da muß es sich zeigen, wie wir uns zu behaupten suchen. Dabei spielt allerdings im ersten Moment das Temperament und der Affekt eine Rolle; aber wenn diese dementia vorüber ist und die überlegte planvolle Lebensführung in ihre Rechte tritt, da zeigt sich der Charakter. Da gibt es zunächst als bequemste Verhaltungsmaßregel den Ausweg, den Sinn der Formel „in magnis voluisse sat est" so zu verwässern und zu verdrehen, daß man beim geringsten Widerstande die Flinte ins Korn wirft. So ließ sich Maximilian I. von seinen Plänen durch das kleinste Mißgeschick zurückbringen; er war nach Goethes Terminologie ein „flüssiger" Charakter, ein unbelehrbarer Optimist, den bei seiner sanguinischen Eukolie die Fehlschläge seiner Taten nicht lange bedrückten. Überraschend ähnlich war ihm sein Ururenkel, Kaiser Matthias, ehrgeizig, sanguinisch, mutig, gutherzig, aber ohne nachhaltige Energie[2]). Mit ihm läßt sich König Jérome Napoleon als Charakter wohl vergleichen. An dem englischen Hochadel des 15. und 16. Jahrhunderts hat Ranke dieselbe Charakterlosigkeit bemerkt: „Unermeßlich ehrgeizig sind diese englischen Magnaten: mit kecker Hand greifen sie nach den höchsten Kampfpreisen: aber innere Widerstandsfähigkeit haben sie nicht: dem Zug der Ereignisse, der öffentlichen Meinung gegenüber besitzen sie keinen Willen[3])." Ein Urteil, das vollständig zutrifft, wenn man die im Parlament sich abspielenden politischen Kämpfe durchgeht, das uns aber die neue Frage aufgibt: wodurch erklärt sich dieser durchgängige Mangel

[1]) Jb. S. 386. Wir erinnern uns, daß die Entschlossenheit als Grundstimmung der Eukolie zu verstehen ist.

[2]) Vgl. Ritters Darstellung i. d. A. D. B. XX, 629—654.

[3]) S. W. XIV, S. 186.

an Widerstandskraft? denn bei so vielen Personen müssen wir doch von vornherein bedeutende Charakterunterschiede voraussetzen. Der schwächste Charakter unter den Päpsten war wohl Pius VII., von dem Napoleon sagte: „Er ist ein Lamm, wahrhaft ein guter Mann, ein Engel von Güte."

§ 105. Die Tragik spröder Charakterbetätigung.

Der strikte Gegensatz zu dieser äußersten Weichheit, das „Allen Gewalten zum Trotz sich erhalten" des harten Charakters, birgt, wenn der Erfolg ausbleibt und die widerstrebende Welt oder das Schicksal die Reaktionen des Helden wirkungslos abprallen läßt, die Gefahr einer tragischen Katastrophe in sich. Ein zu harter Charakter kann nicht nur der eigenen Sache schaden, sondern auch infolge seiner eigenen Sprödigkeit leicht gebrochen werden. Wahnsinn, Selbstmord und Trunksucht[1]) sind die äußersten Schritte eines von der feindlichen, fremden Welt überwundenen harten Charakters. „Mancher wird den Zustand der Seele kennen (so schreibt Ranke), wo sie an den irdischen Dingen verzweifelt, ohne sie doch aufzugeben, in den Menschen nur noch Verderben drohende und Verderben bringende Feinde sieht, sich gleichsam in sich selbst zerreißt[2])." Der Ajax der griechischen Heldensage wird durch die Bevorzugung des Odysseus zum Wahnsinn und durch die ihn lächerlich machende Tat des Wahnsinns zum Selbstmord getrieben[3]). Das merkwürdigste Beispiel eines ohne eigenes Verschulden, nur durch die Ungunst der Zeitverhältnisse gebrochenen Charakters bietet der spanische Feldherr Ambrosio Spinola, der berühmte Festungseroberer. Er hatte die Festung Casala in Piemont so weit gebracht, daß die Übergabe nur noch eine Frage von Tagen war, als die Festung von den Franzosen freiwillig an den Herzog von Savoyen übergeben wurde, der ihnen dafür Pignerolo abtrat. Spinola, der sich eine bestimmte Zeit festgesetzt, bis zu der er Casala einnehmen wollte, empfand die unvorhergesehene Wendung der Dinge mit so tiefem Verdruß und Schmerz, daß seine Besinnung, sein Verstand darüber in Gefahr geriet. Er war durch keine Vorstellungen zu bewegen, die Artikel zu unterschreiben, er glaubte, die Kaiserlichen und die Piemontesen hätten sich vereinigt, ihn um seine Ehre zu bringen. Mazarin, der die Unterhandlung führte, suchte ihn zu beruhigen; nachdem Spinola ein paar Worte hierauf vernünftig geantwortet hatte,

---

[1]) Der heldenhafte Enkel Jacobs II. von England, der sogenannte junge Prätendent verfiel nach dem Fehlschlagen seiner Hoffnungen der Trunksucht.

[2]) S. W. VIII, 348.

[3]) Das Lebenselement der Sophokleischen Tragödien ist überhaupt das freiwillige Sich-dem-Tode-Weihen des Hauptcharakters. Darin ist ihm Schiller in der Braut von Messina gefolgt.

ward er starr; er bewegte seine Augen, seine Hände nicht mehr; oder er sprach, gleich als hätte er den König von Spanien oder den Grafen Olivarez vor sich, denen er die Dienste vorstellte, die er zweiunddreißig Jahre lang dieser Krone geleistet hatte. Sein Zustand war um so schrecklicher, da er sich desselben bewußt war. Toiras, der französische Befehlshaber, der die Stadt gegen ihn verteidigt hatte, machte ihm in seiner Baracke, von Mazarin eingeführt, einen Besuch. Spinola sagte ihm einige freundliche Worte, warnte ihn aber vor dem was er nunmehr sagen werde: denn er fühle, er sei von Sinnen. Toiras brach in lautes Weinen aus. Kurz darauf ist Spinola gestorben (25. September 1630[1])." Der Charakter Tellheims in Lessings Minna von Barnhelm ist von ähnlicher Sprödigkeit.

§ 106. Harte Charaktere.

Festigkeit, Unerschütterlichkeit und Ausdauer sind ehrenwerte Härtegrade des Charakters, wie wir sie bei Roon und Kaiser Wilhelm I. leicht beobachten können; ihre Übertreibung bezeichnen wir als Eigensinn und Hartnäckigkeit, die grade in Deutschlands kernhaftem Bauernstande wie beim alten Cato am besten vertreten sind. Die hervorragenden Kraftkonzentrationen in Charakteren nennen wir Mut, Kühnheit und Verwegenheit; sie brauchen, das beweisen Beispiele wie Friedrich der Große, Napoleon und Bismarck, nicht immer mit besonderer Stahlhärte verbunden zu sein: Sie sind vielmehr meist mit einer gewissen Elastizität verbunden, weil sie bei entsprechender Selbstbeherrschung durch lebhafte Phantasie und hohe Intelligenz gesteigert werden müssen, um lange vorzuhalten. Ein starker Charakter ohne ein entsprechendes Maß von Vernunft und intellektueller Begabung war Luthers Kollege Carlstadt; er gehörte (nach Ranke) „zu den nicht seltenen deutschen Naturen, die mit einer angebornen Neigung zum Tiefsinn den Mut verbinden, alles zu verwerfen, was man festgesetzt hat, oder alles zu behaupten, was man verwirft, ohne daß sie doch das Bedürfnis hätten, sich bis zu voller Klarheit und allgemeingültiger Begründung ihrer Ideen zu erheben[2])." Luther war als Charakter gewiß ebenso stark und bedeutend härter, aber zugleich von größerer Klarheit des Denkens, praktischer Einsicht in das Getriebe des Lebens, vernünftiger Maßhaltung in seinem Vorgehen, vor allem ernster Gewissenhaftigkeit; er verteidigte die reine Lehre gegen jede Verunstaltung mit eigener Gefahr seines Lebens; Carlstadt reizte seine Umgebung mit immer neuem Anprall, um ihr seinen Willen auf-

[1]) Ranke, S. W. 35/36, S. 456.

[2]) S. W. II, 14. Wir kommen auf diesen Typus noch in anderem Zusammenhange zurück, wo uns dann mehr der Inhalt des Strebens interessiert; hier kommt es uns nur auf den „Mut" an.

zuzwingen. Von der Ausdauer, von der beständigen Identifizierung seines Wollens mit dem Interesse der Seelenerlösung und der Reinhaltung des Heiligen, von dem geistigen Durchdrungensein mit dem idealen Sinn der ganzen Schöpfung, von der großartigen Intuition, die Luther im Herzen trug und für die er kämpfte, war Carlstadt weit entfernt; er wollte der Welt immer das Fragment seines Gedankenganges aufzwingen, das er gerade in der Wirklichkeit vermißte.

Flucht und Abwarten, Widerstand und Rache, Trotz und Appell an die Nachwelt sind die Waffen im Kampf der Charaktere um das Übergewicht in der Welt. So haben auch die Sieger Mohammed, Pisistratus, Luther, Papst Gregor VII. und Thomas Becket, die Medici, Mazarin, der große Kurfürst, Napoleon im Drange der widerstrebenden Welt ihre Existenz und ihre Sache aufrecht erhalten müssen. Exoriare olim nostris ex ossibus ultor und „das Wort sie müssen lassen stahn" waren vom Standpunkte der verfochtenen Sache richtig empfundene Hoffnungsanker großer Charaktere in der äußersten Bedrängnis ihres stürmischen Erdenlaufs. Kaiser Karl V. mochte lachen, als ihm die aus dem Virgilischen Verse abgeleitete Verweisung auf die Zukunft der Filippo Strozzi gemeldet wurde, der sich selbst den Tod gab, um nicht der Gefangene Cosimos von Medici zu bleiben[1]). Die Feindschaft des Hauses Strozzi ist ihm aber doch in der Folgezeit noch sehr bemerklich geworden; denn sie war durch den republikanischen Tod Filippos ein ungewöhnliches Kraftelement, das zunächst dem Könige von Frankreich und dem Papste Paul IV. zur Verfügung stand.

§ 107. Elastische Charaktere.

Von elastischen, nachgiebigen, biegsamen Charakteren wollen wir nur auf drei Könige hinweisen: den schwachen Ludwig XVI., der, um sich zu retten, vor den Richtern des Konvents seine königliche Stellung vergeblich preisgab, den tapferen Karl I., der, nachdem er die größten konstitutionellen Konzessionen gemacht hatte, auch als Gefangener die Episkopalverfassung der Kirche nicht antasten lassen wollte, bei den Prozeßverhandlungen seine königliche Haltung bewahrte und durch diese zu spät errungene Charakterfestigkeit mit Ehren das Schaffot bestieg, und den komplizierten Charakter König Friedrich Wilhelms IV., der von Moment zu Moment sich nur durch Rücksichten und Nachgiebigkeiten behaupten zu wollen schien, in dessen Verhalten die Zeitgenossen, wie Ranke zugibt, „häufig charakterlose Oszillation und Unentschlossenheit"

---

[1]) Ranke, S. W. 40/41, S. 440—445 widmet dem Tode Filippo Strozzis einen Exkurs.

bemerkten, der aber doch im Gespräch seine eigentümliche Gesinnung hartnäckig beibehielt. Ranke nennt ihn (wohl nicht ohne eulogistische Tendenz) im einzelnen biegsam und im ganzen fest, schwankend in der Verwaltung der laufenden Geschäfte, aber beharrlich im Ergreifen der beherrschenden Ideen. Obwohl er vor der Revolution des 18. März gewichen ist, hat er doch die konservativen Grundsätze, die aus Preußens großer Vergangenheit stammen, für Deutschland und die Welt in eine neue Zeit hinübergerettet[1]). Ähnliche biegsame Charaktere in der Geschichte sind Cicero, Erasmus von Rotterdam, General Monk, der Herzog von Wellington und der preußische Premierminister Manteuffel.

§ 108. Ist der Charakter veränderlich?

Schopenhauer hat aufs heftigste bestritten, daß ein einmal bestehender Charakter „modifikabel" sei, hat aber weder Hartmann noch seinen speziellen Anhänger Bahnsen überzeugt. Für uns stellt sich die Frage: ist der Härtegrad desselben Charakters gleichen Anprällen gegenüber von immer gleicher Durchlässigkeit und ist die Energie der Reaktion bei gleichem Anlaß immer von gleicher Intensität? Auch wenn wir alle anderen Einwirkungen außer acht lassen, müssen wir beide Gleichsetzungen bestreiten, weil die Erfahrung uns leicht belehrt, wie es sich bei uns und anderen damit verhält. Der Härtegrad ist in der Regel mit zunehmenden Jahren in stetiger Steigerung begriffen, während die Kraftäußerung unregelmäßigen Schwankungen zu unterliegen scheint. Das hängt so zusammen. Die Selbstbehauptung, die wir in einem einzelnen Falle bewiesen haben, hebt unser Ehrgefühl und stählt uns für die Zukunft, weil wir schon ein Zurücksinken auf eine größere Nachgiebigkeit, wenn besonders zwingende Gründe der Vernunft und des Gewissens nicht vorliegen, als eine Niederlage empfinden. Ebenso erinnern wir uns nur mit Mißbehagen an frühere Vorgänge, in deren Verlauf wir wegen nicht genügender Kraftanstrengung unterlegen sind; sobald wir uns „ermannt" haben, steht auch bereits in uns der Entschluß fest, in Zukunft nicht so leicht nachzugeben. Das richtige Maß zwischen übertriebener Zähigkeit und gutmütiger Schwäche liegt uns aber keineswegs im Gefühl. Wir können uns dazu reizen lassen, jeden Interessenkomplex mit äußerster Energie zu verteidigen, wenn uns begreiflich gemacht wird, daß die Gegenpartei uns durch forsches Auftreten ängstigen, einschüchtern, übertrumpfen will. Dann schweigen in dem Manne von gefestigtem Charakter alle Erwägungen der Klugheit, der Vernunft und selbst des Ge-

[1]) Ranke, Briefwechsel Friedrich Wilhelms IV. mit Bunsen (Schlußbetrachtung). S. W. 49/50, S. 578—584.

wissens[1]). So wußte Bismarck seinen König über alle Bedenken der unklugen „Blut und Eisen“-Rede hinwegzuheben, indem er ihn „beim Portepee faßte“ und ihm das Beispiel Karls I. vorhielt. „Eure Majestät sind in der Notwendigkeit zu fechten, Sie können nicht kapitulieren, Sie müssen, und wenn es mit körperlicher Gefahr wäre, der Vergewaltigung entgegentreten.“ Ganz ähnlich suchte nach Bismarcks Aussage die Kaiserin Augusta den Erfolg ihrer Überredungskunst beim Kaiser gegen spätere bessere Argumente dadurch zu sichern, daß sie eine Charakterprobe daraus machte und Zweifel aussprach, „ob der Kaiser imstande sein werde, die geäußerte Absicht der Meinung Bismarck gegenüber aufrecht zu erhalten“[1]). Mit bewunderungswürdiger Virtuosität hat Schiller diesen psychologischen Kunstgriff, an Charakterfestigkeit und Mut zu appellieren, wo Vernunft und Gewissen zu entscheiden haben, in der Szene zwischen Wallenstein und seiner Schwester Gräfin Terzky durchgeführt. Freilich der Schillersche Zauderer, der Böses ahnend und mit belastetem Gewissen sich von Wrangel, Terzky und Illow nur bis an die Schwelle der Tat treiben läßt, die aus den Gedanken, mit denen er nur „gespielt“ hat, Ernst machen soll, ist von dem historischen Wallenstein, wie ihn Ranke zeichnet, völlig verschieden. In dem Friedland der Geschichte, der noch im Alter von Wutanfällen litt, „lebte ein feuriger Impuls zu unaufhörlicher Bewegung, Unternehmung, Erwerbung: durch seinen Gesundheitszustand nicht allein nicht erstickt, sondern eher angereizt, der ehrgeizige Trieb, sich nach allen Seiten geltend zu machen, seine Macht und die Bedeutung seines Hauses zu gründen, und die alten Feinde zu seinen Füßen zu sehen“. Wie ganz anders der Schillersche Held! Er kommt auch nach Wrangels Weggang zu dem Schluß: „Wohl erwogen, ich will es lieber doch nicht tun“; ihn umzustimmen gibt Illo bereits auf, „denn ich bin fertig, spricht man von Treue mir und von Gewissen“. Da setzt die Gräfin ein und malt ihm höhnisch das idyllische Privatleben aus, das dem vom Hofe in Gnaden entlassenen Generalissimus bevorsteht, ganz wie es jedem andern „neuen Menschen“ und „übernächtigen Geschöpf der Hofgunst“ beschieden ist. Mit dieser Gleichsetzung ruft sie das Selbstgefühl ihres Bruders wach:

> „Eh' ich sinke in die Nichtigkeit
> So klein aufhöre, der so groß begonnen.
> Eh mich die Welt mit jenen Elenden
> Verwechselt, die der Tag erschafft und stürzt,
> Eh spreche Welt und Nachwelt meinen Namen
> Mit Abscheu aus, und Friedland sei die Losung
> Für jede hassenswerte Tat.“

[1]) Thus conscience does make cowards of us all. heißt es in Hamlets Monolog, als er sich Härte des Charakters suggerieren wollte.

[2]) Gedanken u. Erinnerungen I, 286, s. II, 286.

Die Gräfin belehrt ihn über das Wesen der Charakterbetätigung:

> „Ei, wo lebt denn
> Das friedsame Geschöpf, das seines Lebens
> Sich nicht mit allen Lebenskräften wehrt?“

Und beruhigt ihn völlig über die moralische Natur seines Widerstandes:

> Denn recht hat jeder eigene Charakter,
> Der übereinstimmt mit sich selbst; es gibt
> Kein andres Unrecht als den Widerspruch.

So ist denn Wallenstein gefeit, als Max ihn auf dem Wege der Pflicht festzuhalten sucht. Er vergleicht sein Vorhaben mit Cäsars Tat und spürt etwas von seinem Geist in sich.

Wie eine Naturgewalt, über die er selber nicht verfügen kann, reißt der sich aufbäumende Charakter den Menschen fort, um sein eigenes Selbst gegen eine Welt von Feinden zu verteidigen, „das Leben einzusetzen, um das Leben zu gewinnen“. Das Dämonion des Sokrates, das „Ich kann nicht anders“ Luthers, Macmahons J'y suis j'y reste sind leuchtende Beispiele von Charakterfestigkeit. Daß es sich beim Charakter um eine besondere Eigenschaft der Seele und nicht um denknotwendige, allgemeingültige Prinzipien der Vernunft handelt, zeigt das Beispiel eines Thomas à Becket zur Genüge, der als Geistlicher und Kanzler Heinrichs II. die Ansprüche der Kirche ebenso heftig bekämpfte, wie er sie nach seiner Beförderung zum Erzbischof verteidigte. Der energische Charakter des Saulus kam auch im Paulus zum Vorschein; Görres als Propagandist der Revolution und als ultramontaner Mystiker könnten dem Nachlebenden wie zwei verschiedene Personen erscheinen; aber der Energiegrad des Charakters wäre in beiden unverkennbar derselbe. Es ist gar nicht wunderbar, wenn charakterstarke Konvertiten in dem neuen Lager sofort ebensoviel Eifer entfalten wie in dem verlassenen und mit gleicher Tatkraft verbrennen, was sie früher verehrt haben.

§ 109. Abirrungen des Charakters.

Den direktesten Widerspruch gegen Schopenhauers Auffassung von der unmodifikablen Natur des Charakters finde ich aber in einem Diktum Rankes, das dem Sichbilden des Charakters in dem Strom der Welt eine ganz entgegengesetzte Ausartung an die Seite stellt. Ich setze es einfach hierher, weil mir außer dem Sultan Murad III., auf den er es bezieht, kein eklatantes Beispiel aus der Geschichte gegenwärtig ist. „Nicht alle Menschen bleiben dem Charakter treu, den man in ihrer Jugend an ihnen wahrnimmt. Die Entwickelung geht auch in männlichen Jahren fort, und nicht immer aus Härte zur Milde, aus Bewegung zu Ruhe. Es gibt auch deren,

die aus bescheidenen, gesetzten und ruhigen Jünglingen leidenschaftliche, stürmische und unerträgliche Männer werden[1])." Man könnte an Hippias denken, der nach Hipparchs Ermordung ein schlimmer Tyrann wurde; aber diese Umwandlung war durch die ihm zum Bewußtsein gebrachte Not der Selbsterhaltung motiviert. Auch Kriemhilde, die Holde, die zur Unholden wird, paßt nicht; denn ihre Entwicklung ist durch den Mord Siegfrieds herbeigeführt. Murad dagegen nahm plötzlich den Charakter eines Menschenfeindes, Lüstlings und Geizkragens an. Sollte nicht am Ende ein psychiatrisches Phänomen vorliegen?

Ohne ein Bewußtsein des hohen Wertes des Endzweckes unserer Lebensführung kann es keine besondere Willensenergie, keine hervorstechende Betätigung des Charakters geben. Überschätzung dieses Wertes, S t o l z auf den Erfolg ist die gewöhnliche Begleiterscheinung angestrengter Tätigkeit und der wichtigste Nährboden des Charakters. Zum Segen der Menschheit verbindet sich mit dem Talente für eine bestimmte Seite nützlicher Tätigkeit meist auch der Ehrgeiz sich gerade darin hervorzutun, und mit steigendem Erfolge in der Besiegung der Schwierigkeiten steigert sich auch die Lust und Liebe zur Sache. Es schadet gar nichts, wenn der Künstler das ästhetische Urteilsvermögen des Publikums, das ihm Beifall spendet, höher anschlägt als es ist. Ambition ist ein Ansatz zur Charakterbildung, der nicht zu unterschätzen ist. Sie geht in E i t e l k e i t über, wenn sie sich auf Dinge wirft, die keiner Steigerung durch eigene Tätigkeit fähig sind (Schönheit, vornehme Geburt) und wird närrisch, wenn sie Dinge ins Selbstbewußtsein aufnimmt, die gar nicht da sind, wie die vermeintliche Klugheit des Bürgermeisters in „Zar und Zimmermann".

Eine schwere Prüfung des Charakters sind neben widrigen Lebensumständen besonders Zweifel, ob man auch in dem Fache, das man sich erwählt hat, etwas geleistet habe oder leisten könne. Doch muß der Historiker die so häufig geäußerten Zweifel an dem eigenen Talent in den Bekenntnissen großer Männer nicht zu ernst nehmen. Äußerungen, wie die Lessingsche, er sei ein Kritiker, kein Dichter, oder Kants Selbstbeurteilung als „eines armen Erdensohnes, der für die Göttersprache der anschauenden Vernunft gar nicht organisiert sei"[2]), oder des jungen Ranke, daß er sich mit einem Thierry nicht vergleichen könne, sind immer cum grano salis zu verstehen; sie besagen, daß die bescheidenen Bekenner ihre Stärke

[1]) S. W. 35/36, S. 28. Man vergleiche auch die schöne Ausführung des Goetheschen Gedankens bei Ranke (S. W. 14, S. 326), wo er das „unendliche Selbstgefühl", das sich als Grundstimmung des Charakters der Königin Elisabeth ausbildete, überzeugend erklärt.

[2]) Brief an Hamann!

in einer anderen Nuance der Beanlagung erkannten, als der gewöhnlich vorausgesetzten ihres Faches. Die Charakterprobe beginnt erst, wenn der Betätigung des inneren Schaffensdranges der Erfolg der Leistungen absolut nicht entspricht, wie es etwa Goethe mit seinen Malversuchen, der Graf Schack mit seinen Dichtungen, Schopenhauer mit seinen ersten philosophischen Schriften, Wagner mit seinen eigenartigen Kompositionen, Böcklin mit seinen phantasievollen Bildern haben erfahren müssen. Dann können sich wohl Zweifel regen, ob man mit einer resignierten Verbeugung vor dem inwendigen Spiegel des γνῶθι σεαυτόν von weiteren Versuchen Abstand nehmen soll, wie es Leisewitz nach der kühlen Aufnahme seines Dramas „Julius von Tarent" getan hat. Bei vielen strebsamen Künstlern, die sich nicht so leicht abschrecken lassen, kommen in solcher Lage, wie wir aus ihren Bekenntnissen wissen, die schrecklichen Kämpfe zwischen dem standhaften, zu größerer Anstrengung reizenden Charakter und der vorsichtigen, abmahnenden Vernunft. In packender Wahrheit hat Ranke diese Zweifelsplage beschrieben: „Es ist der Seele eigen, wofern ihr ihre ursprünglichen Absichten fehlschlagen, daß sie sich in einem unbestimmten Wünschen und Entwerfen gefällt; als wolle sie dem Mißgeschick mit kühnen Unternehmungen Trotz bieten, gibt sie sich noch viel größeren Plänen hin; doppelt fühlt sie die zurückgedrängte Kraft: aber in ihrer innersten Tiefe ist sie dabei doch von dunklem Mißmut gefesselt[1])." Schopenhauer, Wagner, Böcklin haben sich siegreich durchgerungen und Scharen von Bewunderern zu ihren Füßen gesehen; aber Bürger, Hölderlin und Grabbe sind unter der Last, die ihnen der Dämon, ihr Charakter, auferlegte, zusammengebrochen. Der praktischste Kopf unter allen ideal angelegten deutschen Nationalökonomen, der Entdecker amerikanischer Kohlenfelder und Entwerfer von Eisenbahnnetzen für Deutschland und Amerika, Friedrich List, hat in der Zeit, als sein Gegner Cobden zur Höhe seines Weltruhms emporstieg, in der selbstmörderischen Kugel Erlösung von dem „dunklen Mißmut" des Unterliegens gesucht. Don Juan d'Austria, auf den Ranke die obige psychologische Regel bezieht, hat eine innere Verwandtschaft mit den als weiche aber starke Charaktere zu rubrizierenden Weltschmerzlern späterer Jahrhunderte, zu denen wir auch Nietzsche rechnen und unter denen Fr. Flessing[2]) (1749—1806) nur dadurch unsterblich geworden ist, daß Goethe an dieser Charaktererscheinung ein tiefes Interesse genommen hat; auf ihn sind die Verse in der Harzreise gedichtet: „Erst verachtet, dann ein Verächter, zehrt er heimlich auf seinen eigenen Wert in ungenügender Selbstsucht."

---

[1]) S. W. 35/36, S. 145. Die Monographie von W. Havemann „Das Leben des Don Juan d'Austria" (Gotha 1865) bestätigt Rankes Auffassung.

[2]) Die Allgem. Deutsche Biographie widmet ihm vier Seiten!

§ 110. Neid und Stolz.

Die mit dem Charakter aufs innigste zusammenhängenden Gefühle sind **Stolz** auf das, was wir oder die Unsrigen geleistet haben oder vermögen, und **Neid** auf das, was uns unerreichbar und doch wünschenswert scheint. In richtigen Grenzen gehalten, können wir in diesen beiden Herzensregungen eine moralische Qualität nicht erkennen; sie sind nur der subjektive Ausdruck des Selbstgefühls im Verhältnis zu den Beobachtungen an Anderen, die wir zum Vergleich heranziehen. Stolz muß sich als berechtigt erweisen, um gebilligt zu werden; tut er es nicht, so strafen die Mitlebenden ihn durch Verachtung. Beneidet werden tut niemandem weh; wohl aber (starken Charakteren) Bemitleidetwerden wegen erlittener Mißerfolge. Wer es weit genug gebracht hat, und mit sich zufrieden ist, wird es ohne weiteres unter seiner Würde finden, durch die Bevorzugung oder das Glück Anderer sich unangenehm berührt zu fühlen. Goethe konnte leicht von sich sagen:

> „Was ich auch für Wege geloffen,
> Auf'm Neidpfad habt ihr mich nie getroffen."

Neid, der zur Nacheiferung antreibt, ist als Mittel zur Entwickelung des Charakters von hohem Werte; widerlich ist nur die Mißgunst, die sich selbst um einen Preis nicht bewerben will, aber sich darüber beschwert, daß andere ihn erringen. In stockenden Zeiten, in gedrückten Verhältnissen, wenn viele latente geistige Kräfte brachliegen, wuchert dieses Unkraut auf zu wenig angebautem Boden besonders üppig. Die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts und die „tatenarme und gedankenreiche" Zeit von 1818—1837 haben in Deutschland die rabies theologorum und den Zank der Schriftsteller mit diesem Nährboden kollegialischen Hasses reichlich versehen; Melanchthon, der Praeceptor Germaniae, wünschte sich den Tod, um von den immanibus et implacabilibus odiis theologorum befreit zu werden und Goethe hat in seine Sprüche in Prosa den Satz aufnehmen lassen: „Die empirisch-sittliche Welt besteht größtenteils nur aus bösem Willen und Neid." Sie hatten es eben mit Ausnahmezuständen zu tun; in der Regel hält sich der Neid der Rivalen doch in engeren Grenzen, „weckt ein gutes Beispiel (gerade durch den Neid, den sein Erfolg erregt) Nacheiferung und gibt dem Urteil höhere Gesetze". Daß Neid an sich völlig frei von Bosheit sein kann, sehen wir an Fällen, in denen wir andere um einer Spezialität willen beneiden, wie etwa Carl V. seinen Geheimschreiber um den gesunden Appetit beneidete, mit dem er einen Braten vertilgte, oder ein musikalischer Mensch seinen Zimmergenossen um die Unfähigkeit, die falschen Töne der Klavier spielenden Wirtstochter zu bemerken.

§ 111. Zuverlässigkeit des Charakters.

Das Festhalten des Charakters an dem Interessenkomplex, mit dem er sich einmal für solidarisch erklärt hat, nennen wir Treue oder Ehrlichkeit; „es ist das, was jede Partei an den Ihrigen so höchlich schätzt", belehrt uns Goethe. Das gilt aber ganz allgemein. Denn mit dem Quantum der Beharrlichkeit, das wir bei unseren Mitmenschen voraussetzen, müssen wir bei der Abwägung der Folgen unserer Maßnahmen rechnen. Da gibt es in der Tat wegen der nicht geahnten Unzuverlässigkeit vieler Charaktere allerlei Enttäuschungen, die wir bitter genug empfinden und die wir bei der Bildung unseres Urteils über Andere lauter mitsprechen lassen als alles andre[1]). Beruht doch auf „Treu und Glauben im Verkehr" die Sicherheit aller Beziehungen zwischen den Menschen eines Kulturkreises[2]). Wären die Menschen wirklich, wie Isabella in der Braut von Messina es ihren feindlichen Söhnen vorstellt, „feindlich und falsch gesinnt", wären alle Bande zwischen ihnen in der Tat „unsicher, los und wandelbar", von bloßer Laune abhängig, wäre „nur die Natur redlich", so gäbe es kein gesittetes Zusammenleben der Menschen. Aber man bemerkt wohl leicht, daß der Dramatiker in der Exposition seines Stückes dieses Paradoxon („Wohl dem, dem die Natur den Bruder gab") brauchte, um die Handlung, in der Don Cesar gegen seinen Bruder den mörderischen Dolchstahl zückt, durch Kontrastwirkung auf den Kothurn der tragischen Weihe zu erheben. Im Wallenstein muß uns ebenso der Held, der von seinem Kaiser abfällt, als er grade im Begriff ist zu den Schweden überzugehen,

---

1) Damit erklärt sich der so umfassende Begriff, den wir mit dem Worte Charakter verbinden. Alle persönlichen Eigenschaften, besonders aber die moralischen und Temperamentseigentümlichkeiten, geben dem Charakter ein erkennbares Kolorit. „Charakterlos" heißt unzuverlässig z. B. aus Leichtsinn. Ein Streber ist ein „gewissenloser" Charakter; denn an Kraft fehlt es ihm nicht. Ein „Poseur" ist ein eitler Charakter.

2) Goethe bemerkt in seinen biographischen Notizen über Winkelmann, „daß die Menschen den beharrenden Willen über alles zu schätzen wissen und um so mehr schätzen, als sie, sämtlich in Parteien geteilt, ihre eigene Sicherheit und Dauer beständig im Auge haben. Hier ist weder von Gefühl noch von Überzeugung die Rede. Ausdauern soll man, da wo uns mehr das Geschick als die Wahl hingestellt. Bei einem Volke, einer Stadt, einem Fürsten, einem Freunde, einem Weibe festhalten, darauf alles beziehen, deshalb Alles wirken, Alles entbehren und dulden, das wird geschätzt; Abfall dagegen bleibt verhaßt, Wankelmut wird lächerlich". Er fügt aber zugleich hinzu, daß geschiedene Frauen und Renegaten trotz der levis notae macula, die ihrem Charakter anhaftet, „für unsere Phantasie einen besonderen Reiz haben" und, wenn sie uns sonst vielleicht nur merkwürdig und liebenswürdig vorkämen, grade durch den „sittlichen Flecken" uns als wundersam und in romantischem Glanze erscheinen. Wie das Meeresleuchten in der Brandung sichtbar wird, so kommt das Seelenleben in solchen Brechungen zur unerwarteten, seine Tiefen enthüllenden geistigen Phosphoreszenz, weil es eine „Geschichte" hat.

sich selbst vorhalten: „Die Treue, sag' ich Euch, ist jedem Menschen wie der nächste Blutsfreund. Als ihren Rächer fühlt er sich geboren."

Wir kommen damit auf die Polarität von Vertrauen auf den Charakter anderer und auf den Mißbrauch dieses Vertrauens. Das Vertrauen, das andere in unsere Charaktertreue setzen, ist für uns eine Quelle vieler Vorteile, weil uns damit die Möglichkeit der Erweiterung unseres Wirkens geboten ist. Ohne einigermaßen in den Zweck und die Mittel einer umfassenden politischen Operation eingeweiht zu sein, ist eine freiwillige Mitarbeit unmöglich. Im Leben wie auf der Bühne spielen deshalb die Vertrauten der leitenden Männer immer eine große Rolle[1]). Ihnen müssen Dinge anvertraut werden, die vor der Welt noch geheim bleiben müssen, um den Erfolg nicht aufs Spiel zu setzen. Schweigsamkeit über anvertraute Geheimnisse ist jedenfalls das erste Erfordernis eines Charakters, zu dem man Vertrauen haben kann.

commissa tenere

Qui nequet, hic niger est, hunc tu Romane caveto mahnt uns Horaz[2]). Friedrich der Große war in dieser Beziehung bekanntlich sehr skeptisch. Caesar, Wallenstein, der Freiherr vom Stein und auch Bismarck neigten dazu, sich zu eröffnen, oft in der Erwartung: „Vertrauen erzeugt Vertrauen." Offenheit und Verschlossenheit sind zwei verschiedene Verfahrungsweisen, die der Verstand je nach Umständen und Erfahrungen dem Charakter als die stärkere Alternative suggeriert. Ist der Zugeknöpfte vor Vertrauensbruch sicherer, so bleibt er auch leichter bei Neutralen übertriebenem Verdachte ausgesetzt. Das zweite Erfordernis ist genaues Innehalten gegebener Versprechungen und eingegangener Verpflichtungen, auch wenn die Situation sich verändert hat. Von Alexander dem Großen und Philipp II. von Spanien werden wir berichtet, daß sie auf dieses Mittel, ihren Kredit in der Welt zu erhöhen, die größte Sorgfalt verwandt haben. Allerdings kann oft eine Kaution die ehrliche Erfüllung eines versprochenen Zugeständnisses wahrscheinlich machen; in der Form der Stellung von Geiseln ist dies seit uralten Zeiten ein beliebtes Auskunftsmittel bei Zweifeln an dem Charakter der andern Partei gewesen; aber das „ein Mann, ein Wort", „an eines Kaisers Wort darf nicht gerüttelt und gedeutet werden" kann dadurch nicht ersetzt werden.

§ 112. Die List des Doppelspiels.

Im Verkehr mit offenen oder geheimen Gegnern ist die über die eigenen Absichten täuschende List ein so vorteilhaftes Kampfmittel, daß starke Charaktere es in verzweifelten Situationen nimmer-

[1]) Wir kommen auf dieses Verhältnis im dritten Buche zurück.

[2]) Satiren I, 4, 84/85.

mehr entbehren wollen. Für Wallenstein war „Zögern und dann ein plötzliches Losbrechen oder auch rasches Vorwärtsgehen und unerwartetes Innehalten ein Gebot des Bestehens“ und daher, wie Ranke bemerkt, seine „Maxime, das Eine zu verstehen zu geben und das Andre zu tun“[1]). Ohne „Verschlagenheit“ ist ein erfolgreicher Mann der großen Aktion als Staatsmann, Feldherr, Kaufmann, Parlamentarier kaum denkbar, so sehr sich auch manche Historiker entrüsten, wenn sie bei großen Männern, bei einem Cromwell, Friedrich dem Großen, Gladstone so gut wie bei Richelieu, Kaunitz und Napoleon solche „unehrlichen“ Winkelzüge entdecken. Kriegslisten gelten ja ohnehin als erlaubt.

Von den mit ganzer Wucht und allen Mitteln, auch denen der List, sich in den Kampf stürzenden „einharten“[2]) Charakteren sind aber die nach zwei Seiten zugleich ihre Schlingen legenden Machiavellisten zu unterscheiden, deren tiefe Intriguen der Historiker zuweilen aufzudecken hat. Napoleon III., der durch die berüchtigte Neujahrsansprache an Baron Huebner die Italiener zu den kühnsten Erwartungen von seiner Entschlossenheit hinriß, verstand in Villa Franka plötzlich als treuer Warner Österreichs vor preußischen Überraschungen Gehör zu finden und den Italienern den Boden der Revolution in Mittelitalien vorzubereiten. Bei dieser Versatilität des Charakters ist ihm auch das Doppelspiel tiefster Intrigue zuzutrauen, ohne das die Vorgeschichte des Krieges von 1870 bis jetzt nicht zu erklären ist. Er trieb die Unterhandlungen mit Österreich und Italien über einen Dreibund gegen Preußen fast bis zum formellen Abschluß, nahm aber den Krieg gegen Preußen allein auf. Seine Rechnung war, daß Süddeutschland neutral bleiben, Preußen nach ein oder zwei Schlachten, wenn die Verhandlungen des Dreibunds ihm vertraulich mitgeteilt würden, Frieden schließen und mit Frankreich vereinigt zugleich der Mainlinie des Prager Friedens und der Neutralität Belgiens ein Ende machen würde. Da aber mit der Kriegsbereitschaft Süddeutschlands und den Siegen von Weißenburg und Wörth der eine Faden, an dem dieses Fallnetz hing, durchrissen wurde, fiel das ganze Intriguengewebe zu Boden. Deutlicher erkennbar ist das geglückte Doppelspiel der Katharina von Medici, Mutter des Königs Karls IX. von Frankreich, für deren Vater einst Macchiavelli sein Buch vom Fürsten geschrieben hatte. Ranke hat ihrem Handeln, das zu der schrecklichen Bartholomäusnacht führte, an zwei Stellen seiner Französischen Geschichte (VIII, 223 bis 239 und XII, 104—116) eine sorgfältige Untersuchung gewidmet. Er erhebt es zur Gewißheit, daß sie zugleich mit vollster Hingabe für zwei entgegengesetzte Interessenkomplexe tätig war; einen anti-

[1]) S. W. 23, S. 240.

[2]) Der Ausdruck ist von E. M. Arndt gebildet.

spanischen im Bunde mit den Hugenotten und eine den Spaniern willfährige Politik zum Verderben der Hugenotten. Bei diesem „offenbarsten Widerspruch verwandelt sich (nach Rankes Worten) das geschichtliche Problem in ein psychologisches“. Er statuiert bei ihr „eine innere Zweizüngigkeit, welche das Entgegengesetzte zugleich beabsichtigen kann, eine Doppelzüngigkeit nicht mehr der Rede, sondern des Verstandes, der Gesinnung, bei der man nicht einmal mehr von Heuchelei sprechen kann: eine viel tiefer liegende, wahrhafte Duplizität“. Bei Alcibiades und beim Zaren Alexander I. von Rußland liegt vielleicht ein ähnliches Phänomen der Charakterbildung vor. Es handelt sich hier gewiß nicht um „Charakterlosigkeit“, sondern um einen hohen Grad von Energie, die auf dem Bogen der Willenstätigkeit zwei Sehnen zugleich gespannt halten und im geeigneten Moment fern oder nah schießen kann, ohne die Kontinuität des Handels zu verlieren[1]). Oft läßt sich ein solches Teufelskunststück nicht wiederholen; denn das allseitige Vertrauen, das dabei benutzt werden muß, geht schon nach der ersten Probe in die Brüche. Es gehört zu der Fortführung einer solchen Rolle nicht nur durchtriebene Schlauheit, sondern auch eine so freche Stirn, wie man sie an dem Pater Joseph, dem Gehilfen Richelieus, bemerkte, über den der Gesandtschaftschef, dem er in Nürnberg beigegeben war, das bezeichnende Urteil fällte, „der Pater habe gar keine Seele, sondern an ihrer Stelle Untiefen und Lachen, in die ein jeder geraten müsse, der mit ihm unterhandelt“[2]). Bei den gewaltigsten Charakteren unter den großen Politikern findet sich diese innere Zweizüngigkeit nicht; für sie, z. B. für Richelieu und Bismarck ist vielmehr charakteristisch, daß sie in jedem Momente sich ganz einem einzigen Ziele zuwenden und einen Operationsplan ausschließlich verfolgen; erst nach seiner Erledigung gehen sie zu einer neuen Energieprobe über. So war Richelieu für die verlockendsten Vorschläge des Papstes Urban VIII. nicht zu haben, solange die Hugenotten sich in Rochelle hielten, und Bismarck ließ die Anträge des Grafen Arnim und des Fürsten Hohenlohe in bezug auf das Vatikansche Konzil abprallen, weil die Kriegswolke am westlichen Himmel sich noch nicht entladen hatte. Papst Sixtus V.

[1]) Auch die abgefeimteste Intrigue ist von dieser Duplizität des Charakters deutlich unterschieden, da der Intriguant ja nur einen Zweck im Auge hat und nur die Mittel, die ihm zur Erreichung desselben dienen sollen, vor andern, aber nicht vor sich selbst geheim hält. Treitschke sucht Carl Sands Tat psychologisch durch den Satz zu erklären: „Er brachte es über sich sein Gewissen gleichsam zu teilen, blieb im täglichen Leben treu, wahrhaft, hilfreich, nur gegen die Tyrannen schien ihm Alles erlaubt usw.“ (II, 521). Das Gewissen ist aber doch nicht teilbar; der richtigere Ausdruck wäre gewesen: Sand war ein ehrlicher Charakter, im täglichen Leben treu, wahrhaft, hilfreich, aber eitel und in seinen politischen Anschauungen fanatisch.

[2]) Ranke, S. W. 38, S. 365 f.

vermochte in dem Konflikte zwischen den spanischen Interessen und den Ansprüchen des Königs von Navarra, die ihm beide gleich gefährlich werden konnten, die ihm zufallende Ausschlag gebende Rolle nicht zu spielen. „Der gewaltige Kirchenfürst, welcher der Meinung lebte, daß ihm eine direkte Gewalt über alle Erde verliehen sei, blieb in dem Moment der Entscheidung unentschlossen, schwankend ... Bis in seine Seele bekämpften sich die Elemente, welche die Welt teilten; hier ward keines des andern Meister.“ Sein unbiegsamer Charakter und vielleicht auch seine physische Lebenskraft erlag der Situation, in der er für seine reichen Geld- und Kriegsmittel die interessengemäße Anwendung nicht zu finden vermochte[1]).

§ 113. Selbsteinschätzung der Charakterbetätigung.

Dem Maßhalten nach den Vorschriften der Moral steht im Kampfe des historischen Lebens nur allzu oft die aufgezwungene bittere Alternative: „Amboß oder Hammer sein“ so grell gegenüber, daß die Zahl der durch Bescheidenheit, Anspruchslosigkeit und Duldsamkeit ausgezeichneten Männer in den Geschichtsannalen sehr zurückbleibt hinter den zu stärkerem Vordrängen geneigten Charakteren. Eine Regel darüber, wie die Charakterstärke oder Schwäche von der Mitwelt beurteilt und ausgenutzt, von der Nachwelt gewürdigt wird, läßt sich nicht aufstellen. Wie böse ist dem menschenfreundlichen, milden, feinen Melanchthon nach Luthers Tode von seinen eigenen Schülern und Glaubensgenossen mitgespielt worden! Dankbar anerkannt wird große Bescheidenheit eigentlich nur bei fürstlichen Personen, denen dadurch die spontane Hingebung der Massen ihres Volkes zuwächst, wie Friedrich Wilhelm III. von Preußen, und bei vornehm anspruchslosen Männern von ganz außerordentlichem Verdienste wie dem Grafen Moltke, deren Popularität nach ihrem Tode noch wächst. Anspruchsvolle Prätensionen haben oft den Erfolg, daß selbst wirkliche Verdienste nicht gebührend anerkannt werden, wie es der auf seine Gelehrsamkeit eingebildete Jacob I. von England erfahren mußte. Voltaire und Nicolai haben ihrem Andenken durch ihre anmaßende Eitelkeit deshalb so sehr geschadet, weil bei jeder Beurteilung von dem, was sie in ihrer Zeit zu gelten glaubten, ein Abstrich gemacht werden muß, der leicht zu stark ausfällt. Selbst einem so wunderbaren Genie wie Michelangelo wird

[1]) Ranke, S. W. 38, S. 143f. Die Charakterstudien, die Ranke den Päpsten Paul IV., Pius IV., Pius V., Gregor XIII., Sixtus V., Paul V. und Urban VIII. gewidmet hat, sind überaus lehrreich. Von Maria Stuart sagt er (S. W. XIV, 301) ausdrücklich, daß „man sie trotz der Widersprüche, die sich in ihren Äußerungen finden, nicht für fähig halten dürfe, zwei einander entgegengesetzte Pläne zugleich zu fassen und geheimnisvoll zu fördern wie Katharina von Medici: „ihre verschiedenartigen Tendenzen erscheinen nacheinander, nicht nebeneinander.

es, weil er so selbstbewußt war, bei den Kunsthistorikern noch heute schwerer, Sympathien zu erwerben als dem anspruchsloseren Raphael.

Eine besondere Spielart selbstbewußter Charaktergewöhnung ist der Widerspruchsgeist, der an dem siegreichen Durchführen der eigenen Stellung so viel Befriedigung findet, daß er sich von diesem Lustgefühl sogar in die Falle locken läßt. Dem Papst Urban VIII. lauschten, wie Ranke sagt, die Venetianer ab, daß er den Widerspruch liebe, daß er durch eine fast unwillkürliche Hinneigung immer auf das Gegenteil von dem Vorgetragenen verfalle; um zu ihrem Zwecke zu gelangen, brauchten sie das Mittel, sich selbst Einwürfe zu machen. Indem der Papst das Entgegengesetzte aufsuchte, geriet er dann von selbst auf Vorschläge, zu denen ihn sonst keine Überredung der Welt zu bringen vermocht hätte[1])."

Eine für Geschichte und Politik sehr wichtige Komplikation des Charakters ist der schon erwähnte Fanatismus. Er ist eine Verbindung von aktueller Willensenergie mit einer Einseitigkeit der Phantasie und einer Beschränktheit des Verstandes, die das Weltbild nur von einem Punkte aus begreifen kann. So lange der Lauf der Dinge diesen Punkt nicht berührt und die Charakterkraft der so einseitig Interessierten unberührt bleibt, zeichnen sich fanatisch veranlagte Naturen durch Ruhe und konservative Ordnungsliebe, durch ehrenhafte Lebensführung und unverdrossene Tätigkeit in den herkömmlichen Bahnen aus. Überzeugte Sozialdemokraten sind meist die zuverlässigsten Arbeiter. Sowie aber eine Angelegenheit auf ihr enges Interessenfeld übergreift, regt sich die konzentrierte Kraft ihres Charakters zunächst in dumpfem Widerstande wie bei den Indern, die sich keine desinfizierenden Maßregeln in ihren durchseuchten Häusern gefallen, oder den Engländern, die ihre Kinder nicht impfen lassen wollen. Wird ihnen gegenüber die kluge Mäßigung der Politik, das noch rechtzeitige „quieta non movere" außer acht gelassen, so entfesselt man den Fanatismus. Dann treten die harten, aber schwachen Charaktere unter ihnen als Prinzipienreiter bei den unpassendsten Gelegenheiten mit ihrem ceterumque censeo hervor. Im weiteren Verlauf des Kampfes treten die Schwarmgeister auf, die für eine ganz einseitige Auffassung ihres Prinzips sich in jede Fehde stürzen. Melanchthon meinte, daß es späteren Jahrhunderten unfaßbar sein werde, wie Amsdorf mit seiner Behauptung, gute Werke seien zur Seligkeit sogar schädlich, Beifall finden konnte. Aber gereizter Fanatismus erklärt solche Auswüchse und ebenso auch die Taktik des Flacius und seiner Freunde, grade diejenigen Lutheraner, welche sonst gelehrt, ehrbar und züchtig seien, im Interesse des „echten" Luthertums zu ver-

---

1) S. W. 38, S. 354.

folgen. Starke Charaktere unter den Fanatikern entwickeln sich unter günstigen Umständen ganz folgerichtig zu solchen Ungeheuern wie Marat und Robespierre; denn jede einzelne Idee, die vom Intellekt als das Eins und Alles der Wirklichkeit erklärt wird, muß zur Zerstörung führen, wenn der Charakter, der die Welt für sie erobern will, von Vernunft und Gewissen nicht in Schranken gehalten wird.

§ 114. Beurteilung des Charakters.

Eine genauere Beschränkung des Wortes Charakter auf die Widerstandsfähigkeit gegen empfundene fremde Einwirkungen wäre gerade in historischen Darstellungen sehr zu wünschen. Ein hoher Grad von Nachgiebigkeit kann im Verhältnis zu der Schnellkraft bei Aufhören des Druckes stehen oder nicht. Elastizität und Explosivkraft, Härte und Sprödigkeit, Biegsamkeit und Zähigkeit können parallel gehen oder nicht. Wer sich nicht leicht etwas aufzwingen oder abtrotzen läßt, kann dennoch fremden Wünschen immer bereitwillig entgegenkommen, wenn die Freiwilligkeit der Entschließung außer Zweifel steht. Erst wenn von außen her die Nötigung des Zurückweichens herantritt, zeigt sich die Nachhaltigkeit der Willensenergie, die wir Charakterstärke nennen. Die von Goethe vorgeschlagenen Varietätsbezeichnungen geben bei genauer Analyse einstweilen wohl den besten Anhalt nach Maßgabe der in ihnen enthaltenen Alternative: Biegen oder Brechen. Aber den meisten Menschen bleibt die ernsthafte Probe während ihres ganzen Lebens wohl erspart. Die Geschichte bleibt fast die einzige Fundgrube für tiefere Phänomene der Charakterentwickelung. Das gibt dem historischen Drama und dem historischen Roman Berechtigung und Reiz.

Elftes Kapitel.

Die Persönlichkeit.

> Wohl zu merken!
> Und wenn wir unterschieden haben,
> Dann müssen wir lebendige Gaben
> Dem Abgesonderten wieder verleih'n
> Und uns eines Folge-Lebens erfreun.
> (Goethe.)

§ 115. Umfang des Begriffes.

Aus einheitlich verbundenen Lebenskeimen, die mit dem psychischen Kosmos und der geschichtlichen Wirklichkeit zugleich in ursprünglicher Verbindung stehen, entwickelt sich, sobald ein fein Ich

fühlendes Bewußtsein gegeben ist, eine „Individualität“. An ihr nehmen wir aber, wenn sie durch die Kindheit und Entwicklungszeit hindurchgeschritten ist, noch eine besondere Wirksamkeit wahr, die von allen höheren Kräften zugleich hervorgebracht wird; wir fühlen, daß sich in dieser besonderen Verbindung von Körper und Seele, in diesem Temperament, Verstand und Willen bei allen ihren Betätigungen, in diesen angeborenen und erworbenen Eigenschaften, in dieser ererbten Stellung und diesen erlebten Glücksfügungen, in dieser Reputation und diesen Erwartungen für die Zukunft — kurz in all dem, was wir auf eine Individualität beziehen, noch etwas konstant Wirksames mitteilt und geltend macht, was wir mit deutlichem Gefühl seines einzigartigen Daseins „Persönlichkeit“ benennen. Wir sprechen von dem Reiz, dem Zauber, der Liebenswürdigkeit, erwarten von dem bloßen Dasein, der Teilnahme dem Namen, dem Nimbus einer Persönlichkeit große Wirkungen und empfinden den Verlust einer uns entrissenen Persönlichkeit als unersetzlich. Wie viele Kaiser und Fürsten konnte sich das Volk gar nicht als abgeschieden denken! Ein Diocletian war auch in der Zurückgezogenheit von Salona noch das Zentrum der Welt; Luther und John Knox, Goethe und E. M. Arndt wirkten durch ihr bloßes Fortleben wie Heroen der Geisteswelt. Was hat unsere Nation für den Nimbus, der „das junge deutsche Blut vom Hause Österreich“ 1519 umschwebte, leiden müssen! wie mächtig hat der Altreichskanzler im Sachsenwalde die Bedeutung der Persönlichkeit unserm in Mechanismus und „Realpolitik“ versunkenen Zeitgeiste von neuem zum Bewußtsein gebracht! Es war ein Verkennen der Macht der Persönlichkeit, als die offiziöse Presse das deutsche Volk darauf hinwies, daß die Äußerungen des Altreichskanzlers in Friedrichsruh doch nur von einer „Privatperson“ herrührten und die Radikalen die Wertlosigkeit solcher persönlicher Meinungen auch dann behaupteten, wenn „sie zufällig vom Herzog von Lauenburg“ gehegt würden. Daß selbst der Tod der irdischen Wirksamkeit der allergrößten Persönlichkeiten kein Ziel setzt, ist ja an Erscheinungen wie Goethe und Bismarck nicht nur in Deutschland, sondern in der ganzen Kulturwelt mit Händen zu greifen:

> „Schon jetzt verbreitet sichs in ganze Scharen
> Das Eigenste, was ihm allein gehört“

konnte zehn Jahre nach Schillers Tode konstatiert werden. Wirkung in der Lebenszeit und Nachwirkung nach dem Tode müssen zusammengezogen werden, um ein volles Bild der Persönlichkeit eines Sokrates, eines Jesus Christus, eines Friedrich des Großen, eines Napoleon I. zu gewinnen, und für den Historischdenkenden muß das Gesamtbild als ein der Entwicklung unterworfenes betrachtet werden.

§ 116. Pflicht der Historiographie, Persönlichkeit zu schildern.

Dichter und Denker neuerer Zeiten haben die Persönlichkeit oft als das höchste Phänomen der irdischen Erfahrungswelt, als „das höchste Glück der Erdenkinder" gepriesen. Ranke wählt für diese ideelle Summation, „die dem Menschen seine moralische Haltung, seiner Erscheinung ihren Ausdruck verleiht" ein bezeichnendes Gleichnis: „Die Natur läßt das einfach gegliederte Gewächs nicht ohne den Schmuck der Blüte, in dem sein Dasein atmet und sich mitteilt. In dem Menschen ist es die Gesinnung, welche von allen höheren Kräften seines Lebens zusammen hervorgebracht wird und ihm dann seine moralische Haltung, seiner Erscheinung ihren Ausdruck verleiht" [1]). So umschreibt auch Bismarck das, was er an seiner Braut so einzig schätzt, als den „Duft ihrer Seelenblüte". Kant begründet es ausführlich, daß jede Persönlichkeit mehr Wert hat, als aus dem Verdienste aller von ihr ausgehenden Handlungen herausgerechnet werden kann, und die Erfahrung des täglichen Lebens belehrt uns: „Si duo idem faciunt, non est idem." In allen uns wahrhaft interessierenden menschlichen Lebensäußerungen, zwischen den Zeilen jeder Abhandlung, in dem Tonfall der Stimme, im Gesichtsausdruck, in den Augen, im äußern Habitus, in der Zimmereinrichtung fühlen wir die Persönlichkeit durch, mit der wir mittels solcher schwachen sinnlichen Verbindungsdrähte in Kontakt sind. Der höchste künstlerische Prüfstein jedes Historikers ist die Fähigkeit, wo er es nötig findet, den Odem persönlichen Lebens der Handelnden bei der Darstellung der Taten und Ereignisse, die er entwirrt, in wahrer Lebendigkeit mit wallen zu lassen, so daß ihn der feinfühlige Leser mit der Phantasie erfassen kann. Theorien historischer Methodik, die prinzipiell von dem persönlichen Hauch des geschichtlichen Lebens der Vergangenheit abstrahieren wollen, streichen damit einen besonders schwierigen Teil der historiographischen Nachschöpfungs- und Gestaltungsarbeit, aber auch den schönsten Reiz der historischen Literatur. Allerdings ergänzt die Phantasie des Lesers die Lücke, so gut sie kann; aber wird sie ohne Anleitung des umfassend unterrichteten Autors das ersetzen können, was dieser mit Sorgfalt und Talent hätte schaffen können? Wo authentische Bildnisse, Briefe, Schriften und Aktenstücke vorliegen, läßt sich ja noch jetzt der äußere Eindruck der Persönlichkeit nach den Angaben urteilsfähiger Zeitgenossen rekonstruieren; sonst gilt es, die erhaltenen Zeugnisse auch nach dieser Richtung hin vorsichtig zu verwerten. Einige interessante Lebensäußerungen aus verschiedenen Stufen der Entwicklung, ein auf genauer Kenntnis und scharfer Beobachtung beruhendes un-

---

[1]) In bezug auf Kardinal Contarini (S. W. 37, S. 103).

geschminktes Urteil vergegenwärtigen, wie man aus Treitschkes und Rankes Praxis lernen kann, das Wirken einer Persönlichkeit ohne viele Umschweife.

§ 117. Benutzung von Prototypen.

Sehr zu statten kommt uns bei der schwierigen Aufgabe kurzer literarischer Porträtierung die Möglichkeit, an bestimmte Typen persönlichen Gebarens, die in jedermanns Gedächtnis leben, vergleichend anzuknüpfen. Die patriarchalisch autoritative Ruhe und Weisheit eines Abraham, die noch jetzt im mohammedanischen Orient ihre lebenden Repräsentanten hat; die dionysische siegesbewußte Lebensfülle und feurige Expansivkraft Alexanders des Großen; der in Wagemut, Schaffensdrang und Leidenschaftlichkeit unbegrenzte, für alle geistigen Interessen empfängliche uomo singolare der italienischen Renaissance; die auf fester Ordnung und höfischer Sitte beruhende, wohlwollende und würdige Prachterscheinung Ludwigs XIV., die eine Atmosphäre verständiger Komplaisance um sich verbreitete; die „frei und leicht wie aus dem Nichts entsprungene" glückselige Harmonie in Raffaels Leben und Schaffen; die bei der leisesten Berührung immer den Kern der Sache in gerundeter Klarheit an sich ziehende apollinische Natur Goethes — sind einige der hervorragendsten Persönlichkeitsbilder, die der gebildete Leser in allgemeinen Umrissen bereits in seinem Bewußtsein trägt. Vor sie und ähnliche bekannte Prototypen projizieren wir in angemessener Entfernung ihnen vergleichbare Gestalten, damit die überragenden und zurücktretenden Abweichungen leicht bemerkt werden und die Ganzheit des Neuen bequem erfaßt wird. Sobald auf irgend einem Gebiete eine Persönlichkeit erschienen ist, die alle strebenden Genossen gewaltig überragt, müssen alle Schilderungen aus früherer Zeit auf diesem ganzen Gebiete umgeschrieben werden, weil das neue Musterbild „dem Urteil höhere Gesetze", der Auffassung erweiterte Anknüpfungspunkte gibt. Jede humanistische biographische Darstellung eines alten Philosophen ist veraltet, seitdem Kant und Hegel unserm Denken ihre Spuren aufgedrückt haben; selbst ein Aristoteles erscheint uns mehr als enzyklopädischer Forscher denn als Weltweiser. Wer kann literarische Leistungen würdigen, ohne Goethe, bildnerische, ohne Raffael und Michelangelo zum Maßstab anzulegen? Was ein König ist, wissen wir doch viel besser, seitdem Friedrich der Große uns vertraut geworden ist. Wie vertiefte sich der alte in Frankreich gebildete Begriff politicus, seitdem Richelieu die Welt umgestaltete? Wenn wir das Wort „diplomatisch" betonen, denken wir unwillkürlich an Talleyrand. Hannibal und Napoleon sind noch die Vorbilder jeder kriegerischen Genialität, Paulus, Augustin und Luther und Schleiermacher jeder religiösen Persönlichkeit. Von dem

durch sie gewonnenen Standpunkte muß alles Frühere und Spätere betrachtet werden. Aber nicht nur mit den Bildern solcher „Lieblinge des Menschengeschlechts" muß die geistige Wohnung des Geschichtsfreundes geschmückt sein; sie muß auch die Schreckbilder eines Herostrat, Nero, Cesar Borgia und Marat enthalten. Aus dem oft erneuerten Pitaval und den State Trials läßt sich die Psychologie der menschlichen Persönlichkeiten, die in der Geschichte eine Rolle spielen, sehr wesentlich erweitern. Shakespeares Lady Macbeth, Othello und Richard III., die tradionellen Auffassungen eines Johann von Leyden und Cagliostro bilden nach der Seite des Abscheus hin den Hintergrund für unsere Orientierung über gefährliche Persönlichkeiten [1]).

§ 118. Äußere Erscheinung in naturgetreuer Nachzeichnung und als Karikatur.

Ein wichtiger Teil der Zeichnung der Persönlichkeit ist auch die Veranschaulichung der äußeren Erscheinung, soweit es möglich ist. Hier helfen sich ja in unserer Zeit fortgeschrittener Vervielfältigungskunst populäre Werke gern mit Beigaben möglichst zeitgenössischer Porträts, wie frühere Prachtwerke mit Kupferstichen. Aber daran kann nichts geändert werden, daß der Historiker auch mit Worten das Seinige dazu tun muß. Selbst bei so bekannten Persönlichkeiten wie Friedrich dem Großen und Bismarck kann er sich die Mühe nicht ersparen, schon deshalb, weil die Wirkung ihres Äußeren im Laufe der Jahre sich wesentlich änderte. Das Bild des großen Königs, wie es in der Phantasie des Volkes lebt, ist nicht durch zeitgenössische Bilder, sondern durch die idealisierenden Darstellungen Rauchs und Menzels geschaffen worden. „Das Auge Friedrichs des Großen" war allerdings für sein schmales Gesicht sehr groß; aber es trat, wie Waldeyer nach der Totenmaske festgestellt hat, keineswegs so weit vor, wie auf unsern landläufigen Bildern. Die Tatsache, daß der König kaum mehr als 5 Fuß 4 Zoll maß und also französischen Beobachtern klein erscheinen konnte, verdient um so mehr erwähnt zu werden, weil der König durch sein immer bewegliches, ausdrucksvolles Mienenspiel und durch den wundervollen Klang seines Organs sofort persönlich überwältigend wirkte und jedermann zu gesteigerter

[1]) Macaulay hat die 1767 hingerichtete Mrs. Brownrigg als Typus einer Megäre verwertet, etwa wie Titus Oates als Sinnbild eines verlogenen Sykophanten gilt. Die niederträchtige Quälerin ihrer Lehrmädchen ist aber so sehr in Vergessenheit geraten, daß ein englischer Professor der englischen Literatur 1890 in keinem ihm zugänglichen Nachschlagewerke erklärende Angaben für den Macaulayschen Sprachgebrauch finden konnte und einen großen Respekt vor deutscher „laboriousness" bekam, als ihm die damals erschienene erste Lieferung von Hoppes Supplementlexikon die gewünschte Auskunft brachte.

Anspannung und erhöhter Munterkeit mit sich fortriß [1]). Bei Bismarck wird trotz Lenbach und Begas und so zahlreicher Abbildungen auch in einer Skizze der neueren deutschen Geschichte hervorgehoben werden müssen, daß die schlanke, elastische Figur des preußischen Premierministers von 1862 erst nach einigen Jahren in den breitschultrigen kolossalen Körper mit jetzt zu kleinem Kopfe überging [2]). So wird auch Luther, wird die Königin Elisabeth zweimal geschildert werden müssen, einmal wie sie bei ihrem Heraustreten in die Öffentlichkeit erschienen und dann in späteren Jahren [3]). Daß bei so vielen Personen, z. B. bei Wallenstein und Mary Tudor, der äußere Eindruck ihrem inneren Wesen zu widersprechen schien, ist erwähnenswert; bei Agesilaus haben es schon die Alten nicht versäumt, den Gegensatz von schwächlichem, mißgestaltetem Körper und großem Unternehmungsgeist hervorzuheben. Von dem „leuenherzigen", in Tränen der Andacht schwelgenden und dabei doch so schrullenhaften Klopstock erfahren wir durch Goethe: „Er war klein, beleibt, zierlich, sehr diplomatischen Anstandes, von noblen Sitten, etwas ans Pedantische streifend, aber geistreicheren Blickes als alle seine Bilder." Wallensteins echte Porträts waren, als sie entdeckt wurden, eine Enttäuschung für unsere Geschichtsmaler. Daß so hervorragende Deutsche wie Luther und Goethe nicht aus blauen, sondern aus braunen Augen in die Welt schauten, ist ein Faktum, das jedem Volksschüler ebenso mit auf den Lebensweg gegeben werden sollte wie die Kenntnis der Tatsache, daß es auch in Frankreich, England und Italien viele Prachtexemplare unserer deutschen Eiche gibt. Aber auch Karikaturen wie die von Louis Philippe, Napoleon III., Bismarcks drei Haaren und König Eduard VII. von England gehören zu dem unverlierbaren Besitz historischer Erinnerungen [4]).

---

[1]) Sitz.-Ber. der Berl. Akademie der Wiss. 1900, S. 22. — Eine Schilderung von Friedrich II. bei seiner Thronbesteigung gibt Koser, König Friedrich der Große (Stuttgart 1904) I, S. 26f. nach gleichzeitigen Zeugnissen.

[2]) Das Büchlein von Stahl: „Wie sah Bismarck aus?" ist deshalb sehr verdienstlich.

[3]) Zu zwei Byronporträts macht Fürst Pückler-Muskau die schöne Bemerkung: „Gleich Napoleon erscheint Byron mager, wild und leidend, wo er noch strebte; fett geworden und lächelnd, als er erreicht hatte. Aber in beiden so verschiedenen Gesichtern zeigt sich doch schon der tief vom Schicksal aufgewühlte, tiefer noch empfindende, und doch dabei höhnende, verachtende, vornehme Geist, der diese Züge belebte." (Briefe eines Verstorbenen, I, S. 198.)

[4]) Zuweilen findet man wohl auch in geschichtlichen Darstellungen physiognomische Regeln sehr äußerlicher Natur aufgestellt, wie etwa Douglas Sladen gefunden hat, daß Männer mit glänzenden, intensiv blauen Augen immer hervorragend hohen animalischen Mut beweisen, oder Barère in den allgemeinen Bemerkungen, die der langen Reihe kurzer Porträts im vierten Bande seiner Memoiren vorangehen, Belege dafür anführt, daß Männer mit kurzen, spitzen Nasen außerordentlich scharfsinnige, geschickte und schlaue Heuchler und Intriganten sind. Große Ohren gelten in Deutschland als ein Zeichen von Klugheit; in England läßt man statt dessen große Nasen gelten. Es ist in allen solchen allgemeinen Beobachtungen nur ein sehr kleines

§ 119. Indirekte Hinweise für historiographische Zwecke ausreichend.

Die humordurchwärmte Zeichnung von Sokrates' äußerer Erscheinung im Platonischen Gastmahl mit Benutzung der Hermenköpfe des Philosophen ins Plein air ernster Nachbildung mit Worten zu übersetzen, hat seine Schwierigkeit[1]); man kann sich aber mit gelegentlicher Hinweisung auf den Eindruck begnügen, den der silenenhafte Kahlkopf, der auf der Straße stehen blieb, auf den Boden starrte und grübelte, auf die Menge machen mußte. Was der Dichter manchmal versuchen muß, in seiner Beschreibung die körperliche Gestalt als Spiegel der Seele, als sinnfällige Ausprägung der ganzen Persönlichkeit zu veranschaulichen, kann der Historiker, wenn ihm Kunst und Poesie genügend vorgearbeitet haben, durch bloße Konstatierung des bezeugten Eindruckes ersetzen. Von den Reizen der Kleopatra und Maria Stuart braucht er bloß zu sagen, wie Caesar und Antonius, Bothwell und Laird Douglas sie zu empfinden bekamen[2]). Weiß man ja doch, daß Porträtisten wie Rembrandt und Lenbach von der Naturtreue bewußt abweichen, um das geistig Bedeutende, das dem innern Leben eines Kopfes innewohnt, in monumentalem Ausdruck wiederzugeben. Auf Bildsäulen muß das Beiwerk das

---

Körnchen von Wahrheit. Am meisten spiegelt sich die Seele wohl in dem Ausdruck der Augen in erregten oder gehobenen Momenten. Die Aussagen der Alten über Physiognomik sind gesammelt in R. Foerster, Scriptores physiognomici graeci et latini (Leipzig 1893). Lavaters einst so berühmte „Physiognomische Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe" (4 Bde., Leipzig 1875—78) sind sehr schnell in Mißachtung geraten. Erst die Photographie gibt uns so getreue Abbilder hervorragender Persönlichkeiten, wie wir sie für historische Zwecke unmittelbar brauchen können. Eine Sammlung haltbarer ungeschmeichelter Photographien sollte eigentlich mit jeder „Nationalgalerie" verbunden werden.

[1]) Vgl. Kékulé von Stradonitz, Die Bildnisse des Sokrates. Abh. der Berl. Akademie der Wiss. 1908.

[2]) Als ein gutes Beispiel, wie Porträts zur Personalbeschreibung verwertet werden können, mag uns eine Stelle in den „Briefen eines Verstorbenen" (I, S. 183) gelegentlich des Besuches von Castle Howard in Irland dienen: „ . . . ein Diener . . . zeigte mir die Gemälde, unter denen sich ein herrliches Porträt der Maria Stuart befindet. Dies war gewiß eine sprechende Ähnlichkeit. Es ist offenbar aus ihrer Zeit, und das anziehende, echt französische Gesicht, mit der feinen Nase, dem reizenden Mund, den schmachtenden Feueraugen und jenem unnachahmlichen Ausdruck, der, ohne gerade entgegenzukommen, doch etwas so Muteinflößendes hat, und obgleich nicht ohne weibliche Würde, dennoch, sozusagen, auf den ersten Blick schon Vertraulichkeit hervorruft und alles überzeugt, daß so nur die Frau aussehen konnte, bei welcher fast jeder, der mit ihr in nähere Berührung trat, ohngeachtet ihres hohen Ranges, auch sogleich die Rolle eines Liebhabers spielte. Ihre Hände sind wunderschön, und in ihrer Tracht, obgleich im barocken Stil ihrer Zeit, herrscht so viel Harmonie, daß man schnell inne wird, sie habe die Toilettenkunst nicht weniger gut verstanden, als ihre heutigen Landsmänninnen." Rankes Versuch, Wallensteins Antlitz nach den bestbeglaubigten Bildern auszudeuten (S. W. Bd. 23, S. 239), ist nicht so glücklich geraten.

meiste tun. Aber dafür muß der Historiker einen Griffel haben, zu markieren, wie sich in gehobenen Momenten Wort und Gebärde, Gesichtsausdruck und Haltung zu einer vollkommen adäquaten Repräsentation der inneren Persönlichkeit steigern. So verstand es Droysen, die Haltung Dahlmanns, als er schließlich doch den Malmöer Waffenstillstand im Reichsparlament akzeptierte, nach seiner eigenen Beobachtung packend zu schildern. An der Kaiserin Augusta hat Bismarck dieses plötzliche Hervorleuchten der ganzen Persönlichkeit beobachtet, als er ihr in einer Gesellschaft im Palais die unerwartete Andeutung machte, sie sollte den Kaiser mit politischen Einwirkungen verschonen: „Ich habe die Kaiserin Augusta in dem letzten Jahrzehnt ihres Lebens nie so schön gesehen, wie in diesem Augenblicke; ihre Haltung richtete sich auf, ihr Auge belebte sich zu einem Feuer, wie ich es weder vorher noch nachher erlebt hatte. Sie brach ab, ließ mich steh'n und hat, wie ich von einem befreundeten Hofmanne erfuhr, gesagt: ‚Unser allergnädigster Reichskanzler ist heut sehr ungnädig.'"[1]).

§ 120. Gefahr der Karikatur.

Bei solchem Hereinziehen persönlicher Äußerlichkeiten liegt aber für den zu gedrängtester Kürze gezwungenen Historiker die Versuchung zu drastischen Übertreibungen nahe; denn karikieren ist die leichteste Art, das Charakteristische zu treffen und eindringlich zu machen. Selbst so von wissenschaftlichem Ernste und edlem Pathos erfüllte Meister des Stils wie Taine und Thackeray[2]), Schlosser und Treitschke erlauben sich zuweilen eine Personalbeschreibung, deren Ton nicht zu billigen ist. Oder wohin sollen wir kommen, wenn, wie bei Schlosser, einem Gibbon gegenüber die Beschreibung erlaubt sein soll: „Mit dem Körper eines Hippopotamus und dem Gesichte gleich einem Plumpudding"? Das „birnenförmige feiste Bankiersgesicht" Louis Philippes, die nähere Explikation über Talleyrands widerliche Häßlichkeit, das Herbeiziehen von Bulldogge und Fuchs, um Palmerstons Gesichtsausdruck zu beschreiben, verdienen keine Nacheiferung, obwohl sonst gerade Treitschkes kurze Personalbeschreibungen des Studiums wert sind. Ernst Moritz Arndt und Hermann Grimm haben eine besondere Gabe, die äußere Erscheinung treffend zu schildern. Ranke hat (aus den venetianischen Relationen und Gesandtschaftsberichten) mehr an feinen, persönlichen Schilderungen aufgenommen als irgend ein deutscher Historiker; er weiß Urbanität des Ausdrucks mit Anschaulichkeit zu verbinden. Was er als sicher erkundet hat und zur Vollständigkeit des Bildes gehörig findet, verschweigt er uns, etwa aus prüdem Anstandsgefühl, keines=

[1]) Gedanken und Erinnerungen II, S. 285.
[2]) In: The four Georges.

wegs: weder Mazarins Hang zur Päderastie noch „die groben Ausschweifungen" Philipps von Hessen und „die körperlichen Übelstände und unangenehmen Gewohnheiten" seiner Gemahlin. Man braucht nur die von Keferstein „für reifere Schüler höherer Lehranstalten" aus Rankes älteren Werken ausgezogenen Charakterbilder durchzugehen, um das landläufige Urteil, als glätte und retuschiere er die Unebenheiten der persönlichen Erscheinung, so daß man das Gefühl hat, „als ob zwei schlaue Monsignori des siebzehnten Jahrhunderts einander vorstellen", ungerechtfertigt zu finden. Allerdings poltert er nicht mit den überstrengen Kraftworten unversuchten Tugendstolzes, noch zeigt er eine hämische Freude daran, aus dem Schutt der Zeiten menschliche Erbärmlichkeiten auszugraben und mit burschikos-grobianischer Wichtigtuerei auszukramen, wie Johannes Scherr. Gewiß ist es die Pflicht des Historikers, von der Médisance der Memoiren und „Enthüllungen", dem Klatsch, der sich an Höfen und in der vornehmen Gesellschaft anhäuft, den „gut erfundenen" Anekdoten gewandter Erzähler, den Invektiven der Flugschriften und Zeitungen, auch den entstellten Motivierungen sensationeller Geschichtsdarstellungen Kenntnis zu nehmen; auch die Bücher Vehses über europäische Höfe, Wollheim da Fonsecas Indiskretionen, Cöllns Feuerbrände und Buschs Schuttablagerungen gehören in seine Bibliothek. Das sensationelle „Anwinken" mit zurückgehaltenem verfänglichen Wissen persönlicher Natur ist keineswegs erst eine Erfindung moderner Journalisten. Der Historiker findet sogar häufig erst in solchen halbverschleierten Andeutungen den Schlüssel des Verständnisses. Aber die Kritik, die Wahres vom Falschen scheidet, ist persönlichen Verunglimpfungen gegenüber um so gebotener, weil man es mit dem Andenken Verstorbener, die sich nicht mehr verteidigen können, zu tun hat. Ein Irrtum Droysens ist lange unwidersprochen geblieben, bis der preußische Parlamentarier Victor von Unruh darauf aufmerksam wurde und die Ehre seines Vaters verteidigte; Treitschke hat in späteren Auflagen die Verunglimpfung des Fürsten Wrede als Silberdiebes zurückgenommen und sich von Constantin Bulle belehren lassen müssen, daß in bezug auf Rotteck sein „Scharfsinn" nicht weit genug reichte. Wie sind dagegen alle Angriffe Leos und Bergenroths an Rankes Gewissenhaftigkeit abgeprallt! Mit welcher Umsicht und Sorgfalt solche geheimen persönlichen Einwirkungen, über die unser Material so vieles in kühner Behauptung und andeutender Mutmaßung enthält, von dem auf volle Wahrheit dringenden Historker geprüft werden müssen, hat er in der kritischen Abhandlung über Don Carlos[1]) durch ein klassisches Beispiel ins hellste Licht gesetzt. Sein methodisches Ver-

---

[1]) S. W. 40/41, S. 451—482. Zuerst 1829 erschienen.

fahren, das an keiner Aussage auch der delikatesten Natur ohne Grund vorübergeht, bezeichnet er selbst in unübertrefflicher allgemeiner Fassung, ehe er aus den Gerüchten über Antonio Perez eine geheime Einwirkung herübernimmt: „Indem wir dem Laufe der Begebenheiten folgen, indem wir sie aus den bewegenden Ursachen — worin solche auch gelegen, in der Seele oder in persönlichen Verhältnissen, oder worin sonst — zu erläutern suchen, stoßen wir zuweilen auf unerwartete Äußerungen, die uns auf ein verborgenes Element aufmerksam machen, das in den Ereignissen tätig ist, Äußerungen, auf welche sehr bedenklich ist, sich zu gründen, und welche zu übersehen doch fahrlässig sein würde"[1]). Die Tatsache aber dürfen wir nie außer acht lassen, wenn wir Memoiren und Tagebuchblätter als Quelle benutzen, daß es, wie Ranke von der Markgräfin von Baireuth anmerkt, „so viele gibt, denen eben schriftliche Afterrede das größte Vergnügen gewährt"[2]).

§ 121. Treffpunkte verschiedener Interessensphären in jeder Persönlichkeit.

Die allseitige Begrenztheit der einzelnen persönlichen Existenz und der gleichartige Zusammenhang aller menschlichen Interessen, auch der der Vergangenheit und Zukunft, ergeben die Möglichkeit von vielen tausend Millionen verschiedenen Variationen der Lebensführung und Betätigung. Schon im Körper des Neugeborenen ist durch Vererbung verschiedener „Richtungsansätze" die komplizierteste Mannigfaltigkeit gegeben; dazu kommen dann die immer wechselnden Lebensumstände, auf die reagiert werden muß; im Wachstum differenziert sich ein seiner Anlage nach so kompliziertes Wesen wie der Mensch als Naturprodukt schon außerordentlich. Nun aber kommen die allgemeinen Gegensätze hinzu, in bezug auf die sich viele in einer Beziehung Gleichgestaltete als eine Einheit fühlen können gegenüber andersgearteten: „Wir Knaben" sondern uns von den Mädchen; „wir Kleinen" lassen uns von den Großen nicht unterschätzen; „wir geistig Interessierten" heben uns von den Banausen ab; „wir haben Gott sei Dank die Mittel dazu"; „unsere Generation" sagt jeder von einem der drei Lebensalter, die in jedem Moment zusammen tätig sind. So geht es fort durch alle die Gemeinschaften, die wir später noch besonders betrachten müssen. Auf diesem partiellen Aufgehen des Ich in einem „Wir" beruht das erweiterte Selbst, von dem schon die Rede war. Auch ist ein jetzt sich vollendendes Erlebnis mit dieser Generation nicht abgetan.

---

1) S. W. 35/36, S. 149.

2) S. W. 24, S. 70. Die moderne Literatur der „Ehrenrettungen" verdiente wohl eine anschauliche Zusammenstellung.

„Ein blut'ger Riß entzweit für ew'ge Zeiten
Die Häuser Friedland Piccolomini."

Daß dieser uns attrahierenden Interessensphären jederzeit so viele von allen Seiten auf uns einwirken und daß wir, indem wir unsern Schwerpunkt nur wenig verlegen, unsere Bahn selbst mitbestimmen, von der dann wieder andere Individuen aus ihren Kreisen abgelenkt werden, gibt der Persönlichkeit ihre feste Stelle im Ablauf der Weltgeschichte. Die Fixsterne in der geschichtlichen Welt haben auch ihre Planeten mit ihren Trabanten, die sich um sie drehen und zugleich mit ihnen fortgerissen werden; auch in ihnen ordnet sich alles um beherrschende Mittelpunkte; aber diese Mittelpunkte sind repräsentative Persönlichkeiten, die nicht unbedingt den Gesetzen der Gravitation unterworfen sind, sondern aus sich selbst bewegliche Energie erzeugen können. Sie bringen erst Ordnung in das Chaos der ohne sie unorganisierten, rein molekularen Menschenwelt.

Wir erkennen das Wesen einer großen Persönlichkeit, indem wir zeigen, wie sie an ihre Stelle gelangte und wie sie dann Ablenkungen in der Bewegungsmechanik desjenigen Teils des Alls bewirkte, in den sie gestellt war. Diltheys „Leben Schleiermachers", Justis „Winckelmann und seine Zeit" und Rankes „Wallenstein" haben vor dreißig Jahren Musterbeispiele historischer Biographien geschaffen, denen seitdem viele treffliche Leistungen gefolgt sind.

Aber auch Biographien von wenig hervorragenden Personen können von hohem historischen und allgemeinem Interesse sein, indem sie uns veranschaulichen, wie sich Gemeinschaften bildeten und die Einzelnen in ihre Kreise zwangen, wie sich diese Persönlichkeit im Strudel der Zeitbewegung manifestierte als ein Specimen der Gattung Homo sapiens, zu der wir alle gehören. Autobiographien, die das am leichtesten und wahrsten können, haben für denjenigen ein ganz besonderes Interesse, der das Nihil humani a me alienum puto als ein Ideal intellektueller Bildung zu begreifen weiß. Die „doppelte Pflicht" jedes Verfassers einer Selbstbiographie bezeichnet Goethe: „nicht zu verschweigen, was von außen, es sei nun als Person oder Begebenheit, auf sie gewirkt, aber auch nicht in Schatten zu stellen, was sie selbst geleistet, von ihren Arbeiten, von deren Gelingen und Einfluß mit Behaglichkeit zu sprechen, die dadurch gewonnenen schönsten Stunden ihres Lebens zu bezeichnen" [1]).

---

[1]) Es ist eine lange Stufenleiter, die von der Ichform der Siegesbulletins ägyptischer und assyrischer Herrscher über die Rechtfertigungsschriften und Darstellungen konsequenter Lebenspraxis (Seneca, Marc Aurel, Epiktet) zu den Bekenntnissen des Augustin führt, die für die späteren Jahrhunderte das Vorbild einer Autobiographie gegeben haben. In welchem Umfange dabei die Persönlichkeit zur Selbstdarstellung kommt, sucht Georg Misch in seiner „Geschichte der Autobiographie" Bd. I, Das Altertum (Leipzig 1907) herauszuarbeiten. Mit großer

Im Bewußtsein der im Leben stehenden Persönlichkeit treffen die Gegensätze der verschiedenen menschlichen Interessen aufeinander; entweder werden die Anlockungen nach der einen Seite hin durch Willensentscheidung unbeachtet gelassen und damit das Momentum der andern Seite verstärkt, oder der Gegensatz wird durch eine durch die Existenz dieses Individuums zusammengehaltene Modifikation überbrückt und zwischen sich ausschließenden Verschiedenen durch die Lebensäußerungen dieser Persönlichkeit „das Übergängliche, das Milde" des friedlichen Beisammenseins geschaffen. Jedes menschliche Individuum ist eine Verknüpfung von entgegengesetzten Spannungen in dem Maschenwerk menschlicher Gemeinschaften.

Daher haben die Versuche, ohne näheres Eingehen auf die ganzen Zeitverhältnisse (also historisch-biographische Darstellung), Persönlichkeiten zu schildern, gewöhnlich nur dann Wert, wenn die Darsteller durch häufige Beobachtung oder tiefen Eindruck eine scharf umrissene Skizze geben können. Riehls in kulturgeschichtliche Rahmen gestellte Charakterköpfe, Barères Porträts, Hillebrands Charakteristiken, St. Beuves Interpretationen sind neben der gerade in diesem Punkte überaus wichtigen Memoirenliteratur beachtenswert. Das Beste findet sich aber immer in umfassenderen und eingehenderen Studien, namentlich in Essays, Geschichtswerken und Biographien, also im Gemenge mit benachbarten Gegenständen. Politische Persönlichkeiten sind noch am leichtesten verständlich zu machen. Wenigstens haben wir eine gute und kurze Analyse von 19 englischen Staatsmännern aus dem Jahre 1777[1]). R. Walter (Walter Rogge) Parlamentarische Größen (2 Bde., Berlin 1850 und 1851) lassen den historischen Hintergrund vermissen. Bei Carlyle und Emerson ist dieser Mangel durch Pathos und Schwung des

Sorgfalt wird darin den Zwecken der Idealisierung, den moralischen und religiösen Tendenzen der autobiographischen Literatur nachgespürt. Aber es gibt doch noch einen anderen Antrieb zur Mitteilung der eigenen Schicksale und Erlebnisse, nämlich den Ehrgeiz, zu dem großen Strom der Erinnerungen, wie ihn die Historiker hegen, anspruchslose, aber deshalb nicht weniger beachtete Zuflüsse zu schaffen. In allen literarisch entwickelten Zeiten mußte sich doch bei den gereiften Männern die Erfahrung einstellen, der Goethe 1824 bei der Einführung des Büchleins „Der junge Feldjäger in französischen und englischen Diensten während des spanisch-portugiesischen Krieges von 1806—1816" Ausdruck gab: „Wie sehr wir uns auch von vergangenen Dingen zu unterrichten bestrebt sind und uns mit Geschichte von Jugend auf im Allgemeinsten und Allgemeinen beschäftigen, so finden wir doch zuletzt, daß das Einzelne, Besondere, Individuelle uns über Menschen und Begebenheiten am besten Aufschluß gibt, weshalb wir dann nach Memoiren, Selbstbiographien, Originalbriefen, und was für ähnliche Dokumente dieser Art auch übrig geblieben, aufs angelegentlichste begehren."

[1]) Der Titel ist: Characters, containing an impartial Review of the public Conduct and Abilities of the most imminent Personnages in the Parliament of Great Britain: considered as Statesmen, Senators and Public Speakers. (London 1777.)

Gefühls im Predigttone verdeckt. Umgekehrt sind Ferdinand Rothschilds Personal Characteristics from French History eigentlich nur eine historische Anekdotensammlung, aber als solche, da sie nicht ohne Kritik zusammengebracht ist, von einigem Werte. Die Angabe selbstgewählter Mottos und bevorzugter Lieblingsausdrücke würde Werken dieser Art zur Zierde gereichen. Kongenialität, umfassende Menschenkenntnis, ein überlegtes Urteil, behagliche Klarheit sind Erfordernisse, die auch bei aufrichtigen Abspiegelungen im kleinsten Maßstab nicht entbehrt werden können, wenn eine Vergegenwärtigung der Persönlichkeit erreicht werden soll. Je bekannter die Persönlichkeit bereits ist, um so wirksamer ist ein einzelner charakteristischer Zug, der durch Neuheit oder Anschaulichkeit reizen kann. Bismarcks Erzählung, daß er beim Wegreiten des Königs vom Schlachtfelde von Königgrätz, das auf sein Drängen endlich erfolgte, heimlich, weil es ihm nicht schnell genug ging, den Fuß aus dem Steigbügel nahm und der dicken Stute des Königs eins versetzte, wie es ihr noch nicht passiert war, ist so anschaulich, daß Graf Westarp, der sie aus seinem Munde vernahm, hinzufügen konnte: „Steckt in dieser Geschichte nicht der ganze Bismarck?“ Das kleine Gedicht eines persischen Dichters über den toten Hund, an dem Alle etwas Abscheuliches und nur Jesus Christus die perlenweißen Zähne bemerkt, wird von Goethe im West-östlichen Divan wegen seiner packenden Vergegenwärtigung der Persönlichkeit des Heilands und der entsprechenden erbaulichen Wirkung nachgebildet. Es ist wohl die kürzeste Legende, die es gibt, und wir erkennen an ihr das Wesen dieser historiographischen Gattung aufs leichteste; es kommt nicht sowohl auf die historische Wirklichkeit des Vorganges, als auf den dem Persönlichkeitsbilde entsprechenden Eindruck an. In so hohem Maße ist das der Fall, daß wir im allgemeinen den Anekdoten und Legenden die tatsächliche Geltung absprechen und ihr Verdienst nach Maßgabe des italienischen Grundsatzes bemessen: se non è vero è ben trovato. Dann aber ist die „Erfindung“ gut, wenn die einzigartige Persönlichkeit, die wir auch sonst kennen, leicht und frei aus diesem „Zuge“ wahrgenommen werden kann. Historiker, die Sinn für Persönlichkeit haben, nehmen deshalb gern Anekdoten und Legendarisches (zuweilen mit Vorbehalten wie „wohl“, „man erzählte sich“ usw.) in ihre Darstellung auf, ohne sich für die Tatsächlichkeit des darin angegebenen oder vorausgesetzten Vorganges zu verbürgen. Auch Ranke ging in seinen früheren Werken darin sehr weit.

Drittes Buch.

Systematische Übersicht historischer Erscheinungen.

(Zweiter Teil. Die freien Vereinigungen der Menschen.)

„Gemeinschaft der Menschen bedeutet, wenn sie wirklich da ist, eine Seele und viele verschiedene Leiber, die besondere Dinge sind. Das Subjektsmoment kann nicht geteilt, zerlegt werden." (J. Rehmke.)

§ 122. Vorbemerkung.

Zu den Verbindungen mit anderen Menschen, die Natur und Geschichte uns aufnötigen, weil wir in sie hineingeboren werden, kommen für jede Persönlichkeit, die nicht aus Prinzip die Welt flieht, noch freiwillige Vereinigungen verschiedenen Umfanges, gewählte Interessengemeinschaften und gesuchte oder gemiedene persönliche Beziehungen. Wir haben das Bedürfnis, uns mit anderen auszusprechen, wünschen „verstanden zu werden", von denen, die wir schätzen, als ihrer würdig und ihnen gleichartig anerkannt zu sein, und halten es für eine Pflicht gegen uns selbst, so aufzutreten, daß wir uns sehen lassen können. Gern spiegeln wir uns in dem Reflexe, den wir unbewußt bei andern hervorrufen; für den uninteressierten Verkehr mit unsern Mitmenschen hat Goethe das Grundgesetz gefunden: „Nur in Wirkung und Gegenwirkung erfreuen wir uns". In Anziehungen und Abstoßungen an der Peripherie unseres Lebens- und Gedankenganges werden wir uns des Kernes unserer Existenz um so besser bewußt. In dem All der menschlichen Bestrebungen, in dem Verlaufe der geschichtlichen Bewegung spielen diese ungeregelten Wechselbeziehungen vieler Persönlichkeiten eine so wichtige Rolle, daß wir ihnen einige systematische Betrachtungen widmen müssen. Wir wollen sie *freie oder formlose menschliche Gemeinschaften* benennen; denn sie beruhen in ihrer Eigenart auf individuellen Trieben, bedürfen keiner formellen Anerkennung, keiner öffentlichen Legitimierung, keiner bestimmten Abmachungen oder verbindlichen Erklärungen.

Diese freien Gemeinschaften durchkreuzen oft die durch die später zu besprechenden *organisierten* Gemeinschaften geschaffenen

Lagerungen und erweisen eben damit ihre selbständige Bedeutung für alle Zeiten und alle Kulturkreise. Wir glauben vier solche Erscheinungsgruppen unterscheiden zu können:

I. Die auf persönlicher Sympathie und Antipathie begründeten Gemeinschaften;
II. Die auf gemeinsamen gesellschaftlichen Formen beruhenden Gemeinschaften;
III. Die auf idealen Bestrebungen gegründeten freien Gemeinschaften;
IV. Mode und Zeitgeist.

Erstes Kapitel.

Auf persönlicher Sympathie und Antipathie begründete Gemeinschaften.

§ 123. Neigung als Bindemittel der Menschen aneinander.

1. Persönliche Neigungen, durch die verwandte Seelen aneinander geführt werden, wollen wir mit den Worten Rankes über das Verhältnis Friedrichs des Großen zu Voltaire erläutern, weil so am deutlichsten wird, daß dabei objektive moralische Verdienste nicht ausschlaggebend sind. „Wer hat es nicht empfunden, daß es ein von aller Willkür unabhängiges Verhältnis der geistigen Persönlichkeiten zueinander gibt? Die Gesellschaft des einen verstimmt an und für sich; man fühlt sich gedrückt und trübe; in der Berührung mit dem andern erwachen die Gedanken, die Worte kommen von selbst, und die Seele fühlt sich wohl in ihrer Tätigkeit. Ein solches Verhältnis hatte Friedrich zu Voltaire, den er für den bestorganisierten und anmutvollsten Geist erklärt, welchen die Natur geschaffen hat." Dabei entgingen ihm die erbärmlichen Eigenschaften des großen Schriftstellers keineswegs; er nannte ihn „eine der perfidesten und schwärzesten Seelen", vor deren Treulosigkeit man sich in acht nehmen müsse; er selbst bekam die Gefährlichkeit Voltaires zu fühlen; dennoch „erhielt sich doch immer ein erträgliches Verhältnis" [1]). Ebenso erhielt auch Friedrichs Wohlgefallen an der tumultuarischen, wilden Konversation eines de la Mettrie diesen gewissenlosen Menschen in der Berliner Gesellschaft aufrecht.

---

[1]) S. W. 29, S. 288f. Hamerton, Human Intercourse p. 273 bezeichnet dieses Phänomen unbestimmter: „they are drawn together by one of those mysterious natural affinities which are so obscure in their origin and action that no human intelligence can explain them".

So groß auch der Gegensatz der Lebensauffassung und der Ideenkreise Alexanders von Humboldt und Königs Friedrich Wilhelms IV. war und so sehr sie sich beide dieses Gegensatzes bewußt waren, so zog der romantische König den exakten Naturforscher doch täglich an seine Tafel. „Der König konnte seines Umganges, seines Gespräches nicht entbehren und erwies ihm nicht selten sehr willkommene Freundschaftsdienste. Humboldt, der diesen Umgang auch seinerseits nicht entbehren mochte, war allezeit bereit, sich den Kulturbestrebungen des Königs förderlich zu erweisen"[1]. So hatte es auch William Penn, der Quäker, dem katholisch-bigotten Jacob II. angetan; er wurde sein einflußreichster Berater; Ranke benennt ein Kapitel seiner englischen Geschichte: „Der König und William Penn". Zwischen Bismarck und Herrn von Keudell, Karl August und Goethe, Jacob I. und Buckingham bestand eine persönliche Zuneigung, die neben ihrer Übereinstimmung in den Zielen ihres Handelns in Anschlag zu bringen ist.

Ein solches Sichhingezogenfühlen zu einem andern Wesen kann sich auch auf einen längst Abgeschiedenen, ja auf eine poetische Gestalt beziehen, wie etwa Alexander der Große den Achilles, Ludwig II. von Bayern den französischen König Ludwig XIV., so mancher Mönch einen Heiligen sich immer vor Augen hielt. In Marcus Brutus hat das Standbild seines Ahnen, das man durch wohlberechnete Aufschriften wirken ließ, den Abfall von seinem Freunde und Wohltäter Caesar und die Verbindung mit seinem einstigen Rivalen Cassius herbeiführen können.

Von großer Bedeutung als Verbindungsmittel der Menschen wird die Neigung besonders dadurch, daß in den Zufälligkeiten des durch sie herbeigeführten Verkehrs immer neue Menschen „am dritten Ort" einander mit sympathischer, weil gleichgestimmter Voreingenommenheit begegnen und sich, wenn sie wünschen, näher aneinander anschließen können. Bei Familienfesten, Ehrenfeiern, Begräbnissen kommt am leichtesten eine persönliche Zuneigung zutage. In den Memoiren des 18. Jahrhunderts schließt sich eine solche Kette an die andere; die Enzyklopädisten und ihre Gönner umfassen schließlich einen von Paris bis nach St. Petersburg reichenden Ring von einander auch persönlich geneigten Männern und Frauen. So bildete auch in Athen die gemeinsame Verknüpfung mit Sokrates ein Band, das, nach den Platonischen Dialogen zu schließen, eine ganze Reihe jüngerer und älterer Männer in beständige Berührung brachte. In diesen umfangreicheren Kreisen sondern sich die durch natürliche Neigung Verbundenen von der Allgemeinheit wieder ab; häufig bringt gemeinsame Antipathie

[1]) Ranke, S. W. 49/50, S. 556.

gegen einen einzelnen eine größere Intimität mehrerer anderer zustande, wie sich etwa Marmontel und Diderot eng aneinanderschlossen, weil sie beide Rousseaus unehrlichen Charakter kennen gelernt haben[1]). Die Rivalitäten um die Gunst der Zentralsonnen eines solchen Systems oder auch nur um den Schein einer solchen Gunst bringen erhöhtes Leben in diese Herzensbewegungen und führen, wie wir es bei dem Streit der autorisierten und der unabhängigen Bismarckianer erlebt haben, oft merkwürdige Komplikationen in der Laufbahn der Gefühle herbei.

Alle nur auf persönlicher Neigung beruhenden Verhältnisse sind locker und schwankend, weil sie den Teilnehmern nicht klar bewußt sind und jeden Augenblick durch eine Verstandesreflexion oder eine moralische Suggestion über den Haufen geworfen werden können, ohne daß man an dies Opfer denkt. Erst allmählich bemerkt man die unbeabsichtigte Entfremdung infolge einer in anderem Zusammenhange gewählten Handlung. Andrerseits ist auch jede persönliche Abneigung, die nicht gar zu tief eingewurzelt ist, durch Raisonnement und bestimmten Entschluß leicht und schnell zu überwinden.

Trotz seiner dem Triebsand der Wüste vergleichbaren Flüchtigkeit wird dieses loseste aller menschlichen Verhältnisse tief empfunden und sein Bestehen, auch wenn es absichtlich nicht ausgesprochen wird, sicher herausgefühlt. Für diese Erfahrung, die man oft machen kann, wählen wir aus der historischen Literatur als interessantes Beispiel die Begegnung der schwarmgeisterischen Zwickauer mit dem ihnen entgegentretenden Luther. Sie boten ihm an, zum Beweis ihrer göttlichen Mission „ihm anzugeben, was er in diesem Augenblicke denke; da er es gestattete, sagten sie ihm, er fühle jetzt in seiner Seele eine Hinneigung zu ihnen. Luther fuhr auf: „strafe dich Gott, Satan"; er hat später gestanden, das sei in der Tat in ihm vorgegangen"[2]).

§ 124. Von Blutsverwandtschaft und geschlechtlichem Reiz freie Liebesbande.

2. Durch Nachhaltigkeit, Intensität und Überlegenheit über alle Verstandesrücksichten unterscheidet sich von der Neigung die Liebe, auch als ein rein persönliches, von Blutsverwandtschaft, geschlechtlichem Reiz, politischen und religiösen Anregungen noch nicht gesteigertes Verhältnis[3]). Vernehmen wir Goethes Definition

[1]) Sehr spannend hat Marmontel seine Mitteilung hierüber auf das Ende des VII. und den Anfang des VIII. Bandes seiner Memoiren zu verteilen gewußt. Solche Kunstgriffe sind für die Historiographie immer beachtenswert.

[2]) Ranke, S. W. II, 24.

[3]) Die von Siegmund Freud herausgegebenen „Schriften zur angewandten Seelenkunde" führen alles auf Erotik, geschlechtliche Libido und ihre „Verdrängungen" zurück. Doch ist das eine Verirrung der medizinischen Psycho-Analyse.

darüber: „Alle Liebe bezieht sich auf Gegenwart; was mir in der Gegenwart angenehm ist, sich abwesend mir immer darstellt, den Wunsch des erneuerten Gegenwärtigseins immerfort erregt, bei Erfüllung dieses Wunsches von einem lebhaften Entzücken, bei Fortsetzung dieses Glücks von einer immer gleichen Anmut begleitet wird, das eigentlich lieben wir; und hieraus folgt, daß wir alles lieben können, was zu unserer Gegenwart gelangen kann; ja, um das Letzte auszusprechen: die Liebe des Göttlichen strebt immer danach, sich das Höchste zu vergegenwärtigen"[1]). Vielleicht nirgends mehr als gegenüber diesem psychologischen Phänomen und seinen Analogien fehlt es den modernen Sprachen an Varianten, wie sie das Griechische in der Skala *φιλεῖν, ἀγαπᾶν, ἀσπάζεσθαι, φιλοστοργεῖν* besitzt, wobei die Neigung (*διακεῖσθαι, εὔνουν*) und geschlechtliche Liebe (*ἐρᾶν, ποθεῖν*) noch durch eigene Ausdrücke repräsentiert ist. Das Englische hat wenigstens to like neben to love, während im Französischen aimer, im Deutschen „lieben" ein allzu verwässertes Riesenvolumen angenommen haben; so daß wir in gewöhnlicher Sprache für die höheren Grade „leidenschaftlich lieben", „verliebtsein", „schwärmen für" verwenden. Es ist ein Verlust unserer Sprache geblieben, daß das niedere, sinnlichere Wort „Minne" schon im Mittelalter verpönt worden ist[2]).

Daß die Goethesche Definition richtig ist, während alle Gedanken und Gedichte, die über diese viel besungene Zauberkraft im Menschenleben in unzähligen Anthologien, Almanachen und Brevieren bewundert werden, nur Reflexe der Empfindung oder Urteile über den Wert dieses menschlichen Bandes enthalten, beweisen vielleicht am leichtesten Übertragungen dieses Ausdrucks auf Sachliches. Wer Musik wirklich „liebt", verschafft sich den Genuß guter Konzerte, begleitet Wiederholungen mit stets gleich freudigem Anteil, vergegenwärtigt sich den Genuß mit immer erneutem Entzücken durch Nachsingen der Melodien. Ein solcher wahrer Musikliebhaber war Papst Leo X.[3]). Ein solches Bedürfnis möglichst ununterbrochener Gegenwart ohne Nachlassen des Glückes in der Erfüllung hielt nach der Ilias den Achilleus und Patroklus umschlungen; ohne sein Alter Ego, den liebsten Gefährten, den er „wie seinen eigenen Kopf" wert hielt, fühlte sich der Pelide wie eine Last des Erdreiches, lebensüberdrüssig; man fürchtete, daß er

---

[1]) Der kurze, zwischen „Sprüche in Prosa" und „Westöstlichem Divan" eingeschobene Abschnitt „Ethisches" in Goethes Werken enthält das Tiefste, was über die innerlichsten Sympathien der Menschen gesagt worden ist.

[2]) Weinhold, Die deutschen Frauen in dem Mittelalter. 3. Aufl. 1897. I, S. 209.

[3]) Ranke, S. W. 37, S. 46. „Leidenschaftlich liebte er die Musik, die sich in kunstreicherer Übung eben damals in Italien ausbreitete: täglich hörte man den Palast von Musik erschallen: murmelnd sang der Papst ihre Melodien nach."

sich den Dolchstahl in den Hals bohren würde. Alexander und Hephaistion bieten eine Parallele, über die uns Arrian Tatsächliches zu berichten weiß[1]). Friedrich der Große und Winterfeld, Dr. Johnson und Boswell, sind die bekanntesten Gegenstücke der neueren Geschichte[2]). John Stuart Mill fühlte sich nach dem Tode der Frau, die er lange Jahre, solange sie noch Mrs. Thomas war, platonisch liebte (es ist eins der wenigen bezeugten durchaus ehrenhaften Verhältnisse dieser Art) so von ihrer Gegenwart abhängig, daß er sich in Avignon ihrem Grabe so nahe wie möglich ein Haus kaufte, um dauernd dort zu wohnen. Er erzählt uns in seine Autobiographie selbst, daß er sich ihr immer nahe fühlte und seiner Tätigkeit durch den Gedanken an ihre Teilnahme regelte. Die poetische Behandlung der Abhängigkeit der ganzen Existenz von der Gegenwart der Geliebten, wie sie in Schillers Ritter Toggenburg vorliegt, entspricht in ihrer zarten Reinheit der Goetheschen Definition aufs vollkommenste. Davids Klagelied auf Jonathan hat echten Klang: „Wie warst du mir so hold! Deine Liebe war mir wundersamer als Frauenliebe."

§ 125. Gewohnter Umgang und Freundschaft.

3. **Gewohnter Umgang** ist ebenfalls eine schon von Goethe in ihrer ganzen Wichtigkeit erkannte freie Verbindung der Menschen. „Die Gewohnheit", sagt er, „fordert nicht sowohl eine anmutige als bequeme Gegenwart: alsdann aber ist sie unüberwindlich. Es gehört viel dazu, ein gewohntes Verhältnis aufzuheben, es besteht gegen alles Widerwärtige; Mißvergnügen, Unwillen, Zorn vermögen nichts gegen dasselbe, ja sie überdauert die Verachtung, den Haß." So wurde Alexander von Humboldt von seinem Diener, der ihn plünderte, schließlich vollständig abhängig. Friedrich Wilhelm III. konnte sich von Lombard, Friedrich Wilhelm IV. von Bunsen nicht trennen. Metternich und Gentz setzten ihr Verhältnis gewohnheitsmäßig fort, obwohl sie gegenseitig den alten Respekt voreinander verloren hatten. Ein sogar erbliches Inventarstück der österreichischen Souveräne war Kaunitz, der durch seine Anmaßung oft genug

---

[1]) Anabasis VII, Kap. 14 und 15.

[2]) Sehr instruktiv ist eine Äußerung des jungen Byron über sein Verhältnis zu seinem Altersgenossen John Becher: „I certainly love him more than any human being, and neither time nor distance have had the least effect on my (in general) changeable disposition. In short, we shall put Lady E. Butler and Miss Ponsonby to the blush, Pylades and Orestes out of countenance, and want nothing but a catastrophe like Nisus and Euryalus, to give Jonathan and David the 'go by'. He certainly is perhaps more attached to me than even I am in return. During the whole of my residence at Cambridge we met every day, summer and winter, without passing one tiresome moment, and separated each time with increasing reluctance." (Brief an Miß Pigot. 5. Juli 1807.)

unangenehm wurde. Kant vermißte seinen wegen Trunkenheit entlassenen Diener Lampe so sehr, daß er sich schriftlich den kategorischen Befehl geben mußte, „Lampe zu vergessen". Für die ruhige Kontinuität des menschlichen Daseins ist diese sympathetische Begleiterscheinung frei eingegangener und organisierter Verhältnisse ein wahrer Segen; ohne sie wären „alle Bande, die das leichte Glück geflochten" „unsicher, los und wandelbar".

4. Freundschaft, so belehrt uns Goethe, „kann sich bloß praktisch erzeugen, praktisch Dauer gewinnen. Neigung, ja sogar Liebe, hilft alles nichts zur Freundschaft. Die wahre, die tätige, produktive besteht darin, daß wir gleichen Schritt im Leben halten, daß der Freund meine Zwecke billigt, ich die seinigen, und daß wir so unverrückt zusammen fortgehen, wie auch sonst die Differenz unserer Denk- und Lebensweise sein möge"[1]). Das ist von seinem so fruchtbaren Verhältnis zu Schiller abstrahiert, paßt aber in der Tat auf alle echten Freundschaftsbündnisse. Die seit den ältesten Zeiten berühmten Freundespaare, Orestes und Pylades, Epaminondas und Pelopidas, Cicero und Atticus haben an Luther und Melanchthon, Blücher und Gneisenau, Lessing und Mendelssohn, Brentano und Arnim ihr Gegenstück. Um der Freundschaft zu Friedrich Schlegel willen hat Schleiermacher die vertrauten Briefe über die Lucinde geschrieben, indem er, wie Dilthey dargelegt hat, sich selbst gewissermaßen in die Auffassung hineinhetzte, als könne er die ästhetischen Zwecke dieses Romans mit seinem Inhalt, das eigene Ideal mit der Grundanschauung Schlegels in Übereinstimmung bringen.

Freundschaften wachsen; d. h. sie werden um so intimer, je länger sie ungestört bestehen. Meist bilden sie sich bereits in einem Lebensalter, wo endgültige Ziele der gesamten Lebenstätigkeit noch nicht feststehen. Goethe hat im achten Buche seiner Autobiographie drei Phasen der Entwickelung festgestellt, die man auch in manchem Briefwechsel verfolgen kann. „Das Vertrauen, welches neue Freunde sich einander schenken, pflegt sich stufenweise zu entwickeln. Gemeinsame Beschäftigungen und Liebhabereien sind das erste, worin sich eine wechselseitige Übereinstimmung hervortut; sodann pflegt die Mitteilung sich über vergangene und gegenwärtige Leidenschaften, besonders über Liebesabenteuer zu erstrecken; es ist aber noch ein Tieferes, das sich aufschließt, wenn das Verhältnis

---

[1]) Ganz ebenso fügt Ranke der Konstatierung, daß Karl von Dalberg mit Herzog Karl August von Weimar „in einem engen freundschaftlichen Verhältnis stand", den Kommentar bei: „Zur Freundschaft gehört es nicht, daß man unbedingt und in allen Stücken billige, was der andere tut. Denn wo käme man hin, oder wo bliebe man selbst, wenn ein jeder sich nur mit dem Vollkommenen befreunden wollte? Aber in den Idealen des Lebens und den auf das Allgemeine gerichteten Intentionen muß man einverstanden sein." (S. W. XXXII, 260.)

sich vollenden will, es sind die religiösen Gesinnungen, die Angelegenheiten des Herzens, die auf das Unvergängliche Bezug haben, und welche sowohl den Grund einer Freundschaft befestigen als ihren Gipfel zieren."

Von Schleiermacher haben wir auch das vollgültige Zeugnis, daß es eine Freundschaft zwischen Männern und Frauen gebe, die keineswegs die Farbe der Liebe, selbst einer durch die Umstände zurückgehaltenen Liebe, trägt, sondern auf innerer gegenseitiger Anerkennung der Entfaltung der Individualität und freudigem Austausch der erfahrenen Eindrücke beruhe. So war sein Verhältnis zu Henriette Herz „eine volle Lebensbeziehung für sich"[1]. Wilhelm von Humboldts Freundschaft zu der Frau, an die er die interessanten Briefe richtete, war zu gönnerhaft und zu wenig intim, um überhaupt für diese Frage in Betracht zu kommen. Frau von Stein hat durch ihr späteres Verhalten bewiesen, daß sie ihre Freundschaft mit Goethe von geschlechtlichem Reiz nicht frei denken konnte. Leider hängt sich ja der böswilligste Klatsch gerade an offenkundige Wahlverwandtschaften dieser Art. Die enge politische Verbindung der Königin Anna von Frankreich mit Mazarin hat zu dem Gerüchte ihrer geheimen Ehe Veranlassung gegeben, das noch immer fortgepflanzt wird. Ranke, der die Wahrscheinlichkeit eines Liebesverhältnisses zwischen beiden entschieden bestreitet, erhebt die allgemeine Frage, ob solche Annahme überhaupt die psychologische Gesetzmäßigkeit für sich habe, und beantwortet sie zweifelnd: „denn in Dingen dieser Art ist es schwer nicht zu irren"[2]. Er konstatiert, daß die Königin-Mutter dem Kardinal „durch Grundsatz und Gewohnheit ergeben" blieb[3]. Wahrscheinlich hielt ihn die Analogie Struensees und Don Godois vor stärkerer Ausprägung seiner Auffassung zurück. Aber waren nicht auch Michelangelo und Vittoria Colonna, Levin Schücking und Annette von Droste-Hülshoff wahrhaft befreundet?

Sehr wichtig für die Erkenntnis des wirklichen Wesens der Freundschaft (oratorische Ergießungen über ihren Wert haben wir seit Cicero genug) ist die Betrachtung der Auflösung lange bestehender intimer Freundschaftsbunde. Mit richtigem Gefühl für die auf Übereinstimmung im Praktischen beruhende Natur der Freundschaft begann Roon seinen pessimistischen Brief an Bismarck nach dem zweiten Attentat mit einer Entschuldigung, daß er sich „heute wie sonst" Bismarcks „Freund" nannte[4]; denn er ging von der Voraussetzung aus, daß der Reichskanzler im Banne des liberalen Doktri-

[1]) Dilthey, Leben Schleiermachers, S. 202.

[2]) S. W. 10, S. 15.

[3]) S. W. 10, S. 147.

[4]) Roons Denkwürdigkeiten (5. Aufl. Breslau 1892) II, S. 677. Brief vom 7. Juni 1878.

narismus zu dem in der damaligen Sitution notwendigen energischen „Handeln“ nicht geneigt sei. Er schloß mit der resignierten Nachschrift: „Antwort wird weder begehrt noch erwartet.“ — Burke mußte sich von Fox auch persönlich trennen, als er in seinen Reflexionen über die französische Revolution die Ziele einer patriotischen Politik vor allem in der Erhaltung der Kontinuität erkannte. Für den jähen Riß der Freundschaft von Voß und Stolberg hat Goethe in den Annalen oder Tag- und Jahresheften von 1820 eine sehr tiefdringende Erklärung, die auf der Wahrnehmung beruht, daß eine genaue Freundschaft, d. h. eine solche, deren Verbindung in einer vermeintlichen vielseitigen Übereinstimmung der Lebensauffassung besteht, am allermeisten von Störungen bedroht ist, wenn sich bei der Fortentwicklung der Einzelnen politische, literarische, religiöse Abweichungen herausstellen. Um das durch Gewohnheit um so lieber gewordene Band nicht fahren zu lassen, bildet sich von selbst die Praxis aus, solche sich bildenden Differenzen nicht zur Sprache zu bringen, sondern lieber durch Verschweigen den Eindruck völligen Zusammengehörens zu erhalten. Wird nun aber unvermutet zugleich mit der Entdeckung des Gegensatzes die lange Verheimlichung ans Licht gebracht, so glaubt sich die unverändert gebliebene Partei seit lange gering geschätzt, ja betrogen und nimmt durch demonstrative Betonung des Konfliktes ihre Rache. Als Jacobi nach Lessings Tode nachwies, daß der unermüdliche Forscher sich im geheimen lange zum Spinozismus hingeneigt habe, ohne seinen Berliner Freunden, die sich mit ihm aufs innigste zusammengewachsen glaubten, eine Mitteilung zu machen, brachte diese Entdeckung über Moses Mendelssohn schweres Herzeleid und, wie Goethe behauptet, „im buchstäblichen Sinne den Tod“.

Je mehr Seiten des menschlichen Lebens in die Öffentlichkeit gezogen werden, um so leichter zeigen sich beginnende Abweichungen. Die Zeiten der innigsten Freundschaften sind daher politisch beengte, der öffentlichen Diskussion ungünstige Perioden, in denen doch ein reiches Geistesleben der Individuen entwickelt ist. Die Zeiten von Caesars Alleinherrschaft bis auf Caligula, vom Siebenjährigen Kriege bis 1840 in Deutschland waren für die Ausbildung sehr intimer Freundschaften besonders günstig[1]). In den politisch „gesundesten“ Perioden begnügt man sich leichter mit den nicht auf Wahl

[1]) Die homosexuelle Verbindung, wie sie bei den Griechen in Übung war und bei den Römern und seit der Renaissance in Italien als „Freundschaft“ galt, wäre unter Liebe zu subsumieren. So faßten auch die Griechen dieses Verhältnis als ἔρως. Cicero bekämpft in den Tusculanen die römische Verquickung der Begriffe. Ihm schließt sich Montaigne an (Livre I, Chapt 27). Justi erörtert diese Frage in „Winckelmann und seine Zeitgenossen“ (2. Aufl. 1898) Bd. I, S. 118—128 und Bd. II, S. 291 ff. im gleichen Sinne. Er führt auch die bekanntesten deutschen Opfer dieser Verirrung auf.

beruhenden Surrogaten der Kollegialität mit denen, die mit uns gleiche Berufspflichten haben, oder der Kameradschaft mit denen, die berufsgemäß gleiche Gefahren mit uns zu teilen haben. Letzterer Ausdruck wird daher außer von Soldaten auch von Bergleuten gebraucht, die an derselben Stelle die möglichen Unfälle ihrer unterirdischen Arbeit erwarten müssen[1]). Diese aus dem Lateinischen und Spanischen entnommenen Worte sind internationales Gemeingut geworden. Daneben geben uns noch gemeinsames Geldinteresse den Kompagnon, der Zufall einer Reise den Gefährten, gleiche Lebensumstände den „Genossen", das Tennisspiel den „Partner", während wir uns bei ursprünglicheren freien Vereinigungen im Deutschen der Zusammensetzungen mit „Brüder" und „Kumpan" bedienen (z. B. Zechkumpan, Vereinsbruder). Daß dabei nicht von reiner Freundschaft die Rede sein kann, ergibt sich schon daraus, daß die Freiheit der Wahl keine absolute ist.

§ 126. Die Mitarbeiterschaft des „Vertrauten".

5. Die Geschichte bietet zahlreiche Beispiele eines persönlichen Verhältnisses, das wir bloß deshalb nicht echte Freundschaft nennen können, weil die dabei vorausgesetzte Gleichstellung der dadurch Verbundenen mangelt. So unterschied Bismarck in seinen Beziehungen zu Wilhelm I. von dem überzeugungstreuen Royalismus und den staatsrechtlichen Erwägungen, die dabei ins Spiel kamen, noch deutlich die „Wirkung einer gewissen Gegenseitigkeit des Wohlwollens", ein „persönliches Gefühl der Gegenseitigkeit"; er spricht von Beziehungen nicht ausschließlich staatsrechtlicher oder lehensrechtlicher, sondern persönlicher Natur, die sowohl von dem Herrn wie von dem Diener, wenn sie wirksam sein sollen, erworben werden müssen, einer „Treue auf beiden Seiten", der er in der von ihm gewählten Grabschrift: „Ein treuer deutscher Diener Kaiser Wilhelms I." eine monumentale Dauer gesichert hat. Er versichert:

[1]) Daß „Kamerad" ein Lehnwort und nicht, wie vermutet wurde, ein Fremdwort für „Stallbruder" oder „Spießgesell" ist, beweisen die Komposita „Stubenkamerad" und „Schlafkamerad", in denen jede Erinnerung an die Herleitung des Grundwortes ausgelöscht ist. Kriegskamerad wünschte J. H. Campe vor hundert Jahren durch „Waffenbruder" ersetzt zu sehen; wir bedürfen aber des letzteren Ausdrucks, um Angehörige verschiedener Heere, die ohne einheitlichen Oberbefehl ein gemeinsames Ziel erstrebten, zu bezeichnen; z. B. die Waffenbrüderschaft der Deutschen und Franzosen in den Boxerwirren in China. Spielkamerad ist unersetzbar; für „Schulkamerad" ist während der Dauer des Verhältnisses „Mitschüler", im Rückblick auf eine frühere Zusammengehörigkeit „Kompenäler" üblich geworden. In der Schiffssprache hat sich „Maat" und „Gast" als Ersatz für „Kamerad" eingebürgert; das erstere ist wohl ursprünglich holländisch. Eine historische Wortstudie über die Bezeichnungen für solche hinter der Freundschaft zurückstehenden Gemeinschaften (auch „Gespannschaft" findet sich in Wilhelm Meisters Lehrjahren dafür) wäre sehr erwünscht.

„nicht einen Augenblick verließ ihn das königliche Bewußtsein, der Herr zu sein, ebenso wie bei mir alle, auch übertriebenen Huldigungen das Gefühl, der Diener dieses Herrn zu sein und mit Freuden zu sein, in keiner Weise berührten." Daß es dabei häufig zu heftigen Zusammenstößen zwischen ihnen kam, wissen wir aus Bismarcks freimütigen Bekenntnissen; aber ihr persönliches Verhältnis überwand alle Fährlichkeiten und war, wie Bismarck hervorhebt, auf einen Nachfolger des Kaisers in dieser Eigenart nicht übertragbar. Zugleich erstreckte es sich auf alle Gebiete, für die ein Zusammenwirken der beiden so ungleichen Männer von erheblicher Bedeutung war.

Auch Bismarck hatte solche ihm persönlich ergebene Mitarbeiter wie Abeken und Lothar Bucher. Daß letzterer den Dienst im Auswärtigen Amt bei Bismarcks plötzlicher Entlassung aufgab, verstand sich für ihn von selbst; er blieb der Vertraute des Altreichskanzlers in der Einsamkeit des Sachsenwaldes. Von dem getreuen Tiedemann, der stolz darauf war, der „Notenhalter" Bismarcks zu sein, unterschied sich die Hingabe Buchers durch die selbstverständliche Dauerhaftigkeit der Mitarbeiterschaft, der gegenüber es keine Versuchung in anderen Tätigkeiten geben konnte. Nach dem Rücktritt aus den Staatsämtern erschien der ehemalige radikale Demokrat Bucher fast wie ein Vasall des Bismarckschen Hauses.

Es wird sofort klar, daß ein sehr intensives Sachinteresse beiden Parteien gemeinsam sein muß, und daß jede von ihnen als selbständig arbeitend und unübertrefflich anerkannt sein muß, wenn ein solches Verhältnis bestehen soll. Es ist eine Art Teilung der Arbeit, bei der wegen des Vertrauensverhältnisses des Höherstehenden zu dem andern weit mehr geleistet wird, als der Summe der beiderseitigen Leistungsfähigkeit entspricht oder durch Befehlserteilung selbst an die fähigsten Gehilfen möglich ist. Namentlich nach der negativen Seite hin, im Widerstand gegen Zumutungen oder Anwandlungen der Schwäche offenbart sich dieses Kraftgeheimnis. Man braucht nur an die Behandlung der Benedettischen Forderungen in Berlin und Ems zu denken, um sich davon zu überzeugen. Die Gegenspieler haben immer mit zwei wie nach Verabredung handelnden Seelen zu rechnen, die das Tempo und die Energie ihres Vorgehens variieren können und auch ein Ausweichen durch Hinweis auf die verschiedene Haltung des Mitwirkenden motivieren können[1]). Dazu ist allerdings nötig, daß das persönliche Verhältnis den abhängigen Partner vor der Gefahr schützt, öffentlich desavouiert zu werden, und ihm die Möglichkeit gewährt, gelegentlich den eigenen Entschluß durchzusetzen. Das kann sogar soweit gehen, wie in dem Falle, als der Premierminister Graf Brandenburg sich den Ministerial-

[1]) Im englischen Geschäftsleben ist es der oft fingierte sleeping partner, dessen angebliche Willenserklärungen dazu dienen müssen, diesen Vorteil auszunutzen.

direktor von Manteuffel zum „Kornak“ nahm, der ihn politisch dirigieren sollte. Der Verdacht darf gar nicht aufkommen, daß in bezug auf eine Aktion, bei der es auf ihre Mitarbeiterschaft ankommt, die eine Partei die letzten Ziele nicht erfährt oder nur in einen Teil des Geheimnisses eingeweiht wird. Der Anspruch auf gegenseitiges Vertrauen ist in diesem Verhältnisse unbedingt. Bismarcks Weigerung, dem Kaiser den Inhalt seiner Besprechung mit Windhorst mitzuteilen, beendete eo ipso die Periode persönlichen Einklanges, die dem Thronwechsel gefolgt war. Eigenmächtigkeiten und Geheimnistuerei werden gewöhnlich der Anlaß zur Auflösung der vertrauten Mitarbeiterschaft. Oft wird ihnen dann eifriger nachgespürt, als sie es verdienen; z. B. bei der Trennung des Papstes Paul IV. von seinem Nepoten, dem Kardinal Caraffa.

Besteht aber ein solches Verhältnis vertrauter Mitarbeit, so ist es schwer und fast unmöglich, durch klug berechnete Einwirkung auf den maßgebenden Teil das Band zu sprengen. Das mußten Humboldt, Boyen und Beyme 1819 erfahren, als sie den Staatskanzler Fürsten Hardenberg, gegen den sich so vieles vorbringen ließ, beseitigen wollten. Beispiele solcher unlöslichen Mitarbeit an einem großen Werke auf dem Boden unerschütterlichen Vertrauens sind auch darum für den Historiker so lehrreich, weil die Forderungen der Sache in dem Wechsel der Veränderungen gwöhnlich sehr eingehend und fast in abstrakter Fassung zur Sprache kommen. Heinrich IV. und Sully haben gemeinsam in Frankreich den unabhängigen, auf sich selbst beruhenden Staat geschaffen; ohne das unbeschränkte Vertrauen des Königs zu dem unbeliebten, schroffen Protestanten, der die Staatsverwaltung doch auch zur eigenen Bereicherung ausnutzte, wäre das große Ziel unerreichbar gewesen. Zwischen Ludwig XIII. und Richelieu bestand ein solches persönliches Verhältnis nicht. Friedrich Gentz muß dagegen mit Metternich fast identifiziert werden, um die „Periode Metternich“ zu verstehen. Waren Friedrich Barbarossa und sein Kanzler Rainald von Dassel nicht persönliche Vertraute? Umschlang ein solches Band auch Napoleon III. und Morny? Die Historiographie hat noch viel zu wenig auf die Bedingungen von Verhältnissen dieser Art geachtet.

Bei längerer Dauer kann der Unterschied in der Stellung des Vertrauten zu seinem Gönner immer näher heranrücken, wenn aus Bequemlichkeit dem bewährten, arbeitswilligen Gehilfen zu viel überlassen wird. Dann regt sich wohl die „Saulinische Eifersucht“ auf die Verdienste und öffentlichen Anerkennungen des Vertrauten. Der Argwohn stellt sich ein, daß der Mitarbeiter, der sich nicht als „Handlanger“ fühlt, aufhören wolle „Diener“ zu sein, und sich dem Spender des Vertrauens gleichstelle. In diese Lage ist Sejanus gekommen, als er seine Heirat mit einer Prinzessin aus dem kaiser-

lichen Hause betrieb. Tiberius versagte ihm das; als er aber seinen Ehrgeiz wieder aufnahm, war der überraschende Sturz des Allmächtigen die unmittelbare Folge. Wie schade, daß wir den Bericht des Tacitus über dieses Ereignis nicht mehr haben!

§ 127. Koterie und Clique.

6. Die Koterie und ihre Fortbildung, die Clique, sind die merkwürdigsten, auf bloßer Sympathie beruhenden freien Gemeinschaften in einer fortgeschrittenen Gesellschaftssphäre. Leute von ungefähr gleicher sozialer Stellung werden miteinander genauer bekannt und haben häufig Gelegenheit, sich gegenseitig ohne persönliches Opfer kleine Gefälligkeiten zu erweisen; wenn das eine Zeitlang ohne Mißverständnis fortgeht und sich engere persönliche Verbindungen (Neigung, Freundschaft, Liebe) nicht einstellen, so bildet die gemeinsame Erinnerung an die erwiesenen gegenseitigen Dienste eine Kette von sympathischen Verbindlichkeiten, die kein Mitglied des kleinen Kreises gern vergißt oder aufgibt. Sie sind auch ferner zu gegenseitigen Gefälligkeiten bereit, besonders wenn ihr Zusammenstehen einem einzelnen von ihnen einen überraschenden Vorteil gebracht hat. Ist diese Erfahrung einmal gemacht, so wird aus der freundnachbarlichen Verbindung leicht etwas mehr Bewußtes, Besonderes, ständig Wirksames. Jeder Teilnehmer kann auf die so wertvolle Eideshülfe der Zusammenstehenden rechnen, wenn sich eine ihm günstige Gelegenheit bieten sollte, sei es, daß er zu einem Ehrenamt gewählt zu werden begehrt oder einem Günstling den Erfolg seines ersten Konzerts erleichtern will oder bei der Neupflasterung seiner Straße um Asphalt petitioniert, oder den Vorstand des Kunstvereins anders zusammengesetzt wünscht. Leisten die anderen bei solchen ihnen an sich gleichgültigen Anliegen Heeresfolge, so ist die Koterie fertig.

Dankbare Erinnerung, verläßliche Gefälligkeit und Gelegenheit häufigen Zusammenkommens, wenigstens einzelner Glieder, ist die Basis solcher Gemeinschaft. Bestimmter Formen, angenommener Statuten, eines Aktionsprogrammes, ja selbst eingestandener Zwecke darf in solchem Kreise niemals Erwähnung geschehen; es genügt, daß der harmlose oder legitime Wunsch eines Mitgliedes alle anderen in Tätigkeit versetzt. Natürlich ist es reiner „Zufall", daß sie sich häufiger zusammenfinden als andere Nachbarsleute oder Standesgenossen; niemals würden sie zugeben, daß sie eine Koterie bilden; die meisten Mitwirkenden merken es nicht einmal, wenn sie ihren Stimmzettel abgeben, daß ihnen der Kandidat von einem Interessierten suggeriert worden ist. Diskretion ist das erste Erfordernis der ungestörten Mitgliedschaft; wer in dieser Beziehung nicht für intakt gilt, oder wer einem älteren Mitgliede direkt unsympathisch

ist, kann nicht zu einer solchen freien Vereinigung gehören. Ihr Dasein wird immer zu allererst von Außenstehenden entdeckt, die in der Konkurrenz mit einem einzelnen Mitglieder von der geliehenen Unterstützung der Teilnehmer Nachteil erfahren haben.

Die Clique ist nur eine weiter fortgebildete, oft raffiniert geleitete Koterie, die für ein ihr empfohlenes Interesse auch mit Bewußtsein und Eifer zu agieren versteht. Ihr Wirken kann ebenfalls der Forderung der Sache und dem Gemeinwohl aufs beste entsprechen, aber sie ist doch auch leicht dem Mißbrauch für egoistische Zwecke unterworfen. Die Koterie zeigt ihre Einheit oft in bloßem Urteilen, im Klatsch; die Clique bietet auch wohl materielle Vorteile.

Auf die Zahl der Teilnehmer kommt es dabei gar nicht an. Die Triumvirate in Rom waren ebensowohl Cliquen, wie die Fronde im Paris des 17. Jahrhunderts oder die Camarilla um Friedrich Wilhelm IV. oder so manche bescheidene Mittwochsgesellschaft oder ein Klub. Was hat nicht der Ruf der Marie Antoinette von feindlichen Koterien zu leiden gehabt? Die Salons der Rahel Varnhagen in Berlin, der Kreis Caroline Herders in Weimar waren der Sammelpunkt von Koterien.

Schon Aristoteles erwähnt im vierten Buche seiner Politik des Übelstandes, daß in Oligarchien der kleine Kreis derer, die zu den Ämtern gelangen können, durch Machinationen einer noch kleineren Anzahl künstlich und verfassungswidrig beschränkt wird. Mommsen weist aus den Fasten nach, daß in Rom 15—16 Adelsfamilien immer wieder das Konsulat für sich beschlagnahmten; er sieht in der sich seit dem dritten macedonischen Kriege in einer 24jährigen Friedensperiode festsetzenden Nobilität eine die Ämter unter sich verteilende Koterie. Das Nachlassen der straffen Zucht ist ihm die nächste Folge dieses Zustandes. „Wo das Koteriewesen und der Ämterbettel so in Blüte steht wie in dem damaligen Rom, hütet man sich, die Gegendienste der Standesgenossen und die Gunst der Menge durch strenge Worte und rücksichtslose Amtspflege zu verscherzen"[1]). Jedes Mitglied „der Camaraderie" hatte ein „Anrecht auf das höchste Staatsamt", das ihm die Politik der „Clique" sichern mußte[2]). In Venedig war in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts für den Geschäftsbetrieb der Clique, „den gegenseitigen Austausch von Gefälligkeiten und Hilfsleistungen", wie Ranke mitteilt[3]), eine eigene Bezeichnung, „Broglio", in Gebrauch; doch konnte ein Mann von Verdienst wie Morosini nicht nur das Amt eines Generalkapitäns erhalten sondern auch die Unternehmung, die er für angemessen hielt, selbst bestimmen. Eine klug geleitete Clique wird meist danach streben, ein

[1]) Römische Gesch. I, S. 794.

[2]) Ib. II, S. 69.

[3]) S. W. 42, S. 290.

hervorragendes Talent, das ganz in seinen Leistungen aufgeht, in ihren Dienst zu ziehen; sie stärkt sich dadurch nur. —

Eine Clique wird in ihrem Bestande gefährdet, wenn ihre Mitglieder das Band gegenseitiger Dankbarkeit beiseite setzen, oder wenn ihr Einfluß zu fühlbar wird. In letzterem Falle vereinigen sich viele Außenstehende, die von ihrer Macht zu leiden hatten, um sie zu bekämpfen, d. h. sie bilden eine Gegenclique. Die wohltätige Wirkung einer Clique braucht noch keineswegs zweifelhaft zu sein, wenn bereits sehr viel über sie geschimpft wird[1]). Dazu genügt schon die Beobachtung, daß ein bestimmter Kreis von Personen sich gegenseitig mit mehr Rücksicht behandelt als jeden Außenstehenden, daß sie sich wechselseitig übertriebenes Lob spendet, auch offenbare Abirrungen von der Linie des Vernünftigen gelten lasse, geflissentlich vor andern mit ihren gegenseitigen Achtungsbezeugungen schön tut und eine Politik zu befolgen scheine, die jeden einzelnen aus der Clique hebt und trägt, jedes freie Urteil aber mit Verachtung straft. Der Historiker muß sich ebensosehr hüten, von den ungerechtfertigten Klagen über Cliquenwirtschaft fortgerissen zu werden und das weitverbreitete Vorurteil gegen diese Erscheinung des gesellschaftlichen Lebens auf seinen Stoff anzuwenden, wie er sich in acht nehmen muß, sich von der scheinbaren Einstimmigkeit eines Cliquenurteils (z. B. über Christiane Vulpius) imponieren zu lassen. Treitschke glaubte in Varnhagen von Ense einen Schriftsteller erkannt zu haben, der mit seiner Feder die Anschauungen seiner Clique zu allgemeingültigen zu erheben suchte; er verhehlt in der Deutschen Geschichte nicht, daß er sich dieses Zeugen erwehren will, so gut er kann. Goethe gibt der Pariser Koterie, die Marie Antoinettens Vernachlässigung aller Hofetikette so grausam verhöhnte, Recht und sieht in dieser Reizung der Klassen, die auf gewisse Formen als Schranken gegen die Menge Wert legen, eine der vier Hauptursachen der französischen Revolution[2]).

§ 128. Hinweis auf das Gegenspiel der zu freien Gemeinschaften nicht Zugelassenen.

7. Das Korrelat der hier aufgezählten freien Gemeinschaften sind die auf subjektive Motive zurückzuführenden Gegensätze persönlicher Abneigung, privaten Hasses, unausgesprochener Feindschaft und spielverderbenden Kampfes gegen eine Koterie oder Clique. Diejenigen, die sich ausgeschlossen fühlen, sind sehr häufig nicht

[1]) Haushofer hat vor etwa 18 Jahren „eine Studie über die Clique" im Feuilleton der Allgemeinen Zeitung veröffentlicht; Scribes Lustspiel „La Camaraderie" führt uns ein Beispiel vor. Sonst habe ich das Phänomen dieser Art freier Gemeinschaft nirgends behandelt gefunden.

[2]) Unterhaltungen mit Kanzler von Müller. 16. März 1825.

gleichgültig gegen die Minderheiten der durch Sympathie verbundenen Mitmenschen und können, selbst wenn sie sich darum bemühen, ihnen naheliegende freie Gemeinschaften nicht sine ira et studio betrachten. Was die Franzosen als amitié ralliée und was wir als verschmähte Liebe bezeichnen, sind nur allzuoft unbewußt wirksame Antriebe der Feindschaft und des Hasses. Aus einer Anzahl Gegner derselben freien Vereinigung bildet sich sehr leicht ein neuer Kreis durch ihre gemeinsame Antipathie zusammengehaltener Personen, der sich wiederum nach außen abschließt. In dem Lager der Gegenbünde treffen sich meist die verschiedenartigsten Gesellen, weil sie ja alle nur Gegner derselben freien Gemeinschaft zu sein brauchen, um zusammenzuhalten. Das haben die Theophilanthropisten in Frankreich sehr bald erfahren müssen, als die Freundschaft des Buchhändlers Chemin, des Erfinders der Blindenschrift Hauy, des Verfassers von „Paul und Virginie“ St. Pierre und des Nationalökonomen Dupont durch den Hinzutritt des Direktors La Reveillère offenkundig wurde. Gegen die Triumvirn vereinigten sich die Senatoren der verschiedensten Gesinnung, so daß der siegreich bleibende Augustus später wenig Rücksichten hätte zu nehmen brauchen. Beinahe nichts einigt die Menschen leichter als das, wenn auch nur scheinbar begründete, Kampfgeschrei gegen Cliquenwesen. Auch nachträglich wird die Feindseligkeit gern aufgenommen, wie die praktisch ganz zwecklosen Anklagen gegen den preußischen Tugendbund beweisen.

Aber auch innerhalb der freien Gemeinschaften kommt, wenn sie sich weiter ausdehnen, eine Rivalität der Mitglieder als Störerin der Übereinstimmung in Betracht. Sobald sich ein engerer Kreis der „Intimen“ gebildet hat, entstehen Molekularbewegungen, die meist in vertraulichen Briefen für die Nachwelt erhalten bleiben und dann von den Biographen genau verfolgt werden, weil dabei die Eigenart der davon betroffenen Menschen schonungslos aufgedeckt wird. Auch Warnungen vor „falschen“ Freunden sind ein beliebtes Werbemittel um engere Vertrautheit. Eifersüchteleien entfremden und veruneinigen die früher Befreundeten, weil ihnen „vollkommene Freundschaft“, wie Montaigne sagt, „unteilbar ist“. Der Historiker muß sehr vorsichtig sein, wenn er die gebrochenen Lichtstrahlen dieser Art als Beweismaterial verwerten will.

Je mannigfaltiger die Lebensinteressen tätiger Menschen sind, um so geringer ist im allgemeinen die Wichtigkeit dieser freien Gemeinschaften. Jugendfreundschaften und Schülercliquen sind viel inniger als die freien Gemeinschaften der Erwachsenen. In den einfachen Verhältnissen der ältesten Zeit hatten solche Verbindungen eine ganz andere Bedeutung als heutzutage. Daher zeigt sich auch in der geschichtlichen Entwicklung aller Kultursprachen, daß der Sinn der zur Bezeichnung der freien Gemeinschaften gebrauchten Ausdrücke

immer abgeblaßter und abstrakter wird. Im Mittelalter wurden Ausdrücke wie Trutschaft, Freundschaft, Feindschaft noch konkret verstanden. Sie bezeichneten einen festen Kreis einander durch ein solches freies Verhältnis „zugewandter" Personen, wie wir z. B. aus der Formel der angelsächsischen Gesetze erkennen: „daß wir Alle Angehörige derselben Freundschaft und derselben Feindschaft seien, was dann auch widerfahren möge". Ein Rest dieser konkreten Bedeutung steckt noch in dem Soldatenliede des 18. Jahrhunderts: „Das weiß meine ganze Freundschaft ja, daß ich ein Unkraut bin". Heutzutage denken wir uns einen Freundeskreis weniger streng abgeschlossen, dabei aber viel weiter ausgedehnt, so daß in allmählichem Übergange fast die ganze Bekanntschaft (in der alten Sprache „Kundschaft") mit herangezogen erscheint[1]).

Zweites Kapitel.

Auf gesellschaftlichen Formen beruhende freie Gemeinschaften.

„Society is, and must be, based upon appearances, and not upon the deepest realities." (P. G. Hamerton.)

§ 129. Der „gemeine Mann", der „Mittelstand" und die „Gesellschaft".

Im geschäftlichen Verkehr, im Umgang und in Gesellschaften, in Gasthäusern und in öffentlichen Kommunikationsmitteln bilden sich überall zwischen den sich zusammenfindenden Personen Verhaltungsregeln aus, die, soweit es die Rang- und Bildungsunterschiede zulassen, Anerkennung der Gleichberechtigung und Vermeidung von Unannehmlichkeiten zum Ziel haben. „Gleich und Gleich gesellt sich gern" ist ein Sprichwort, dessen Wahrheit durch die Leichtigkeit, unter Standesgenossen die erforderliche äußerliche Assimilation zu finden, genügend erklärt wird. Unter den vielen Abstufungen, die durch den Umgangston charakterisiert sind, lassen sich in den Gemeinschaften, die den Historiker angehen, drei Hauptschichten unterscheiden: 1. Der gemeine Mann, 2. Der Mittelstand und 3. Die vornehme Gesellschaft.

1. Auch in den geselligen Zusammenkünften der niederen Klassen, die ohne weiteres auf Du und Du verkehren, kann jene

[1]) Die der deutschen Sprache eigentümliche Heraushebung einer Vielheit von Personen durch die Endsilbe „schaft" habe ich in der Delbrück-Festschrift (Berlin 1908, S. 345—55) behandelt. In etwas umgearbeiteter Form biete ich sie am Ende dieses Bandes als „Anhang".

„heitere Ehrerbietung der Glieder gegen einander obwalten", die Goethe als das Indicium der angenehmsten Gesellschaften bezeichnet. Seit Franz Xaver vor 350 Jahren nach Japan kam, haben Besucher dieses Landes immer wieder die rücksichtsvolle Höflichkeit der niedrigsten japanischen Arbeiter gegen einander bewundert. Aus Goehres Buch: „3 Monate Fabrikarbeiter" und seinem Gegenstück: „3½ Monate Fabrikarbeiterin" von Minna Wettstein-Adelt geht deutlich hervor, daß in diesen Schichten die Männer sich mit mehr Achtung und Rücksicht begegnen als die Frauen. Die Matrosen englischer Schiffe haben ihren eigenen Komment und ihr besonderes Vokabular. Daß es in allen Zeiten bei Hoch und Niedrig sehr verschieden zugegangen ist, sehen wir aus Aristophanes, aus den Notizen über mittelalterliches fahrendes Volk, aus Grimmelshausens Schilderungen, Shakespeares Volksszenen und Defoes Verbrecherskizzen. Länder mit alter Kultur wie Italien und der Orient haben auch bessere Formen des Umgangs in ihren untersten Gesellschaftsschichten entwickelt[1]); eine Folge davon ist, daß der Verkehr verschiedener Rangklassen mit einander wesentlich erleichtert ist; Ranke findet es bei der Erörterung der Verwaltung des Kirchenstaates für nötig, daran zu erinnern, daß dort der Unterschied der Stände die engste persönliche Vertraulichkeit nicht ausschließt"[2]). In nördlichen Ländern wird die Verbesserung des Umgangstones in den unteren Gesellschaftsschichten dadurch verzögert, daß jeder einzelne, der in diesen Kreisen etwas auf bessere Formen hält, als der „feine Mann" verspottet und durch Neckereien und Verdrießlichkeiten auf das niedere Niveau herabgezogen wird. Droysen weist dagegen auf die Wirkung der Kantonpflicht hin, durch die Preußens ländliche Bevölkerung „einen anderen Wert und ein anderes Selbstgefühl erhielt", „Parition, Achtsamkeit, Reinlichkeit" lernte[3]); einige Gewandtheit und Anstelligkeit im Umgange (Manierlichkeit) schloß sich an die Soldatenzeit ebenso an wie an die Diensterfahrungen der Mägde in herrschaftlichen Häusern. Aber auch das Vereinswesen ist seit 40 Jahren eine gute Schule für gesittetes Betragen geworden, wie man bei sozialdemokratischen Festen beobachten kann.

Wir bezeichnen die Formensprache des Umganges auf diesem tiefsten Niveau als gewöhnlich oder ordinär, wenn wir auf „die Masse unten" herabsehen, als volkstümlich oder populär, wenn wir uns wohlgefällig einfügen lassen wollen. Mit einigem guten Willen kann jeder, der nicht zu zarte Nerven hat, die manchmal

[1]) Der Unterstaatssekretär C. A Busch teilt aus seiner langen Dragoman-Erfahrung in Konstantinopel die Quintessenz seiner eigenen Beobachtungen in seiner schönen Skizze (Deutsche Rundschau Bd. 100, S. 43—59) mit.

[2]) S. W. 37. S. 255.

[3]) Preuß. Politik IV 3, S. 417.

selbst physisch widerlichen Lebensgewohnheiten der untersten Schichten als Gesellschafter über sich ergehen lassen, ja sogar, wenn es sein muß, mit den Wölfen heulen; die feingebildeten und verzogenen französischen Emigranten der Revolutionszeit haben vielfach den Beweis dafür geliefert[1]). Die Hauptschwierigkeit solchen Fraternisierens von Angehörigen ganz verschiedener Gesellschaftssphären zeigt sich in Momenten der Ausgelassenheit, wenn jeder Anwesende den in dem Kreise der großen Mehrheit üblichen „Spaß verstehen" soll, der oft ins Rohe ausartet. Tammany Hall in New-York behauptete den durch Korruption fruktifizierten Einfluß bei den städtischen Wählern auch dadurch, daß die ihnen entgegenstrebenden Stadtpolitiker aus dem besseren Bürgerstande mit den Massen nicht so bereitwillig auf gleichem Fuße zu verkehren verstehen. Kleon und Cäsar waren in ihrem täglichen Verkehr ungezwungene Männer des Volkes; Perikles und Pompejus konnten sich nicht so bequem gesellschaftlich assimilieren. Die Mittwochs-Empfänge des Präsidenten der Vereinigten Staaten sind ein Symbol der gesellschaftlichen Gleichberechtigung aller Individuen in der neuen Welt. Der gebildete Engländer empfindet diese Anbrüderung als „kolonial" und schützt sich dagegen, indem er eine Selbstvorstellung eines Unbekannten ignoriert.

2. Der Mittelstand bildet zwar in gesellschaftlicher Beziehung durchaus keine Einheit; aber er ist in allen seinen Schichtungen von den Massen durch einen freiwillig auf sich genommenen Zwang stark betonter Anstandsformen geschieden, während er im Gegensatz zur vornehmen Gesellschaft auch im Verkehr die Stellung jedes Einzelnen nach seinen Leistungen, seinem Beruf, seinem Vermögen abwägt und daraus Ansprüche ableitet, die eine so konsequente Gleichheit, wie sie in den niederen und höheren Schichten gilt, nicht aufkommen lassen. Um sich von den „arbeitenden Klassen" deutlich abzuscheiden, hält gerade der kleine Bürger, die Gevattern Schneider und Handschuhmacher, sehr auf Titel und Ehrenbezeigungen; „ich bin Mamsell oder Büfettfräulein," „ich war als Geselle in Kondition", „wir waren vier Herren zum Skat" ist die Redeweise dieser Kreise. Bei ihrem Kaffeeklatsch lassen sich die Frauen anstandshalber erst viele Mal nötigen, ehe sie sich die gewohnte dritte Tasse eingießen lassen. Die Besorgnis, daß die Leute darüber sprechen könnten, erschwert diesen vielgeplagten kleinbürgerlichen Kreisen den Genuß ihrer Muße und des Privatlebens mehr als jeder anderen Gesellschaftsschicht. Einen 73jährigen, zur Arbeit viel zu schwachen Klempnermeister in einer kleinen Stadt konnte ich nicht überreden, ein in seinem dunklen Hausflur begonnenes, ihn sehr interessierendes

[1]) Merkwürdigerweise klagt der Bauerssohn Thomas Carlyle immer wieder darüber, wie ihm so etwas auf die Nerven geht, während Lord Byron von solchen Dingen gar keine Notiz nahm.

Gespräch lieber auf der Bank vor seinem Hause fortzusetzen, ehe es Feierabend schlug; „was würden die Vorübergehenden denken?" war seine Erklärung. Diese allgegenwärtige Kontrolle, die bei uns „die Leute" für die strikte Innehaltung des unsinnigsten Brauchs ausüben, wird in England von der den Klatsch repräsentierenden mythischen Mrs. Grundy aufs wirksamste besorgt. In China und Korea ist dieser Zwang so stark, daß innerhalb des ganzen Mittelstandes jede Differenzierung des gesellschaftlichen Verkehrs gehindert ist; das Individuum kann sich garnicht betätigen. Dieser kleinkrämerische Geist der gegenseitigen Beaufsichtigung existierte bereits im alten Griechenland. Thucydides legte dem Perikles Bemerkungen in den Mund über „die gegenseitige Beargwöhnung der täglichen Lebensweise, um derentwillen die Leute, wenn jemand etwas nach seinem eigenen Gusto tut, vorwurfsvolle Mienen aufsetzen und zwar nicht Strafen, aber doch empfindliche und verdrießliche Rügen austeilen[1]." Er preist den neuen Aufschwung Athens, wo solche kleinliche Gängelei bei Seite gesetzt ist; wie ja auch bei uns ein Hauptreiz des großstädtischen Lebens in der Unmöglichkeit, den Einzelnen auf Schritt und Tritt zu kontrollieren, gesucht werden muß. Je mehr Wohlstand und Intelligenz in einem Gesellschaftskreise beieinander sind, um so ungezwungener wird die Form des Verkehrs; die Titel der Frauen verschwinden; man übersieht kleine Unterschiede des Ranges; ein jüngerer Mann darf sich dreister hören lassen, wenn er etwas Interessantes zum Gesprächsthema beizusteuern hat; man überläßt dem persönlichen Takt mehr Anteil an der Herstellung einer behaglichen Ordnung. Das hat nun freilich immer noch seine Grenzen. Nichts ist ja leichter, als in Zeiten, die Gleichheit vor dem Gesetze, Freizügigkeit, freie Berufswahl und wirtschaftliche Verkehrsfreiheit genießen, über die konventionell geltenden Förmlichkeiten des Umganges als ein überflüssiges, wesenlos gewordenes Überbleibsel einer beschränkteren Vergangenheit gering zu denken. Man darf aber nicht vergessen, daß grade das Hinwegräumen aller rechtlichen Klassenunterschiede den Umgangsformen einen erhöhten Wert zur Aufrechterhaltung angemessener Ordnung gegeben hat. Jusserand hat über die scheinbar widerspruchsvolle Erscheinung, daß mit der Verminderung des gesetzlich gewährleisteten Abstandes der verschiedenen Gesellschaftsklassen, der sich ja auch auf die Kleidung erstreckte, die frühere gelegentliche Familiarität von Hoch und Niedrig geschwunden ist, eine sehr richtige Bemerkung gemacht. Er sagt in seinem prächtigen Buche über das fahrende Volk im Mittelalter (S. 349): „Der Adlige fühlte sich über das gemeine Volk genügend emporgehoben, um unbesorgt mit ihm bei Gelegenheit eine Art

[1] Thucydides II, c. 37.

jovialer Intimität zu treiben; heutzutage, wo der Rangunterschied weniger hervortritt, ist jedermann achtsamer und hütet sich, eine Grenze zu überschreiten, die jetzt nicht mehr so offensichtig ist wie zuvor." Wenn es unversehens so weit kommen kann, daß ein Gerichtspräsident im Theater einen wohlhabend gewordenen Gerichtsvollzieher nebst Frau neben sich in der Loge trifft, dann muß doch wohl zur Rettung der dienstlichen Ordnung an eine so etwas verhindernde Reform gedacht werden! Wie könnte in England ein Buchhalter es sich gefallen lassen, daß in der Music-Hall neben ihm ein Wachtmeister von den Dragonern Platz nimmt? Goethe läßt noch 1773 (in Anlehnung an ein seinem Freunde Jerusalem widerfahrenes Mißgeschick) die adlige Gesellschaft über das Zugegensein des bürgerlichen Werther so „lakonisch" und verlegen werden, daß der vernünftigere Wirt ihn aus dem Saale entfernen muß. Wenn heutzutage ein Geschäftsleiter in Deutschland sein Unternehmen „einem hohen Adel und geehrten Publikum" empfiehlt, so fallen in die zweite Kategorie so verschiedene Gesellschaftsschichten, daß die Gerechtigkeit darunter leidet; er sollte eine dritte Rubrik von Honoratioren für die dem Adel meist gleichgestellten höheren Beamten, Großindustriellen und Großkaufleute hinzufügen, wie er ja auch im Verkehr feinere Unterschiede zu machen gezwungen ist. Für das Patriziat und die Beamtennobilität, die sich seit 150 Jahren über der Bourgeoisie ausgebildet haben, gibt es noch kein äußerlich greifbares Abzeichen, das ihrer Übereinstimmung in Lebensanschauung und gesellschaftlichen Gewohnheiten entspräche. Die Römer hatten in der Kaiserzeit unter dem vornehmen Senatorenstande (den viri clarissimi) noch den Ritterstand; das Ancien Regime hinter dem Feudaladel die noblesse de robe und die Generalpächter; England neben Nobility den Begriff der Gentry. Es ist dieses in allen Kulturländern jetzt viel gebrauchte Wort, das am besten geeignet wäre, dem unleugbaren Bedürfnis für eine moderne gesellschaftliche Erscheinung den passenden Ausdruck abzugeben, wenn man sich nur über den für unsere Zeit zutreffenden Inhalt dieses Begriffes ganz klar werden könnte[1]. Versuchen wir eine Definition, die sich an den im Ursprungslande zu beobachtenden Tatbestand anlehnt und zugleich dem allgemeinen Idealbilde entspricht, das für die ganze Kulturwelt brauchbar ist. Ein gegen die äußerste Armut gesicherter Mann von ruhig selbstbewußtem, reserviertem Wesen, ohne alle Ostentation und sichtliches Beifallsbedürfnis, von absoluter Zuverlässigkeit namentlich im Bewahren von Geheimnissen, gastfrei und hilfsbereit, unfähig zu schmeicheln und zu affektieren, nährt

[1]) Gewöhnlich macht man den Fehler, daß man auf den veralteten Begriff Gentry zurückgeht. Am leichtesten trifft man das Richtige, wenn man Ausdrücke wie gentleman farmer, gentleman rider mit im Auge behält.

der englische Gentleman das Gefühl, daß es auf etwas mehr oder weniger Intelligenz, auf Erfolg oder Mißerfolg nicht ankommt, sondern daß alle unabhängigen, von widerlichen Manieren freien, gebildeten, aufrichtigen, von Streberei entfernten Männer auf dem Fuße respektvoller Gleichheit ohne jede Störung mit einander in jeder Lebenslage auskommen und sich bei jeder Begegnung ihrer Zeitgenossenschaft freuen können. Wer für ihn unter diesen Bedingungen clubbable ist, hat ohne weiteres sein Vertrauen und behält es, so lange er sich gentlemanlike benimmt. Intimitäten, sentimentale Herzensergießungen, Räsonieren sind unerwünscht[1]); ein gemäßigter Optimismus und eine starke Abneigung gegen jeden Humbug werden vorausgesetzt. Für Zuneigung und Freundschaft ist er nicht leicht zugänglich; meist bringt lange Gewohnheit eine herzlichere gegenseitige Teilnahme zustande. So kann sich in einem recht umfangreichen Kreise ein unbeirrt wohlwollender Verkehr erhalten, der vor allen Dingen free and easy ist und in kaleidoskopischer Abwechslung alle möglichen Gesprächsstoffe an die Reihe bringt; denn alle Familien, deren Häupter längere Zeit gleich guten Klubs angehört haben, betrachten sich als gesellschaftlich gleichstehend. Die traditionelle Vorsicht bei der Aufnahme neuer Mitglieder in angesehene Clubs hat in England zu einer rein gesellschaftlichen Abscheidung der oberen Zehntausend der Untitulierten und zu einer Uniformierung ihrer Verkehrsformen geführt, die dem Entwicklungsstadium unseres Zeitalters besser entspricht, als die gesellschaftlichen Scheidungen des Festlandes. In Deutschland läßt sich das Gleichheits-Privilegium des akademischen Bürgerrechts, das während der Studienzeit gilt, nicht auf das spätere Leben ausdehnen, weil zu viele Studierte unverschuldet dem Proletariat verfallen; die Wahl zum Reserveoffizier könnte einen Ersatz bieten, wenn sie unbefangen nach sozialen und persönlichen Rücksichten erfolgen würde. Da benutzen wir denn, wie Treitschke es ausdrückt, Beruf und Titel als Henkel, um das Gefäß zu fassen. Damit kommt aber ein Element der Ungleichheit in das gesellschaftliche Leben, das in England durch die allgemeine Anerkennung des oberen sozialen Niveaus vermieden wird; denn ein Gentleman ist genau so gut wie der andere. Das ist auch ein Ergebnis der englischen sozialen Kämpfe und Verfassungsgeschichte von 1381 bis 1832.

3. Die vornehme Gesellschaft, wie sie im griechischen Altertum erlauchte alte Geschlechter (die *εὐπατρίδαι*) seit Augustus in Rom die Senatoren, im modernen Frankreich die grands seigneurs repräsentierten, hat sich seit Ludwig XIV. in Deutschland und Frank-

[1]) Ein gut Teil konventionellen Philistertums ist von dem modernen Gentlementum untrennbar, weil es ganz auf Formen beruht. Grade unter den geistig Bedeutenden ziehen deshalb viele a Student's life oder ein Bohemian life vor.

reich im Anschluß an die Hofetiquette besondere Formen geschaffen. Burgundische Gewandtheit, das flotte Persönlichkeitsgefühl der Renaissance, spanische Grandezza, kavaliermäßige Verbindlichkeit, höfische Eleganz und soldatische Unerschrockenheit sind in dieser gesellschaftlichen Erscheinungsform zusammengefaßt. Die Vornehmheit der Umgangsformen ist sehr schwer nachzuahmen; sie beruht auf dem Gefühl, daß der freie Anstand, der einem zur Natur geworden ist, sich bei Hoch und Niedrig sofort als ein überall gern gesehenes Ingrediens menschlicher Berührungen manifestiert, nirgends verschlossene Türen findet und jedes Übelwollen durch seine Überlegenheit niederzwingt. Etwas feierliche Grazie, die aber niemals stereotyp werden oder stolz erscheinen darf, muß mit spielender Leichtigkeit, die sich alles zutrauen kann, zu einer gefälligen Harmonie verbunden sein, die sich in allen wechselnden Lagen von selbst zu verstehen scheint. Der Vornehme, so läßt Goethe im Wilhelm Meister den klugen Serlo auseinandersetzen, „soll sich nie vergessen, immer auf sich und andere achten, sich nichts vergeben, anderen nicht zu viel, nicht zu wenig tun, durch nichts gerührt scheinen, durch nichts bewegt werden, sich niemals übereilen, sich in jedem Momente zu fassen wissen und so ein innerliches Gleichgewicht erhalten, innerlich mag es stürmen wie es will. Der edle Mensch kann sich in Momenten vernachlässigen, der Vornehme nie ... Er soll ohngeachtet aller Absonderung, immer mit andern verbunden scheinen, nirgends steif, überall gewandt sein, immer als der erste erscheinen und sich nie als ein solcher aufdringen." Taine hat das Aroma dieser vollendeten Salonfähigkeit am ausführlichsten wahrnehmbar zu machen gesucht. Geistig bedeutende gesellschaftliche Talente in Frankreich und im gebildeten deutschen Adel, aber auch Friedrich Gentz haben dem Ideal vornehmer Geselligkeit am besten entsprochen. Bei uns gehört noch immer vollkommene Beherrschung des Französischen mit dazu[1]). Bismarck kommt auf die Vornehmheit des Auswärtigen Amtes oft zu sprechen; er war sich bewußt, vornehme Gesellschaftsbildung aus seinem elterlichen Hause mit auf den Lebensweg bekommen zu haben, scherzte wohl auch, daß er mehr als Hofmann denn als Staatsmann seine politischen Erfolge erzielt habe. In Frankfurt vermißte er in seiner Gesandtschaft nicht die tüchtigen Arbeiter, wohl aber „das junge, vornehme Element, das in die Gesellschaften läuft, den Klatsch sammelt und sich wichtig macht." In der Restaurationszeit haben die zurückgekehrten vornehmen Herren und Damen den Emporkömmlingen, mit denen sie zu verkehren gezwungen waren, ihre gesellschaftliche Überlegenheit oft zu erkennen gegeben; man konnte

[1]) Die größere assurance in dem an kleineren deutschen Höfen heranwachsenden Adel gegenüber dem preußischen behandelt Bismarck, Gedanken und Erinnerungen, I, 4 ff.

den alten und den neuen Bestandteil des Salons nach ihrem Benehmen leicht unterscheiden. Selbst in den religiösen Vereinigungen, wie bei den Theatinern und in den deutschen Kapiteln hielt man auf vornehme Absonderung und gute Formen des Umgangs. Im 18. Jahrhundert verknöcherte sich das zum Begriffe des Stiftsadels und der Ahnenprobe. Diesen Fossilien der Standesbildung hat noch unmittelbar vor dem Ausbruch der französischen Revolution Gatterer[1]) und neuerdings Beyerle nachgeforscht. Sehr erwünscht wäre es, wenn das Vordringen der „gutbürgerlichen" Gesellschaftssphäre neben den „Vornehmen", „Patriziern" und „Honorationen" chronologisch fixiert würde. Das „guter Leute Kind" hat sich im 18. Jahrhundert, der „Sohn des Volkes" erst seit 1848 in Deutschland zu fühlen gelernt. Die aristokratischere Struktur der englischen Gesellschaft erweist sich nicht nur in vielen curtesies, sondern hat auch in der verächtlichen Nebenbedeutung von villain und knave Spuren hinterlassen.

§ 130. Brücken und Schranken der gesellschaftlichen Abstufung.

Das Hauptrequisit eines erfreulichen gesellschaftlichen Verkehrs ist ungesuchte Höflichkeit. Für Personen, die auf demselben Gesellschaftsniveau stehen, kann das nur heißen, daß sie ganz gleichwertige Achtungsformen zueinander gebrauchen. Allmählich wird man ja bei näherer Bekanntschaft die üblichen Umständlichkeiten einschränken und sich bequemerer Vertraulichkeit annähern; aber gar zu schnell und vollständig kann man sich ohne Gefahr selbst rein formelle Rücksichten nicht erlassen, weil, wie das englische Sprichwort sagt, familiarity breeds contempt[2]). Im Verkehr von Angehörigen verschiedener gesellschaftlicher Stufen gilt die Regel, daß der Niedere die Durchschnittsformalitäten der höheren Schicht zu erreichen streben muß, der Höhere seinerseits von hieraus bis zu dem einfachsten Ton der in seinen Kreisen üblichen Vertraulichkeit herabgehen darf. Das Verblassen der ursprünglichen Farbe höflicher Ausdrücke wie Sir, Monsieur, Herr, Fräulein, ist die unausbleibliche Folge. In früheren Zeiten durfte und noch jetzt im Abhängigkeitsverhältnis darf der Höherstehende wohl auch den gesellschaftlichen Abstand formell markieren, ohne anmaßend zu sein; aber in unserer Zeit lassen sich im allgemeinen die niederen Klassen von den höheren weder das despektierliche „Er" noch das ihnen unter sich geläufige „Du" gefallen.

[1]) In §§ 66—106 von Johann Christoph Gatterers „Abriß der Genealogie", Göttingen 1788.

[2]) In der Sprichwörtersammlung, die John Ray 1672 in Cambridge drucken ließ, findet sich noch die auf Plutarch zurückgehende Fassung: „nimia familiaritas contemptum parit". Das Fortfallen von „too much" vor „familiarity" ist ein Symptom der im 19. Jahrhundert in England sich ausbreitenden Reserviertheit der Gentlemen.

Müssen doch selbst die Lehrer ihre heranwachsenden Schüler plötzlich mit „Sie" anreden. Wenn wir den Kellnern keine Trinkgelder mehr geben werden, wird sich das höfliche „Bitte" und ein weniger kommandierender Ton von selbst einstellen. Ein Hinausgehen über den Durchschnittston der eigenen Stufe zu verbindlicheren Formen wird dem Höherstehenden nie gedankt. Allzu große Höflichkeit ist Spott, so daß es nicht wunder nimmt, wenn etwa der Meister den Schusterjungen mit Monsieur anredet, ehe er ihn den Riemen fühlen läßt.

Die Behandlung der Knechte und Mägde, der Lehrlinge und Schüler hat sich im 18. und 19. Jahrhundert von Grund auf verbessert; das „Er" der friedericianischen Zeit, das noch Wrangel brauchte, ist völlig, das „Du" erwachsenen Untergebenen gegenüber meist verschwunden. Ranke hat inbezug auf die Aneinanderrückung der Gesellschaftsklassen zugleich die Tatsache und den Erklärungsgrund gegeben: „In keiner anderen Beziehung haben sich die allgemeinen Vorstellungen so durchaus geändert und vorwärtsschreitend entwickelt, als in der Rücksicht, welche der eingeborenen Menschenwürde gebührt[1])." Der im 18. Jahrhundert übliche Tragsessel hat als Beförderungsmittel für gesunde Personen abgeschafft werden müssen, und ist jetzt in Elbflorenz eine berechtigte „Eigentümlichkeit"; die Vorläufer vor den herrschaftlichen Karossen sind in Wegfall gekommen oder in Spitzreiter verwandelt worden, weil in unserem Kulturkreis eine solche Verwendung von Mitmenschen zu persönlichen Diensten über das Maß des durch sozialen Abstand Gerechtfertigten hinausgeht; in Amerika putzt kein eingebürgertes Dienstmädchen die Stiefel des Hausherrn. Wagenzieher, Läufer und Senftenträger sind noch von Indien bis Japan sehr beliebte Hilfen der Verkehrsregulierung; als die ersten Menschendroschken in Brighton eingeführt wurden, zwang die Entrüstung des menschlichen Gleichheitsgefühls die Polizei, einzuschreiten, obwohl man mit Recht geltend machte, daß die zu leistende Arbeit hierbei unvergleichlich gesünder und leichter sei als die von so vielen Frauen in schottischen Bergwerken verrichtete Förderung von Kohlen. Die Prügelstrafe für Erwachsene ist, was oft übersehen wird, nicht aus Mitleid mit den Verbrechern, sondern wegen des empfindlicher gewordenen gesellschaftlichen Gemeingefühls der Kulturvölker fast ganz abgeschafft worden[2]); wo dieser Faktor nicht Platz greift, wie z. B. im holländischen Indien, hat sie sich trotz der strengsten gesetzlichen Verbote erhalten, weil sich der seine Schuld bekennende Chinese lieber ein paar kräftige Hiebe mit dem Rattan gefallen, als gesetzmäßig in

[1]) S. W. XXV., S. 292.

[2]) Ihre Anhänger, zu denen auch Philosophen gehörten, triumphierten zwar über ihren moralischen Sieg, als ein radikales Ministerium in Dänemark sie 1909 wieder einführte. Aber auf allgemeines Verlangen erfolgte 1911 wieder die Abschaffung.

den „Kasten“ stecken läßt. Es gibt ja auch bei uns noch gesellschaftlich umschriebene Verhältnisse, in denen im geheimen die Raison aus der „Armenkasse“ expliziert wird. Wie starken Anstoß der auf sich selbst haltende Mittelstand an so vulgären Formen nimmt, auch wenn sie „ganz gemütlich“ gemeint sind, soll uns eine Tagebuch-Eintragung des 15 jährigen Lassalle als Schüler der Leipziger Handelslehranstalt beweisen: „Der heutige Tag sollte folgenreich für mich werden. Herr Direktor pflegt nämlich in seinen Scherzen sehr unangenehm zu werden. Er nennt mich dann stets „er“ nud gibt mir sogenannte Jagdhiebe, worüber mich Philippsohn, der einmal dabei gegenwärtig war, schon aufzog. Auch heut tat er es. Ich will mich aber selbst im Spaß nicht prügeln lassen und sagte ihm ganz ruhig, wenn auch mit etwas strengem Blick: „„Herr Direktor, vergessen Sie sich nicht.““ Daß sich in englischen Schulen selbst beinahe erwachsenen Schülern gegenüber als Strafe des Lügens die Applikation der Birkenrute und sonst die häufige Anwendung des Rohrstockes erhalten konnte, ist eine Nachwirkung der mittelalterlichen Tradition und des von den Griechen bewunderten Erziehungssystems der Perser. Wie wichtig die richtige Einhaltung der durch gesellige Schichtung nicht bestimmbaren Formen der Behandlung in der Geschichte sein kann, ersehen wir aus Herodots Erzählung über den Ursprung des jonischen Aufstandes: „Nämlich als Megabates einmal auf den Schiffen die Runde machte bei den Wachen, fand er auf einem Myndischen Schiffe keine Wache aufgestellt. Da ward er entrüstet und befahl seinen Lanzenträgern, sie sollten Skylax, den Kapitän des Schiffes, packen, binden und ihn durch ein Ruderloch des Schiffes hindurchstecken auf die Art: den Kopf draußen, den Leib drinnen. Und als nun Skylax gebunden war, sagte jemand dem Aristagoras, daß Megabates seinen Gastfreund von Myndos gebunden und so schmählich behandelte. Da ging er hin und legte ein gut Wort ein bei den Persern, und wie ihm seine Bitte abgeschlagen ward, ging er selber hin und band ihn los. Als Megabates das erfuhr, ward er sehr entrüstet und erzürnt wider den Aristagoras[1].“ Noch heute scheiden sich Osten und Westen auch entsprechend der Auffassung des Minimums persönlicher Achtung, die jeder, auch der Höchstgestellte, einem anständigen Menschen aus gesellschaftlichen Rücksichten gewähren muß. Daß ein römischer Bürger von einem Beamten, der Liktoren mit Rutenbündeln und Beilen vor sich herschreiten ließ, weder getötet noch geschlagen werden durfte, ohne daß die Volksversammlung befragt wurde, war eine der wichtigsten gesellschaftlichen Errungenschaften auf der Bahn, an deren Endziel die Siegestrophäe mit der vielsagenden Inschrift Civis Romanus sum errichtet war. Bei der Vorstellung der Ab-

[1]) Herodot V, 33.

geordneten der drei Stände am 5. Mai 1789 blieb es nicht unbemerkt, daß für Adel und Geistlichkeit beide Flügeltüren geöffnet wurden, für die Bürgerlichen nur eine. Als der König nach der Thronrede sich bedeckte, tat es auch der Adel und einige Bürgerliche; da die Hofschranzen diesen das Recht dazu bestritten, wäre es zu einem Tumult gekommen, hätte nicht der König, der es bemerkte, den Hut wieder abgenommen und dadurch die gleiche Barhäuptigkeit aller Anwesenden herbeigeführt. Die Proklamierung der „Rückenfreiheit" durch Gneisenau war eine soziale Großtat.

Sehr beachtenswert ist die gesellschaftliche Akkommodationsfähigkeit uns interessierender Persönlichkeiten, d. h. wie weit bei ihnen das instinktive Gefühl gesellschaftlicher Gleichwertigkeit sich erstreckt, wo bei ihnen, wie man zu sagen pflegt, „der Mensch anfängt[1])". Bei manchen reicht das unbefangene Gleichheitsgefühl nicht weit unter das Niveau herab, auf dem sie selber zu stehen glauben, während oft „leutselige" Hochgestellte von allem Stolz frei sind und den Kreis gleicher Rücksichtnahme sehr weit spannen. Für die erstere engherzige Abschließung hat Schiller in Wallensteins Lager einige Beispiele gegeben; es erscheint diesen gemeinen Soldaten ein starkes Zugeständnis, daß „der Bauer ist auch ein Mensch, sozusagen." Dagegen bemerkte Bismark an Kaiser Wilhelm I.: „Er hielt auf Treue und Ehre nicht nur Fürsten, sondern auch seinen Dienern bis zum Kammerdiener gegenüber[2])." Ein sehr dankbares Ziel der Satire sind die Protzen oder Snobs, die durch gesellschaftliche Pose sich zu einem höheren Niveau emporzustrecken streben. Thackeray hat diese Unart grausam genug analysiert. Aber auch den entschuldbaren Hang neu geadelter oder anderer Emporkömmlinge, ihren gesellschaftlichen Erfolg recht deutlich bemerkbar zu machen, trifft mancher Witz in den Fliegenden Blättern und besonders hart der Sinnspruch:

„Der Maulesel macht viel Parlaren,
Daß seine Eltern Pferde waren."

Der vortreffliche englische Antiquar, Sir Robert Cotton, dessen Handschriftensammlung ein unvergleichliches Kleinod des British Museum bildet, hat durch die lächerliche Eitelkeit, seinen fiktiven Stammbaum zu symbolisieren, seinen Nachruhm schwer geschädigt, und so viele, besonders italienische Familien haben im 17. und 18. Jahrhundert durch gefälschte Urkunden sich einen historischen Nimbus zu geben gesucht, so daß diese Auswüchse des Snobismus in der elementaren Methodologie der Geschichte als eine besondere Quelle des großen Sammelbeckens für gefälschte Dokumente aufgezählt werden müssen.

---

[1]) Das berühmte Diktum: „Der Mensch fängt erst mit dem Baron an" ist von dem Fürsten Windischgrätz 1848 geprägt worden.

[2]) Gedanken und Erinnerungen II, 288.

§ 131. Der Feminismus europäischer Geselligkeit der Neuzeit.

Die Ordnung und Stabilität aller höheren gesellschaftlichen Gliederung beruht aber in unserem Kulturkreis auf der Vorherrschaft des weiblichen Geschlechts in den wichtigsten geselligen Veranstaltungen. Dieser in den konventionellen Formen des Verkehrs geltende Feminismus erscheint uns leicht als etwas mit dem monogamischen Familienleben natürlich Gegebenes. Er ist aber eine der kulturell bedeutsamsten historischen Errungenschaften der letzten neun Jahrhunderte und im wesentlichen noch jetzt auf die romanisch-germanischen Völker beschränkt. Weder die Semiten und Griechen, noch die Chinesen und Japaner haben etwas ähnliches hervorgebracht, obwohl sie große Königinnen und vortreffliche Dichterinnen, eine Semiramis und Cleopatra, eine Sapho und Debora hatten. Die würdige Stellung der römischen Matrone, die in jedem Kulturvolke unentbehrlich ist, erstreckt sich aufs Haus, aber nicht auf den geselligen Verkehr, und dasselbe gilt, wie Weinhold klar hervorgehoben hat, von der sie ehrenden Ehrfurcht, die nach Tacitus die alten Germanen den Frauen widmeten. Auch muß man sich hüten, die geistige Überlegenheit, die überall bei den untersten Bevölkerungsschichten dem weiblichen Geschlechte zufällt, mit der anerkannten Vorherrschaft in geselliger Beziehung zu vermengen. Von den Zeiten der salischen Kaiser, die doch schon auf die Leistungen einer Hroswitha zurückschauen konnten, und die gelehrte Agnes von Poitiers auf dem Throne und als Regentin im Namen ihres Sohnes gesehen hatten, sagt Weinhold: „Wir würden sehr irren, wenn wir die Frauen als den bestimmenden Mittelpunkt des häuslichen und geselligen Lebens ansetzen wollten[1]."

Der Anfang der modernen geselligen Entwicklung geht auf das 11. Jahrhundert und auf die neue ritterliche Kultur zurück, die einige französische Magnaten in Flandern, der Normandie, der Champagne, in Bourgogne, Clermont, Poiters und Toulouse ausbildeten, um den kleineren Adel ihres Gebietes an sich zu fesseln und in auswärtigen Unternehmungen zu verwenden. Frauendienst und höfische Poesie gaben den lokalen Gewalten einen Glanz, der sich mit schönen Formen des Gottesdienstes und kirchlicher Devotion zu dem Schwunge des Kreuzzugsgeistes vereinigte. Seit dem zweiten Kreuzzuge wurden auch deutsche Ritter mit dem verfeinerten geselligen Leben der französischen Kampfgenossen vertraut; gegen Ende des 12. Jahrhunderts waltete die neue Galanterie und Etikette bereits in Österreich, am Rhein und in Mitteldeutschland an den meisten Höfen vor. Französische Sitten und Kunstformen gingen mit dem Minnedienst und der zierlichen Phantastik des späteren Mittelalters Hand in Hand. Große Bedeutung, allgemeine Verbreitung gewann aber die ver-

[1]) Die deutschen Frauen in dem Mittelalter (3. Aufl. Wien 1897) I, S. 215.

feinerte Konvention erst, als die italienische Renaissance und ihr Persönlichkeitskultus hinzugekommen war. Ranke konstatiert den Umschwung von heiterer Unbefangenheit des familär auf Du und Du stehenden Mittelalters zu der steiferen Form moderner Verkehrsformen für den Anfang des 16. Jahrhunderts in dem damals tonangebenden, früher so republikanischen Italien mit seiner Naivität in den gegenseitigen Berührungen des geselligen Zusammenseins. Damals kamen die Titulaturen, die schwerfälligen Ehrenbezeugungen in Briefen und Gesprächen, das abgezirkelte, gesellschaftliche Dekorum in allgemeinen Gebrauch bei den Gebildeten. „Schon im Jahre 1520 sahen einige mit Verdruß, daß Jedermann Herr genannt sein wollte[1])." Für die weitere Verbreitung der verfeinerten Konvention waren der Hof König Franz I. von Frankreich und der Einfluß seiner Mutter und Schwester, der Königin von Navarra, maßgebend. Die zuerst in Mailand ausgebildete Tanzkunst und höhere Musik wurden als Unterhaltungsmittel wichtige Faktoren im gesellschaftlichen Leben. Seitdem Katharina von Medici, Maria von Medici, Anna von Österreich die Regentschaft leiteten, ist in Frankreich die Frau der unbestrittene Mittelpunkt der Gesellschaft geworden. Der Salon wurde nach dem Vorbild des Hotel Rambouillet ihr Herrschaftsgebiet[2]). Mit der französischen Kultur verbreitete sich die kavaliermäßige Artigkeit gegen das weibliche Geschlecht über die höheren Stände der Nachbarländer.

Es waren reserviertere Formen, die damit in Gebrauch kamen. Von mittelalterlichen Übungen gewöhnlicher Höflichkeit hat sich noch erhalten, daß Familienbezeichnungen wie „mein Bruder" im Verkehr zwischen Souveränen unter einander und in Vereinigungen wie denen von Freimaurern und Zechgenossen gebraucht werden. Auch „mein Sohn" als gönnerhafte Bezeichnung ist mittelalterlichen Ursprungs; im 16. Jahrhundert galt in Frankreich eine regelmäßige Unterschrift wie fille d'alliance als passende Freundschaftsformel. Wenn sich Erasmus in seinen Briefen darüber amüsierte, daß ihn in England Jedermann, auch junge Mädchen, beim Gehen und Kommen küßten, so vergaß er, daß damit nur eine allgemeine mittelalterliche Konvention befolgt wurde, die in den Niederlanden schon „altfränkisch" geworden war, die sich aber in Rußland bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Erst im 18. Jahrhundert bürgerten sich die konventionellen Formen moderner Höflichkeit in England und in Deutschland ein. Königin Elisabeth konnte noch einen Kavalier ohrfeigen; noch Wallenstein imponierte den Damen des Berliner Hofes durch die Sitte und Art der gebildeten Welt, die er sich in

[1]) S. W. 37, S. 317, wo Ranke auch davor warnt, gesellschaftliche Äußerlichkeiten zu unterschätzen.

[2]) Goethe bringt diese Tatsache in den Anmerkungen zu Rameaus Neffen in Erinnerung und feiert Madame de Tencin als Stifterin feiner Formen.

Italien angeeignet hatte[1]), Königin Christine von Schweden vermißte auf dem Königsthrone die wahren Freuden des Lebens; sie schätzte die innere Bewegung einer geistreichen und lebendigen Geselligkeit so hoch, daß „sie glaubte nicht leben zu können, wenn sie die Luft von Rom nicht atme[2]).“ Erst nach einer längeren Tradition verfeinerter geselliger Formen sind solche Blüteperioden freier Geselligkeit möglich, wie sie das Paris des 18. Jahrhunderts um so viele Salons hervorragender Frauen und Berlin wenigstens um Rahel Levin und Frau von Arnim gruppiert sahen. Dilthey bemerkt mit Recht: „Zeiten vollendeter Geselligkeit sind kaum häufiger gewesen als die der höchsten Kunstentwicklung[3]).

Man darf aber die gesellige Vorherrschaft des weiblichen Geschlechts nicht in erster Linie in den Stätten feineren Umgangs suchen, in denen persönliche Gaben und intimere Beziehungen sich geltend machen. Jede Dame genießt den Fortschritt der allgemeinen gesellschaftlichen Bildung in den Kulturländern, wo es sich von selbst versteht, daß Unbekannte ihr einen Sitzplatz oder den Vortritt einräumen, flüchtige Bekannte sie ehrerbietig grüßen, Herren ihres Umgangskreises ihr kleine Aufmerksamkeiten und Gefälligkeiten widmen, Freunde jederzeit zu Diensten bereit sind. Wie ganz allmählich sich dieses dem weiblichen Geschlechte günstigere Verhältnis aus der hergebrachten Zurückdrängung herausbildet, hat man in Japan in der Öffentlichkeit und bei geselligen Veranstaltungen zu beobachten Gelegenheit. Niemand wird die konventionelle Äußerlichkeit dieser Galanterie verkennen; auch läßt sich nicht abstreiten, daß bei diesem Gebaren, das oft nur äußerer Schein ist, etwas Eitelkeit, Gefallsucht und Unaufrichtigkeit mit unterläuft. Es hat deshalb an häufigen Rückschlägen gegen übertriebenen Frauendienst der Umgangssitten nicht gefehlt, oft mit Franzosenhaß verbunden, weil die galanten Formen in Frankreich ihre Urheimat haben. Strenge Aufrichtigkeit und männliche Tugenden wurden z. B. in den deutschen Burschenschaften dem angeblich effeminierenden Zuge der gesellschaftlichen Konvention entgegengesetzt. Und da zwischen gesellschaftlichen Gepflogenheiten und den Tendenzen der schönen Literatur immer ein gewisser Zusammenhang besteht, so hat Scherer den Versuch gewagt, die Periodicität von geselligem Fortschritt und Rückschlag zu bestimmen und darnach männliche und weibliche Perioden der Nationalliteratur anzusetzen. Er läßt sich dabei von der allerdings richtigen Beobachtung leiten, daß das Ende des 12. und das Ende des 18. Jahrhunderts in Deutschland Höhepunkte freier geselliger Bildung gewesen sind. — So streng verbindlich und

[1]) Rankes Wallenstein. S. W. 23, S. 238f.

[2]) Ranke Päpste S. W. 39, S. 69f.

[3]) Leben Schleiermachers S. 190.

schablonenhaft wie in England[1]) und Frankreich haben aber die gesellschaftlichen Formen in Deutschland, außer in militärischen Kreisen, niemals werden können; die territoriale und religiöse Spaltung unseres Vaterlandes hat bewirkt, daß eine durch lange Übung gefestigte, jeden Widerstand bezwingende allgemeine Konvention der höflichen Verkehrsformen sich nicht hat ausbilden können. Schon Goethe hat in Bezug auf Geselligkeit die soziologisch wichtige Bemerkung gemacht: „Alle Galanterie freilich, wenn sie nicht als Blüte einer großen und weiten Lebensweise hervortritt, muß beschränkt, stationär und aus gewissen Gesichtspunkten vielleicht albern erscheinen[2])." Der gute Anfang, den in Gellerts und Gotscheds Zeiten durch den Einfluß gebildeter Männer und Frauen in Leipzig, dem „Klein-Paris, das seine Leute bildet", gemacht wurde, fand sogleich an dem Spott und der rohen Überhebung des auf renommistischem Saus und Braus gestellten Tones der benachbarten Universitäten Jena und Halle ein unüberwindliches Hindernis der Verbreitung. In Zacharias „Renommist" sind die wilden Sitten der Jenenser Studenten, bei denen „vergnügt so viel als wild und toll" hieß, dem etwas französisch herausstaffierten „galanten" Leipziger Leben karikierend gegenübergestellt. Man muß diesen bewußten traditionellen Gegensatz der studentischen Geselligkeit in den mitteldeutschen Universitätsstädten mit in Anschlag bringen, um die biderbe Formlosigkeit, die Jahn und die ersten Burschenschaften nach den Freiheitskriegen für urechte germanische Ehrlichkeit ausgaben, richtig zu würdigen[3]). „Im Deutschen lügt man, wenn man höflich ist", heißt es im „Faust". Das burschikose Leben, das sich in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Deutschland mit der liberalen Agitation verbündete, ist als lokaler Rückschlag gegen die in Leipzig ausgebildete stutzerhafte Galanterie des dem französisch gebildeten Adel nachstrebenden Mittelstandes wohl begreiflich; daß aber dadurch in unseren intelligenten Kreisen angenehme Umgangsformen weniger verbreitet sind, als in den englischen und französischen liberalen Professionen, ist eine noch jetzt zu beobachtende Nachwirkung dieser Reaktionsphase geselliger Entwicklung. Nachdem auch Schopenhauer den misogynen Polterern mit den Waffen zynischer Satire zu Hilfe gekommen war, stellte sich für den unbefangenen Beobachter des geselligen Lebens unserer Mittelstände das Bedürfnis der Annäherung an die internationale gesellige Kultur deutlich genug heraus. In einem

---

[1]) In Emersons English Traits ist das Kapitel über manners besonders reich an guten Beobachtungen.

[2]) Aus meinem Leben. Sechstes Buch.

[3]) Treitschke streift wenigstens den lokalen Charakter des burschenschaftlichen Berserkertums im zweiten Dezennium des 19. Jahrhunderts. (Deutsche Geschichte, 5. Aufl.) Bd. II, 389 und 411.

Bericht des Gesamtministeriums an Kaiser Wilhelm I. über die sozialen Zustände Deutschlands soll die in den Mittelständen vielfach eingebürgerte Zurücksetzung der Frauen als ein sehr fühlbarer Mißstand hervorgehoben worden sein. „Wie grob sind wir nicht zu unsern Frauen", sagte Bismarck. Glücklicherweise haben Goethe und Schiller die bessere Auffassung ihrer Zeit in weitverbreiteten Kernsprüchen festgehalten; Goethes „Nach Freiheit strebt der Mann, das Weib nach Sitte" und Schillers „Ehret die Frauen" haben auf die Umgangsformen ähnlich eingewirkt wie der ständige letzte Toast auf die Damen bei englischen Banquetten, und die Kavalierstradition unseres Offiziersstandes hat auch nach unten hin als gutes Vorbild gewirkt. Unsere neuesten Frauenrechtlerinnen haben über gesellige Vernachlässigung im Vergleich mit anderen europäischen Nationen nicht mehr zu klagen brauchen.

Das Urteil des Historikers über den Grad der geselligen Bildung einer von ihm behandelten Periode muß sich auf die Wahrnehmungen stützen, inwiefern die konventionellen Symbole, die Unterhaltungsmittel und gesellschaftlichen Veranstaltungen (Spiele und Bewirtungen) das behagliche Gefühl der Gleichberechtigung, die fröhliche Harmlosigkeit unbefangener Stimmung, die leichte Betätigung eines allgemeinen Austausches der an die Oberfläche kommenden Gedanken, ein Ensemble von glücklichen Schwingungen der Gemüter hervorzubringen geeignet waren. Wo die Gäste sich nicht selbst unterhalten können, sondern von Spaßmachern und Künstlern (etwa Taschenspielern) amüsiert werden müssen, wie in früheren Jahrhunderten fast überall und noch heutigen Tages in Japan, wo der Wirt es für seine Pflicht hält, die Gäste sämtlich trunken zu machen, wie im 18. Jahrhundert in England, wo die Gastgeber sich gegenseitig durch Prunk zu überbieten suchten wie vielfach in den Kreisen der amerikanischen hohen Finanz, da ist festzustellen, ob der eigentliche Zweck der Geselligkeit, die gegenseitige anregende Berührung der Geister, die zugleich Erhebung und Erholung schafft, über den bloßen Mitteln zur Erhöhung des Wohlbefindens und zur Bannung der langen Weile verloren geht. Lukullische Mahle, Pillnitzer Lustlager und bloße Schaustellungen sind im besten Falle nur Surrogate wahrer Geselligkeit, die immer eine gemeinsame Leistung erfreulicher Wirkung und Gegenwirkung aller Zusammenkommenden sein sollte[1]).

[1]) Als Übertreibungen des geselligen Einflusses des weiblichen Geschlechtes erwähnen wir die im 18. Jahrhundert in England in Blüte stehende Prüderie, die an harmlosen natürlichen Dingen im Gespräche Anstoß nimmt, und die verführerische Üppigkeit der Boudoirs, wie sie französische Damen vor der Revolution sich einrichteten. Jacob von Falcke hat dem Boudoir einen Essay gewidmet (in „Aus alter und neuer Zeit" 1895); an seine Stelle ist im modernen Paris der weniger aphrodisische petit salon der Frau des Hauses getreten.

§ 132. Die Wandelungen der Verkehrsformen.

Wir haben hier zum ersten Male Gelegenheit, ein Grundverhältnis zu betrachten, das die gesamte geschichtlich-gesellschaftliche Welt durchzieht und ihr Wesen bildet. Es ist, abstrakt ausgedrückt, die Antinomie der menschlichen Lebensbeziehungen. Auf geselligem Gebiete zeigt sie sich darin, daß wir im Verkehr mit andern unsere individuellen Eigenheiten, Interessen und Bestrebungen, ja selbst unsere intellektuellen Vorzüge und besonderen Verdienste zurückstellen und verbergen sollen, um ganz in dem Strome der gemeinsamen Konvention zu schwimmen, während doch andrerseits ohne das Hineintun und Geltendmachen unseres Eigensten von einer Mitwirkung an der in der Geselligkeit erwarteten Kontrastbewegung der versammelten Personen nicht die Rede sein kann. Die vollendetste Beobachtung der guten Form bleibt schablonenhaft und reizlos, wenn nicht dem feineren Gefühle erkennbar die persönliche Eigenart in unseren Worten mitklingt oder in Geberde und Haltung durchbricht. Wo alle dasselbe denken, und sagen, kommt eine des Namens würdige Unterhaltung nicht zustande[2]); ohne überraschende Disharmonien, die leicht und glücklich zur Lösung kommen, ist jede Gesellschaft langweilig und insipide. Wir wollen von dem inneren Wesen der Teilnehmer einen angemessenen Eindruck gewinnen, ihn uns aber nicht aufdrängen oder mit deutlicher Absichtlichkeit entgegenbringen lassen. Sowie man die Absicht bemerkt, wird man verstimmt, ist die populäre Fassung für die Gefahr dieses Dilemmas von Zurückhaltung und harmloser Hingabe unserer selbst. Das richtige Treffen des zur Erhöhung der fröhlichen Stimmung Wünschenswerten gelingt nur dem guten Gesellschafter. Was jede Gesellschaftssphäre als ihr gemäß empfindet, ist ihr „guter Ton". Darin liegt bereits die Notwendigkeit der Differenzierung. Grade bei lebhaft angeregter Geselligkeit, in deren Interesse viele Veranstaltungen getroffen werden, zeigt es sich, daß nicht alle in gleichem oder auch nur ausreichendem Maße dem guten Ton zu entsprechen wissen. Die besseren Elemente empfinden die regelmäßige Teilnahme der ungewandtesten und dabei vordringlichen Mitglieder ihres Zirkels unangenehm und störend; sie suchen durch engeren Zusammenschluß die Mißliebigen fern zu halten; grade um den Zweck der Geselligkeit zu sichern, werden sie gegen diese zurückhaltend, ungesellig; „we must draw the line somewhere" ist ihre innerliche Entschuldigung.

---

[2]) Hier ein tatsächlicher Beweis. Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler Friedrich von Müller, S. 115. Den 10. August 1827: „Goethe erklärt sich für so durchaus in Prämissen und Grundsätzen mit Meyern einverstanden, daß es Beiden oft schwer wird, zu einer Unterhaltung oder Diskussion zu kommen. Sie sitzen sich oft stundenlang vergnügt einander gegenüber, ohne daß einer mehr als abgebrochene Worte vorbringt."

Je mehr Mühe darauf verwandt wird, den geselligen Verkehr zu beleben, um so sicherer tritt dieser Rückschlag ein. Professor Jowett in Oxford, der bekannte Übersetzer des Plato und Thucydides, tat alles, um die Studenten seines Balliol College regelmäßig zusammenzubringen und den Ton brüderlicher Gleichheit zu pflegen; er vereinigte alle seine Pflegbefohlenen jeden Sonntag zu Konzerten und jeden Montag zu Kommersen. Dennoch war es in Oxford allgemein bekannt, wir möchten lieber sagen, eben deshalb kam es dazu, daß gerade im Balliol College die erstrebte Gemütlichkeit am meisten durch Absonderungen und Ringbildungen gestört wurde. — Dazu kommen dann noch zeitliche und lokale Schiebungen in der geselligen Konvenienz. Wie vieles erscheint uns widerlich süßlich, was vor wenigen Generationen noch gang und gäbe war; was in einem Kreise als galant passieren kann, ist in dem andern schon fade Schmeichelei. Pose und Wichtigtuerei sind die andern Extreme; was in Männergesellschaften schneidig ist, kann vor Damen roh erscheinen. Scherzhaftere Einkleidung eines gewagteren Vorstoßes kann als Palliativ wohl angebracht sein, aber auch als frivol empfunden werden. Nicht Wenige fühlen in guter Gesellschaft mehr den Zwang, den sie sich auferlegen müssen, als die erfrischende Abspannung, die sie gewähren soll. Madame de Stael würde heutzutage als ein Blaustrumpf, der Herzog von Talleyrand als ein zynischer Witzbold perhoresziert sein; denn auch der gesellige Ton ist in beständiger Wandlung begriffen. Im späteren Mittelalter half man sich, um die nötige Abschleifung zu erzielen, dadurch, daß man heranwachsende Jünglinge und Jungfrauen auf einige Jahre in fremde gute Häuser sandte; heute bietet, wenn man von Pagen und Hofdamen absieht, für junge Mädchen die Pension nur einen schwachen Ersatz dafür. Das Meiste muß in der Kinderstube geschehen; da geht dem jungen Weltbürger zum ersten Male die Antinomie des geselligen Lebens auf, wenn sein gesunder Appetit vor die widersinnige Alternative gestellt wird: „wer um etwas bittet, bekommt nichts und wer sich nicht meldet, will nichts." In der glücklichen Lösung: „Warte, bis man dir etwas anbietet" lernt er sich mit der Quintessenz der gesellschaftlichen Konvention in einer für ihn passenden Form abfinden. Durch solche Übungen hilft man ihm, sich vor den beiden Verirrungen der Blödigkeit und ungezügelten Unart zu bewahren und allmählich zum gesitteten Menschen, wohl auch, wenn genug angeborener Takt vorhanden ist, zum angenehmen Gesellschafter zu erziehen. Der Pädagog der griechisch-römischen Welt, die Bonne des modernen Haushalts, die Kindergärtnerin, der Tanzlehrer und Präzepteur sind als Unkrautjäter auf dem Felde der Geselligkeit zu betrachten. Mit beginnender Gewandtheit stellt sich von selbst das Wohlgefallen an geselliger Betätigung ein, während beschämende Unbeholfenheit

meist die Quelle zur Schau getragener Verachtung aller feineren Geselligkeit wird und sich im Gegensatz gegen die glatten, gleißnerischen Salonhelden in den Mantel biedermännischer Aufrichtigkeit hüllte[1]).

Von großer historischer Bedeutung wird die Antinomie von persönlicher Eigenart und geselligem Formenzwange in den Perioden des Übergangs zu fremden Verkehrsgewohnheiten. Man weiß, daß die Einführung des persischen Hofzeremoniells durch Alexander den Großen den lebhaften Unwillen seiner Kameraden erzeugt und sowohl dem tapferen Kleitos wie dem ehrlichen Sophisten Kallisthenes das Leben gekostet hat. Von der mit traditioneller Sittenstrenge prunkenden römischen Opposition gegen die Herübernahme der hellenistischen Umgangsformen finden wir einen legendarisch übertriebenen Nachklang selbst noch in den Römerreden des Horaz, dem griechischsten der römischen Dichter. Im 17. Jahrhundert nahm die Opposition gegen die neuen verfeinerten Sitten in England einen puritanisch-frömmelnden, in pharisäischen Cant auslaufenden Eiferton, in Deutschland ein ungebundenes, aus Landsknechts- und fahrender Schüler-Tradition malerisch gemischtes, in Grobianismus ausartendes Gepräge an. Die Worte „Höfling", „Hofmann", „Hofschranze", „Wälsch" und „Frauenzimmer" haben damals den gehässigen Klang bekommen, der sie im Munde eines objektiven Historikers fast unmöglich macht. Die Plötzlichkeit, mit der ein Umschwung in den Formen des freien geselligen Verkehrs herbeigeführt werden kann, zeigt sich wohl am deutlichsten in Preußen nach 1735, als in Rheinsberg die französische Schöngeistigkeit eingeführt wurde, deren Sinn-

[1]) Warum diese auf ihre „Natürlichkeit", „unverstellte Wahrhaftigkeit" und „unnachgiebige Gradheit" stolzen Ungeselligen sich nicht wundern dürfen, wenn sie deshalb, weil sie nie gelernt haben, sich zu verstellen, für einseitig und schroff gehalten werden, hat niemand anders als Kant aus dem Grundwesen der menschlichen Seele abgeleitet. Er schreibt in der Kritik der reinen Vernunft (B. S. 775 ff.) folgenden Absatz: „Es gibt eine gewisse Unlauterkeit in der menschlichen Natur, die am Ende doch wie alles, was von der Natur kommt, eine Anlage zu guten Zwecken enthalten muß, nämlich eine Neigung, seine wahren Gesinnungen zu verhehlen und gewisse angenommene, die man für gut und rühmlich hält, zur Schau zu tragen. Ganz gewiß haben die Menschen durch diesen Hang, sowohl sich zu verhehlen, als auch einen ihnen vorteilhaften Schein anzunehmen, sich nicht bloß zivilisiert, sondern nach und nach in gewissem Maße moralisiert, weil keiner durch die Schminke der Anständigkeit, Ehrbarkeit und Sittsamkeit durchdringen konnte, also an vermeintlich ächten Beispielen des Guten, die er um sich sah, eine Schule der Verbesserung für sich selbst fand. Allein diese Anlage, sich besser zu stellen, als man ist, und Gesinnungen zu äußern, die man nicht hat, dient nur gleichsam provisorisch dazu, um den Menschen aus der Rohigkeit zu bringen und ihm zuerst wenigstens die Manier des Guten, das er kennt, annehmen zu lassen; denn nachher, wenn die echten Grundsätze einmal entwickelt und in die Denkungsart übergegangen sind, so muß jene Falschheit nach und nach kräftig bekämpft werden, weil sie sonst das Herz verdirbt und gute Gesinnungen unter dem Wucherkraute des schönen Scheins nicht aufkommen läßt".

bild die Eremitage mit ihren Geselligkeitsmasken von Äbten, Äbtissinnen, Mönchen und Nonnen war, während in Potsdam das Tabakskollegium noch an die Zeit des Grobianismus anknüpfte.

Drittes Kapitel.

Auf idealen Bestrebungen begründete freie Gemeinschaften.

§ 133. Das Wesen der idealen Gemeinschaften in der geschichtlichen Welt.

„Als knieten viele ungesehn
Und beteten mit mir.“ (Uhland.)

Bei jeder höheren menschlichen Betätigung stellt sich das unabweisbare Bedürfnis ein, sich zu überzeugen, daß ein großer Kreis anderer Menschen die Ziele, nach deren Erreichung wir streben, auch als die seinigen anerkennt und die Wege gutheißt, auf denen wir uns bemühen fortzuschreiten. Zu guter Letzt schwebt jedem das Gesamtinteresse der ganzen Menschheit vor Augen. Mit Recht wird der consensus omnium gentium von den alten Philosophen und Rechtsgelehrten als die letzte Instanz angerufen; objektiv gewandt faßt Kant diese Übereinstimmung ins Auge, wenn er die Gewähr für seine Gedanken darin sucht, daß sie denknotwendig und allgemeingültig sind. „Immer strebe zum Ganzen“, mahnt Schiller, und schon zehn Jahre nach seinem Tode konnte Goethe mit Stolz darauf hinweisen:

„Wir haben's alle segensreich erfahren,
Die Welt verdankt ihm, was er sie gelehrt.“

Da nun aber alle menschliche Tätigkeit Stückwerk ist, so werden wir fast immer den Teil für das Ganze nehmen müssen, und zufrieden sein können, wenn wir den Besten unserer Zeit genug getan haben, uns mit der Zustimmung einer Anzahl „Gutgesinnter“ begnügen und den Widerspruch anderer in den Kauf nehmen, indem wir der Zukunft die Entscheidung anheimgeben. Wenige „Kenner“, ein Paar urteilsfähige Kritiker, der Beifall einer Autorität können schon eine Ermutigung abgeben; aber wie schmerzlich hat doch Graf Schack bei seinen poetischen Bestrebungen den Widerhall einer teilnehmenden Zeitgenossenschaft entbehrt[1]). Schrift-

[1]) Der ideal gesinnte Graf schreibt (Meine Gemäldesammlung, S. 345): „Bei der eisigen Kälte und tödlichen Gleichgültigkeit, welche die ganze deutsche Nation von jeher meinem eigenen poetischen und literarischen Schaffen gezeigt hat und noch jetzt zu zeigen fortfährt, wo mein Abend hereinbricht, liegt es wohl nahe, daß mich tiefe Niedergeschlagenheit befällt und daß ich den Wunsch nicht zurück-

steller glauben einer tieferen Begründung überhoben zu sein, wenn sie Wendungen gebrauchen, wie „Jeder Ehrliche muß zugeben" (Treitschke) oder „Plain Englishmen will say" (Macaulay). Das gefährliche Motto: Vox populi, vox Dei hat, wenn überhaupt eine Berechtigung, auf diesem Gebiet freien Zusammenstehens um idealer Zwecke willen seine Anwendungssphäre.

Ließe sich alles, was den Menschen Stoff zum Denken gibt, exakt messen, wägen und berechnen, oder könnte man die Vorteile und Nachteile jeder Alternative genau nachweisen und abschätzen, so bedürfte es dieser Anlehnung an andere nicht. Wenn es etwa einem Chemiker gelänge, reinen Phosphor in mehrere Bestandteile zu zerlegen, so brauchte er seine Kollegen nicht erst darum zu bitten, dieses eigenartige Gebilde aus der Liste der Elemente zu streichen[1]). Aber bei wie wenigen historischen Fragen können wir hoffen, jemals durch einfache Experimente die endgültige Entscheidung herbeizuführen! Erst nachdem in der ganzen Welt die Intuition durchgedrungen ist, um deren Verwirklichung es sich handelt, ist der Beweis der Richtigkeit geliefert. Machen wir uns das an einem Beispiel klar. Als die Kräfte der Völker aufgerufen wurden, um gegen Napoleons Weltherrschaft zu kämpfen, entsprang in den leitenden Köpfen der Gedanke, daß eine Verfassungsurkunde und eine Volksrepräsentation dazu gehören, um im 19. Jahrhundert die stärkste politische Organisation zu schaffen, deren eine Nation fähig ist. Die Charte Ludwigs XVIII., Napoleons Acte additionel und die Deklaration vom 22. Mai 1815, die Treitschke dem Staatskanzler Hardenberg als einen „schweren politischen Fehler" (I, 699), als „eine unselige Verordnung", ja als das „Äußerste des Leichtsinnes" (II, 278f.) anrechnet, sind die wichtigsten Urkunden dieser Ideologie von 1814 und 1815. Erst nachdem fast ein Jahrhundert verflossen ist, kann kein Zweifel mehr bestehen, daß der Gedanke richtig, d. h. für die neue Epoche, die mit der Völkerschlacht von Leipzig heraufkam, allgemeingültig und denknotwendig war. Denn wir sehen, daß er als letzte Rettung selbst in der Türkei, in Persien und in China aufgegriffen werden mußte. Hätte Hardenberg erst warten sollen, bis die Erfahrung jedes Bedenken beseitigte, ehe er diesen Sprung

---

weisen kann, ich möchte lieber in England oder Italien, in Frankreich oder Spanien geboren worden sein. Ich kenne diese Länder genug, um zu wissen, daß mir dort nicht die Teilnahmlosigkeit begegnet wäre wie im Lande der Dichter und Denker". Doch gab der hochherzige Idealist die „Hoffnung auf eine empfänglichere Nachwelt" nicht auf.

[1]) Bei nicht direkt durch Experiment zu lösenden Fragen ist auch der Naturforscher auf den „Beifall" der Fachgenossen angewiesen. So erklärte Arago seinem Freunde Fresnel, daß er nicht den Mut habe, seiner ihm einleuchtenden Anthortheorie beizutreten, „da er sich sonst bei den Mitgliedern des Institutes unmöglich machen würde".

ins Dunkle unternahm? Diese Ungewißheit gilt als Regel für alle Ideale, die keine bloßen Nachahmungen sind. Im günstigsten Falle werden wir darauf beschränkt sein, zu konstatieren, daß eine bestimmte Auffassung communis opinio aller Urteilsfähigen, oder landläufigen ungenauen Vorstellungen gegenüber die sanior opinio sei. Bekräftigung oder Berichtigung der herrschenden Meinung ist gerade bei profunderen Problemen alles, was wir bieten oder verlangen können. Ein subjektives Element kommt dadurch in unsere Vorstellungswelt; unser Bewußtseinsinhalt hat die Gewähr für seine Wahrheit nur in dem Maße, als wir uns bei gewissenhafter Prüfung auf die Natur und Ausbildung unseres Geistes verlassen können. Dies ist der Punkt, wo die freie Gemeinschaft Gleichstrebender in allen Zeiten und Ländern uns zu Hilfe kommt. Dieses notgedrungene Auskunftsmittel hat Goethe in der Einleitung in die Propyläen richtig umschrieben: „Was uns hierin eine stärkere Zuversicht zu geben vermag, ist die Harmonie, in der wir mit mehreren stehen, ist die Erfahrung, daß wir nicht allein, sondern gemeinschaftlich denken und wirken. Die zweifelhafte Sorge, unsere Vorstellungsart möchte uns nur allein angehören, die uns so oft überfällt, wenn andere gerade das Gegenteil von unserer Überzeugung aussprechen, wird erst gemildert, ja aufgehoben, wenn wir uns in mehreren wiederfinden; dann fahren wir erst mit Sicherheit fort, uns in dem Besitze solcher Grundsätze zu erfreuen, die eine lange Erfahrung uns und anderen nach und nach bewährt hat." Die Kehrseite dieses Verlangens nach Beistimmung ist der Eifer und die Reizbarkeit, mit der wir abweichenden Meinungen um so lebhafter entgegentreten, je mehr wir auf die Übereinstimmung mit anderen als einziger Gewähr objektiver Gültigkeit angewiesen sind. Bismarck leitet aus diesem Gefühl die unbewußte Verschärfung der Diskussion her, sobald es sich um Fragen der Politik und Religion handelt, für die es keinen Beweis der Richtigkeit und keinen kompetenten Gerichtshof gibt[1]). Gerade auf diesen Gebieten stellt sich am lebhaftesten das Bedürfnis ein, Proselyten zu machen.

Allerdings gibt es auch originale Geister, die der eigenen dialektischen Schärfe unbedingt vertrauen und vor „Paradoxien" nicht zurückscheuen. Sie sind, wenn sie immer wieder von neuem ihre Denkkraft zur ehrlichen Lösung der sie beschäftigenden Probleme einsetzen, Widerspruch vertragen und Irrtümer eingestehen können, das Salz der gebildeten Welt. Fehlt ihnen aber diese Lebhaftigkeit und Aufrichtigkeit des Geistes, so werden leicht „Querköpfe" aus diesen „Einspännern", die auf ihre „Ketzereien" stolz sind und

[1]) Gedanken und Erinnerungen II, 154 f.

willig ein Kompliment hinnehmen wie das eines inspizierenden Obersten: „Die ganze Kompagnie hat keinen Tritt gehalten; nur der Herr Leutnant von Dinkelsbühl haben Tritt gehalten." Ranke bezeichnet, wie schon erwähnt ist, Carlstadt als solchen Geist. „Carlstadt gehörte zu den nicht seltenen deutschen Naturen, die mit einer angeborenen Neigung zum Tiefsinn den Mut verbinden, alles zu verwerfen, was man festgesetzt hat, oder alles zu behaupten, was man verwirft, ohne daß sie doch das Bedürfnis hätten, sich zu voller Klarheit und allgemein gültiger Begründung ihrer Ideen zu erheben." —

§ 134. Die universelle Gemeinschaft der Sportpflege.

„On the turf and under the turf we are all alike." (Englisches Motto.)

Einige der umfassendsten und historisch wichtigsten freien Vereinigungen auf idealer Grundlage sollen zur Veranschaulichung herausgehoben werden:

1. Die Pflege des Sports ist eine von Historikern immer noch nicht genügend gewürdigte Grundlage zur Bildung freier idealer Gemeinschaften. Zunächst gilt es, sich nicht durch den laxen Sprachgebrauch verleiten zu lassen, Sport und Spiel zusammen zu werfen. Der echte Sport kann nur gedeihen, wenn der Zufall als mitwirkender Faktor der Entscheidung so gut wie ganz ausgeschlossen ist, wenn ein Kampf stattfinden kann, in dem der Sieg der größeren Geschicklichkeit zufallen muß, und wenn Leistungen gleicher Art durch einfache Verhältniszahlen miteinander verglichen werden können. Kartenspielen, Tanzen, Sammeln sind spielende Beschäftigungen, kein Sport. Dagegen können Schachspiel, Schießen, Laufen, Reiten, Fahren, Segeln, Rudern, Schwimmen, Fechten und alle gymnastischen Übungen sportsmäßig betrieben werden. Daß jeder Teilnehmer willkommen ist und nach gleichem Maße im Interesse eines idealen fair play behandelt wird, versteht sich von selbst. Ohne öffentlich proklamierte Rekorde und Siegesabzeichen geht es nicht. In dieser Vollendung haben früher nur die Griechen des Altertums und die Engländer der Neuzeit den Sport gepflegt; erst im 19. Jahrhundert hat sich der englische Sport über alle Kulturländer verbreitet. Die Circenses der Römer, die Kampfspiele der Germanen, die Turniere des Mittelalters stehen hinter dem griechischen und englischen Sportbetriebe als Gemeinschaftsbildner weit zurück. Wie überwältigend klingt uns die griechische Auffassung des Verdienstes, der Sieger in den Wettkämpfen zu sein, aus den grandiosen Epinikien des Pindar entgegen? Heutzutage ist der Sport so international geworden, daß in allen Ländern der Welt Wettrennen, athletische

Spiele und Sportnotizen in den Zeitungen sich von selbst verstehen. Als Herzog Ernst II. sich an die Spitze der deutschen Bundesschießen stellte, hat er offenbar eine zeitgemäße Idee seinen Zwecken dienstbar gemacht.

In Rom artete der altitalische Sport des Zirkus in Gladiatorenkämpfe, Schaustellungen wilder Tiere und phantastische Vorführungen aus; es überwog das Interesse der Volksbelustigung rohester Art, wie es in der Lord Mayor's Show in London, den Stiergefechten in Spanien und im spanischen Amerika und den Pantomimen des modernen Zirkus noch fortlebt. Die einfachste Abirrung dieser Art, mit der sich die schlechteren Seiten der Sportpflege verbinden konnten, war im Mittelalter der Hahnenkampf; ihm trat schon Eduard III. von England mit einer Verordnung entgegen, die das altherkömmliche Wettschießen mit dem langen Bogen aus Eibenholz als passenden Sport empfiehlt. Man erstaunt, wenn man aus einer Verordnung Heinrichs VIII. ersieht, daß für erwachsene Männer als normaler Abstand von der Scheibe beim Bogenschießen 200 Meter bezeichnet werden. Wie in England, so hat sich auch in der Pikardie, in Amerika und Japan der Sport des Bogenschießens bis auf den heutigen Tag erhalten. In Deutschland bedienten sich seit der Blüte des Städtewesens die Schützengilden mit Vorliebe der Armbrust. Das Vogelschießen und die Schießgärten wurden in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts durch Winfried von Kniprode im Ordenslande Preußen zu einer stehenden Einrichtung, deren Fortführung die westpreußischen Städte sich später auch von den polnischen Königen verbriefen ließen. Erst der Pietismus und die Strenge Friedrich Wilhelms I. haben an diesem deutschen Sport Anstoß genommen. In England hat König Karl I. im Gegensatz zu den Puritanern in der berühmten Declaration of Sports die nationalen Volksbelustigungen in Schutz genommen. Der aristokratische englische Sport kam erst nach der Restauration unter Karl II. in Blüte, hat sich aber im 19. Jahrhundert schnell die Welt erobert. Unter Louis Philippe kam er in Frankreich, seit 1870 in Deutschland zur Geltung.

Unleugbar ist die Tatsache, daß auch bei modernen sportlichen Veranstaltungen manche bedenkliche Erscheinung, z. B. übertriebenes Wetten, unvermeidlich ist, und ewig unbesiegbar bleibt die Klugheit des Schah von Persien, der eine Einladung zum Rennen in England ablehnte, weil er schon ohnedies wisse, daß manche Pferde schneller laufen können als andere. Um aber historische Phänomene wie die blauen und grünen Zirkusparteien in Konstantinopel und den Aufstand der Nika zu begreifen, muß man auch von der eigentümlichen Nervenerregung sportlicher Zuschauer eine Ahnung haben. Wir wählen zur Verdeutlichung einen Bericht

über das Norddeutsche Derby in Breslau 1882, in dem der Fuchshengst Trachenberg siegte: „Die steigende Aufregung und Spannung bei diesem Rennen und der Jubel bei dem schließlichen Siege des deutschen Pferdes über das österreichische waren geradezu unermeßlich. Todfeinde sollen sich damals in blindem Entzücken sogar umarmt und herzlich geküßt haben"[1]). Welche Opfer brachte nicht die Staatskasse Großbritanniens für Schiffahrtssubventionen, um den Deutschen das blaue Band des Ozeans zu entreißen?

Denn der Schein des Kampfes verschiedener Nationalitäten gehört dazu, um sportlichen Veranstaltungen einen höheren Reiz zu geben. So war es schon bei dem ältesten mittelalterlichen Turnier, von dem wir sichere Kunde haben. Als Ludwig der Deutsche und Karl der Kahle 842 bei Straßburg zusammengekommen waren und in ihren verschiedenen Landessprachen die Eide geleistet hatten, fanden, wie es uns Niedhart III, 6 schreibt, tagelang ludi causa exercitii statt. Immer gingen eine gleiche Anzahl Deutscher und Franzosen einzeln aufeinander los, um vor den zuschauenden Königen und den beiden Heeren Ehre einzulegen. Es ging völlig sportmäßig zu; Niedhart versichert uns: „Nicht einer unter einer so großen Menge einander Fremder wagte, wie es sehr oft selbst unter wenigen und miteinander Bekannten zu geschehen pflegt, seinem Gegner eine Verletzung oder ein Schimpfwort beizubringen." Wie bei modernen Sportarten kennen wir auch wenigstens einen mittelalterlichen Spielregler der Turniere, den 1066 gestorbenen Geoffroy de Preuilly.

Wo ein nationaler Gegensatz nicht besteht, wird ein lokaler für Turnierzwecke fingiert, um den Reiz zu erhöhen. So stellte sich z. B. Ostern 1556 unter Philipp, König von England und Neapel, eine lange Reihe spanischer und niederländischer Herren dem Grafen von Schwarzburg nebst seinen Genossen im Turnier gegenüber, um durch den Sieg der einen oder der anderen Partei zu entscheiden, ob die Mädchen von Mecheln oder die Damen von Brüssel schöner seien. Wir wissen, daß Graf Egmont am meisten bewundert wurde; aber über den Ausfall der waffenklirrenden Schönheitskonkurrenz sind wir nicht unterrichtet, weil es den Kämpfenden selbst darum nicht ernst war.

Auch der moderne Sportbetrieb großen Stils beweist seine historische Berechtigung dadurch, daß er sich durch internationale

[1]) Jan Daniel Georgens: Illustriertes Sportbuch, S. 486. Während Moltkes Tod der hohen Telegraphengebühren wegen nach Japan nicht depeschiert wurde, bringt Reuters Telegraphenbureau regelmäßig für die Japaner so interessante (?) sportliche Nachrichten wie die folgende von 1901: Reuter's Service to the "Japan Times". Cricket. London Jan. 23. Mac Laren's team scored in the first innings 388 runs, in the second 247. The Australians got 321 in the first and 201 in the second, and four wickets.

Veranstaltungen bemüht, den Wettbewerb der Nationen auf seinem Gebiete zugleich anzustacheln und mittels objektiv unanfechtbarer Entscheidungen auszugleichen. In dem Streben, den Weltrekord zu brechen, hat er das Prinzip des Fortschrittes, und im fair play für alle teilnehmenden Individuen seinen idealen Gehalt. Von den Pferderennen, die neuerdings durch den Wasser- und Luftsport etwas aus dem allgemeinen Interesse zurückgedrängt worden sind, hat er das Motto gewonnen: „Auf dem Rasen und unter dem Rasen sind wir alle gleich." Dabei kann aber doch nicht außer acht gelassen werden, daß es sich beim Sport niemals um einen Hauptzweck des Lebens, sondern nur um eine Beschäftigung der Mußestunden, um ein Vergnügen handeln darf; die professionellen Spezialisten rangieren abgesondert von den „Amateuren". Wird diese Bedingung des ideellen Betriebes in der Sportgemeinschaft nicht genügend berücksichtigt, so geht ihr ideeller Charakter verloren; es wird ein einseitiger Geschäftsbetrieb daraus. Ob andererseits die Spiele der Muße nicht auf Kosten ernsterer Beschäftigungen des Lebens zuviel Zeit eines Individuums, einer Gesellschaftsklasse, ja eines Volkes in Anspruch nehmen, ist eine Frage, die bei dem eifrigen Sportbetrieb der englischen Jugend oft erwogen worden ist. Fast alle Leistungen der professionals sind bereits von den amateurs erreicht und selbst übertroffen worden; der älteste noch stehende Weltrekord stammt aus dem Jahre 1847, als George Seward 200 Yards in 19,5 Sekunden lief, während die schnellsten Läufer seitdem 19,8 Sekunden brauchten. Also auch eine die Generationen verbindende ideelle Gemeinschaft ist im Sport anzuerkennen.

Kann kein Historiker daran vorübergehen, die durch die Olympischen Spiele, das Turnierwesen und den englischen Sport herbeigeführten Veränderungen zu erwägen, so verdient es auch Beachtung, welche Gründe den Verfall und das gänzliche Verschwinden solcher Kampfspiele als Grundlage ideeller Gemeinschaften herbeigeführt haben. Die seit 1895 bemerkbaren Versuche, die Olympischen Spiele nach anderthalb Jahrtausenden der Unterbrechung auf internationaler Basis zu erneuern, haben seit Juli 1908 (in London) großen Erfolg gehabt.

§ 135. Die idealen Gemeinschaften der Sammler.

2. Das Interesse an künstlerischen und wissenschaftlichen Sammlungen ist seit der Periode des Humanismus eine dem Historiker wichtige Grundlage freier Vereinigungen. Mineralienkabinette und Herbarien, Schmetterlings- und Conchiliensammlungen haben nicht nur einen Goethe und D. F. Strauß beschäftigen können, sondern werden jetzt von Staats wegen unterhalten. Wie viele

menschliche Beziehungen lassen sich nicht in Marken-, Münzen-, Medaillen- und Siegelsammlungen vor Augen führen! Unsere ethnographischen, antiquarischen und Kunstgewerbemuseen, die unschätzbaren Skulpturen-, Gemmen- und Gipsabguß-Sammlungen, die Bildergalerien, die Handschriftenschätze der Bibliotheken sind in immer steigendem Maße der Gegenstand wetteifernder Habsucht geworden. Seit den Tagen, als sich ein Papst durch List die in Deutschland befindliche Handschrift von Tacitus' Germania zu verschaffen wußte, bis zu Napoleons wissenschaftlichen Sammelkommissionen in Europa und Ägypten und den entsprechenden Aneignungen in Peking hat das wissenschaftliche Interesse der besseren Zugänglichkeit vieles entschuldigen müssen, was sonst unverzeihlich wäre. Was italienische Dynastien und Nepotengeschlechter sich zur Regel machten, teuer erworbenen Besitz der allgemeinen Teilnahme und Benutzung zu eröffnen, haben Sloane und Bodley in England, die Gebrüder Boisserée, Wagener und Graf Schack bei uns eingeführt. Goethe führt für das Frankfurt von 1770 die Sammlerlust als eine Grundlage des Daseins an. So allgemein anerkannt ist das Interesse der Menschheit an der Zugänglichkeit der Überreste einer fernen Vergangenheit, daß sich alle Sammlungen, auch die Archive des Papstes, verständnisvollen Besuchern ohne weiteres öffnen und daß deutsche öffentliche Fonds Ausgrabungen ermöglicht haben, deren greifbarer Gewinn zunächst griechischen Museen zufällt. Kein privater Sammler kann sich ungestraft der Ehrenpflicht entziehen, die sein Besitz wegen seines idealen Wertes ihm auferlegt[1]). Kein Kulturstaat kann die Pflege der in seinem Gebiet befindlichen Denkmäler heutzutage vernachlässigen.

Der ideale Charakter einer Sammlung ist dann verbürgt, wenn es sich dem Sammler nicht um den Marktwert, sondern um das Affektionsinteresse an den zusammengebrachten Gegenständen zu tun ist. Mit Recht nannte man im Mittelalter jede derartig orientierte Sammlung, z. B. auch von Büchern, ein „Museum", so daß die Klage Wagners in Goethes Faust: „Ja, wenn man so in sein Museum gebannt ist", aufs Hocken über Büchern zu beziehen ist. Auch neuerdings ist beim British Museum der Hauptnachdruck mehr und mehr auf die Sammlung gedruckter Bücher und Handschriften und auf den unvergleichlichen Lesesaal vom Jahre 1857 bezogen worden. Was gesammelt werden soll oder kann, um die Grundlage einer idealen Gemeinschaft zu bilden, läßt sich im Vor-

[1]) Der Herzog von Hamilton ist wegen des Verkaufes seiner Handschriftenschätze nach Berlin heftig getadelt worden. Den Fürsten von Lichtenstein, der 1747 den betenden Knaben für 5000 Taler verkaufte, nennt Koser „von den Musen verlassen."

aus nicht bestimmen. Jede aufkommende und genügend verbreitete Sammelspezialität kann die Veranlassung werden, daß sich wieder ein Sammelsport entwickelt und schließlich seine höhere Würdigung, nämlich als „museal" anerkannt zu werden, erreicht. Der Wechsel der Zeiten macht sich auf diesem Gebiete bemerkbar. Erst bildeten Kuriositäten und Abnormitäten der Natur den Hauptbestandteil selbst fürstlicher Sammlungen. Dann wurden die durch möglichst viel Fleiß und Arbeit hergestellten Erzeugnisse der Feinmechanik und Schnitzerei in „Kunstkammern" oder besonderen „Kabinetten" derselben vereinigt; der Ausdruck „Kabinettsstück" konnte als Merkmal besonderen Gelingens auf jede nicht zu umfangreiche Arbeit des Fleißes, z. B. auch kritische Untersuchungen, übertragen werden.

Je mehr die höhere Kunst der Malerei und der Skulptur betont wurde, um so mehr kam die Marke „Museumsstück" bei den Sammlern in Geltung, selbst wenn es sich nur um kunstgewerbliche Arbeiten handelte. Für Kupferstiche und Altertümer erhielt sich die Bezeichnung „Kabinett" bis auf den heutigen Tag. Mit diesen Ausdrücken ist bereits ein anerkennendes Urteil idealer Höhe und allgemeiner Bedeutung verbunden. Für bescheidenere Resultate, namentlich Privater, kam die Bezeichnung „Sammlung" zu allgemeiner Geltung für die gesammelten Gegenstände. Der erziehliche Wert der Konzentrierung des idealen Interesses auf erreichbare sonst wertlose Objekte wurde ein mächtiges Förderungsmittel der Sammeltätigkeit, so daß schließlich alles, was einigermaßen selten ist, einen „Sammlerwert" erhalten kann, der von der Gebrauchsfähigkeit und den ursprünglichen Herstellungskosten absieht und im wesentlichen nach der „Rarität" bemessen wird, so daß die Ausgabe einer neuen Serie von Münzen mit dem Kopfe Friedrichs III. nach seinem Tode den „Sammlerwert" wieder herabdrücken konnte, obwohl der legale Kurswert natürlich derselbe blieb. Ebenso schwankt aber auch der „Liebhaberwert" je nach dem Umsichgreifen oder Zurückgehen der Zahl der Sammler, selbst unabhängig von der wachsenden oder steigenden Seltenheit der erhaltbaren Produkte. Tulpenzwiebeln, Pfeifenköpfe, automatisch bewegliche Figuren, Bernsteinstücke haben z. B. nicht mehr einen so weiten Interessentenkreis wie ehemals. Dagegen scheint die Freude an Postmarken, Streichholzetiketten, japanischen Farbendrucken noch immer zu wachsen. Sammlungen von ex libris sind wohl der jüngste Zweig ideal gesinnter Sammelwut.

Da sich jeder allgemein verbreiteten Sammelneigung die Spekulation der Händler und Fabrikanten anhängt, so bedarf es der Kritik, um echte und gefälschte Raritäten zu unterscheiden und feinere Merkmale zu würdigen. Den Reiz jeder Sammeltätigkeit erhöht das Bewußtsein der „Kennerschaft". Auch wer nicht selber

sammelt, aber als „Connaisseur" anerkannt ist, hebt die ideale Gemeinschaft, die in Betracht kommt, auf eine allgemein höhere Stufe, die sich der „Wissenschaftlichkeit" nähert. Es gibt auch Streitigkeiten um das Urteil solcher Autoritäten über Echtheit oder Unechtheit der Sammelobjekte. Ja, es können die konventionellen Klassifizierungen eines Sammlerkreises auf ein weit entferntes Land übertragen werden, wo es kaum erst Kenner oder Liebhaber für die entsprechenden Objekte gibt. Wer nicht weiß, daß es in Japan in den Cha no yu-Gemeinschaften Kenner gibt, die gewisse Überbleibsel der Vergangenheit als „meibutsu", d. h. Kabinettsstücke besonders hoch bewerten, wird oft den Kopf schütteln, wenn er hört, welche Preise bei uns für japanische Bronzen bezahlt werden, die eigentlich für das Publikum nur geringen ästhetischen Reiz haben.

Für den Historiker, der die wenigen Überbleibsel aus dem Besitz einer vergangenen Periode als Material für die damals allgemein verbreitete Geschmacksrichtung oder gewerbliche Fertigkeit verwerten will, ist die gerade damals im Schwange befindliche Sammeltätigkeit oft Ursache vieler Fehlschlüsse, weil gerade die hochbewerteten „Raritäten" am sorgfältigsten aufbewahrt zu werden pflegen. Die Schatzhäuser der Atriden enthielten gewiß viele Gegenstände, die man beim Zustandekommen dieser Sammlungen in Griechenland noch nicht anfertigen konnte. Das berühmte Museum in Kioto, das im 8. Jahrhundert bereits geschlossen wurde, ist mit chinesischen und koreanischen Erzeugnissen angefüllt und enthält fast nichts Japanisches, was den industriellen Zustand des Inselreiches illustrieren könnte. Im Palais der Romanows in Moskau aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts sind die holländischen und italienischen Kunstprodukte des 16. Jahrhunderts erhalten geblieben, während das echt Russische als wertlos verschwand. Solche Überreste beweisen also nur Zugehörigkeit zu einer damals vorhandenen Sammler-Gemeinschaft, nicht aber eine an diesem Ort zu dieser Zeit bereits entwickelte Kunstfertigkeit, sofern nicht Fälschungen vorliegen.

Dagegen sind solche alten Sammlungen oft negativ von durchschlagender Beweiskraft. Wenn man noch jetzt in Japan bei alten Daimyo-Familien wertlose Glasstöpsel sorgfältig eingepackt und als Fundstücke des 16. oder 17. Jahrhunderts bezeichnet findet, so beweist das, wie unbekannt damals den Japanern noch die Glasfabrikation war. Die alten Porzellansammlungen europäischer Schlösser aus der Zeit vor Boettgers Erfindung können nicht als Gradmesser der Geschmackshöhe der damaligen Sammler verwendet werden, sondern beweisen nur den geringen Umfang des Imports dieser chinesischen und japanischen Fabrikware durch die Holländer.

Von großer Bedeutung werden die von Sammlern aufgehäuften Erkenntnisse für die historische Wissenschaft, wenn sie sich auf besondere Erzeugnisse der menschlichen Kulturtätigkeit beziehen und mit scharfer, unbestechlicher Kritik des einzelnen den universalen Umblick verbinden, durch den sich echte Kennerschaft von dilettantischer Bemüßigung unterscheidet. Dann entwickeln sich aus den Gemeinschaften der Sammler die Begründer von Hilfswissenschaften der Geschichte, z. B. der Münzkunde oder Numismatik, die Joseph Hilarius Eckhel durch seine Doctrina numorom veterum (8 Bände, Wien 1792—1798) begründete. Dann haben im 19. Jahrhundert die numismatischen Vereine in den verschiedenen Ländern (in England seit 1839, in Deutschland seit 1843) durch ihre Mitteilungen, Zeitschriften und (seit 1880) durch internationale Kongresse das ideale Interesse des Münzensammelns auf wissenschaftlicher Höhe zu halten gesucht. Man braucht nur die Titel älterer Zeitschriften zu kennen[1]), um den Aufstieg von Dilettantismus zu ernster Forschung wahrzunehmen. Das Hauptförderungsmittel der Erkenntnis war die Erfindung mechanischer Reproduktionsmittel (Heliogravüre und Galvanoplastik). Schon hat die Berliner Akademie die Herausgabe des Corpus nummorum unter ihre Aufgaben aufgenommen; aber wieviel selbst auf den verwickeltsten Gebiete der numismatischen historischen Wissenschaft ein einzelner Sammler leisten kann, beweist das Werk Aes grave von E. J. Häberlin (Frankfurt a. M. 1910). Für das deutsche Mittelalter haben v. Salet, Dannenberg und Menadier die universalhistorische Auffassung der numismatischen Probleme heraufgeführt.

Von der Siegelkunde oder Sphragistik behauptet zwar Kehr, daß sie „aristokratischer ist als die Diplomatik und von jeher mehr Interesse gefunden hat"; aber bis vor 50 Jahren ist die Abbildung von Siegeln fast immer nur in Urkundenbüchern erfolgt. Ja, es galt früher die Überzeugung, daß eine genaue Beschreibung der bildlichen Reproduktion der Siegelabdrücke vorzuziehen sei. Damit war für die Liebhaberei dieser Überbleibsel der Vergangenheit der Emporstieg zu allgemein vergleichender Behandlung bei uns erschwert. Das war in Japan, wo sich die mittelalterliche Bewertung des Siegels als Garantie der Echtheit bis heutigen Tages erhalten hat, anders. Dort ist auch das ästhetische Interesse an der Siegelschrift nicht so völlig abgestorben wie bei uns. Vielleicht

[1]) J. D. Köhler, Historische Münzbelustigungen, 22 Bde., 4° (Nürnberg 1729 bis 1764); G. Bauer, Auserlesene und nützliche Neuigkeiten für alle Münzliebhaber 20 Stück (Nürnberg 1764—1769); J. M. H. Herold, Nebenstunden, dem Münzvergnügen gewidmet (Nürnberg 1774); G. A. Will, Nürnbergische Münzbelustigungen, 4 Bde., 4° (1764—1767). Der Stadt Nürnberg gehört auch der Ruhm, in J. C. Hirschs Bibliotheca numismatica (1760) die erste allgemeine Literaturübersicht über das Münzwesen in alter und neuer Zeit herausgebracht zu haben.

erwachsen aus den zahlreichen Siegelsammlungen Privater in Deutschland auch noch „sphragistische Gesellschaften". Die „museale" Behandlung ist zwar bereits den gebrauchten Postmarken, aber noch nicht den Siegeln zuteil geworden; obwohl uns die Zylindersiegel der Babylonier in die allerälteste Periode der erfaßbaren Geschichte zurückführen. Es wäre sehr zu wünschen, daß sich Vereine bildeten, die den Austausch von Siegelabdrücken in einem haltbaren Material beförderten[1]).

Sehr aristokratisch und mittelalterlichen Ursprungs ist die Heraldik oder Wappenkunde, die ihr Wiederaufblühen im 19. Jahrhundert in Deutschland wesentlich dem „heraldischen Verein Herold" in Berlin verdankt. Aus der Tradition der Herolde, die bei den Turnieren Dienste leisteten, ist die Wissenschaft von den Regeln und Abzeichen der Heraldik im 14. Jahrhundert erwachsen. Sie erhielt sich aber in Deutschland nach Aufhören der Turniere nur durch die freie Gemeinschaft der an solchen Dingen interessierten Mitglieder des Adels, während es in England ein staatliches College of Arms schon im Mittelalter gab. Dort wurden die Herolde von Zeit zu Zeit in die einzelnen Grafschaften gesandt, um durch „Visitations" darüber zu wachen, daß nicht zwei Familien genau dasselbe Wappen hatten. Solch ein Visitationsprotokoll aus dem Jahre 1412 ist uns noch erhalten. In Deutschland verdankt die Heraldik ihre Förderung der Neigung Friedrichs I. von Preußen, seine souveräne Machtvollkommenheit als König durch Adelsverleihungen zu dokumentieren und, nachdem Friedrich Wilhelm I. das Heroldsamt aufgelöst hatte, der Wiedereinrichtung durch Friedrich Wilhelm IV. im Jahre 1855. Die in dem Staate Friedrichs des Großen aber ziemlich erstorbene Teilnahme für die Schnörkeln mittelalterlicher Feudalität neu zu beleben gelang erst der gemeinsamen Sammelarbeit des Vereins Herold. Denn auch hierbei zeigte sich, daß jedes Objekt, für sich allein betrachtet, wenig Gehalt hat, daß sich aber ganze Reihen zeitlich geordneter Kleinigkeiten zu echt historischen Anschauungen ordnen, so daß wir aus den Abwandlungen das Wesentliche erst erkennen. Zugleich ergibt die Erfahrung, daß bei allem Sammeln die freie Mitteilung der Eindrücke und die Ausdehnung der Vergleichsgelegenheit über neue Spezimina sprungweise eine Bereicherung unserer Kenntnisse bringt, die uns wie ein Geschenk überrascht, wie eine eigene Entdeckung befriedigt. Je reicher an historischen Beziehungen eine Sammlung ist, um so überwältigender ist der Reiz der Betrachtung.

---

[1]) Den Dilettantismus in der Sphragistik mögen zwei Büchertitel illustrieren: J. G. Reuter. Palmzweige auf Siegeln des M. A. und was sie bedeuten; J. G. Reuter. Sonne, Mond und Sterne auf Siegeln des M. A. und was sie bedeuten (Nürnberg 1802 und 1804).

Die Symbolik der Bilder, die im Schilde geführt werden, der Fahne und des Siegels schließt sich zu einer dem Eingeweihten leicht verständlichen heraldischen Sprache zusammen. Wappenbücher und Wappenlexika herzustellen und herauszugeben, zu ergänzen, ist das Bestreben aller heraldischen Gesellschaften.

Schon an diesen, dem Historiker besonders naheliegenden freien Gemeinschaften zur Förderung bestimmt umschriebener Sammelarbeit wird es klar, daß es sich nicht etwa um eine bloß summierende, bloß vergnügliche oder unterhaltende Verbindung der sonst getrennt bleibenden Materialen handeln darf, wenn wir freien Gemeinschaften dieser Art einen „idealen" Charakter in historischem Sinne vindizieren. Die Voraussetzung muß immer sein, daß dabei etwas noch nicht vollkommen Erkanntes gefunden oder heller beleuchtet wird, daß sich neue Wissenszweige aufbauen lassen, wenn von den Sammlungen der richtige Gebrauch gemacht wird. Eine auf Fortschritte der Forschung und des allgemeinen Wissens erfolgreich hinzielende Bemühung der Interessierten ist das Kennzeichen der hier behandelten Gesellschaften. „Gelehrte Gesellschaften", wissenschaftlich verwertbare Sammlungen können für diesen Typus allein in Betracht kommen. In diesem Sinne betrachteten angeblich schon die Chinesen des 11. Jahrhunderts v. Chr. die Sammlung von Säugetieren, Vögeln, Reptilien und Fischen, die sie im „Park der Geister" konservierten und beständig vermehrten. Ob die Paradiese, d. h. die Zoologischen Gärten der Perserkönige denselben idealen Zweck hatten, ist dagegen zweifelhaft. Aber die Sammlungen im Alexandrischen Museum sind eine großartige Fortbildung idealer Sammeltätigkeit. Was im 9. Jahrhundert der Khalif Mamun in Bagdad durch die Sammlung gelehrter Bücher, speziell von Übersetzungen griechischer Werke, für die Wissenschaft des späteren Mittelalters gerettet hat, sichert der mohammedanischen Welt einen Glanzpunkt in der Kulturgeschichte. Die Renaissance brachte den Wetteifer der „Akademien" und „Institute" auch zu literarischen Sammelzwecken, die dann im 17. Jahrhundert in den gemeinschaftlichen Sammelwerken der Mauriner, der 1819 in Frankfurt gegründeten Societas aperiendis fontibus rerum Germanicarum medii aevi, den zahlreichen englischen Printing Clubs und Societies einen neuen Anlauf nahmen[1]). Den anthropologischen Gesellschaften verdanken wir die Entstehung der Museen für Völkerkunde, den Sammlern von Urväter Hausrat die Gründung der Kunstgewerbe-Museen. Um das neuentstandene Kaiser Friedrich-Museum

[1]) Welche Bedeutung die Buchdruckerkunst und die bildlichen Vervielfältigungskünste für das Wachstum dieser an den Sammlungen interessierten idealen Gemeinschaften hatten, leuchtet sofort ein. Durch ihre „Mitteilungen", „Transactions", „Comptes rendus" halten sie ihre Verbindungen aufrecht.

haben sich die „Freunde zur Förderung" große Verdienste erworben, obwohl der Staat es besitzt. Die naturforschenden Gesellschaften waren oft Gründer großartiger Museen für Naturkunde. Fast immer sah sich der Staat erst hinterher veranlaßt, helfend und leitend einzugreifen. Entsprang nicht aus den Sammlungen Heinrichs des Seefahrers in Sagres die allgemeine Erdkunde und aus der kritischen Sammlung der Zenturiatoren die wissenschaftliche Quellenanalyse?

§ 136. Andere ideale Gemeinschaften.

3. Nur ganz summarisch können wir als eins der wichtigsten Phänomene des geschichtlich gesellschaftlichen Lebens, die übrigen freien Vereinigungen idealer Richtung in eine Art von orientierender Überschau bringen.

Zunächst gilt es einen auch rechtlich anerkannten Unterschied zu konstatieren zwischen Vereinen, die von vornherein eine Einwirkung auf öffentliche, d. h. von staatlich anerkannten Autoritäten geregelte Angelegenheiten erstreben und solchen, die zunächst von solcher Einwirkung absehen. Für erstere schreibt die Gesetzgebung aller Länder gewisse Formen fester Organisation vor; letztere können, wenn sie darauf verzichten, als juristische Personen anerkannt zu werden, ohne Statuten, Mitgliederverzeichnis und polizeiliche Anmeldung ihre Versammlungen abhalten und ihre Zwecke verfolgen. Die Freimaurerlogen, Tierschutzvereine, Missionsvereine, der Verein für ethische Kultur, der Goethebund, literarische Vereinigungen wie die Goethe-Gesellschaft oder der Hansische Geschichtsverein, oder aber Gesangvereine, Feuerbestattungsvereine, der Kolonialverein, die sozialen und wissenschaftlichen Kongresse, der Alldeutsche Verband, der Philhellenismus, der Internationale Friedensbund, religiöse Konventikel und Vereine zur Hebung der öffentlichen Sittlichkeit und gegen den Mißbrauch geistiger Getränke mögen uns als Beispiele aus der Gegenwart dienen. Die Entstehungsgeschichte aller solcher ideal gerichteter Vereinigungen zeigt uns als letzte faßbare Wurzel die bei einer beschränkten Anzahl von Personen auftauchende Überzeugung, daß in den bestehenden Organisationen ein praktischer Zweck noch nicht zu seiner Verwirklichung gekommen oder bedauerlicherweise unterdrückt worden ist. Hier ergänzend, berichtigend, eine allmähliche Umwandlung vorbereitend einzugreifen, bildet den Wunsch, in dem sich viele zusammenfinden, um durch gemeinsame Arbeit, durch allmähliche Ausdehnung des interessierten Personenkreises, also durch Propaganda und Agitation das zu verwirklichen, was ihnen übereinstimmend als erstrebenswert erscheint.

So harmlos, d. h. mit anderen organisierten oder freien Vereinigungen unter keinen Umständen kollidierend, wie etwa die

rein geselligen, sportlichen und Sammelvereine können erfolgreiche ideale Vereinigungen großen Stiles prinzipiell nicht sein. Der Nerv ihrer Existenz beruht vielmehr darin, daß sie auch gegen den Willen der Gleichgültigen und Widerstrebenden ihr Endziel durchsetzen wollen. Sie sind von vornherein Anreger, werden mit wachsendem Erfolge Erreger und Störer im Leben der Gemeinschaft, in der sie Boden gewonnen haben. Je höher die Idee ist, von der eine sich bildende freie Vereinigung getragen ist, d. h. je inniger sie mit einem allen Menschen eingeborenen und der Menschenwürde förderlichen Interesse verbunden ist, um so gefährlicher kann der Erfolg der Vereinigung den bestehenden Zuständen werden. Die Unduldsamkeit, die so viele griechische Staaten gegen die älteren Philosophen bewiesen haben, die Ungerechtigkeit der Athener gegen Sokrates, die Wut der Schriftgelehrten und Priester auf Jesus Christus, die Grausamkeit der mittelalterlichen Kirche gegen die Häretiker[1]), das strenge Verbot aller Vereinsbildung in despotisch regierten Staaten hängen mit dieser unleugbaren aggressiven Kehrseite mancher idealen Vereinstätigkeit zusammen.

Einige freie Vereinigungen haben einen zwar idealen, aber so beschränkten oder subsidiären Wirkungskreis, daß sie als Faktoren des historischen Lebens gar nicht in Betracht kommen. Wie konnte wohl die englische Index Society, die durch Publikation von Namen- und Sachregistern die Urkundenschätze des Inselreiches leichter zugänglich machen wollte, irgend jemand im Genuß seiner Menschenrechte behelligen? Aber nicht von allen Editionen, besonders nicht von den umfassenderen, läßt sich ein so rein fachmännischer, unbefangener Ursprung behaupten. Ja, sogar gelehrten Arbeiten haftet leicht ein praktisches Interesse an. Der belebende Einfluß der ersten Publikation der Germania des Tacitus (Venedig 1469) auf das erwachende deutsche Unabhängigkeitsgefühl Rom gegenüber ist ein Moment der deutschen Geschichte, das nicht übergangen werden kann; in Konrad Celtes' Plan einer Germania illustrata und dem Titel seines einzigen vollendeten historischen Werkes De origine, situ moribus et institutis Norimbergae ist die Einwirkung einer Publikation aus dem Altertum auf das deutsche Leben am Ende des 15. Jahrhunderts handgreiflich geworden. Wattenbach hebt hervor, wie bei der Herstellung der älteren Quellensammlungen zur deutschen Geschichte „das stolze Selbstgefühl den Franzosen gegenüber" mitwirkte. Die Protestanten fanden in der Edition der mittelalterlichen Geschichtsquellen „Waffen gegen die päpstlichen Ansprüche und die Streitschriften des elften Jahrhunderts auch für den veränderten Standpunkt des sechzehnten noch verwendbar." Ihren

[1]) Man beachte, wie bezeichnend die Bemerkung Häretiker für Angehörige einer freien Vereinigung ist.

Publikationen stellte die wieder erwachte katholische Kirche aszetische Schriften und die Briefe der alten Päpste nebst den Werken der alten Vorkämpfer päpstlicher Ansprüche gegenüber. Als Stein endlich die Gesellschaft zur Herausgabe der Monumenta Germaniae Historica begründet hatte, „galt das Unternehmen in Österreich als revolutionär“, so daß österreichischen Gelehrten lange eine förmliche Beteiligung an der Gesellschaft unmöglich blieb. Wer wollte bestreiten, daß die Veröffentlichungen der Society for the propagation of Christian knowledge und ihres Widerparts, der Society for the propagation of useful knowledge, ja selbst die Bibelgesellschaften eine bewußte Tendenz verfolgen, die auf die öffentlichen Zustände zurückwirken soll? Die unvermeidliche und durchaus gerechtfertigte Verbindung von Wissenschaft und Leben tritt in den Schriften des Vereins für Sozialpolitik am unbefangensten hervor. Oft verrechnen sich die opferfreudigen Veranstalter von Editionswerken in der erhofften Wirkung. Die handliche Sammlung der British Reformers, die von der Christian Tracts Society besorgt wurde, kam ins Stocken, als sich herausstellte, daß die Theologen des 17. Jahrhunderts freiere Auffassungen hatten, als man voraussetzte.

Diese Unkeuschheit groß angelegter wissenschaftlicher Vereinigungen gegenüber verwandten idealen Bestrebungen ist unausweichlich, weil im wirklichen Leben tausend unübersehbare Zusammenhänge existieren. Selbst die ausdrückliche Vornahme der als unsichtbares philosophisches Kollegium 1654 gegründeten großen Royal Society, die jetzt in den fernsten Ländern ihre Verzweigungen hat, nicht nur alle Streitigkeiten über politische und religiöse Gegenstände auszuschließen, sondern alle, die Beobachtungen sinnvoll verbindenden Hypothesen und Theorien zu vermeiden und so aus dem Wahrspruch ihres Wappens Nullius in verba eine Wahrheit zu machen, hat sich, wie schon Goethe bemerkt hat, nicht durchführen lassen. Nicht nur machte sich im stillen die bewußte Abneigung gegen Scholastik, Schwärmerei und religiösen Eifer als eine das Vorwalten dieser Richtungen bekämpfende Tendenz geltend; ein fremder Gelehrter kränkte die Mitglieder schon sehr bald nach der Neuordnung der Gesellschaft durch die richtige Beobachtung, daß die Mehrzahl für Gassendi, die Mathematiker aber für Descartes Partei ergriffen haben. Durch einen ihrer begabtesten Stifter, William Petty, wurde bereits eine vergleichende Handelsstatistik in die Gesellschaft eingeführt, von der Ranke das Urteil fällt: „Die werdende Wissenschaft erwuchs an dem praktischen Interesse und nährte die Gefühle der Nationalität“[1]). In neuerer Zeit ist dieses offiziell abgelehnte Bedürfnis, an die großen Interessen der Mensch-

[1]) S. W., Bd. 18, S. 167.

heit anzuknüpfen, so stark geworden, daß viele öffentliche Vorträge der Sozietät sich in naturwissenschaftliche Phantastereien verirren, um ihren praktischen Wert recht greifbar zu machen.

Als Beispiel dafür, daß scheinbar ganz heterogene Interessensphären in Konflikt geraten und zu einer Machtprobe gedrängt werden können, wähle ich den von ihrem Standpunkte aus ganz erklärlichen Kreuzzug, den englische Tierschutzvereine gegen die Fuchshatz und gegen die von der medizinischen Wissenschaft betriebene Vivisektion unternommen haben. Der vornehme Sport hat sich dieser Störung zu erwehren gewußt; die Ärzte Englands haben sich aber fügen müssen. In der Schweiz und in Deutschland haben die Tierschutzvereine das rituelle Schächten der Israeliten als Tierquälerei bekämpft. Das Gutachten der Sachverständigen in Berlin hat die tierfreundlichen Angaben nicht bestätigt; sonst hätte es wohl nicht 1911 zu dem reichsgesetzlichen Verbote kommen können, das rituelle Schlachten zu untersagen. An einer solchen Benachteiligung hätten, wie die Dinge liegen, auch viele Leute eine Freude gehabt, die sonst von so zarter Rücksicht auf die Gefühle sterbender Tiere weit entfernt sind; sie hätten einer scheinbar judenfeindlichen Agitation gern ihre Unterstützung geliehen. So können ideale Vereinigungen häufig auf Mitwirkung ganz heterogener Kreise rechnen, wie der Historiker aus vielen Beispielen weiß.

Die interessantesten großen spontanen Vereinigungen idealer Natur waren im 19. Jahrhundert der preußische Tugendbund, der Philhellenismus, die Burschenschaft, der Neokatholizismus und der Verein Aide-toi et Dieu t'aidera in Frankreich, die Anti-corn law League und Primrose League in England, der Alldeutsche Verband und der Goethebund in Deutschland und die „Boxerbewegung" in Shantung und Chili. Man erkennt leicht, daß sie aus der Unzufriedenheit mit der offiziellen Organisation ihres Interessengebietes entsprungen sind; wie etwa der Alldeutsche Verband von sich selbst bekannt macht, daß er aus dem Widerspruch gegen (oder wohl eigentlich der Entrüstung über) den deutsch-englischen Ausgleich über Zanzibar hervorgegangen sei. Die Begründer des patriotischen Tugendbundes haben die Feindschaft der preußischen Regierung, und der Neokatholizismus hat die Abweisung des Papstes bald genug erfahren. Am imposantesten durch die unvorbereitete Plötzlichkeit seiner Bildung und Aktion war aber der Goethebund, und als Beleg dafür, daß dies Urteil der allgemeinen Erfahrung der Geschichte entspricht, setze ich Rankes Bemerkung über ideale Vereinigungen in Italien zur Zeit der Reformation hierher: „Literarische Vereinigungen haben auch in Italien auf wissenschaftliche und künstlerische Entwicklung einen unberechenbaren Einfluß ausgeübt. Bald um einen Fürsten, bald

um einen ausgezeichneten Gelehrten, bald um irgend einen literarisch-gesinnten Privatmann her, zuweilen auch in freier Geselligkeit bilden sie sich: am meisten pflegen sie wert zu sein, wenn sie frisch und formlos aus dem unmittelbaren Bedürfnis hervorgehen: mit Vergnügen verfolgen wir ihre Spuren"[1]).

Jede Idee, die auf das geschichtlich-gesellschaftliche Leben großen Einfluß gewonnen hat, mußte zuerst in einer freien Vereinigung einen Nährboden finden; da mußte der Politiker seinen Gesinnungsgenossen, der Glaubensheld seinen Anhängern, der Schriftsteller seiner Gemeinde, der Philosoph seinen Schülern, der Künstler seinen Verehrern, der Sozialreformer seiner Genossenschaft ein völliges Genüge tun, ehe an weitere Erfolge zu denken war. Ideen, die schnell um sich greifen, werden dann „Mode", „Tendenzen der Epoche", ein Bestandteil des „Zeitgeistes". Bei längerer Dauer fallen sie allen Gefahren der Tradition anheim und können nur durch feste Formen und Organisationen erhalten werden. Wir werden noch auf diese weitere Fortbildung der Gemeinschaftlichkeit zu sprechen kommen.

Nicht für jede Form der hierin begründeten Vergesellschaftung findet sich in jeder Generation allgemeine Teilnahme. Am umfassendsten, namentlich auch wegen der lebhaften Teilnahme der Frauen sind die religiösen Vereinigungen. Schleiermacher behauptet: „Die Religion haßt die Einsamkeit" und Ranke liefert uns als Erklärung für dieses Phänomen das schöne Diktum: „Der menschliche Geist bedarf der Beistimmung, wenigstens liebt er sie immer; unentbehrlich aber ist sie ihm in religiösen Überzeugungen, deren Grund das tiefste Gemeingefühl ist." Daher haben „Konventikel" (in Frankreich „congrégations") sich oft schnell ausgebreitet und dann lebhaften Widerspruch erregt.

§ 137. Die unfreien „Genossen" freier Gemeinschaften mit idealen Zwecken.

In seinem monumentalen Werke über das deutsche Genossenschaftsrecht geht Otto Gierke[2]) ausführlich auf das freie Vereinswesen für politische, religiöse, geistige, sittliche und soziale Zwecke ein. Er sieht darin einen neuen Trieb des im germanischen Rechtsbewußtsein lebenden Prinzipes der Genossenschaft unter dem Ein-

[1]) S. W., Bd. 37, S. 88. Ein bayrisches Reskript von 1832 hält die freien Vereinigungen in einem Verfassungsstaate für noch weniger angebracht, als in einem absolutistischen; „denn leicht könnten sich die Vereine einen kränkenden Eingriff in den Wirkungskreis der Volksvertretung erlauben". Aus München kam im März 1900 der Protest gegen die Lex Heinze, den der Präsident des Reichstages als beleidigend zurücksandte.

[2]) „Das deutsche Genossenschaftsrecht". 3 Bde., Berlin 1868—81. Die §§ 41 und 64—66 gehören besonders hierher.

flusse des seit der Stauferzeit erwachenden Vollgefühls der Persönlichkeit. Der Umschau haltende Historiker kann ihm weder diesen späten Ursprung, noch die auf das germanische Geblüt beschränkte Bodenständigkeit dieses überaus wichtigen Keimtriebes jedes geschichtlich-gesellschaftlichen Lebens zugestehen. Alle Länder und Völker fortgeschrittener Entwicklung haben ihre großen freien idealen Vereinigungen gehabt, und zwar auf allen Gebieten, in denen sie große Umwandlungen durchzumachen hatten. Der Bund der Pythagoräer, die Stoiker und Epikuräer waren philosophische, die verschiedenen Mysterien und die jüdischen Sekten religiöse, die Gefolgschaft der Gracchen eine politische freie Vereinigung idealer Natur. China hat seine Gilden, Selbstverwaltungskörper und offenen und geheimen Gesellschaften zu allen Zeiten gehabt; die Analogie der Boxerbewegung mit dem Tugendbunde und Turnwesen ist trotz der späteren Auswüchse unabweisbar. Nicht ein sonst nicht vorkommendes germanisches Lebenselement hat Beseler entdeckt und Gierke mit bewundernswerter Gründlichkeit in allen Phasen seiner Betätigung herausgearbeitet; diese Autoritäten der deutschen Rechtswissenschaft haben vielmehr eine der Realität des Lebens nicht gerecht werdende Einseitigkeit der klassischen altrömischen Rechtsschulen aufgezeigt und verhindert, daß Savignys Nachfolger den beschränkten Stoffkreis der römischen Lehrtradition als das Ganze eines gesunden Rechtslebens hinstellen konnten. In der sie zunächst interessierenden deutschen Besonderheit haben Beseler und Gierke allgemein menschliche Erscheinungen des Rechtslebens begrifflich analysiert und ihren Zeitgenossen zum Bewußtsein gebracht. Sie haben als Rechtsdogmatiker der germanistischen Partei den Romanisten gegenüber die Totalität rechtswissenschaftlicher Anschauungen gerettet, wie List, Roscher, Hansen, Nitzsch, Held, Schmoller und Meitzen auf wirtschaftlichem Gebiet der englischen klassischen Nationalökonomie die Fülle der praktischen Lebenszusammenhänge zur Seite gestellt haben.

Die juristisch und polizei-technisch in Betracht kommenden Formalitäten der Bildung von Vereinigungen und ihre Stellung im Staat sind von Gierke eingehend behandelt worden. Man muß da wohl zwei Formationstypen unterscheiden: den intensiven, der mit wenigen Mitgliedern oder Anhängern zufrieden ist, diese aber ganz oder fast ganz für sich in Anspruch nimmt (Gierke findet darin romantische Eigenart) und den extensiven, der beinahe nichts als einen kleinen regelmäßigen Beitrag verlangt, oft wie der Goethebund und englische Associations und Meetings nur persönliches Erscheinen oder Tragen eines Abzeichens auf der Straße. Historisch wichtige Verbindungen der ersteren Art sind die Ritterorden des Mittelalters, die Jesuiten, die Jeunesse dorée

der Direktorialzeit in Paris und die Nihilisten in Rußland. Solange ein idealer Zweck im Vordergrunde der Aufmerksamkeit steht, ohne daß für seine Erreichung Anstalten getroffen sind, liegt die Möglichkeit vor, eine freie Vereinigung zu schaffen, deren Mitglieder ihr eigenes Selbst, um der Idee willen, in der sie sich geeinigt glauben, völlig hingeben; mit Freuden übernehmen sie ein Martyrium, das ihnen eine ihnen selbst verabscheuenswerte Tat auferlegt, aber dem Zwecke ihrer Vereinigung zu entsprechen scheint[1]). Um diesen Geist wetteifernder völliger Hingabe, der in manchen freien Gemeinschaften während ihrer Blütezeit lebt, in Schranken zu halten, haben im 16. und 17. Jahrhundert Berichte über die glorreichen Selbstaufopferungen der Jesuiten nur mit der ausdrücklichen Erklärung veröffentlicht werden dürfen, daß die Autoren in Übereinstimmung mit den kirchlichen Autoritäten eine so weitgetriebene Selbstaufopferung verurteilen und sie nicht etwa in anderen Mitgliedern der Vereinigung zu erwecken wünschen. Selbst die Tötung des Drachens von Rhodos wird dem kühnen und glücklichen Ritter als Verstoß gegen die Ordnung vorgehalten, die über dem Zwecke stehen muß, so lobenswert er auch ist. In vorübergehenden Momenten der Begeisterung wird diese schrankenlose Hingabe an den Zweck einer idealen Gemeinschaft das eigene freie Selbst des einen oder anderen Mitgliedes völlig auszulöschen imstande sein; darin liegt eine unverkennbare Gefahr jeder zu weit getriebenen, auf einen partiellen Zweck berechneten Vereinigung für das allgemeine Wohl. Diese sozial-ethische Antinomie ist bei der Beurteilung des Jesuitenordens, der durch spezielle Exerzitien den absoluten Gehorsam (perinde ac si cadaver essent) zu erzielen strebt, von entscheidender Wichtigkeit. Zur dauernden Organisation kann aber ein so straff gespanntes Vereinsprinzip nie werden, weil bei dem unausbleiblichen Wechsel der Weltverhältnisse auch die Idee, der die Vereinigung dient, zurücktreten muß. Dann tritt ganz von selbst der Fall ein, den Ranke in bezug auf ganz andere Tendenzen konstatiert hat: „Wir unterscheiden von ihnen noch die Geister, die sich in ihnen bewegen, sie mit hervorbringen, aber auch noch ein freies Selbst haben und nicht in ihnen aufgehen"[2]). Darin liegt der unausbleibliche Verfall jeder auf die völlige Hingabe der Mitglieder gestellten idealen Gemeinschaft als ein historisches Gesetz einbegriffen, wie an den Beispielen der Franziskaner, über deren

[1]) Die Suffragettes sind das neueste Beispiel. Die Assassinen bezeichneten sich selbst als „Fidâwi" d. h. „sich Opfernde". In der mohammedanischen Welt erhielt sich diese Bezeichnung für eifrige Mitglieder idealer Gemeinschaften bis auf den heutigen Tag (z. B. in Persien).

[2]) Ranke wendet dieses Abwandlungsgesetz der individuellen Störungen auf die um 1740 vorwaltende machiavellistisch-merkantilistische Politik an. S. W., Bd. 27/28, S. 538.

Verweltlichung Matthaeus Paris schon 15 Jahre nach dem Tode ihres hochgesinnten Stifters Klage führt, der Templer, der Jesuiten und in unseren Tagen der Heilsarmee deutlich vor Augen liegt.

Zugleich berühren wir hier eins der fundamentalsten Probleme des geschichtlich-gesellschaftlichen Lebens, eine der Antinomien, über die eine wahrhafte Soziologie, die nicht in den Anfängen stecken bleibt, sich klar werden müßte: Das Verhältnis jedes strebsamen individuellen Geistes zu den Ideen, an denen empfangend und gebend teilzuhaben seine erweiterte Existenz ausmacht. Abhängigkeit von den idealen Gemeinschaften und doch zugleich Freiheit, ja Herrschaft ihnen gegenüber ist das Verhältnis, um das es sich handelt. Die Freiheit des individuellen Geistes bekundet sich in doppelter Weise: erstens herabziehend darin, daß trotz bereitwilliger Anerkennung der Forderungen der idealen Gemeinschaft, der ich angehöre, meine natürlichen, materiellen, sinnlichen Interessen sich siegreich gegen das Aufgehen in dieser idealen Gemeinschaft sträuben. Dann ist im besten Falle ein Kompromiß die einzig befriedigende Lösung. Die antike Welt und das Mittelalter, die chinesische Anschauungsweise, wie sie Confucius festgestellt hat, verlangen in solchem Falle übereinstimmend zwar theoretisch völlige Unterwerfung des „Tugendhaften" unter die als berechtigt anerkannte Idee der Gemeinschaft; praktisch begnügten sich die Menschen aber auch in dieser Beziehung mit dem bloßen Schein, mit umdeutenden Formen, durch die das sinnlich-materielle Leben mit den idealen Forderungen in angeblich logische Übereinstimmung kam. Dem europäischen Mittelalter lieferte das kirchlich-scholastische System Formen, Argumente und Phrasen, um für sein noch halbdämmerndes Bewußtsein die wirkliche Existenz mit der allumfassenden heiligen Ordnung der Kirche in Einklang zu bringen[1]). In China helfen die Lücken des Confucianischen Systems und die äußerliche Formalität der 300 Vorschriften des Zeremoniells und der 3000 Regeln des Anstandes über den Rigorismus eines abstrakten Moralkodex hinweg; genügt man nur scheinbar dem Buchstaben der vorhandenen Regeln, so kann man sich sehen lassen („show face"), mag auch der Kern der Handlung in seiner Intention noch so verächtlich, die Wirkung noch so unheilvoll und ungerecht sein. In beiden Kulturgebieten war eine Art von Verfälschung des idealen Gehaltes der Gemeinschaft notwendig, weil man ihn für etwas Vollständiges und in allen seinen Teilen Unabänderliches hinstellte von gleicher, ausnahmslos zwingender Kraft, wie wir sie etwa den Naturgesetzen

[1]) H. v. Eicken hat in seinem verdienstlichen Buche „Geschichte und System der mittelalterlichen Weltauffassung" (Stuttgart 1887) den künstlichen Kompromiß der weltflüchtigen Ethik mit den Forderungen der Natur ausführlich dargestellt.

zuschreiben. Wie ganz anders der Geist der Neuzeit in Europa! Da wird nicht nur, wie auch bei Plato, das Ideal so hoch gestellt, daß jedes Tun der Menschen von vornherein als defekt erscheinen muß. Den bestehenden Idealen gegenüber nimmt (das ist das zweite Requisit der individuellen Freiheit) der Geist des Menschen das Recht unablässiger Kritik in Anspruch. Auch die höchsten erarbeiteten Ideen gelten der voraussetzungslosen Forschung nur solange für richtig und verbindlich, als in ihnen kein Mangel entdeckt oder etwas Besseres gefunden ist. „Das Bessere ist der Feind des Guten" ist ein geflügeltes Wort echt moderner Prägung. Das gärungsvolle Brüten der führenden Geister über dem ererbten Bewußtseinsinhalt kann auch den als höchste Axiome geltenden Vorstellungskomplexen gefährlich werden und etwas wesentlich Neues produzieren. Die Tragweite der Kopernikanischen Hypothese hat den nachdenkenden Geistern als Modell gedient, bis Kant die subjektiven Anschauungsformen auch methodisch vom Inhalte der Erfahrung zu sondern lehrte. Die Ideale, die in unseren Gemeinschaften verkörpert waren, sind für den Denker in Fluß geraten; „denn" (das ist die stillschweigende allgemeine geschichtsphilosophische Überzeugung in Rankescher Fassung) „die Ideen, durch welche menschliche Zustände begründet werden, enthalten das Göttliche und Ewige, aus dem sie quellen, doch niemals vollständig in sich. Eine Zeitlang sind sie wohltätig, Leben gebend; neue Schöpfungen gehen unter ihrem Odem hervor. Allein auf Erden kommt nichts zu einem reinen und vollkommenen Dasein; darum ist auch nichts unsterblich. Wenn die Zeit erfüllt ist, erheben sich aus dem Verfallenden Bestrebungen von weiter reichendem Inhalt, die es vollends zersprengen"[2]. Darin, daß auch die umfassendsten menschlichen Gemeinsamkeiten nur vorübergehend die höchste Erscheinungsform ihrer Idee repräsentieren können, ist das über Raum und Zeit erhabene Recht der Persönlichkeit als ein „höchstes Glück der Menschenkinder", wie es Goethe emphatisch benennt,

[1]) Um den scholastischen, das Entgegengesetzte willkürlich vereinigenden Grundzug der ostasiatischen Sozialethiker zu veranschaulichen, genügt es zu erwähnen, daß sowohl Confucius wie auch Mencius dem Weisen die Annahme angebotener Geschenke auch dann gestattet, wenn er weiß, daß sie unrechtmäßig erworben sind. Dabei schreiben sie aber doch auch vor, lieber das Leben aufzugeben, als die Gerechtigkeit. Ein auf chinesischer Philosophie fußender japanischer Kameralist, der in Professor A. v. Wenckstern einen begeisterten Verehrer gefunden hat, der 1747 gestorbene Dazai, befürwortet trotz allem sittlichen Pathos doch, daß die höheren Beamten die Durchstechereien der unteren Finanzbeamten gewähren lassen sollen. Als Grund führt er zwei Sprichwörter an: „In allzu klarem Wasser leben keine Fische" und „Ein allzu scharfer Beobachter hat keine Freunde". Man sieht: über schwache Punkte hilft sich die Scholastik mit Bildern und landläufigen Halbwahrheiten hinweg.

[2]) S. W. I, S. 55.

zu guter Letzt begründet; kein voll freier Mensch kann sich ohne alle Einschränkung derjenigen Gemeinschaft hingeben, der er angehört[1]).

Eine solche mit der Zeit hervortretende Diskrepanz von Idee und Erscheinung ist bei den extensiv organisierten freien Vereinigungen um so weniger zu befürchten, je bescheidener ihre Ansprüche an die Mitglieder sind. Ihre Existenz kann deshalb gleichförmiger über einen langen Zeitraum sich erstrecken, wenn nur einige für den aufgestellten Zweck eifrig tätige (selbst bezahlte) Mitglieder etwas leisten, was den meisten übrigen der Teilnahme und Unterstützung wert zu sein scheint. Eigentlich auf dem Eindruck ihrer Jahresberichte beruht ihr Leben. Neue Mitglieder zu werben und diejenigen alten, die nur aus Bequemlichkeit ihren Austritt nicht angemeldet haben oder keinen Anteil mehr nehmen, der dem Opfer des Beitrages entspricht, von Jahr zu Jahr festzuhalten, ist das Haupterfordernis ihrer Existenz. Keineswegs beweist das Wachstum ihrer Mitgliederzahl an sich schon einen entsprechenden Fortschritt ihres Einflusses oder ihrer Tätigkeit. Je mehr sie es verstehen, ihren Mitgliedern auch praktische Vorteile oder gesellige Genüsse zu bieten, je klarer ihre Beziehungen zu großen notwendigen Organisationen wie Staat und Kirche sind, um so gesicherter ist ihr Bestand im Wechsel der Zeiten. Haben doch die Société des Missions Etrangères, die Freimaurerorden und die Deutsche Burschenschaft den Gegenstand historischer umfangreicher Werke bilden können.

In England hat der Staat die freien Vereine nicht nur ohne Einschränkung sich entfalten lassen, sondern ihnen auch Funktionen überlassen, die sonst in das Gebiet staatlicher Tätigkeit fallen. Die Humane Society verleiht die Rettungsmedaille, die Society for the prevention of Cruelty to Animals schreitet gegen Tierquälerei ein, die Ingenieur- und Architektenvereine, sowie die Apothekerinnung garantieren die Kompetenz von Fachleuten und halten zum Teil sogar Examina ab; Inns of Court geben ihren Festgenossen das Recht, die höhere juristische Praxis zu betreiben. Solche Vereinigungen bilden also bereits den Übergang zu not-

---

[1]) Dem durch Mommsen zu scharf betonten Prinzip der Nationalität in der römischen Geschichte hält Ranke den Gemeinplatz entgegen: „Niemand ist lediglich ein Bürger des Gemeinwesens, dem er angehört; das Menschliche erhebt sich aus dem Nationalen und über dasselbe. Darauf beruht alle Religion, überdies aber auch alle Teilnahme an der Entwicklung des Menschengeschlechtes". (Weltgesch. II, Bd. 1, S. 388.) Schiller drückt denselben Gedanken sehr energisch aus:

„Wo du auch wandelst im Raum, es knüpft dein Zenit und dein Nadir
An den Himmel dich an, dich an die Achse der Welt.
Wie du auch handelst in ihr, es berühre den Himmel dein Wille,
Durch die Achse der Welt gehe die Richtung der Tat."

wendigen öffentlichen Organisationen. Noch heute bestehen die im 17. Jahrhundert in Lloyds Kaffeehaus begründeten Vereinigungen, die für die Versicherung und Klassifizierung der Schiffe feste Regeln aufstellen; ihr Name und ihre Zensur A 1 hat sich über die ganze Welt verbreitet. Auch die Londoner Börse ist ein Privatverein aus der Zeit Elisabeths[1]). Wie ist man dagegen in Preußen selbst den harmlosen Turnvereinen zu Leibe gegangen? Bis 1848 galt hier das Prinzip, daß sich jeder Staatsbürger „im Vertrauen auf die stets rege Fürsorge seines Landesherrn" aller freien Vereinsbildung großen Stils zu enthalten habe. Die Nachwirkung davon ist die noch heute weitverbreitete Anschauung, daß der Staat alle idealen Aufgaben selbst in die Hand nehmen müsse, und daß z. B. die Beteiligung am Allgemeinen Deutschen Schulverein für einen loyalen Reichsbürger strengster Observanz nicht ganz korrekt sei. —

§ 138. Der ideale Kern freier Gemeinschaften.

Die „Seele" eines Vereins braucht keineswegs immer ein Lebender zu sein. Ein längst Verstorbener, der in seiner Person und Tätigkeit das Ideal, dem die Vereinigung dienen soll, am besten verkörperte, kann den Vorstellungen der Mitglieder für viele Generationen die einheitliche Richtung geben. Das ist ein Umstand, der in Namengebungen wie Gustav-Adolf-Verein, die Görresgesellschaft, der Goethebund, Cobden Club, Letteverein, Waldeckverein vielfach benutzt wird. Wie oft knüpfen die Mitglieder der Kgl. Akademie der Wissenschaften ihre Bestrebungen an ihren Begründer Leibniz oder ihren Erneuerer, den großen König an! In England sind die Camden Society, die Hakluyt Society, die Selden Society und so viele andere ganz moderne Fortsetzungen der Bestrebungen verdienter Männer aus der Zeit der Königin Elisabeth und Jakobs I. In der Primrose League ist ein Versuch gemacht, den weitschauenden, mutvollen, selbstgefälligen Patriotismus, der den Earl of Beaconsfield beseelte, als Einigungsband möglichst vieler englischer Männer und Frauen festzuhalten. Ja, im deutschen Philanthropismus haben sich Rousseaus pädagogische Ideen besser erhalten, als in ihrem Ursprungslande[2]). Die Schwierigkeit ist nicht groß, von solchen posthumen Beseelungsversuchen die bloß als Monument spezieller Verdienste gedachten Stiftungen,

[1]) Goldschmidt hat in seiner Universalgeschichte des Handelsrechts auf die von kaufmännischen freien Vereinigungen geschaffenen „Usancen" des Handelsrechts wiederholt hingewiesen. Das altrömische „Vulgarrecht", die Satzungen der Kaufgilden, das internationale Privatrecht sind als Realisierungen der praktisch-ethischen Zwecke freien kaufmännischen Verkehrs aufzufassen.

[2]) Rückkehr von Gemeinschaften zu bereits verlassenen Idealen liegt im Neuplatonismus, bei den Neu-Kantianern, den Präraffaeliten vor.

wie die zu Ehren Humboldts, Liebigs, Savignys, Zunz', Beneckes usw. zu unterscheiden.

Die Leiter bestehender freier Vereinigungen bedürfen neben der selbstvergessenen Hingabe an ihren Zweck in viel höherem Grade praktischer Welterfahrung, um das zunächst Erreichbare zu erkennen, und großen Taktes in der schwierigen Aufgabe, die Getreuen in Eintracht beieinander zu halten. Da gilt es, wie schon in den Paulinischen Briefen klar zutage tritt, unnützen Streit zu vermeiden und auf die weniger Eifrigen, „die Schwachen", Rücksicht zu nehmen. Luther und Fichte wären schlechte Leiter von Vereinen gewesen, die ihre Ideale zu verwirklichen strebten; konziliante Naturen wie Ernst II. und Bennigsen, Gleim und Simson waren für diese Aufgabe unübertrefflich. Der Präsident der Vereinigten Staaten, Roosevelt, hat über die spezifischen Eigenschaften, die in Vereinsleitern besonders wirksam sein sollten, beachtenswerte Bemerkungen gemacht[1]). Ein Studium der Tätigkeit Mazzinis und Herzens könnte nach dieser Richtung hin besonders instruktiv sein. Das bedeutendste Beispiel geschickter und erfolgreicher Vereinsbildung und Vereinsleitung bleibt aber wohl der General Booth an der Spitze seiner Salvation Army.

Das Wesen der idealen Gemeinschaften, mit denen der Historiker es zu tun hat, ist viel zu kompliziert, als daß man ihm mit den äußerlichen Klassifikationen des Anthropologen Lebon oder des Soziologen Sighele beikommen könnte. Was wir schon an einer früheren Stelle über die Psychologie der Massen vorbrachten (Begeisterung, Panik, Aufhetzung) kann höchstens als Begleiterscheinung in Betracht kommen, wenn Versammlungen abgehalten, ein Fest gefeiert, ein Sieg erfochten wird. Das Gesamtbewußtsein etwa eines sozialen Kongresses oder der Société de l'action morale kommt gewiß nicht, wie diese Gelehrten annehmen, durch die von den Führern besorgte bewußte und unbewußte „Suggestion" zustande. Vielmehr ist die übereinstimmende Überzeugung vieler daß im Interesse des allgemeinen Wohles eine bestimmte Be, wegung auf einem Gebiete menschlicher Tätigkeit wünschenswert oder notwendig sei, die erste Voraussetzung. Dann können Vorschläge gemacht und unter vielen Anregungen die wirklich des größten Beifalls würdige Idee, das Programm der Gemeinschaft festgestellt werden. In der Regel wird eine großartige Persönlichkeit das Zutrauen der meisten für ihre der Gemeinschaft dargebotenen Ideen erringen und damit die Seele der geistigen Bewegung werden. Wie sich das Programm aber in der Praxis allmählich zu modifizieren hat, in welchen Formen die Gemeinschaft

[1]) In seinem in der Fortnightly Review (November 1901) veröffentlichten Aufsatz: Reform through Social Work.

auftritt und ihren Willen kundgibt, wird dann die Sache der an der Vereinstätigkeit teilnehmenden Mitglieder und besonders ihrer bestellten Vertrauensmänner. Mit den Aktionen nach außen mehren sich die inneren Krisen, die zu Ausschließungen und Programmänderungen führen können. Mit jeder Willenserklärung bindet sich die Gemeinschaft für ihre Tätigkeit; mit jedem Schritte vorwärts verhärtet sich ihre Organisation. Das Idealgebilde ist bald in Formen gezwängt, die zum Teil einen zufälligen Ursprung haben und durch Nebenzwecke beeinflußt sind. Mit dem unausbleiblichen Wechsel der Personen erleiden die gemeinsamen Ideen leicht Modifikationen, ändern sich die Proportionen der zusammenwirkenden Kräfte, wächst oder fällt der Energiegrad der gemeinsamen Aktionen. Man kann die Phasen der Bildung der Kreuzzeitungspartei in H. Wageners Memoiren, die Geschichte der sozialen Berliner Bewegung in Stöckers und Göhres Schriften studieren. Epikuräer und Stoiker, die französischen Enzyklopädisten, die St. Simonisten und die Romantische Schule sind ideale Vereinigungen von weltgeschichtlicher Bedeutung, für die wir gute Darstellungen haben. Von Geisteshelden, deren Ideen erst nach ihrem Tode von einer größeren Gemeinde gewürdigt worden sind, mögen List und Gobineau erwähnt werden.

§ 139. Das moralische, intellektuelle und persönliche Element im Leben der freien Gemeinschaften.

Es hat Perioden gegeben, in denen die Vereinigung mit Ähnlichgesinnten ganz besonders eifrig gepflegt und an sich hoch bewertet wurde, auch wenn der Zweck, um dessen willen man sich zusammenfand, mit den idealen Betätigungen der menschlichen Gesellschaft in keinem deutlichen Verhältnis stand. Pflege der äußeren gewohnheitsmäßigen Formen ohne Besinnung auf die dauernden Interessen des allgemeinen Lebens ist ein bequemes Surrogat ernster Anstrengungen. So war in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts in England die Neigung, Clubs zu bilden, so allgemein verbreitet, daß jeder Vorwand einer beachtenswerten Lebensgewohnheit als Grundlage einer freien Vereinigung willkommen war. Es gab Pfennigfuchser-Clubs (The Splitfarthings), Pantoffelhelden-Clubs, einen Lügnerverein (The Lying Club) und Schimpfgenossenschaften (wie den Surly Club). Das zweite Drittel des 19. Jahrhunderts hat in Deutschland eine ähnliche Blüte der Vereinsmeierei gezeitigt, so daß die Grenzboten 1881 wegen der übertriebenen Vereinsbildungssucht ihren Warnungsruf „Eine nationale Krankheit" erhoben. Zum guten Teil waren ja diese in Kneipen sich versammelnden Rauchklubs, Skatvereine, Kegelgesellschaften usw. nur ein Ersatz der fehlenden häuslichen Geselligkeitspflege; oft

hatten sie Bildungsbestrebungen ohne die Möglichkeit etwas Tüchtiges zu leisten. Wir haben ihren Wert zu Verbesserungen der Verkehrsformen der kleinbürgerlichen Kreise schon oben in Anschlag gebracht. Aber als wirkliche Vereinigungen auf idealer Grundlage kommen diese Pilze verkappter Geselligkeit doch wohl nicht in Betracht. Dazu fehlt ihnen das für jenen idealen Lebensinhalt unentbehrliche Bestreben für einen unendlichen Kreis Teilnahmefähiger, für eine Vermehrung des Besitzes der Menschheit an Kulturerrungenschaften zu arbeiten und etwas zu leisten. Wenigstens ein Sandkorn muß jede freie Vereinigung idealer Natur zu dem Bau der Ewigkeiten, wie Menschen ihn aufführen können, beizutragen das Bestreben und die Möglichkeit haben.

Die Wechselwirkung, in der die Produktionen des Talentes und Genies mit dem entgegenkommenden Bedürfnis teilnehmender freier Vereinigungen stehen, verdienten wohl einmal in einer soziologischen Ästhetik systematisch dargelegt zu werden; denn offenbar wirkt bei allen großen Hervorbringungen, in Kunst und Poesie, Wissenschaft und Literatur, religiöser und gesellschaftlicher Entwicklung etwas traditionell und konventionell Bewußtes mit, das in dem Kreise der Gönner und Kenner als idealer Besitz vorhanden ist. Eben dadurch manifestiert sich ein großes Talent, daß es in der neuen Hervorbringung dieses unter den Umständen Erwartete erreicht oder womöglich noch übertrifft. Leistet ein Sophokles, ein Phidias, ein Leibniz, ein Dickens, ein Schleiermacher oder ein Roger de Coverley etwas auch von allen späteren Zeiten als in seiner Art unübertrefflich Anerkanntes, so sprechen wir von unsterblichen Werken des Genies. Aber trotz der unzweifelhaften Initiative und Originalität des Talentes und Genies dürfen wir die Mitwirkung der verständnisvollen Gönner und Kenner, für die das Meisterwerk zunächst geschaffen wurde, nicht vergessen. In dieser Beziehung würde der Aufzählung der Komponenten eines Raffaelischen Gemäldes, die Droysen vor 40 Jahren gegen Buckle vorbrachte, nach heutigen Begriffen doch noch die traditionelle neuere Kompositionsmanier und der wiedererweckte Sinn für griechische Idealschönheit hinzuzufügen sein, wie Hermann Grimm sie herausgearbeitet hat. Um das Verdienst von Gervinus' Literaturgeschichte für die Stärkung des deutschen Nationalbewußtseins zu würdigen, muß man sich gegenwärtig halten, daß er den Begriff Nationalliteratur als ein das ganze Volk zusammenhaltendes Lebensgebiet geschaffen hat. Eigentlich wendet sich die Literatur nur an einen durch Bildung hervorragenden Teil, oft nur an eine Gemeinde. Es war eine Ausnahme, daß im alten Athen Volk und Kennerschaft nahezu zusammenfiel. Ranke knüpft deshalb an seine Betrachtung der Tragödien des Äschylos die Betrachtung: „Zwischen

dem dramatischen Dichter und seinem Publikum, welches hier das Volk ist, besteht immer eine unmittelbare Wechselwirkung“[1]). Auf dem Zwischensatze, daß hier das ganze Volk eine urteilsfähige mitwirkende Vereinigung bildete, liegt der Nachdruck. Welche Gedankenfelsen wagte der Dichter seinem Publikum vorzuführen, um sie nachsinnend vor sich herzuwälzen; da konnte er ihnen in einer Szene der Orestie einen Stimmungswechsel seines Helden in so grandiosen Zügen vorzeichnen, daß sein neuester Übersetzer etwas Gleichartiges in keiner anderen dramatischen Schöpfung zu finden vermochte! Daß die Orestie in der Weltliteratur existiert, verdanken wir nächst dem Genie des Äschylos doch der Empfänglichkeit des athenischen Volkes für so gewaltige Konzeptionen. So schrieb Thucydides sein Geschichtswerk als ein *κτῆμα εἰς ἀεί*. Ranke war sich bewußt, daß seine Weltgeschichte ein Juwel im Besitze der Menschheit bilden müsse; Macaulay schrieb seine englische Geschichte „in einem der heutigen Bildung und der Stimmung der Gemüter analogen Geiste, wo jedes glückliche Wort das lebendige Mitgefühl anregt.“ An Treitschke haben, wie er selbst sagt, auch freundliche ausländische Kritiker den ganzen Ton seines Buches befremdlich gefunden; er tröstet sich damit: „Ich schreibe für Deutsche.“ Becker schrieb seine Weltgeschichte einst „für Kinder und Kinderlehrer“. So haben alle geistigen Produktionen bewußt oder unbewußt ihr intellektuelles Milieu, das auf den Autor und sein Werk aufs entschiedenste zurückwirkt. Außenstehenden erscheint es, wenn die ideale Vereinigung von geringem Umfang ist, aber an den auf sie berechneten Schöpfungen ein völliges Genüge findet, leicht so, als würde mit dem Talente oder Genie, das sich in ihren Dienst gestellt hat, ein willkürlicher „Kultus“ getrieben. Lesen wir ja doch selbst in den Jahresberichten der Geschichtswissenschaft, daß Chamberlain, der Gobineausche Ideen aufwärmt und keck als Grundgedanken seiner Rückblicke verwendet, ein „Höhenmensch“ sei, 46 Jahre alt, Privatdozent in Wien und bei Leibe nicht mit dem gleichnamigen englischen Kolonialminister verwandt!

Diese Entgleisung in den sonst der ernsten Wissenschaft dienenden Jahresberichten erklärt sich aus einer landläufigen Vermengung individuell-moralischer Gesichtspunkte mit sachlichen Werturteilen über gesellschaftlich-historische Zweckmäßigkeitsfragen. Jede ideale Gemeinschaft bereits (und noch mehr jede organisierte Vereinigung) bedarf als Exponenten ihrer Bestrebungen Männer von Tatkraft, Geist, Gewandtheit und Talent, die als Leiter und Berater dienen, und als Lohn ihrer Leistungen in diesem Kreise immer mehr Einfluß gewinnen. So hat Karl Peters einst die schwungvolle Periode

[1]) Weltgesch. I, II, S. 22.

der deutschen Kolonialbewegung heraufgeführt; ganz folgerichtig begann man Karl Peters-Vereine zu begründen. Ob diese ganze Bewegung opportun war, konnte, da sie sich von der Reichsregierung unabhängig hielt, zweifelhaft erscheinen, war aber schwer zu beurteilen. Da schiebt sich statt der Bewertung des idealen Zweckes in der Diskussion leicht die moralische Beurteilung der führenden Persönlichkeit, besonders auch ihres Privatlebens in den Vordergrund. Übertriebene Verherrlichungen der leitenden Persönlichkeiten auf der einen, Betonung ihrer von jedem Ideal weit entfernten Schwächen andererseits müssen als Waffen zur Verherrlichung oder Diskreditierung der Vereinigung herhalten. Byrons Zerwürfnis mit seiner Frau hat der Verbreitung seiner Schriften im englischen Volke im Wege gestanden. Parnell hat durch einen Ehescheidungsprozeß die Hälfte seines Anhanges verloren. Die Verehrer der Heineschen Muse werden mit Auskramungen von Erbärmlichkeiten aus seinem Privatleben bombardiert. Schon die Streitschriften gegen Kaiser Heinrich IV. spielten den sachlichen und prinzipiellen Streit aufs persönlich-moralische Gebiet hinüber. Die populäre Auffassung setzt voraus, daß in idealen Vereinigungen notwendig moralisch hervorragende Menschen an der Spitze stehen müssen und daß auch dort ein faules Ei den ganzen Brei verdirbt. Drückte doch selbst Julian Schmidt in seiner liberalen Periode seine Verwunderung darüber aus, daß ein Ranke für die Kreuzzeitung schreiben könne!

Es ist ein Grundzug des menschlichen Gemütes, das Urteil über den persönlichen Wert eines Mannes und die Anerkennung seiner objektiven Einwirkung auf die Welt in unmittelbaren Einklang zu bringen. Seine parteitaktische Nutzanwendung hat die kirchliche Tradition des Mittelalters und des Jesuitismus mit unbeirrter Folgerichtigkeit durchgeführt. Wer durch seine Tätigkeit im großen und ganzen den Interessen der Kirche diente, wurde auch in seinem Privatleben als ein Muster von Güte und Frömmigkeit hingestellt und wie ein Heiliger betrachtet. Aber wie wurde das Andenken der bilderstürmenden trefflichen Kaiser, eines Karl Martell, eines Friedrichs II., des Hohenstaufen, eines Luther und Wilhelm von Oranien auch durch persönliche Verleumdungen mit dem Stigma behaftet, das man ihren idealen Bestrebungen und Großtaten aufprägen wollte. Das 18. Jahrhundert war intelligent genug, den üblen Leumund Voltaires als Privatmannes beiseite zu lassen, als er den Kampf aufnahm wider fanatischen Justizmord, für „Vernunft und Toleranz“. Wenn heute die Ultramontanen in Frankreich ihre Gegner mit Vorliebe Voltairianer benennen, so erwarten sie in dem schlechten Eindruck der bekannt gewordenen Schurkereien des Dichters, Historikers und Philosophen eine Schutz-

wehr gegen die begeisterte Hingabe an die mit seinen Idealen verwandten Bestrebungen zu finden. Andere Parteien und Interessengruppen machen es oft um nichts besser. Die Versuchung, hochgehaltenen Idealen zu dienen, indem man hervorragende Anhänger als vortreffliche Menschen, ihre Gegner aber als wahre Teufel hinstellt, ist, wie der Historiker weiß, eins der Hauptmittel aller idealen Kämpfe: eine berechnete demonstratio ad hominem statt sachlicher Darlegung.

Dieser Verquickung der Persönlichkeitssphäre und der idealen Interessengemeinschaft muß jede Vereinsleitung Rechnung tragen und lieber auf die wertvolle Mithilfe eines Talentes verzichten, als den Gegnern die Möglichkeit gewähren, aus dem nicht intakten Privatleben einer an der Spitze stehenden Persönlichkeit Kapital zu schlagen. Goethe hat an einen solchen Kampf Palissots gegen die Philosophen und Enzyklopädisten schöne Bemerkungen geknüpft, die dieses Zusammenwerfen des Wirkens für die Welt mit dem häuslichen Gebaren zugleich bemängeln und auf den an sich hocherfreulichen Trieb der menschlichen Natur zur harmonischen Einheit zurückführen. Wir setzen diesen theoretischen Beitrag zur praktischen Soziologie wörtlich hierher:

„Das Publikum, im ganzen genommen, ist nicht fähig, irgend ein Talent zu beurteilen: denn die Grundsätze, wonach es geschehen kann, werden nicht mit uns geboren, der Zufall überliefert sie nicht, durch Übung und Studium allein können wir dazu gelangen, aber sittliche Handlungen zu beurteilen, dazu gibt jedem sein eigenes Gewissen den vollständigsten Maßstab, und jeder findet es behaglich, diesen nicht an sich selbst, sondern an einem anderen anzulegen, Deshalb sieht man besonders Literatoren, die ihren Gegnern vor dem Publikum schaden wollen, ihnen moralische Mängel, Vergehungen, mutmaßliche Absichten und wahrscheinliche Folgen ihrer Handlungen vorwerfen. Der eigentliche Gesichtspunkt, was einer als talentvoller Mann dichtet und sonst leistet, wird verrückt und man zieht diesen zum Vorteile der Welt und der Menschen besonders Begabten vor den allgemeinen Richterstuhl der Sittlichkeit, vor welchen ihn eigentlich nur seine Frau und Kinder, seine Hausgenossen, allenfalls Mitbürger und Obrigkeit zu fordern hätten. Niemand gehört als sittlicher Mensch der Welt an. Diese schönen, allgemeinen Forderungen mache jeder an sich selbst; was daran fehlt, berichtige er mit Gott und seinem Herzen, und von dem, was an ihm wahr und gut ist, überzeuge er seine Nächsten. Hingegen als das, wozu ihn die Natur besonders gebildet, als Mann von Kraft, Tätigkeit, Geist und Talent gehört er der Welt. Alles Vorzügliche kann nur für einen unendlichen Kreis arbeiten, und das nehme denn auch die Welt mit Dank an, und bilde sich nicht

ein, daß sie befugt sei, in irgendeinem anderen Sinne zu Gericht zu sitzen.

Indessen kann man nicht leugnen, daß sich niemand gern des löblichen Wunsches erwehrt, zu großen Vorzügen des Geistes und Körpers auch Vorzüge der Seele und des Herzens gesellt zu finden; und dieser durchgängige Wunsch, wenn er auch so selten erfüllt wird, ist ein klarer Beweis von dem unablässigen Streben zu einem unteilbaren Ganzen, welches der menschlichen Natur, als ihr höchstes Erbteil, zugefallen ist."

Dieses Wechselspiel von persönlichem Eindruck der leitenden und beteiligten Persönlichkeiten und verschiedener Bewertung des idealen Zweckes, zu dem sie sich verbunden haben, macht es nun auch dem Historiker zur Pflicht, neben den Bestrebungen der freien Vereinigungen auch den Personalbestand ihrer Mitgliederverzeichnisse zu würdigen. Konventikel und „die Stillen im Lande" haben zeitweise eine große Bedeutung erlangt, weil bedeutende Geister und vornehme Personen sich ihnen anschlossen wie nach den Freiheitskriegen in den Zeiten der Frau von Krüdener. Kein Deutscher wird sich überreden lassen, daß die Freimaurerlogen sittengefährliche oder auch nur ganz inhaltleere Spielereien sind, seit wir wissen, daß eine so aufs Praktische gerichtete, ernste Natur wie Kaiser Wilhelm I. auf seine maurerische Tätigkeit so hohen Wert legte. Die Berliner Literatoren um Nicolai verdanken ihr Ansehen bei der Nachwelt auch dem Umstande, daß ein Lessing sich zu ihnen rechnete und ihnen treu blieb. Von persönlichen Zufälligkeiten, die zur Erklärung der Wirksamkeit einer Vereinigung gehören, darf der Historiker deshalb seinen Lesern nichts verschweigen; er muß sie, um weder von Freunden noch von Gegnern irregeleitet zu werden, sogar durch eigene Nachforschungen verifizieren. Was darüber hinausliegt, wie etwa der Schmutz auf dem Rocke, den der Turnvater Jahn trug, kann und soll er auf sich beruhen lassen. Auf diese der Muse der Geschichte wohl anstehende Verschwiegenheit macht Ranke in seiner Vorrede zu den Denkwürdigkeiten Hardenbergs aufmerksam.

§ 140. Die Propaganda der freien Gemeinschaften.

Darauf, daß jede ideale Vereinigung, um zu großen dauernden Wirkungen zu gelangen, der Gunst der öffentlichen Meinung bedarf, beruht die außerordentliche Macht der Presse in der modernen Welt. Kalender und Almanache, Flugschriften und Nachschlagewerke, Zeitschriften und Zeitungen dienen in den Perioden großen Lesebedürfnisses als bestes Mittel, ideale Bestrebungen zu verbreiten. Früher hatte die Kanzel des Predigers, das Lied des fahrenden Spielmannes eine ähnliche Bedeutung. Heute bringen

auch die Zeitungen Festpredigten angesehener Kanzelredner. Als sich der Neokatholizismus in englischen Konventikeln zu verbreiten anfing, stellten ihm seine Gegner 1826 eine neugegründete ihn bekämpfende Zeitung entgegen. Mäßigkeitsvereine haben ihre „Blätter". In der „Deutschen Zeitschrift" wurde für einen nationalen „Verein" geworben, dessen Programm noch nicht einmal deutlich feststand. Die „Freunde der christlichen Welt versammeln sich jeden Montag". Das mag genügen, um die innere Verbindung von freier Vereinigung und Preßwesen zu illustrieren. Seit der Juli-Revolution ist die Aktivität der periodischen Presse als wichtigstes Mittel der Propaganda auf jedem Gebiete idealen Gemeinschaftslebens anerkannt und deshalb Preßfreiheit ein allgemeines Bedürfnis geworden. Darin, daß die Presse als Organ der idealen Bestrebungen dienen soll und will, hat die Anonymität ihrer Veröffentlichungen eine scheinbare Rechtfertigung; denn das Ideal idealer Vereinigungen ist allerdings, daß jeder Mitstrebende willkommen ist und daß der Name nichts zur Sache tut. Daß dieser in England selbst in den großen Vierteljahrsschriften, die im Anfang des 19. Jahrhunderts entstanden, beibehaltene Grundsatz, der in Frankreich längst in der Tagespresse aufgegeben ist, doch nur eine schillernde Halbwahrheit ist, liegt in der historischen Entwicklung des Zeitungswesens begründet.

Der Ursprung des professionellen Journalismus, ohne den die Tagespresse nicht bestehen kann, geht nämlich auf den Vermittelungsdienst der Neuigkeiten und nicht auf die Vertretung ideeller Interessen zurück[1]). In älterer Zeit war nur zwischen den Behörden durch Boten, Kuriere und Spezialgesandtschaften für die Kenntnisnahme von wichtigen Vorfällen ausreichend gesorgt; noch heute besteht ja diese Organisation. Im internationalen Verkehr sind sogar sämtliche Gepäckstücke und Frachtgüter der Kuriere und Gesandtschaften gegen zollamtliche Öffnung gesichert. Für allgemeine Ankündigungen diente das Verlesen von der Kanzel im sonntäglichen Gottesdienste (so wurde z. B. Magna Charta promulgiert) oder der Anschlag von Bekanntmachungen an den Kirchentüren (wie Luthers Thesen und noch heutzutage die Werbe- und Einberufungsbekanntmachungen für Heer und Flotte in England). Sonst war das Publikum für Nachrichten über den Weltlauf auf die Erzählungen zufällig Durchreisender oder wie im Altertum auf die Lieder fahrender Sänger angewiesen[2]). Großkaufleute und Magnaten, die damit nicht zufrieden waren, mußten sich bezahlte

[1]) Eine gute Geschichte des europäischen Zeitungswesens ist noch immer ein Desideratum der historischen Literatur.

[2]) Die deutschen historischen Volkslieder des Mittelalters sind vom Freiherrn von Liliencron, die englischen Political Songs von Wright herausgegeben.

Korrespondenten halten, die ihre Briefe mit passender Gelegenheit an sie gelangen ließen oder in besonders dringenden Fällen durch Eilboten absandten. So erhielt die Filiale des Bankhauses Bardi in England die Nachricht von der zu Lyon stattgefundenen Wahl des Papstes Johann XXII. durch ihren Spezialboten Laurentius schon innerhalb 10 Tagen, während die offizielle Ankündigung an König Eduard II. erst 40 Tage später anlangte. Rothschilds Eilbote nach der Schlacht bei Belle Alliance ist nichts Außerordentliches; vor der Eröffnung des Telegraphendienstes nach China hielt sich eine englische Firma in Shanghai besondere Schnelldampfer, um ihre Postsachen von Singapur abholen zu lassen. Noch heute gelangen Nachrichten von allgemeinem Interesse (trotz Reuter) zuweilen durch kaufmännische Privattelegramme zuerst in entfernteste Weltgegenden. Mit Einrichtung der Posten konnten diese geschriebenen Zeitungen (news-letters) regelmäßig an ihre Adressaten abgesandt werden. Auf den Posthaltereien konnten sie unterwegs noch abgeschrieben und weiter vertrieben werden, was denn oft genug als ein Monopol ausgebeutet wurde. Mit Recht haben die Köpfe mancher Zeitungen in ihren Namen (Merkur, Post, Bote, Messenger, Korrespondent, Kurier) die Erinnerung an diese Vorstufe des modernen Nachrichtendienstes bewahrt. Die erste offizielle Zeitung war, wenn wir von Caesars Acta Diurna und der geschriebenen Staatszeitung in China absehen, die Notizie Scritte, die der Zehnerrat von Venedig 1536 in Galerien und auf öffentlichen Plätzen allmonatlich aufhängen ließ, um die Ereignisse des Seekrieges wider die Türken bekannt zu machen; von der Münze Gazetta, die man als Lesegebühr zahlen mußte, blieb, seitdem Richelieu die Bezeichnung für die Gazette de France danach modelte, der Name für Preßerzeugnisse, namentlich offizielle und offiziöse, in Westeuropa erhalten. Venedig, Augsburg, Wien und Frankfurt a. Main haben die ersten sich an die allgemeine Öffentlichkeit wendenden periodischen Publikationen gehabt. Indem Nathaniel Butter 1622 das allgemeine Verkaufssystem auf seine gedruckten News Letters anwandte, wurde er der Begründer der englischen Tagespresse. Daneben erhielten sich aber die professionellen Privatkorrespondenzen bis zur französischen Revolutionszeit[1]). Ja, sie haben erst in Grimms Correspondance für die Höfe in Gotha, Berlin und Petersburg von 1753—1790 ihren literarischen Höhepunkt erreicht.

Einen Maßstab für die steigende Verbreitung der gedruckten Zeitungen haben wir an ihrem Zuwachs an Annoncen. Schon 1701 fand ein Londoner Theater es nötig, den Theaterzettel des Abends in einer Zeitung dem Publikum anzuzeigen. Die Zeitungen

[1]) Solche geschriebenen news-letters aus der Zeit Karls II. von England hat Lady Newdigate in „Cavalier and Puritan“ herausgegeben.

erfüllten also in diesem Privatinteressen dienenden Appendix einen praktischen Nebenzweck für den früher auf der Straße verteilte oder ins Haus gebrachte Druckzettel (hand bills) gedient hatten. Dagegen machten sich die Kämpfer für ideale Aufgaben lange Zeit diese vielgelesenen Tageschroniken nicht nutzbar. Bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts hielt man sich für den Kampf der Geister an besondere Einzelpublikationen, also Bücher, Broschüren (Tracts) und Flugblätter (pamphlets). Die größten Erscheinungen der Publizistik des 17. Jahrhunderts, Miltons Areopagitica für die Preßfreiheit, Pascals Lettres provinciales gegen die Jesuiten und Pufendorfs Satire auf die deutsche Reichsverfassung sind ohne allen Konnex mit der periodischen Presse ans Licht getreten, wie einst Luthers Sendschreiben. Es erschien als eine große Neuerung, als Sir Roger l'Estrange als Anwalt der restaurierten Königsgewalt im Intelligencer und Observator die Kost des argumentierenden Idealismus in kleinen Brocken seinen Abonnenten vorlegte; er starb als Opfer seines Freimutes im Gefängnis von Newgate. Durch seine Erfahrung gewitzigt hielten sich die talentvollen Schreiber des Tatler, Spectator, Guardian und Freeholder von Politik und Religion fern und wandten sich der Kritik des gesellschaftlichen Privatlebens zu. Aber in Defoe, dem Verfasser des Robinson Crusoe, erstand den Engländern ein furchtloser und scharfer politischer Idealist. Seine dreimal wöchentlich erscheinende Review of the Affairs of State und die Rivalen, die sie erweckte (die beiden „Examiner"), haben die politische Bedeutung des Preßwesens dem allmächtigen Parlament so fühlbar gemacht, daß ein sehr materielles Mittel angewandt wurde, um die periodische Presse überhaupt zu vernichten: die Stempelsteuer für Zeitungen. Es bedurfte daher der Kühnheit eines John Wilkes (1762) und der Treffsicherheit der Junius Letters (1769), um zu beweisen, daß in einem konstitutionellen Staate die Presse nicht durch Knebelung stumm gemacht werden kann. Seit 1793 kamen die Leitartikel auf, durch die für bestimmte Ansichten die Sympathie des Leserkreises erweckt werden sollte[1]). Es bildete sich das eigentümliche Gefüge heraus, in dem ein anonymer Stab von Journalisten durch seine Leistungen und Überredungskünste bei einem so großen Kreise von Lesern Beifall finden muß, daß dadurch Inserenten herbeigezogen werden, deren Zahlungen das ganze Unternehmen über Wasser halten. Die Künste der Sensation[2]), der Benutzung vorwaltender Nei-

[1]) Als Ludwig XVI. die Meinung des Landes über die passendste Reorganisation der Etats Généraux kennen lernen wollte, dachte niemand an Zeitschriften als gegebene Organe der öffentlichen Meinung. Man erwartete Broschüren.

[2]) Sie beruhen auf der Verwertung eines Grundzuges der menschlichen Natur, den Ranke in unnachahmlicher Kürze bezeichnet: „Die Menschen lieben, möchte man sagen, die geistige Bewegung, in die Anerkennung oder Abscheu sie versetzt".

gungen, die Förderung bestimmter Interessenwünsche, der kommerzielle Erfolg des Zeitungsunternehmens können über die angeblichen idealen Ziele das Übergewicht erhalten. Wir erwarten in dem durch die Zeitungen repräsentierten Sammellinsen je nach ihrem Schliff verschiedene Brechungen des Lichtes und damit ideelle Verkürzungen, müssen aber auch aus den materiellen Existenzbedingungen in vielen dieser Linsen opake Stellen vermuten, die das auf sie fallende Licht gar nicht durchlassen. Im ganzen läßt sich vielleicht die Regel aufstellen: je extremer der Standpunkt und je leidenschaftlicher die Kampfesweise, um so geringer die durch innere Strukturknoten herbeigeführten Verdunkelungen; wenn man den Vorwärts, die Freisinnige Zeitung und die Kreuzzeitung regelmäßig liest, kann man die oft unbewußten Defekte in den Linsen der gemäßigteren Blätter um so leichter finden. Für die Zeit von 1852—1861 leistet die Preußische Wochenschrift dem Historiker einen ähnlichen Dienst: sie hatte keine Inserate.

Wie jede Betätigung des Idealismus, so ist auch das Programm jeder neuen Preßunternehmung gegenwärtspessimistisch und zukunftsoptimistisch. Oft wird dabei ganz Unmögliches ins Auge gefaßt, weil dem Selbstvertrauen begeisterter Optimisten ein oft erstaunlicher Mangel an Augenmaß und Weltkenntnis beigesellt ist. So stellte es Charles Dickens, als er am 21. Januar 1846 die Daily News begründete, als sein Ziel hin, die Welt zu verjüngen, alles Unrecht in der Gesellschaftsordnung aufzudecken, gerechte Ansprüche zu unterstützen und das Glück und die Wohlfahrt des ganzen Volkes zu sichern. Nach einigen Wochen verließ er sein Redaktionspult „todmüde und ganz erschöpft". Zur Jahrhundertwende ging in Deutschland eine „Werbeschrift" um, die „Unser nächstes Programm" enthüllt:

„Unser nächstes Programm.

Es steht die alte Welt in Flammen,
Da hilft kein Löschen mehr;
Noch eine Frist — sie stürzt zusammen
Auf Nimmerwiederkehr.

Nun kommt heran, ihr starken Geister,
Daß wir die neue baun;
An seinem Platz sei jeder Mann und Meister;
Nur nimmer rückwärts schaun!

Die „Deutsche Zeitschrift" hat sich die Aufgabe gestellt, alles Veraltete, Mißbräuchliche und Verschrobene in unserem Vaterlande, in Staat und Kirche, Kultur und Volksleben, das eine kraftvolle und volkstümliche Politik nach innen und nach außen hemmt oder verhindert, mit dem schonungslosesten Nachdruck zu bekämpfen, aber nicht durch Schimpfen und Nörgeln, sondern durch kultur-geschichtlich-psychologische Analyse. Dieser Kampf aber ist nur die — leider! — unumgängliche Voraussetzung für die positive Arbeit an einer großen, einheitlichen nationalen

Kultur, die alle Gebiete des Lebens im innigsten organischen Zusammenhange beherrschen soll. Es gilt die Ahnungen Herders und das herrliche Kulturideal Richard Wagners im neuen Jahrhundert aus dem Reiche der Träume in das der greifbaren Wirklichkeit hinüberzuleiten, nachdem Fürst Bismarck im 19. Jahrhundert uns die Möglichkeit einer neuen deutschen Kultur mit Blut und Eisen erstritten hat."

Haben die Franzosen nicht doch recht mit ihrem Sprichwort: Qui trop embrasse, mal étreint? Für ideale Gemeinschaften ist eine möglichst enge Zielbegrenzung jedenfalls eine unerläßliche Bedingung des Erfolges.

Viertes Kapitel.

Mode und Zeitgeist.

„Le temps, qui change tout change aussi nos humeurs;
Chaque âge a ses plaisirs, son esprit et ses moeurs." (Boileau.)

*

„La mode est un tyran dont rien nous delivre,
A son bizarre goût il faut s'accommoder,
Mais sous ses folles lois étant forcé de vivre,
Le sage n'est jamais le premier à la suivre,
Ni le dernier à la garder."

§ 141. Die Begriffsbestimmung von „Mode".

Diejenige Erscheinung freier Gemeinschaftlichkeit, in der die individuelle Selbstbestimmung am meisten zurücktritt hinter der kollektiven Übereinstimmung, ist unzweifelhaft „die Mode". Von ihr haben moderne Soziologen als Grundprinzip der gesellschaftlichen Phänomene die Suggestion durch tonangebende Personen und den Nachahmungstrieb der gewöhnlichen Sterblichen richtig abstrahieren können. Man braucht nur an die Barttracht à la Henry IV., an die von Madame Maintenon eingeführten Reifröcke, an die Benjamin Franklin abgesehene Quäkertracht nebst Zylinderhut, an die Pariser Modelle und die Westen des verstorbenen Königs von England[1]) zu denken, um sich von der Richtigkeit der angedeuteten Tatsache zu überzeugen. Das merkwürdigste Beispiel dieser plötzlichen psychischen Ansteckung war wohl das im Jahre 1877 überall wahrnehmbare Spielzeug cri-cri, das nur wenige Tage allgemein in der Mode war. Grade durch die Unsinnigkeit seines Gebrauchs bewies dieser Modeartikel die unwiderstehliche Kraft der erfolg-

[1]) Im übrigen beherrschte damals der Kammerpräsident Deschanel die Herrenmode in Frankreich.

reichen Suggestion auf weite Kreise einer so ernsten Bevölkerung wie der Norddeutschlands. Auch Beschäftigungen können Mode werden, wie das Krieseln in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts, oder medizinische Kuren wie die Kneippsche oder Liebhabereien wie die Tulpen in Holland und sogar Krankheiten wie die Nervosität, ja König Friedrich Wilhelm I. glaubte trotz seiner Sittenstrenge der Mode seiner Zeit wenigstens mit der Vorspiegelung, daß er sich eine Maitresse hielte, einen Zoll erlegen zu müssen. Nach der Analogie der schnell wechselnden Kleidermoden schieben wir jeden Beifallserfolg, der schnell vorübergeht und andere Erklärungsgründe nicht hat, einer „Mode des Tages“ in die Schuhe.

Schon nach dieser einleitenden Übersicht der unter „die Mode“ zu subsumierenden Erscheinungen dürfen wir uns nicht wundern, wenn die Worterklärung dieses unentbehrlichen Lehnworts, das auch die Puristen des 19. Jahrhunderts nicht beseitigen wollten, in Grimms Wörterbuch (VI, 2436) etwas langatmig ausgefallen ist. Danach wäre Mode „die gewöhnliche und gebräuchliche Manier in Kleidungen, Meublen, Kutschen und Zimmern, Gebäuden, Manufakturen, Schreib- und Redensarten, Komplimenten, Zeremonien und anderem Gepränge, Gastereien und übrigen Lebensarten“. Dennoch fehlt hier offenbar das wesentliche Element des Vorübergehenden im Gebrauch und in der Gewohnheit, das in jeder „Mode“ liegen muß. Es ist auch gar keine „Erklärung“, da ja das fragliche Wort nur durch ein ebenso zweifelhaftes Synonym („Manier“) ersetzt wird. Besser ist die Definition des Ästhetikers Vischer: „Mode ist ein Allgemeinbegriff für einen Komplex zeitweise gültiger Kulturformen“, die aber auch den Grund der zeitweisen Gültigkeit nicht angibt. Das Richtige kann nur getroffen werden, wenn die freie Anpassung des einzelnen an den Geschmack und das Urteil der Gemeinschaft, zu der wir gehören, mit in die Definition hineingenommen wird, wobei dann der Unterschied dieses Begriffes von anderen aus dem gleichen Vorgang herzuleitenden besonders betont werden muß. Wir kommen damit zu der vier soziologischen Begriffsbestimmungen der folgenden Tabelle:

„Mode“ ist die als vorübergehend empfundene „Brauch“ ist die als feststehend anerkannte „Sitte“ ist die als richtig geltende „Stil“ ist die, als „historisch“, berechtigte	Zutat bei der Anpassung der Formen unserer Lebensführung an den Geschmack und das Urteil der Kreise, zu denen wir gehören.

Auch für die Nichtbefolgung der soziologischen Forderung der Anpassung haben wir eine klare Unterscheidung. Wir bezeichnen eine vorübergehende individuelle Zutat, die bewußt dagegen

verstößt, als Laune (gegen „Mode"), als Marotte (gegen „Brauch"), als Extravaganz (gegen „Sitte"), als Stilwidrigkeit (gegen „Stil"). Für jede soziologisch verfehlte, bewußte und dennoch stehende individuelle Abweichung von „Mode", „Brauch", „Sitte" und „Stil" verwenden wir den Ausdruck „Manier". Beabsichtigte Anpassungen an uns gänzlich fremde Kreise sind „Maskeraden".

Daß solche individuellen „Launen", „Marotten", „Extravaganzen" und „Manieren" der nie versiegende Quell neuer „Moden", „Bräuche", „Sitten" und „Stile" werden, liegt in dem historischen Charakter dieser soziologischen Erscheinungen begründet.

Der nur aus Anpassung an den Geschmack „unserer" Kreise zu erklärenden Besonderheiten werden wir uns gar nicht bewußt. Dabei kann die Ableitung von dem Original durch viele Zwischenglieder und Jahrhunderte hindurchgegangen, ja sie kann unterbrochen und wieder aufgenommen sein. So konnte die Renaissance in Italien wieder an die Antike anknüpfen und griechische Nacktheit, mythologische Szenen wieder für künstlerische Werke „passend" finden. Es wurde „Stil", nicht nur moderne Helden in antiker „Tracht" auf Reiterstandbilder zu setzen, sondern im 19. Jahrhundert selbst, wie auf der Schloßbrücke in Berlin, den Kampf fürs Vaterland durch nackte Figuren und die griechische Göttin Athena zu verherrlichen, einen Herkules als Brunnenbekrönung zu verwenden. Es ist ein Zeichen unserer geschichtlichen Kultur, wenn wir so viele Nacktheit auf öffentlichen Plätzen, in Bildergallerien und Museen, ja an den Wänden unserer Zimmer durchaus nicht auffallend finden. Aber die Japaner, die im Bade und im Hause eine uns nicht mögliche Ungeniertheit der Geschlechter gegeneinander für selbstverständlich halten, können sich in diesen „Stil" der Kunst nicht hineingewöhnen. Jeder Besuch einer europäischen Kunstausstellung, der Anblick der Schloßbrücke usw. verursacht ihnen ein Grauen; in einem Museum in Tokio hat man es nötig gefunden, die kleine Tanagragruppe der drei Grazien mit einer Verhüllung um den mittleren Teil der Körper zu versehen; ein modernes Bild eines in Paris ausgebildeten japanischen Malers mußte durch Polizei vor der Prüderie des japanischen Publikums geschützt und später teilweise verhängt werden. Ich zweifle aber gar nicht, daß nach einigen Generationen die Sonne Homers auch den Japanern lächeln wird. Denn auch Geschmacksfragen sind zum guten Teil nur Fragen der Zeit.

§ 142. Der Nachahmungstrieb wirkt bei jeder Mode in steigender Progression des anfänglichen Erfolges.

Wie eine neue Mode sich in einem bestimmten Kreise vorbereitet, hat man oft Gelegenheit zu beobachten. Eine vornehme Dame, eine Schauspielerin, ein neuer Ankömmling findet mit einigen

noch nicht üblichen Modifikationen der äußeren Erscheinung Beifall. Sofort machen einige Personen, die auf sich etwas halten, die Neuerung nach; andere folgen, und so wird das, was eben noch als „apart“ auffiel, bald so gewöhnlich, daß nun umgekehrt diejenigen, die dem Alten treugeblieben sind, durch ihre Rückständigkeit die Aufmerksamkeit auf sich lenken. Diese Gleichgültigeren in bezug auf Äußerlichkeiten können um so weniger Stand halten, weil ihnen das Erregen der Aufmerksamkeit zuwider ist und weil dann auch schon die gewerbsmäßige Produktion ganz auf die neue Mode zugeschnitten ist. Denn jeder erfolgreichen Neuerung ist das schnelle Wachstum ihrer Anhänger sicher. Von den führenden oberen Schichten der Macht und des Luxus verbreitet sich das charakteristisch Neue allmählich auf immer weitere Kreise, bis schließlich die Dienstboten und Straßenjungen davon ergriffen sind. Auch lokale Grenzen verschwinden. Der Sonntagsstaat der amerikanischen Quäker zur Zeit des Befreiungskrieges ist 100 Jahre später in Japan das Urmodell des Galakleides der Zivilisten von Stand geworden. Es ist sehr verkehrt, über diese gedanken- und geschmacklose Uniformität zu spotten, wie es namentlich phantasievolle Künstler wie Böcklin gern tun; es ist vielmehr eine soziale Wohltat für die Gesamtheit, daß die Auswahl der Kleidung durch den Zwang der Mode so bequem gemacht wird, und daß die sittliche Verantwortung uns durch die Konvention abgenommen wird. Die Unbefangenheit, mit der ein junges Mädchen im Ballsaal Hals und Schultern entblößen kann, die Schnelligkeit, mit der uns der Schneider zu bereden weiß, was wir wählen müssen, sind Vorteile, die ohne diesen Herdengeist der Konvention nicht zu erreichen wären[1]). Welchen disziplinaren und selbst moralischen Wert die Kleiderstoffvorschriften haben können, weiß nicht nur der Militär und der Hofmarschall; bei den Empfängen des Sprechers des Hauses der Gemeinen wird kein Abgeordneter zugelassen, der nicht in Hoftracht erscheint; ohne Zopfzwang ist China nicht monarchisch zu regieren; die holländische Regierung in den Kolonien verbietet jedem Individuum von der Tracht seiner natürlichen Gemeinschaft abzuweichen; sie zwingt den seit Jahrhunderten auf Java angesessenen Chinesen den ihnen lästigen Zopf auf, der ursprünglich ein Abzeichen der Untertänigkeit gegenüber der Mandschudynastie war, also erst 1644 eingeführt wurde, erst nachdem die Vorfahren vieler auf Java ansässiger Chinesen eingewandert waren. Weil die Mode im modernen Europa eine Weltmacht geworden ist, der man sich beugen muß, so hat sich der ohnmächtige Widerspruch der aus ästhe-

[1]) Justus Moeser „Patriotische Phatasien“ III. Teil, enthält ein Kapitel: „Also kann man der Mode ohne Gewissensskrupel folgen“. Es behandelt „die plötzlichen und schnellen Veränderungen der Mode, welche unsere jetzigen Zeiten charakterisieren“. So schrieb Moeser in Osnabrück 1778!

tischen oder nationalen Gründen Unzufriedenen mit herzlicher Sympathie der von ihren Fluktuationen noch nicht berührten „Volkstrachten" angenommen. Gustav III. von Schweden, Jahn und die Burschenschaften, der polnische und magyarische Adel haben geglaubt, eine neue „nationale" Mode schaffen zu können. Nach dem Kriege mit Frankreich haben sich patriotische deutsche Frauen an die Kronprinzessin gewandt, um sie um die Schaffung einer „deutschen" Frauenkleidung zu bitten; die hohe Frau hat, wie Professor Worthmann in einem Aufsatze in der Illustrierten Zeitung 1879 mitteilte, die ihr angetragene Modeherrschaft in Deutschland als eine Unmöglichkeit abgelehnt[1]). Romantische Naturen ereifern sich jedesmal über die alles nivellierende Macht der „launischen" Göttin, wenn wieder eine auf einen kleinen Kreis beschränkte Tracht von ihr hinweggefegt wird. Sie hofften schon wirklich eine Nationaltracht wieder erstehen zu sehen, als die schottische Tracht beim Militär eingeführt wurde und der Prince of Wales sich im schottischen Kostüm photographieren ließ. Aber die zu Ehren Walter Scotts begünstigte Tracht hat doch nur auf Maskenbällen und bei St. Andrewsfeiern Erfolg gehabt; die nationale Beziehung hat sich so sehr verflüchtigt, daß man jetzt sogar daran geht, eingeborene indische Regimenter in schottische Uniformen zu stecken. Man unterschätzte die Ausdehnungsfähigkeit der Mode gewaltig, weil man ihren historischen Ursprung und ihren Wesensgrund nicht kannte. Erst seitdem wir wissen, daß die lokalen Trachten der hessischen Bauern oder der Halloren oder der Pikarden nur die Modifikation längst abgekommener allgemeinerer Trachten sind, können wir die Natur und Entwicklung der Modegemeinschaften richtig erfassen. Eine von der allgemein üblichen stark abweichende Nationaltracht beweist immer, daß zu einer gegebenen Zeit der Anschluß an die Kulturgemeinschaft noch nicht hergestellt war oder daß eine Zeit lang diese Gegend nicht Schritt hielt mit dem allgemeinen Kulturfortschritt. Thucydides war sich bereits darüber klar, daß die Tracht der Lokrer, Ätolier und Akarnanier eine ältere allgemein-griechische Mode bewahrte. (I, 5 und 6.)

§ 143. Politische und soziale Förderungen des Modewechsels.

Den Anforderungen, die wir an Wohnung, Kleidung, Hausgerät, Gebrauchs- und Luxusgegenstände aller Art stellen müssen, kann auf verschiedene Art genügend entsprochen werden. Bei jeder Lösung dieser alltäglichen Aufgaben bleiben gewisse Unbequemlichkeiten bestehen; wir müssen sie aber in den Kauf nehmen, weil da-

[1]) In der Periode des Weltverkehrs ist es unmöglich, daß jeder Ausländer in Deutschland durch seine Kleidung auffällt oder daß wir uns für jeden kurzen Aufenthalt im Auslande neue ungewohnte Kleider anschaffen, wie Goethe, als er nach dem galanten Leipzig kam.

durch oft höheren Zwecken (gesellschaftlichen Abstufungen, Klasseninteressen, Eindrücken auf das andere Geschlecht, sozialen Auffassungen, Berufspflichten[1]), besser gedient wird. Jede Mode ist ein allgemein akzeptierter Kompromiß zwischen bequemer rationeller Befriedigung des physischen Bedürfnisses und solchen sozialen Beziehungen, die zugleich ihren symbolischen Ausdruck finden sollen. An der auch schon wieder außer Mode gekommenen Ereiferung deutscher Damen für „Reformkleider" ließ sich das deutlich beobachten. Ästhetische Urteile sprechen zwar auch mit, beugen sich aber leicht stärkeren Interessen anderer Natur; ebenso sind Sparsamkeitserwägungen für die Mode nur von geringer Bedeutung. Was ist nicht alles geschehen, um die Einführung der europäischen Frauenkleidung in Japan statt der entzückenden Nationaltracht zu verhindern? Selbst die Frau des amerikanischen Präsidenten Cleveland hat an der Spitze der amerikanischen Frauenwelt die gesundheitschädlichen Folgen der westlichen Kleidung dargelegt. Es half alles nichts; unwillkürlich behandelt ein Japaner seine europäisch gekleidete Frau ritterlicher, weil sie europäisch gekleidet ist und damit ihren Anspruch auf die gesellschaftlichen Privilegien unseres Kulturkreises dokumentiert. Der entschiedene Gegner der europäischen Kleidung für Japanerinnen, B. H. Chamberlain, muß doch zugeben, daß die häßlichen Roben, die man in Japan zu sehen bekommt, eine „solche mächtige moralische Wirkung haben". Rundköpfe und Kavaliere, Hüte und Mützen konnten auf Grundlage dieser, sozialen Rücksichten entsprechenden Modeverschiedenheiten den Gegensatz politischer Parteien bezeichnen. In den kleineren Städten der östlichen Provinzen Preußens wurden noch vor dreißig Jahren die Ackerbürger nach ihrem Sonntagsstaat als Blauröcke bezeichnet, wenn man sich über ihre Opposition gegen jeden Fortschritt des Gemeinwesens ärgerte. In unserer Männerkleidung tragen wir, ohne es zu wollen, den allgemeinen Sieg der Ideen von 1789 zur Schau. Vergebens haben die jeunesse dorée und der wieder eingesetzte Kurfürst von Hessen die Herrschaft der demokratischen Mode zu durchbrechen gesucht. Denn bei der Mode kommt es nur darauf an: Ist die Suggestion stark genug, wird die Neuerung in dem betreffenden Kreise genügend nachgeahmt? So bis auf Kleinigkeiten genau wie bei den Uniformen des Militärs sind die Vorschriften der Mode niemals; sie lassen auch den folgsamsten Individuen noch immer einen freien Spielraum zur Auswahl und Betätigung des eigenen

[1]) Sogar zuweilen politischen Ideen wie beim Chinesenzopf und der Kokarde, dem Kalabreser und der roten Kravatte. Ratzenhofer (Politik I, 175) sagt stark übertreibend: „Nur der politische Charakter der Mode erklärt ihre tyrannische Macht." Er denkt sich Nationalkostüme fälschlich von Modenwechsel frei.

Geschmackes. Die richtige Benutzung dieser Freiheit wird anerkannt, wenn das Resultat als „elegant“ oder „distinguiert“ oder „geschmackvoll“ bezeichnet wird. Die Molekularbewegung, die dadurch in die Modegemeinschaften kommt, summiert sich mit Hilfe des Nachahmungstriebes allmählich zur Abwandlung der Mode. Der Prozeß vollzieht sich um so schneller, je größer und verkehrsreicher die Gemeinschaft ist. Krefelder Kravattenmuster verbreiten sich über die ganze Welt. Da nun aber auch der Glanz der Distinktion leicht verloren geht, so bedarf es, um diesen Firnis wieder zu beschaffen, eines schnellen Wechsels der Mode in radikalerer Auffälligkeit. Faguet hat die Beobachtung gemacht, daß es im heutigen Frankreich 12—15 Jahre dauert, bis etwas Neuaufgekommenes sich genügend weit verbreitet hat, um den führenden Schichten überdrüssig zu werden[1]), so daß ein neuer Vorsprung gewonnen werden muß. In bezug auf Damentoiletten vollzieht sich der Umschwung mit Hilfe der Konfektionäre und Modejorunale sogar von Saison zu Saison. Mit schnellem Wechsel ist Modeluxus gegeben; es stellen sich als unausbleibliche Folge die Modetorheiten ein, von denen die Revolutionszeit die ergötzlichsten Beispiele gezeitigt hat. Vor allem aber ist die harmonische Anpassung unserer ganzen häuslichen Umgebung an eine uns augenblicklich zusagende Geschmacksrichtung nicht mehr möglich. Ein unruhiger, eklektischer Zug ist unserer Lebensführung aufgeprägt. Es kann aus unserer Modegemeinschaft nicht mehr ein so unser Lebensbehagen erhöhender, unserer eigenen Vergangenheit entsprechender Stil herauswachsen wie noch zur Zeit Ludwigs XVI. Vergebens ködert uns das Kunstgewerbe unserer demokratischen Zeit mit Anpreisungen „stilvoller“ Einrichtungen. Noch hat uns auch die Moderne“ keine der Allgemeinheit zusagende Lösung des Problems der äußeren Ausgestaltung unserer Existenz geliefert. Unser nun schon seit langer Zeit ungestilltes Sehnen hat uns für die typischen Erzeugnisse sich mehr auslebender früherer Zeiten empfänglicher gemacht. Allmählich schafft uns wohl auch die eifrige Bemühung von so vielen begabten Künstlern, die sich der Aufgabe widmen, eine in weiten Kreisen des Mittelstandes beliebte Zimmereinrichtung, die für lange Zeit die Basis der feinen Nuancierungen einer vernünftigen Mode werden kann. Solange aber dieses Ensemble noch nicht wiederhergestellt ist, kann auf jedem einzelnen Gebiete die Mode so schnell wechseln, daß es sehr beschwerlich wird, ihr genau

[1]) Montaigne übertreibt witzig, wenn er (Livre I cap. 43 u. 48) behauptet, daß in Frankreich die Damenmoden jeden Monat und die Modemeinungen in 15 bis 20 Jahren zwei- bis dreimal wechseln. Aber es wäre ein Irrtum, zu glauben, daß die Moden im 16. Jahrhundert viel standhafter waren als jetzt. Wir täuschen uns leicht darüber, weil wir das Altmodische nicht mehr als nur zeitweilige Veränderung erkennen und es daher für einen Brauch, eine Sitte, einen Stil aufzufassen geneigt sind.

zu folgen. Dann bildet sich eine etwas indifferente Modegemeinschaft aus, die zwar die Wandelungen zum Teil mitmacht, aber keinen Wert darauf legt, „streng modern“ zu erscheinen. Wer sich von keiner Beschwerlichkeit der Modelaunen zurückschrecken läßt und lieber andere Aufgaben darüber vernachlässigt, gilt dann als Gigerl oder Stutzer, bei den Engländern als Dude oder Dandy[1]). Auf ihre Kosten ergeht sich der Witz in unseren Witzblättern, die immer die Interessen des Mittelstandes vertreten; ihre Karikaturen rechtfertigen die Freiheit, die sich andere in Sachen der Mode nehmen, mit ästhetischen Gründen. So wird à la mode zuletzt gleichbedeutend mit extravagant und verächtlich. Wir verdanken es den geschmack- und schamlosen Verirrungen der Incroyables, Sauvages und Merveilleuses der Revolutionszeit, daß wir gegen Modelaunen schlimmster Art widerstandsfähiger geworden sind. So plötzliche Veränderungen, wie sie Isabella von Bayern in ihrem Übermut einführte, als sie 1385 als Königin von Frankreich mit einem hohen Kegelbau auf dem Kopfe in Paris einzog und das allgemeine Gelächter der Zuschauer erregte, sind zunächst nicht wieder zu befürchten.

Das plötzliche Emporkommen einer Tyrannis, einer persönlichen Autorität, eines Standes begünstigt den Modewechsel. Der feste Zusammenhalt einer Aristokratie hält ihn in engen Schranken, bis dann der gefestigten Tradition des Geschmackes der Überdruß der „sich ausleben“ wollenden entgegentritt und die Verachtung der geltenden Formen zur Schau zu stellen wagt. Allmählich dringt dann die sich zurückgezogen haltende „Bohême“ als ein belebendes Element in den Salon und schafft eine neue Mode aus dem, was früher „Laune,“ Marotte,“ „Extravaganz,“ „Stilwidrigkeit“ war. Das Werther-Kostüm, die Pekesche, der Byron-Kopf, der Demokraten-Bart sind dem Historiker geläufige Beispiele für dieses Allgemeinwerden des früher Absonderlichen, gesucht Modefeindlichen.

§ 144. Übernahme der Moden von andern Völkern.

Daß Griechen und Römer sich fremden Lebensgewohnheiten „akkommodierten“, ist bekannt genug[2]); das so überaus unzweckmäßige Triklinium, der semitische Name für den jonischen χιτών und

---

[1]) Die französische Sprache hat bezeichnenderweise keine eigene Bezeichnung für den Modenarren, sondern hat das englische dandy übernommen. In den Ausdrücken „Geck“, „masher“ ist berechnete Gefallsucht dem weiblichen Geschlecht gegenüber mitgetroffen.

[2]) Von der schönen Kleidung der athenischen Frauen, über deren Ursprung eine Mythe kursierte, sagt der in diesem Falle besonders urteilsfähige Herodot (V, 88): „Eigentlich genommen ist diese Kleidung nicht ursprünglich jonisch, sondern karisch.“

die Herübernahme des Diadems und der Hosen von den Persern genügen als Beweis. Dann wurde Konstantinopel tonangebend für die Mode. Im späteren Mittelalter bildete die Loire und die Lombardei die Südgrenze einer europäischen Modegemeinschaft, der sich Böhmen erst im 14. Jahrhundert anschloß. Die Wechselwirkung zwischen der Prachtentfaltung am französischen Hofe und in Burgund brachte Coiffüren, Schnabelschuhe, Knöpfe, Schleppen und Rockschöße in die europäische Kleidung. Der Konservatismus des puritanischen Englands und Amerikas bot gelegentlich die Anlehnung für Vereinfachung. Die sogenannten Volkstrachten Europas sind erst aus der Unmöglichkeit, allen Abwandlungen dieses modernen Modegebietes zu folgen, hervorgegangen.

Ist in der Entwicklung der Mode irgendwie ein längerer Stillstand eingetreten, so daß an die Wahrscheinlichkeit einer Änderung nicht mehr gedacht und das Bestehende als selbstverständlich empfunden wird, so ist für den betreffenden Kreis ein „Brauch" oder eine „Sitte" gewonnen, die als wertvoller Besitz der Gemeinschaftlichkeit geschätzt und dem „Verächter", der die Befolgung verweigert, nötigenfalls als Pflicht aufgezwungen wird. Diesen Zusammenhang der konventionellen Formen der Gesittung mit den Abwandelungen der Mode haben schon die weitgereisten alten Sophisten erkannt. Aristophanes hat die altherkömmliche Lebensführung mit den Waffen des Spottes und der Entrüstung (wie so mancher laudator temporis acti nach ihm) gegen „die neue Mode" verteidigt. Der Kampf der alten und der neuen Mode, der durch die verschiedenen Gesichtspunkte der Alten und der Jungen belebt wird, ist ein mit Hilfe von Bildern, polizeilichen Kleiderordnungen und Satiren über den Modeteufel, gelegentlich auch aus Chroniken, wie der Limburger, und neuerdings aus Journalen für die galante Welt, leicht zu verfolgender Einschlag der geschichtlichen Entwicklung; am freiesten hat sich, wie Burckhardt gezeigt hat, die Renaissance in Italien von diesem die Persönlichkeit einengenden Bande der Kulturgemeinschaft zu halten gewußt; es war das eine Seite des Durchbruchs des Persönlichkeitsgefühls.

Die auf Weltreisen leicht zu machende Beobachtung, daß unter den oberen Klassen der Einfluß der europäischen Mode überall so weit reicht wie der Kulturkreis, während Rassenunterschiede der kontagiösen Verbreitung keine Grenze setzen, berechtigt zu einer Generalisierung, mit Hilfe deren Frobenius für längst vergangene und sonst unbezeugte Kulturzusammenhänge Westafrikas schöne Resultate erzielt hat[1]), und die uns gestattet, auch für das Mittelmeerbecken eine der mykenischen noch vorausgehende, räumlich weit

[1]) L. Frobenius, Der westafrikanische Kulturkreis. (Petermanns Mitteilungen, 1897 (S. 225 u. 262) und 1898 (S. 193 u. 256).

ausgedehnte sogenannte ägäische Kulturperiode anzusetzen. Man muß nur die Vorsicht anwenden, das Walten dieses Verbreitungsfaktors auf allen erreichbaren Gebieten der materiellen Kultur zu erforschen und nicht auf Einzelheiten, bei denen immerhin der Zufall mitspielen kann, voreilige Schlüsse bauen. Wichtig ist vor allem die Erkenntnis, daß dieser die Menschen jedes Kulturkreises durchdringende Assimilationstrieb durch autoritatives Eingreifen wohl beschleunigt, aber kaum unterdrückt werden kann. Gustavs III. und Kaiser Pauls Verbote haben nicht verhindert, daß die Sansculottenmode in Schweden und Rußland Eingang fand. Peter der Große, Sultan Mahmud II. und der jetzige Kaiser von Japan haben durch „Empfehlung" den Übergangsprozeß sehr beschleunigt. Aber selbst wo solch bewußtes „politisches" Eingreifen nicht Platz gegriffen hat, sondern eher Abneigung herrschte, die Mode mitzumachen, ist die Schnelligkeit der Adaption namentlich beim männlichen Geschlechte (wir werden noch sehen, warum gerade bei diesem) erstaunlich. Die 1791 zum Durchbruch gekommene neue französische Herrenkleidung hatte ihre Herrschaft in Mitteleuropa erlangt, als König Friedrich Wilhelm III. von Preußen 1797 im Bade Pyrmont in der neuen Tracht erschien. Das europäische Zimmer für den Hausherrn, europäische Küche und Eßgeräte, europäisches Schreibmaterial und Buchbinden, das arabische Zahlensystem und der gregorianische Kalender lassen sich trotz ihrer Kostspieligkeit oder trotz der Brauchbarkeit der anders gearteten Tradition nicht mehr in ihrem Siegeslaufe durch die ganze Welt aufhalten. Alle Kleiderordnungen des 16. Jahrhunderts in Deutschland beweisen schon durch ihre häufige Wiederholung, wie unaufhaltsam der Zug zur Assimilierung war. Es wäre wünschenswert, festzustellen, wie schnell sich der Zopf vom preußischen Militär über die Zivilbeölkerung Mitteleuropas verbreitet hat. In unseren allgemeinen Kulturgeschichten begnügt man sich meist mit abgerissenen Notizen, wann und wo eine neue Mode zuerst aufgekommen sein soll und wann sie in einzelnen Ländern Nachahmung gefunden hat. Abgesehen davon, daß diese sich von Buch zu Buch schleppenden Angaben meist nicht zuverlässig sind, läuft auch eine falsche Allgemeinvorstellung des Verbreitungsmodus mit unter. Die Verfasser denken gewöhnlich an ein Durchsickern des Neuen, so daß es von Kulturzentren aus immer in langsamerem Tempo und mit vermindertem Druck nach entlegeneren Gegenden fortgeleitet worden ist. Das entspricht der Wahrheit in den lehrreichsten, weil kontrollierbaren, Fällen der Verbreitung neuer exotischer oder raffinierter Genußmittel im 16., 17. und 18. Jahrhundert nicht; bei Tabak, Kaffee, Thee, Chokolade, Kurry, Punsch, Schnaps, Champagner und Gänseleberpasteten war es anders. Wir wollen uns des Beispiels des Tabaks als Illustration bedienen. In Japan wurde das Rauchen

des Tabaks, den die Portugiesen um das Kap herum nach Ostasien brachten, schon 1605 eine so allgemeine Mode, daß dort Pflanzungen angelegt wurden. Ein japanischer Arzt verzeichnete 1607 in seiner Familienchronik: „Ein Gegenstand namens Tabako (die Japaner haben den portugiesischen Namen rezipiert und bis heute unverändert beibehalten) ist neuerdings Mode geworden. Die breiten Blätter werden geschnitten und angezündet und der Rauch wird geschluckt." Ein anderer schrieb schon 1605: „Tabak ist importiert und gepflanzt worden. Die Bewohner der Hauptstadt wetteifern darin, ihn zu inhalieren, und allmählich hat er sich über das ganze Reich verbreitet." In Deutschland wurde dagegen das Rauchen erst 1620 durch eine Zittau garnisonierende Kompanie Engländer bekannt. Der Reisende und Naturforscher Pallas hat aus dieser frühen Verbreitung des Rauchteufels in Ostasien geschlossen, daß der Tabak den Chinesen schon vor der Entdeckung Amerikas bekannt gewesen sein muß und daß die Holländer ihnen die Tabakspfeife nachgemacht haben. Aber die bestimmteste chinesische Überlieferung, besonders auch Tabakslieder und die Übernahme des portugiesischen Namens beweisen, daß dieser auf dem vorausgesetzten Zeitmaße der Raumüberwindung einer Mode basierte Schluß falsch ist. Zuweilen wirft ein plötzlicher Umschlag der Mode die schönsten Deduktionen über vermeintliche, aus der Tiefe der Volksseele hervorquellende nationale Charaktereigenschaften um. Den Franzosen wurde noch nach der Julirevolution Abkehr von der Kirche und Abneigung gegen den Sport, besonders den Wassersport, als Hauptunterschied von den Engländern nachgesagt. Aber noch unter Louis Philippe wurde, wie Hillebrand ausführt, sowohl Kirchengehen wie jede Art des englischen Sports allgemein Mode. Ein berühmter Schriftsteller über die intimsten Regungen der japanischen Volksseele hat einen geistreichen Aufsatz über die Philosophie der blauen Farbe geschrieben. Er fand, daß die zarte Zurückhaltung und die milde, ruhige Klarheit, die in diesem Register der Farbentöne angeschlagen wird, dem japanischen Volkscharakter so vollkommen entspricht, daß man es nur als selbstverständlich betrachten kann, wenn alle Mädchen Tokios in blauen Röcken zur Schule gehen, wie man leicht beobachten kann. Aber schon einige Wochen später tauchten schöne rotbraune Kaschmirstoffe in Japan auf, und sehr bald hatte man Mühe, ein Schulmädchen zu entdecken, das aus Sparsamkeitsrücksichten noch das altmodische weniger kleidsame Blau trug. Auch bei Nationalsitten zeigt sich die Macht des plötzlichen Modewechsels oft aufs schlagendste, wie gerade das moderne Japan beweist.

Nach der Art des „Censors" M. Porcius Cato über den korrumpierenden Einfluß des Modeteufels zu schelten, oder über die Mode-

narrheiten zu moralisieren, steht dem Historiker am allerwenigsten zu, da er ja aus den sich nicht regelmäßig wiederholenden Änderungen das Wesen der Sache zu ergründen hat.[1])

§ 145. Die Verschleuderungen des „Unmodernen".

Die Werte schaffende und Werte zerstörende Gewalt des Wechsels der Mode hat in der nationalökonomischen Literatur noch nicht die Beachtung gefunden, die sie verdient[2]). Ein geübtes Auge kann leicht die Wirkung vergangener Moderichtungen an noch gebrauchten Überbleibseln aus alter Zeit studieren. Die Häuser, die in Deutschland vor 1870 gebaut sind und damals

[1]) Weder der Ästhetiker Vischer in seiner Sensationsschrift „Mode und Zynismus" noch auch Ihering im zweiten Bande seines „Zwecks im Recht" sind dem Kulturwert der Mode gerecht geworden. Wie anders der Historiker Nitzsch: „Der totale Stillstand des Handwerks, der Industrie und des Handels prägt sich in der Tatsache aus, daß die Moden des 5. Jahrhunderts für die höhere Gesellschaft des Okzidents ein halbes Jahrtausend die maßgebenden und geltenden blieben. Dem entspricht natürlich der entsetzliche Verfall der bildenden Kunst, der hier im Westen die trostlos kümmerliche Verkrüppelung der byzantinischen Kunst noch weit überholt." (Nitzsch, Geschichte des deutschen Volkes. I, 127.)

[2]) Eine rühmliche Ausnahme macht das ältere Werk des russischen Staatsrechtslehrers Heinrich Storch, das kein Geringerer als Professor Rau aus dem Französischen übersetzt und mit Zusätzen versehen hat. (3 Bände, Hamburg 1819 und 1820.) Storch führt aus eigener Beobachtung an: „Auf dem großen Markt von St. Petersburg findet sich eine Reihe von Buden mit sehr schönen Zimmergeräten, die von ihren Eigentümern teils aus Not, teils um dem Strom der neuen Moden zu folgen, verkauft worden sind. Solche, deren Gestalt nicht ganz veraltet ist, werden auf dem Platz an Leute von mittelmäßigem Vermögen verkauft, die anderen ins Innere des Landes gesendet, wo man in Hinsicht der Moden noch zurück ist." (II. 168.) Der Übersetzer macht aber einen dem Modenwechsel wegen des Verlustes an Verkaufswsert feindlichen Zusatz (III. 334). Roscher ist in seinem Lehrbuch § 425 und 428 der milderen Auffassung Storchs gefolgt. Sombart, „Wirtschaft und Mode" in „Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens" XII (Wiesbaden 1902) hält nicht, was der Titel verspricht. Die Jeremiaden über das Abfließen des Geldes nach dem Ausland infolge der neuen Moden sollten wohl einmal gesammelt werden. Eine der ältesten, stark übertreibenden teilt Macpherson, Annals of Commerce (II. 534) aus einem Buche aus dem Jahre 1713 mit. Da beklagt ein Patriot, daß seit etwa 1668 the laudable English f a s h i o n s of former times began to alter in favour of France. The women's hats were turned into hoods made of French silk, whereby every maid-servant in England became a standing revenue to the French king of the half of her wages" (?).. Auch der so verständige Philosoph Locke klagt (1672): „French wine is become a m o d i s h drink among us, and a man is ashamed to entertain his friends or almost to dine himself without it." Prächtig ist der Seufzer des Apothekers in Herrmann und Dorothea über den Wechsel der Mode zu Ungunsten seiner Gartenzierrate:

„Ich gehe verdrießlich
Kaum mehr hinaus; denn alles soll anders sein und geschmackvoll,
Wie sie's heißen, und weiß die Latten und hölzernen Bänke;
Alles ist einfach und glatt; nicht Schnitzwerk oder Vergoldung
Will man mehr, und es kostet das fremde Holz nun am meisten."

Wir haben ja neuerdings einen Umschwung des Geschmackes in Deutschland erlebt, der fast wie eine Wiederholung der hier beklagten „Richtung" erscheinen könnte.

den Ansprüchen der besseren Kreise vollkommen Genüge taten, müssen entweder „modern“ hergerichtet oder um einen geringeren Mietszins an diejenigen überlassen werden, die mit altmodischen Zimmern zufrieden sind. Eine sozial oder ökonomisch tiefere Schicht kann, ohn selbst zu steigen, in die von den fortgeschrittenen Führern der Lebenshaltung aufgegebenen Räume einrücken. In den festgebauten Stadtschlössern des schottischen Adels aus der Zeit der Maria Stuart wohnen jetzt die ärmsten Leute Edinburgs, für die man neue Wohnungen in so zentraler Lage zu einem ihnen erschwinglichen Mietspreise überhaupt nicht herstellen könnte. Das Potsdamer Viertel hat aufgehört, „Geheimratsviertel“ zu sein, seit unsere modernen Mietskasernen auf Charlottenburger Grund und Boden entstanden sind; Modistinnen genießen an heißen Sommerabenden den Balkon, der einst als Kriterion des „hochherrschaftlichen“ Charakters dem Steinkoloß angeklebt wurde. In die unmodern gewordenen Roben englischer Damen kleiden sich Fabrikmädchen an Sonn- und Feiertagen; „gebrauchte, aber noch gut erhaltene Möbel“ bilden eine ständige Rubrik der Verkaufsanzeigen. Dampfer, die einst als bewunderte Luxusschiffe den atlantischen Ozean kreuzten, werden jetzt auf Zweiglinien aufgebraucht. Regelmäßig fortschreitender Luxus unter dem Szepter der Mode ist ein Gewinn für die unteren Klassen; jede Reduzierung in der Befriedigung eines materiellen Bedürfnisses auf das einfach Unumgängliche, das gerade noch Zweckentsprechende verhindert die nachgiebige Adjustierung der Verteilung der brauchbaren Gegenstände nach der Sukzession der Moden von Oben nach unten. Folgen die unteren Klassen den Abwandlungen der herrschenden Mode zu schnell nach, so beschleunigt das den Modenwechsel der Vornehmen; früher suchten sie sich durch polizeiliche Kleiderordnungen und Luxusverbote gegen diese soziale Nötigung zu unnötigem Aufwande zu schützen; jetzt hilft man sich mit billigem Materiale und durchgreifenderen Änderungen des Schnitts. Stellt sich dagegen bei geringer Verkehrsentwicklung ein Stillstand der Mode ein, so ist das Forterben von Luxus- und Gebrauchsgegenständen von einer Generation auf die andere möglich. Solides Material und Stoffvergeudung werden allgemeiner. Dann verfällt die Mode auf unpraktische, ja hinderliche Trachten wie die Mühlradkragen und Sammtanzüge bei uns, die langen Fingernägel bei den Chinesen; die Perücke konnte sich als Würdenabzeichen bei den englischen Richtern und den Galakutschern bis heutigen Tags erhalten. Luxussteuern können einer vornehmen Mode ihre Lebensdauer künstlich verlängern[1]); oder alte in entlegenen Gegenden noch erhältliche Erzeugnisse einer früheren Periode können ihrer „Echtheit“ wegen

[1]) Schon 1692 schrieb Locke: „Things of fashion will be had, whatever they cost, and the rather because they are dear.“

wieder besonders begehrenswert erscheinen, wie wenn man im Eßsaal eines reichen Ingenieurs auf Bauernstühlen aus dem 16. Jahrhundert sitzt. Wenn die Mode des Archaisierens um sich greift, oder wenn Rückkehr zur Natur die Losung ist, dann hat eine bestehende Mode ihre Abwandlungsfähigkeit verloren. —

§ 146. Die Launen des „Zeitgeistes".

Wie wir in Wohnung und Kleidung, wenn wir essen, Besuche machen und Besuche empfangen, an die in unserem Kulturkreis grade vorwaltenden Lebensformen gebunden sind, so sind auch unsere höheren intellektuellen, religiösen, moralischen und Persönlichkeitsinteressen bis zu einem gewissen Grade in den kurzen Moment des historischen Werdegangs verflochten, den wir erleben. Tausend Rückwirkungen einer allumfassenden idealen Gemeinschaft nach Maßgabe der ihr gerade jetzt zustoßenden Veränderungen werden uns fühlbar, wenn wir über die Zusammenhänge unserer Lebensbedingungen nachdenken. Wir nennen die Summen dieser uns zum Teil beeinflussenden Kollektivpotenzen mit einem in allen Sprachen sehr unbestimmt gehaltenen Ausdrucke: unsere Zeit.

Den wie die Mode beweglichen Teil dieses Kräftekonglomerats bezeichnen wir als herrschende öffentliche Meinung. Wie bequem und vorteilhaft es für unser Individualinteresse ist, wenn wir uns ihr anschließen, werden wir leicht inne, sobald wir in einer uns wichtigen Frage mit Bewußtsein und durch Handlungen die Übereinstimmung mit der uns umgebenden Interessengemeinschaft aufgegeben haben. Wir bemerken dann, wie jedes Individuum, das sich für die vorliegende Frage interessiert, sei es auch nur als Zuschauer, in uns zunächst die Brauchbarkeit zur Erweiterung des Kreises der Begünstiger der vorwaltenden Meinung beurteilt. Im Meinungsausgleich über die großen öffentlichen Angelegenheiten erwirbt sich nämlich jede Gemeinschaft Kraftgefühl zum Angriff und Sicherheitsgefühl gegen Überwältigung oder Überrumpelung. In den Kampf, der um Qualitätsgüter, um ideale Zwecke geführt wird, kommt ein verunreinigendes Quantitätsmoment, weil nur dadurch die Unwiderstehlichkeit verbürgt werden kann. Breite Entfaltung und übertriebene Kraftäußerung sind von Entscheidungen der öffentlichen Meinung unzertrennlich. „Populäre Eindrücke kennen kein Maß in Besorgnis und Hoffnung, in Zuneigung und Haß"[1]). Die öffentliche Meinung ist ein auf zum Teil unbewußten Interessenverflechtungen berührendes und deshalb unberechenbar fluktuierendes Kraftelement der geschichtlichen Bewegung; nur nach leicht verständlichen Gesichtspunkten, nach einleuchtenden, mit der Wohlfahrt der

[1]) Ranke, SW. XV. 201, bei Gelegenheit der Antipathien gegen den Earl of Buckingham.

Gesamtheit scheinbar verbundenen Bedürfnissen der momentanen Situation kann sie sich richten. Eine Tatsache, wie der Brand von Moskau, oder das Attentat Nobilings setzt plötzlich die Geister und die Herzen in eine große Bewegung, vor der nichts stand hält. „Denn das ist die eigentümliche Macht der öffentlichen Meinung in einer Nation, daß sie auch die ergreift und mit sich fortreißt, gegen die sie Partei nimmt[1].“ Heinrich II. von England hat sich am Grabe Beckets als reumütiger Büßer geißeln lassen und die vielumstrittene geistliche Gerichtsbarkeit zugelassen. Kaiser Heinrich IV. hat sich in seinem Kampfe mit den Sachsen und dem Papste plötzlich von dieser unheimlichen Macht der öffentlichen Meinung umgeben. Er durchbrach den Wall durch seinen Gang nach Canossa.

Die öffentliche Meinung ist wie ein Vitalsinn der Gemeinschaftlichkeit; von der verborgensten Stelle kommt ihr das Anzeichen einer Unpäßlichkeit und die Ahnung einer drohenden Gefahr. Die Kraftanstrengung ihrer Reflexbewegung steht deshalb oft in gar keinem Verhältnisse zu dem Reize, der die Veranlassung bot. Wie man ein Tier necken und dadurch in Wut setzen kann, so kann man auch durch Erregung der öffentlichen Meinung gewaltige Ausbrüche der Leidenschaft hervorrufen. Enthüllungen, ja sogar Fälschungen und erfundene Erzählungen, wie bei den Chinesen, daß die Christen die Augäpfel von Kindern für ihre Medizin verwenden, oder in Ungarn und Deutschland, daß die Juden einen christlichen Knaben als Osterlamm schlachten, haben oft die öffentliche Meinung blitzschnell entflammt. Gemeine Selbstsucht aufzeigen, Verrat hindern, die verfolgte Unschuld retten wollen, ist das beliebte Rezept der publizistischen Brunnenvergifter zu allen Zeiten gewesen. In den unkritischen Zeiten des Mittelalters jedenfalls mehr als heutzutage, wo in jedem Falle die Gegenmine schnell gelegt und wirksam gemacht werden kann[2]. Aber noch am Ende des 19. Jahrhunderts gab es in Frankreich Professionels de l'outrage wie Rochefort, die von Zeit zu Zeit ihre Gemeinschaft durch Agitation in konvulsivische Zuckungen versetzen.

Damit die öffentliche Meinung sich äußern und in Tätigkeit setzen kann, bedarf es bei einer großen Zahl von Zusammengehörigen des Bewußtseins eines Interessengegensatzes innerhalb oder außerhalb ihrer gegebenen Gemeinschaft. Ist in der Verstellungswelt vieler Menschen dieses Bewußtsein vorhanden, so findet jede Berührung eines so erweckten Sensationsgebietes eine schnelle Fortleitung und starke Rea-

[1] Ranke, S. W. XVII, 259. Das Gemeingefühl der puritanischen Armee akkommodierte sich der Auffassung der ihr feindlichen Bourgeosie.

[2] Wie wenig scharfsinnig und widerstandsfähig eine noch nicht mit dem Sinne für historische Kritik vertraute Gemeinschaft Sensationsnachrichten gegenüber ist, habe ich in Japan oft beobachten können. Selbst Staatsanwälte bissen auf plumpe Erpressungslügen an.

gibilität. Wunderbar wirkende Schlagwörter kommen in Umlauf und reißen fast jedermann zu den unsinnigsten Folgerungen fort. „Ketzer", „Hexe", „Aristokrat", „No popery", „Gründer" waren solche Schlagwörter, die zu ihrer Zeit das instinktive Gemeingefühl der Massen blitzschnell „auslösten". Das englische Motto: right or wrong, my country ist ein deutlicher Fingerzeig, daß es für die öffentliche Meinung nicht um abstrakte Ideale wie Gerechtigkeit, sondern um die praktische Wohlfahrt der Gemeinschaft handelt. Der Privatsekretär des Herzogs von Aumale, Auguste Laugel, hat in seinem bewunderungswürdigen Buche über die Engländer schon 1871 die Beobachtung niedergelegt: „Ihr aufrichtiges Urteil wird abgelenkt, ihr zartes Gewissen verhärtet sich, wenn ein Feind oder selbst ein Nachbar in Frage kommt. Kaum hat dann ihr Patriotismus das Alarmsignal vernommen, und die unwiderstehliche Gewalt des Instinktes reißt jedes Herz fort. Unter dem stillen Druck der sieghaften Leidenschaft beugen sie sich alle und wenden sich demselben Zielpunkte zu. Kein Befehl, keine Anleitung wird gegeben. Ein einziger Wille durchzuckt im Augenblick die ganze Nation. Die Presse und die Rednerbühne fügen sich diesem Willen, sie leiten ihn nicht. Alle Parteien sprechen zwar nicht in derselben Sprache, aber im Geheimen sind sie einig. Gerade ihre Dispute dienen in solchen Momenten als Werkzeuge der gemeinsamen Leidenschaft"[1]). Wir haben es ja 1896 bei dem Telegramm des Kaisers an Krüger erlebt, wie eine kräftige öffentliche Meinung sich äußert. Es gibt aber in jeder europäischen Nation noch Gegengewichte gegen diesen Druck; auch Amerika hat den Zustand des brutalen Knownothingtums bereits überwunden.

Der Umfang des Erscheinungsgebietes der sich spontan äußernden öffentlichen Meinung entspricht der Verbreitung des angeregten Interessenkomplexes. Je ausgedehnter die berührte Gemeinschaft, um so gewaltiger ist die Resonnanz des Widerhalls und die Wirkung. Ranke hat das Axiom ausgesprochen: „In den Zeiten einer wichtigen Entscheidung wird die öffentliche Meinung von Europa allemal eine unzweifelhafte Hinneigung offenbaren. Glücklich der, auf dessen Seite sie sich schlägt; seine Unternehmungen gehen ihm noch einmal so leicht vonstatten"[2]).

§ 147. Der Umschlag des Zeitgeistes.

In bezug auf die schlagfertige Reagibilität der öffentlichen Meinung gegenüber den Veränderungen der Situation lassen sich drei Stadien unterscheiden: 1. In den bewegten Zeiten großer Ereignisse, in einem Momente, „in welchem Leben und frischer

[1]) Mir ist augenblicklich nur die englische Übersetzung von Prof. Hart zur Hand. England, political and social (New York 1874). S. 41 f.

[2]) S. W. 38, S. 132.

Atem der Menschheit ist", konzentriert sich die Aufmerksamkeit gewöhnlich so sehr auf einen Punkt, daß alles, was von dieser Richtung abliegt, wenig beachtet wird, z. B. 1878 der Untergang des „Großen Kurfürsten" in der Erregung über das zweite Attentat. In den Stürmen der Revolutionskriege beachtete man es gar nicht, daß die ökonomische Selbständigkeit der Bistümer und die Reste ihrer korporativen Stellung in dem Konkordate, das der Papst 1801 mit Napoleon schloß, preisgegeben wurden. Die Vorgänge in Ems am 13. Juli 1870 zogen die Augen der Welt von der am gleichen Tage in Rom stattfindenden Verkündigung eines neuen Dogmas ab. 2. In stillen, stockenden Zeiten, wenn das Leben der Menschen ganz in Alltäglichkeiten aufzugehen scheint, wirkt jede Sensationsnachricht mit ungewöhnlicher Macht. Da regt man sich über jede angebliche Kundgebung eines „Kaziken", über jede Intrigue in Bulgarien auf und gibt ihr durch allgemeine Beachtung den Anschein europäischer Bedeutung. Der „Sturm im Glase Wasser" wird von den verhaltenen Explosionskräften des Gemeinschaftlichkeitsgefühls wie eine Druckerleichterung empfunden. Dann kann eine Tat wie die der Charlotte Stieglitz allgemeine Teilnahme und Bewunderung finden. Die hundertjährige Wiederkehr von Schillers Geburtstag wird ein „Ereignis", während 1849 an Goethes 100. Geburtstag keine Feier stattgefunden hatte. 3. In Zeiten ungeduldiger Erwartung einer bevorstehenden Entscheidung wird jedes Symptom, jedes Wort in dem weitesten Sinne ausgedeutet, den die Situation zuläßt. Nicht der reale Wert eines Geschehnisses für die zu erwartende Abrechnung mit den entgegenstehenden Interessen wird erwogen, sondern die erregte öffentliche Meinung drängt ihrerseits die leitenden Kreise dem gefahrdrohenden Abgrunde zu. — Eins der tragischsten Ereignisse der Weltgeschichte ist nur durch die Überspannung der allgemeinen Aufmerksamkeit in einem Momente banger Erwartung zu erklären. Als Alarich mit seinen Gothen gegen die römische Ordnung Gewalt brauchte, verlangte und erwartete die römisch-griechische Kulturwelt die strafende Vernichtung der frevelhaften Foederati, man glaubte, daß die olympischen Götter, Athene Promachius voran, den Barbaren entgegengetreten seien. Das Selbstgefühl der *Ῥωμαῖοι* empörte sich gegen die Tatsache, daß der Germane Stilicho an der Spitze des Staates stand und gegen seine Volksgenossen nicht die absolute Feindseligkeit des Kampfes auf Tod und Leben geltend machte. Da kam die Nachricht, daß Kaiser Arcadius gestorben und nur einen unmündigen Sohn hinterlassen habe. „Das Gerücht verbreitete sich, Stilicho wollte nach dem Orient gehen und dort seinen Sohn zum Imperator ausrufen lassen. Gerüchte wirken zuweilen mehr als Tatsachen[1])." Die

[1]) Ranke, Weltg. IV, I, 230ff.

Stilicho ergebenen römischen Befehlshaber wurden von ihren eigenen Soldaten erschlagen; Stilicho in Ravenna auf Befehl des Kaisers ermordet. Man traute ihm wegen seiner Abkunft selbstsüchtige Sympathien mit den Barbaren zu und ließ ihn und seine Untergebenen für dieses untergeschobene Motiv grausam büßen. — Als Karl II. von England sich endlich von Ludwig XIV. getrennt hatte und Frankreichs Feindseligkeit die englischen Protestanten in Aufregung hielt, konnten die unverschämten Lügen des Exjesuiten Titus Oates, weil die öffentliche Meinung nach der Richtung ihrer Aussagen hin empfänglich war, auf die beiden Häuser des Parlaments, auf die Jury und die Richter eine solche Wirkung ausüben, daß alle Katholiken aufs härteste behandelt, viele unschuldig hingerichtet wurden. Rankes abschließendes Urteil lautet: „Es ist gleichsam ein politisches Naturereignis, in welchem der protestantische Parlamentarismus, wie einst die republikanisch-fanatischen Sekten, so jetzt die entgegengesetzte Einwirkung der katholisch-jesuitischen Fraktion mit allen Mitteln, welche die Selbsterhaltung an die Hand gibt, von sich abwehrt"[1].) Ein Höhepunkt ungeduldiger Erwartung war ebenfalls erreicht, als die katholische Camarilla Jakobs II. das Gnadenrecht der Krone systematisch im Interesse der Katholiken anzuwenden suchte. Da wurde die Königin schwanger und genas eines Prinzen, dessen besseres Recht seine protestantischen Stiefschwestern von der Thronfolge ausschließen konnte. Niemand zweifelt heute daran, daß der Säugling ein legitimer Sohn des Königs war. Aber die öffentliche Meinung sah in dem Zusammentreffen des Familienereignisses mit dem Hervortreten der katholischen Politik der Camarilla „gleichsam einen Staatsstreich derselben, um zu einer vollberechtigten Aktion zu gelangen[2]." Man brachte Zeichnungen in Umlauf, die ganz genau anzeigten, wie das untergeschobene Kind im St. James Palaste von einem Zimmer zum andern gebracht worden war und endlich in das Schlafzimmer der Königin kam. Man konnte behaupten, daß in England damals unter tausend Menschen nicht einer an die Echtheit des Prinzen glaube. Die öffentliche Meinung war schon bei der ersten Nachricht über die Schwangerschaft der Königin mit sich einig, daß ein Prinz untergeschoben werden sollte; denn diese Auffassung entsprach dem nationalen Interesse. Wilhelm III. von Holland hat damals bewiesen, wie ein Staatsmann die momentane Wendung der öffentlichen Meinung benutzen kann. In der Periode der ungeduldigen Erwartung Deutschlands von 1840—1850 fand die nationale Forderung keinen Mächtigen, der sie erlöste. Da ließ noch im November 1849 der Geheime Legationsrat Küpfer die öffentliche Meinung nicht gelten, weil sie angeblich nur zu Modelaunen fähig

[1]) S. W. 18, S. 235.

[2]) Ranke, S. W. 19, S. 172.

war. Man staunt über das damals im Schoße der preußischen Regierung gangbare realpolitische Phrasentum, wenn man in seiner Denkschrift liest: „Der heutige Ruf nach der Einheit Deutschlands kann in den Augen des Staatsmannes nur als ein vorübergehender Volksenthusiasmus, wozu bekanntlich die Deutschen insbesondere eine Anlage haben, betrachtet werden, wenn man daneben die ganze lange Geschichte Deutschlands hält[1])." Die Grundwahrheit, daß jede Phase der öffentlichen Meinung nur solange besteht, bis sich die Situation ändert, hätte gerade den Fingerzeig geben müssen, daß man sie benützen müsse, solange sie in der für Preußen günstigen Formulierung zum Ausdruck kam. Hoffmann von Fallerslebens „Deutschland, Deutschland über alles" war damals doch bereits acht Jahre alt.

Wir haben aber das Zitat aus Küpfers Denkschrift nicht angeführt, um uns über die Selbstverständlichkeit seiner Kritik lustig zu machen, sondern um möglichst anschaulich eine Begriffsverwirrung aufzuzeigen, die im zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts wesentlich durch Welckers politische Schriften in Deutschland allgemein geworden war[2]). In jener Zeit der Vernachlässigung und Unterdrückung jedes Ausdrucks der konkreten öffentlichen Meinung ist man auf Seiten der Bewegungspartei zu einer abstrakten Verhimmelung dieses Machtfaktors fortgeschritten, indem man die im Corpus juris als Rechtsgrund der obersten Prinzipien angerufene Autorität des Consensus gentium, die ja für den einzelnen Fall nur eine Fiktion ist, damit identifizierte. Dieses Quid pro quo war damals der Schlußstein der Doktrin des süddeutschen Liberalismus. Der Historiker und Politiker muß aber wissen, daß in jeder lebendigen Gegenwart die Gunst oder Ungunst der öffentlichen Meinung dem dauernden Werte des Begünstigten oder Abgelehnten keineswegs zu entsprechen braucht, daß (anders als bei dem höheren Urteil der Nachwelt und der Weltgeschichte) der Ausschlag nach Maßgabe der Attraktionskraft der hervortretenden Interessengegensätze gegeben wird, daß gerade in dem unsteten Wallen und Wogen der öffentlichen Meinung das Lebensgefühl jeder Generation einer Gemeinschaft sich entfaltet. Das Gesamtbewußtsein ist naturgemäß wandelbar, weil es eine Energiepotenz, kein abschließendes Werturteil ist; es ist ein aus der unübersehbaren, unermeßlichen Masse der Willensakte der Einzelnen, von denen jeder nach Hegels Ausdruck das „unendliche Recht" hat, „sich selbst in seiner Tätigkeit und Arbeit befriedigt zu fühlen", zusammengesetzter Impuls, also zunächst wesentlich subjektiver Natur. Weil

[1]) Veröffentlicht in der Historischen Vierteljahrsschrift 1902. S. 3f.

[2]) Zur leichten Orientierung verweisen wir auf den Artikel: „Öffentliche Meinung" in dem 1848 erschienenen 31. Bande von „Meyers Großem Konversationslexikon".

aber die Individuen, die in einer Gemeinschaft leben, nicht nur wie die Bienen oder Herdentiere unmittelbare („biologische") Lebensinteressen haben, sondern mittelst der erweiterten Persönlichkeit, die in jedem lebt, intellektuelle Schlüsse ziehen, so kommen ihre Vorstellungen, ihre Meinungen von der Nützlichkeit, moralischen Berechtigung, Zweckmäßigkeit jeder vorliegenden Möglichkeit einer Aktion, also auch objektive Erwägungen in Betracht. Die Bildung der öffentlichen Meinung ist nichts als die Zusammenfassung dieser interessierten Privatmeinungen an dem Anhalt der Vorstellungen von der vorliegenden Situation und nach dem Gesichtspunkte der sich vollziehenden Ereignisse; also eine Kraftgruppierung, die in Wirksamkeit gesetzt werden kann. Das hat schon Hegel klar erkannt, als er den Satz formulierte: „In allen Zeiten war die öffentliche Meinung eine große Macht, und ist es besonders in unserer Zeit, wo das Prinzip der subjektiven Freiheit diese Wichtigkeit und Bedeutung hat." Ranke aber hat 1834 den Sachverhalt an einem Wendepunkte der öffentlichen Meinung in einer seiner gehaltvollen Einleitungen auf die Formel gebracht: „Nicht erst heutzutage hat die öffentliche Meinung Einfluß in der Welt bekommen; in allen Jahrhunderten des neueren Europa hat sie ein wichtiges Lebenselement ausgemacht. Wer möchte sagen, woher sie entspringt, wie sie sich bildet. Wir dürfen sie als das eigentümlichste Produkt unserer Gemeinschaftlichkeit betrachten, als den nächsten Ausdruck der inneren Bewegungen und Umwandlungen des allgemeinen Lebens. Aus geheimen Quellen steigt sie auf und nährt sie sich, ohne vieler Gründe zu bedürfen, durch unwillkürliche Überzeugung bemächtigt sie sich der Geister. Aber nur in den äußersten Umrissen ist sie mit sich selber in Übereinstimmung; in unzähligen größeren und kleineren Kreisen wird sie auf eigentümliche Weise wieder hervorgebracht und auf das mannigfaltigste modifiziert. Da ihr dann immer neue Wahrnehmungen und Erfahrungen zuströmen, da es immer selbständige Geister gibt, welche von ihr zwar berührt aber nicht so gradezu in dem Strome mit fortgerissen, energisch auf sie einzuwirken, so ist sie in unaufhörlicher Metamorphose begriffen; flüchtig, vielgestaltig; mit der Wahrheit und dem Recht zuweilen mehr, zuweilen minder im Einklange; mehr eine Tendenz des Augenblickes als eine fixierte Lehre. Häufig begleitet sie nur das Ereignis, das sie mit hervorbringt; — bildet und entwickelt sich daran; dann und wann aber, wenn ihr ein einseitiger Wille, den sie doch nicht übermeistern kann, entgegentritt, schwillt sie zu gewaltiger Forderung an. Man muß zugestehen, daß sie von den Bedürfnissen, den Mängeln in der Regel ein richtiges Gefühl hat; davon aber, was auszurichten und ins Werk zu setzen wäre, kann sie ihrer Natur nach kein reines festes Bewußtsein hervorbringen. Daher kommt es, daß sie im Laufe der Zeit sogar oft in

ihr Gegenteil umschlägt. Sie hat das Papsttum gründen, sie hat es auch auflösen helfen. In den Zeiten, die wir betrachten, war sie einmal völlig profan: sie wurde durchaus geistlich. Bemerkten wir, wie sie sich in ganz Europa dem Protestantismus zuneigte, so werden wir auch sehen, wie sie in einem großen Teile desselben eine andere Farbe empfing[1])."

Wir haben schon in einem früheren Kapitel gesehen, daß der Appell an die öffentliche Meinung das Hauptmittel ist, um für ideale Interessen die Möglichkeit der Verwirklichung zu beschaffen. Aber der Erfolg hängt nicht bloß von der Überzeugungskraft intellektueller Argumente und dem moralischen Werte der Sache ab. Vielmehr sind, wie bei der Mode, allerlei Zufälligkeiten und Launen, plötzliche Anwandlungen von Gunst und Abgunst mit im Spiel. Je ausdauernder die Bewerbung, um so größer ist die Chance eines glücklichen Erhaschens der günstigen Strömung. Ein so schneller und großartiger Erfolg, wie er den humanitären Ideen des Genfers Dunant zu teil wurde, der anfangs nur von der Genfer „Gemeinnützigen Gesellschaft" unterstützt wurde, aber schon nach 5 Jahren die Genfer Konvention herbeiführte, ist eine seltene Erscheinung. Der deutsche Philantropismus im Anschluß an Rousseaus pädagogische Ideale war eine ähnliche Gunstlaune der öffentlichen Meinung. Der jetzt in der ganzen Welt geschätzten Turnerei kam der frohe Wendepunkt erst 34 Jahre nach Jahns erstem Auftreten. Plimsoll, dem die Markierung der Ladelinie zu danken ist, die jetzt auf allen Seeschiffen englischer und deutscher Flagge prangt, konnte sich Jahrelang als Abgeordneter im englischen Parlament keine Beachtung verschaffen, bis er 1875 in ohnmächtiger Wut Beleidigungen gegen das Haus schleuderte, für die er mit Haft bestraft wurde; da wendete sich die von Mitleid entflammte öffentliche Meinung Englands seiner Idee zu. Die Temperenzler haben in Amerika und England aus eigener Kraft großen Erfolg gehabt; in Deutschland war, wie sie selbst zugestehen, — der Fahrradsport ihr wirksamer Bundesgenosse.

§ 148. „Namen zu geben der rollenden Zeit".

Trotz dieser launischen Regellosigkeit im einzelnen kann der Historiker, der einen ganzen Kulturkreis und einen großen Zeitraum übersieht, dennoch im großen erkennbare Abwandlungen der Tendenzen des allgemeinen Lebens nachweisen. Es kommt allmählich, im einzelnen kaum bemerkbar, aber im großen ganz deutlich, zu einheitlich durchgreifenden Lageveränderungen in der Struktur des Gemeinwesens, so daß wir von einer Änderung des Zeitgeistes

[1]) S. W. 37, S. 87 f. Wir haben einen großen Teil dieses Zitats schon oben S. 88 Anmerkung verwertet, um den Abstand von Soziologie und Geschichtswissenschaft zu illustrieren.

sprechen. Ganze Komplexe von früher zurückgestellten Interessen treten in den Vordergrund; besiegte Gruppen reißen wieder die Vorherrschaft an sich; die Truppen im Kampfe des Lebens scheinen nach anderen Zielpunkten orientiert zu sein. Es ist, als lebte in allen Individuen die Erfahrung, daß man in einer bestimmten Richtung zu weit gegangen sei und jetzt den Fehler korrigieren müsse; oder als ob man alle verfügbare Kraft auf bisher vernachlässigte Lebensgebiete verwenden müsse. Nach einer erregten Periode des Überganges, des Sturmes und Dranges, sehen wir alles scheinbar einmütig in neuen Bahnen. Wir legen den sich so absondernden Epochen einen bestimmten Zeitcharakter bei, um die Richtungsänderung für die historische Anschauung bequem zusammenzufassen. Um bezeichnende Namen sind wir oft in Verlegenheit. Die Griechen umfaßten die Zeit von 480—432 als eine Einheit von „50 Jahren"; uns ist der Name „Zeitalter" des Perikles für die Zeit von 470—432 geläufiger. Droysen hat der Diadochenzeit durch den von ihm geprägten Ausdruck Hellenismus einen greifbaren Indikator gegeben. Humanismus und Renaissance, Reformationszeitalter, Gegenreformation, Periode der machiavellistischen und merkantilistischen Politik, Zopfzeit, Aufklärungsperiode, Restaurationszeit, liberale Ära, Reaktionsperiode, Schutzzollperiode, Zeitalter der Entdeckungen, Feudalzeit, Territorialzeit, romantische Periode, sind solche die Signatur des Zeitgeistes hervorkehrende Benennungen. Oft benutzen wir die hervorragendsten Persönlichkeiten, um „Namen zu geben der rollenden Zeit". Voltaires siècle de Louis XIV. war für diese Art der Benennung vorbildlich.

Es sind durchgreifende Veränderungen in der Auffassung und Gestaltung des Kulturbesitzes, wodurch die verschiedene S i g n a t u r d e r Z e i t erkennbar wird. Wo sie auch immer ihren Anfang genommen haben, werden schließlich alle Länder der Kulturgemeinschaft von ihr ergriffen, alle von dem neuen Ideenkomplex aus angreifbaren gemeinsamen Tätigkeiten in den Drang der vorwaltenden Richtungsveränderung hineingezogen, wenn keine bewußte Gegenwirkung erfolgt. Da eine große Zahl zugehöriger Gemeinschaftsgebilde betroffen wird, ist das Zeitmaß der Abwandelung langsam, die Expansion von Modifikationen begleitet; der Zeitgeist erhält lokale Ausgestaltungen, wie englischer Deismus, deutscher Pietismus. Er greift nach einem entlegeneren Lande über, wenn er in seinem Ursprungsgebiete schon von einer neuen Wendung der Geister abgelöst wird. Seine Entfaltung kann gewaltsam unterdrückt, von der Masse oder den Herrschenden abgelehnt werden; aber wenn das Interesse bloß das negative ist, das alte zu konservieren, so geht auch die Befruchtung aller Geistestätigkeit, die der neue Strom mit sich bringt, für das sich abschließende Gebiet verloren. So ist es in Spanien

und dem katholischen Deutschland geschehen, als etwa um 1623 in England und Frankreich neue politische Prinzipien emporkamen. So hat sich Rußland seit 1878 vor dem europäischen Zeitgeiste abgeschlossen. Die materielle und geistige Kultur solcher Länder kommt in Rückstand, bis in einer späteren Epoche wieder dieser befruchtende Anschluß hergestellt wird. In dem Wechsel des Zeitgeistes erleben die Massen ihre Teilnahme am Kulturfortschritt.

Es sind die großen Männer einer Epoche, die einen Umschlag des Zeitgeistes heraufführen; populäre Schriftsteller und Publizisten sind die Herolde des Zeitgeistes. Voltaire, Ernst Moritz Arndt, Richard Wagner, Rousseau waren hervorragende Leiter des Zeitgeistes. Burke, Metternich und Pobjedonoszeff waren die erfolgreichsten zielbewußten Gegner des emporgekommenen europäischen Zeitgeistes. Die größten Geister ragen über die Interessensphäre eines Zeitgeistes hinaus; sie gehören allen Zeiten an. Sowie jemand sich der Signatur seiner Zeit als einer einseitigen Beschränktheit bewußt wird, bewahrt er sich seine Geistesfreiheit. Der Bildungswert der Geschichte besteht vor allem darin, daß sie zu dieser Freiheit am leichtesten befähigt. Ganz kann aber sich wohl niemand von diesem Einflusse freimachen; von Goethe stammt der Ausdruck: Die größten Männer hängen mit ihrem Jahrhundert durch eine Schwäche zusammen.

Die Entstehung und Ausbreitung je eines der verschiedenen Zeitgeister wäre das besondere Problem einer des Namens würdigen Kulturgeschichte. Bis jetzt haben Jakob Burckhardt, Rudolf Haym und Wilhelm Dilthey die besten Analysen eines Zeitgeistes geliefert. Eickens Versuch, die Weltanschauung des Mittelalters zu fixieren, ist zu systematisch und über zu viele Jahrhunderte ausgedehnt, um die wünschenswerte Lebendigkeit der Darstellung zu ermöglichen. Aber ein prinzipieller Fehler ist seine Behandlungsart nicht, wie wir bei einer späteren Gelegenheit noch spezieller betrachten werden.

So einfach ist aber das Verhältnis von Zeitgeist und öffentlicher Meinung nicht, daß man die großen Strömungen, die wir als die Tendenzen der Epoche bezeichnen können, etwa als eine einfache Aufsammlung der vorwaltenden Erregungen der allgemeinen Stimmung ansehen könnte. Dazu ist die öffentliche Meinung infolge der nie fehlenden individuellen Abweichungen zu reich an Modifikationen und infolge der leichten Beeinflussung durch sich befehdende Vorkämpfer zu wetterwendischer Natur. Die Herausbildung einer herrschenden Meinung ist ein viel komplizierterer Prozeß, als man nach der nächsten Analogie, der Zusammenwirkung vieler sich gegenseitig ergänzender und berichtigender Forscher zur Lösung eines Problems, anzunehmen geneigt ist. Auch Goethe, der den ungeheuren Erfolg

der 1795 von F. A. Wolf wieder aufgenommenen „horizontischen" Theorie über die Entstehung der homerischen Gedichte erlebte und 30 Jahre später den Widerspruch gegen die daraus hervorgegangenen Übertreibungen rein negativer Kritik wahrnahm, erklärte sich diesen aus dem Fortschritt der Erkenntnis abzuleitenden Umschwung der bei den Gelehrten herrschenden Meinung mit dem Wandel des Zeitgeistes, der gleichzeitig in der Philosophie und Literatur von Kritizismus in Romantik umgeschlagen war. Diese Verwechslung gab ihm Gelegenheit, 1826 unter dem Titel „Homer noch einmal" einige allgemeine Bemerkungen über das Wesen des Zeitgeistes und seiner Abwandlung bei der „neuen Generation" zu veröffentlichen. Aber so leicht, wie er es darstellt, ergibt sich in dem „vielerlei Widerstreit, welcher aus den verschiedenen, einander entgegengesetzten, nicht auszugleichenden Denk- und Sinnesweisen sich immer aufs neue entwickelt", der Triumph der einen Seite und das Verstummen aller ihrer Gegner nicht; noch mißlicher wäre es, den von ihm statuierten baldigen Rollentausch der Sieger und Besiegten als Regel zu erklären. Der Übergang des Zeitgeistes von Kritizismus und Aufklärung zu Romantik und Mystizismus ist nur aus den Bedrückungen der Völker Europas durch die Übermacht der in Frankreich emporgekommenen revolutionär-nationalen Impulse und Napoleons Kriegsglück zu verstehen, denen gegenüber sich das übrige Europa auf die älteren und tieferen Traditionen seiner Existenz besinnen mußte. Da wird in Spanien der alte Glaubenseifer, in Deutschland die Begeisterung für die ferne Vergangenheit, in Rußland die Hingebung an die heilige nationale Tradition wieder lebendig. Diese Wandlung des Zeitgeistes ist dann sicher den Verfechtern des Glaubens an einen „Vater Homer" zu gute gekommen. Aber als etwas sich bloß in den Köpfen der Denker vollziehendes Phänomen können wir den Wechsel des Zeitgeistes nicht gelten lassen. Vielmehr müssen wir beinahe jeden umfassenden Umschlag der Meinungen, wie z. B. in der Geschichte der griechischen Philosophie, an erschütternde Erfahrungen des allgemeinen Lebens, an die moralische Einwirkung großer politischer Entscheidungen, an die Energiebetätigung mächtiger Persönlichkeiten anknüpfen, um die Massenwirkung zu erklären. Unter den widerstreitenden Auffassungen gewinnen diejenigen ein momentanes Übergewicht, die der Situation, d. h. den durch eine wichtige Begebenheit in den Vordergrund gedrängten Interessen am besten zu entsprechen scheinen. *Erfolganbetung* und „*die allgemeine Presserin, die Not*" bringen Ordnung in das Chaos der Vorstellungen über die nächste Zukunft. Nothing succeeds like success sagen die Engländer im Vertrauen auf die Natur dieser Massenwirkung;

[1]) Am Schlusse des ersten Abschnittes von: „Auswärtige Literatur und Volkspoesie".

„Ihm ist das Loos der Schlachten zugefallen
Jedoch den Menschen hast du wohlgefallen"

war der hoffnungsvolle Trost unseres Kleist für seinen tief gedemütigten König. Beides hat seine Richtigkeit.

Die Regel wird es allerdings bilden, daß der Zeitgeist mit dem Erfolge geht. Schon der persönlich nicht interessierte Zuschauer wendet sich, wie es Goethe Katharina von Rußland gegenüber konstatiert, „vom glänzenden Erfolg hingerissen" demjenigen zu, „dessen Vorsätze wir würden getadelt haben. Wer selbst für sich zu hoffen oder zu fürchten hat, rechnet mit dem Quantum, das die eben wirksam gewordenen Kräfte in die Wagschale legen können. Dieser Kredit beeinflußt sein Urteil über die wahrscheinliche Richtung der zu erwartenden Strömung, und da es so viel bequemer ist, mit dem Strome zu schwimmen, schließen sich viele ohne gründliche Prüfung der erfolgreichen Seite an. Es ist eine wahrhafte Wechselwirkung; weil der Zug der Dinge nach einem bestimmten Ziele zu gehen scheint, bildet sich ein großer Anhang, und, weil sich dieser Anhang gebildet hat, wird die einmal eingeschlagene Richtung länger bewahrt. Hat sich erst eine Gewohnheit gebildet, so verschlägt es nichts, wenn auch einzelne Rückschläge eintreten. Partielle Abweichungen von Zeittendenzen sind es gerade, warum wir neben dem Zeitgeist die öffentliche Meinung als etwas davon nicht absorbiertes betrachten müssen. Ranke berührt diese Bewegungsfreiheit gewissermaßen eines speziellen momentanen Gesamtbewußtseins innerhalb des allgemeinen langlebigen Zeitgeistes, in einer Betrachtung über die Restauration in Frankreich: „Die öffentliche Meinung lebt von großen Eindrücken und ich möchte nicht sagen, daß sie sich immer verstehe, daß sie nicht mit ihren momentanen Bewegungen oft ihrer allgemeinen Richtung in den Weg trete[1])."

Merken wir hier gleich an, daß diese die Gunst der Menschen mit sich reißende Kraft des äußeren Erfolges auch auf das Urteil der Nachlebenden einwirkt und selbst die Stellungnahme der späteren Historiker leicht beeinflußt. In die Analyse der Erzählungen über Don Carlos flicht Ranke eine allgemeine Bemerkung ein, an die man bei der Lektüre so manches modernen Geschichtswerkes erinnert wird: „Wohl öfter haben entgegengesetzte Meinungen, begründet in der Stellung des Augenblicks wie die Parteien eine Zeit miteinander gekämpft, die Entscheidung der öffentlichen Meinung ist den Weltereignissen gemäß ausgefallen. Als die spanische

[1]) W. W. 49/50. S. 25. Es wäre sehr wünschenswert, daß sich für diese Seitenwege der Zeittendenzen innerhalb des Zeitgeistes ein besonderer Ausdruck einbürgerte. Sehr passend wäre die den Phänomenen der Mode abgelauschte Wendung „geistige Saison", die ich in E. Pfleiderers „Zum Wesen der Universität und ihrer Aufgabe als Hochschule". (Tübingen 1884.) S. 9 fand.

Monarchie erst zugrunde gerichtet war, war sie auch verdammt. Als Venedig blühte und stark war, ward es gefeiert; so wie es sich nicht mehr in den allgemeinen Angelegenheiten geltend machen konnte, erhoben sich die Feinde, trat der Tadel laut hervor, mit seinem Falle ward es verurteilt. Denn die Meinung der meisten hängt nur allzusehr von der allgemeinen Stellung und von dem Erfolge ab[1])."

Die Stellungnahme der öffentlichen Meinung und das Zutrauen des Zeitgeistes zu sich selbst wird außerordentlich erleichtert, wenn eine leitende Persönlichkeit das Ziel, das sie sich gesteckt hat, deutlich erkennen läßt. Bismarcks „nach Canossa gehen wir nicht" und Virchows Schlagwort „Kulturkampf" belebten einen Moment der deutschen Geschichte mit einem Feuer, wie es später nicht wieder in die Gemüter der Zeitgenossen gekommen ist. Das Bild der Zukunft, das damals mit der Phantasie und dem Gefühl von jedermann erfaßt werden konnte, gab dem Denken einen bequemen Anhalt, dem Wollen eine klar vorgestellte Richtung. Solche sich herausstellenden Entscheidungsfragen nennt man (wir werden im folgenden Kapitel darauf zurückkommen) objektive historische Ideen; um sie gruppieren sich die moralischen Energien der Teilnehmenden mit schwungvoller Unternehmungslust. Eine solche Idee von klarer Anschaulichkeit bot Ludwig XIV. seinen Zeitgenossen dar, als er nach dem Ryswicker Frieden Spanien als dynastische Sekundogenitur mit Frankreich verbinden, die spanischen Kolonien den französischen Handel eröffnen, sein Übergewicht in Europa als dauernde französische Vorherrschaft etablieren wollte. Ranke betont den Vorteil, den es bringt, wenn „große Stellungen, mit Entschiedenheit ergriffen, in reinem Umriß vor das Auge treten". „Durch ihre Erscheinung fällt ihnen ein Übergewicht zu, das für die Schwächeren unwiderstehlich ist"[2]). So wurde seit der Londoner Weltausstellung von 1851, der ersten und historisch wichtigsten, der Zeitgeist der Kulturwelt für industrielle und kommerzielle Verkehrserleichterungen gewonnen, durch die kaiserliche Botschaft von 1881 für die soziale Fürsorge für die Arbeiter. Wer wüßte nicht, wie stark die historische Literatur mitwirkt, um dem Zeitgeist diese belebende Klarheit über seine augenblickliche Kurve zu suggerieren! Mommsen und Droysen und Sybel haben die Verbindung von nationalen und liberalen Tendenzen aufs mächtigste gefördert, indem sie ihr „erfreuliches Wirken in der Vergangenheit" ins Licht setzten. Gramonts Erinnerung an die Monarchie Karls V. entzündete im Juli 1870 die Kampflust der Franzosen. Welchen Wert maß Bismarck im Gegensatz zu den kritischen Realpolitikern Gustav Freytag und Dubois-Reymond dem Titel „Deutscher Kaiser" bei, da sich an ihm die Phantasie des deutschen

[1]) S. W. 40/41. S. 471.

[2]) S. W. XI, 123.

Volkes einmal orientiert hatte. Der unermeßliche praktische Wert erfolgreicher historischer Belehrung ist so einleuchtend, daß, wie wir später verfolgen werden, aus den Verlockungen der sogenannten politischen Geschichtsschreibung, den Zeitgeist zu erziehen, die Beeinträchtigung der wissenschaftlichen Wahrheit durch Tendenzmacherei am häufigsten erklärt werden kann. Bei jeder quellenkundlichen Untersuchung erwarten wir zunächst eine Darlegung der Abhängigkeit des Autors vom Geiste seiner Zeit, weil in ihr die größte Gefahr für die Abirrung des Historikers von seiner wahren Aufgabe liegt, „Menschheit, wie sie ist, erklärlich und unerklärlich, auf das gewissenhafteste vor Augen zu legen“[1]).

Die Dauer eines Zeitgeistes hängt also im wesentlichen von dem immer mehr oder weniger dem Zufall anheimgestellten Eintritt großer Ereignisse ab. Er kann, wie die Aufklärung, mehrere Generationen hindurch in ungestörter Entwicklung bleiben. Auch dann ist er Modifikationen unterworfen, weil immer wieder neue heranwachsende Menschen ihn in sich aufnehmen müssen, die seine Entstehungsperiode nicht mit Bewußtsein erlebt haben. Leicht erscheint ihnen etwas selbstverständlich, was durchzusetzen ihren Vätern harten Kampf gekostet hat; das schon Eingewohnte verliert seinen Reiz, weil man nicht mehr an den Gegensatz denkt, durch den es erst Leben gewann. Die neue Generation strebt ebenfalls nach den Höhen einer idealen Existenz; „die Welt wird alt und wird wieder jung, doch der Mensch hofft immer Verbesserung“. Auch die erhabensten Ideen werden monoton und erregen Überdruß, wenn sie ewig wiederholt werden; ist es so doch auch Goethe, wie er selbst erzählt, durch immer wieder neue Einstudierung für die Bühne mit Schillers Wallenstein bis zum Gefühl des Abscheus gegangen. Eine eigenartige Modifizierung ist das mindeste, was nötig ist, damit das Leben nicht ins Stocken kommt. Dauernd kann es nicht so bleiben, daß die lebenden Menschen sich nur als „Epigonen“ fühlen; auch in China ist die unmündige Abhängigkeit von den Alten, den Weisen, zum guten Teil nur gelehrte Fiktion. In Gregors von Tours Klagen über den Stillstand und Rückgang der Kultur, in dem Seufzer des Apollinaris Sidonius: „Den vergangenen Zeiten gab der Herr der Welt Mut und Kraft zu jeglicher Kunst; uns aber ist das Mark verdorrt und der Same vertrocknet“ liegt in dem Pathos der Unzufriedenheit schon der Keim zu neuem Leben. Geistiger Stillstand ist auf die Dauer bereits Rückgang und Symptom des Verfalles. Auch ein Äschylus bekam es zu empfinden, daß die großartigen Probleme des Gegensatzes von Göttern und Titanen nach 30 Jahren kein empfängliches Publikum mehr fanden, daß ein neues Zeitalter, das

---

[1]) F. H. Jacobi, Allwills Briefsammlung. S. XII.

Sophokleische, heraufgekommen war. Alle Historiker unterscheiden die älteren und die jüngeren Humanisten, die erste und die zweite Generation der Reformatoren, den Friedrich vor dem 7jährigen Kriege und den alten Fritz, Goethes Frühzeit und den Halbgott Goethe. Ranke hat von diesen durch den Wechsel der Generationen bewirkten Modifikationen des Zeitgeistes häufig genug gesprochen; er vindiziert dem Erbrecht sogar auch „eine physiologische Seite". Am direktesten gibt eine Stelle in der preußischen Geschichte bei der Nachfolge Joachims II. seine Auffassung wieder: „Die Meinungen sind nicht durchaus persönlichen Ursprungs. Ganze Generationen schreiten von der einen zur anderen fort; ihre Abwandlungen bilden, obgleich wieder mannigfaltig geartet, doch den vornehmsten Unterschied zwischen den aufeinanderfolgenden Geschlechtern der Menschen". Aber weder die äußerliche Zählweise noch die angeblichen Vererbungsgesetze der Lorenzschen „Generationstheorie" können wir gelten lassen. Entscheidend bleibt immer „die Tatkraft und der Genius der vornehmsten Begründer" als causa agens, „der Widerstand oder die Unterstützung, welche sie fanden", als Reagens, „der Sinn der Nation" als Synthesis der Entwicklung, „der Geist der Zeit" als Rückwirkung des Kulturkreises. Der Begriff der Generation ist dem Historiker unentbehrlich; aber er muß ihn, da jeden Tag neue Menschen geboren werden, soweit er naturgegeben ist, ganz elastisch fassen. Auch Treitschkes Angabe, daß immer die Männer zwischen 50 und 60 Jahren die Zeit beherrschen, entspricht in dieser Allgemeinheit der Wahrheit nicht. Alexander der Große ist ein genügendes Beispiel für das Gegenteil. Japan ist von ganz jungen Männern europäisiert worden. Den wahren Einschnitt machen die großen Ereignisse als historische Erlebungen. Die Freiheitskriege, das Jahr 1848, die Kriege von 1866 und 1870 grenzen die von ihnen beeinflußten Menschen als verschieden denkende Zeitgenossenschaften von einander. Vor allen Dingen muß man aber im Auge behalten, daß es sich nur um Modifikationen der Richtung eines in sich charakteristisch ausgebildeten und sich entwickelnden Geisteslebens einer Nation und eines Kulturkreises handelt. Die aufeinander ruhenden, sich vielfach durchdringenden, zuweilen verworfenen Schichten der historischen Gebilde, die durch Institutionen gesicherte, im Wechsel dauernde, historisch angeschaute voluntas populi vel suffragio vel rebus ipsis et factis declarata verbindet die Generationen noch mehr, als die Einseitigkeit des Moments sie trennt. Auch für jeden Zeitgeist gilt in den neueren Jahrhunderten der richtig erfaßte Entwicklungsbegriff Hegels mit seiner potentialen Konsequenz: „Die Momente, die der Geist hinter sich zu haben scheint, hat er auch in seiner gegenwärtigen Tiefe."

Fünftes Kapitel.

Die durch „historische Ideen" zusammengehaltenen freien Gemeinschaften.

„In der Masse aber wird es immer Entzweiungen geben, verschiedene Parteien, was wir nicht einmal als Desorganisation betrachten dürfen; es ist häufig nur eine Lebensform, bei welcher das allgemeine Wohl recht gut gedeiht." (Ranke.)

§ 149. Die „Überhöhungen" der zeitweiligen Kollektivzwecke zu „Ideen".

Die Wechselwirkung individuellen Gebarens und anerkannter Gemeinschaftsbestrebungen bringt in unsere Erinnerungen über erfahrene Veränderungen, d. h. in unser geschichtliches Bewußtseinsmaterial, ein erhöhtes Interesse. Es beruht auf der Möglichkeit, daß einerseits jeder einzelne den Anstoß zu Massenwirkungen gibt und daß andererseits die konventionelle Meinung eines bestimmten Kreises überwältigend eingreift in die Willenshandlungen eines selbstbewußten Individuums oder eines anderen Gemeinschaftskreises. Insofern die spontanen Regungen des Individuums ihre Schranke finden durch Interessenkomplexe, die es mit anderen gemein hat, erscheint uns das als Moment des Zwanges, als „Notwendigkeit", die unsere menschliche „Freiheit" beeinträchtigt. Das kann bis zum äußersten gehen. Ein „Genosse", der sich der Regel seiner Genossenschaft nicht unterwerfen will, wird nicht nur ausgeschlossen, sondern zugleich auch vernichtet. „Und willst du nicht mein Bruder sein, so schlag' ich dir den Schädel ein", ist die brutale Herauskehrung der ultima ratio „freier" Vereinigungen für solche Fälle, wenn nicht die Staatsautorität hindernd dazwischentritt. Eine Szene dieser Art haben 1903 glaubwürdige Zeugen beschrieben. In Port Arthur kamen einige hundert Wagenzieher zusammen und befragten zwei aus ihrem Kreise, ob sie die Anordnungen ihres selbstgewählten Vorstandes befolgen wollten. Als sie das verneinten, wurden die mitgebrachten Knüttel verteilt und die beiden auf ihre Selbständigkeit pochenden Berufsgenossen totgeschlagen[1]). So ging es ja auch auf den polnischen Reichstagen zu, wenn keine Einigkeit der Beratungen zu erzielen war. Aber auch, wo es zu diesem Äußersten nicht kommt, übt der Wille der großen Überzahl einer freien Gemein-

---

[1]) Auch bei Krähen, von denen es doch heißt, daß sie einander nicht die Augen auskratzen, kann man beobachten, daß sie gemeinsam über eine einzelne von ihnen herfallen und sie töten. Es ist aber möglich, daß sie nur kranke Individuen so behandeln.

schaft auf jedes Mitglied einen fühlbaren moralischen Druck aus, solange es an den Zwecken der freien Vereinigung ein ideales Interesse hat. Wir nennen das „Esprit de corps"[1]). Amerikanische Soziologen haben diesen Grundzug der menschlichen Natur auf der Basis einer anderen Zusammenfügung freier Individuen als loyalty to party richtig hervorgehoben. Es ist ein sehr schwankendes, aber sehr kräftiges Bindemittel freier Gemeinschaften.

Sein Korrelat ist die gesteigerte „Bedeutung", die das Individuum gewinnen kann, wenn es für seine Bestrebungen ein Echo in einem gleichgestimmten Kreise findet und über seine persönliche Gegenwart hinaus seinen Ideen Vertreter und Fortpflanzer sichert. Nachahmer oder „eine Gemeinde" von Verehrern zu finden, „Schule zu machen", gehört fast zu jeder bedeutenden Tätigkeit im geschichtlich-gesellschaftlichen Kosmos. Der einsame Denker Jeremy Bentham und der Sonderling Graf St. Simon konnten die Durchführung ihrer Ideen vom radikalen Utilitarismus und vom Sozialismus von der Anhänglichkeit ihrer Schüler erwarten; die Gedanken des Sokrates haben alle folgenden Jahrhunderte beeinflußt, obwohl er nichts tat, sie zu fixieren. Ganz allgemein ausgedrückt, ist die Hoffnung des Fortwirkens in den selbstgewählten idealen Gemeinschaften, zu denen der einzelne Beziehungen hat, ein Hauptreizmittel zu schärferer Anspannung seiner Kräfte, der Grundtrieb seiner erhöhten Existenz.

Da sich bei der Vielgestaltigkeit physischer und geistiger Zusammenhänge die Kreise der Gemeinschaften vielfach schneiden, bringen die einzelnen Mitglieder immer neue Anknüpfungspunkte in den Bereich einer einzelnen Gemeinschaft. Darauf beruht ja der Einfluß der Freimaurerei, daß ihre „Verbindungen" so weit reichen, wie die Interessen ihrer Mitglieder. Den Korps sichern die „Konnexionen", deren sie sich rühmen können, ihren Personalbestand, wenn sie zuweilen auch im Saus und Braus die idealen Zwecke vernachlässigen, für die sie bestimmt sind.

Aber nicht nur zusammengebunden und über den Tod der einzelnen hinaus gesichert wird eine dazu geeignete Bestrebung durch die entsprechende Gemeinschaft, sondern die spezielle Richtung ihrer Betätigung wird durch die korporative Vertretung auch auf ein höheres Niveau gestellt. Sie kann eine Funktion des allgemeinen Lebens werden; daran darf uns kein Auswuchs deutscher „Vereinsmeierei" beirren. In dem Maße, wie sie es wird, wird sie aber auch in den Kampf der miteinander ringenden Bestrebungen hinein-

[1]) Das Wort ist unübersetzbar. Campe hat 1813 „Standesgeist, Zunftgeist" vorgeschlagen. Das ist viel zu eng; aber auch „Korpsgeist" ist aufs Militärische beschränkt. Wegelin vindiziert jeder Gesellschaft ihren esprit de la société. (Nouveaux mémoires de l'academie royale [1772] 457.)

gerissen, Veränderungen unterworfen und daher geschichtlicher Behandlung fähig. Um die erst wenig über ein Jahrhundert alte Freimaurerei Deutschlands hat sich bereits eine Literatur gesponnen, die in einer mehrbändigen Bibliographie verzeichnet wird. Ein Tierschutzverein kann für jede seiner Anregungen auf mehr Beachtung rechnen, als die Petition einer großen Anzahl nicht als Gesellschaft zusammengefaßter Tierfreunde. Denn der Kontinuität seiner Bemühungen und seinen früheren anerkannten Erfolgen wird bei allem Rechnung getragen, was von ihm ausgeht.

Die Bedeutung der an die historische Auffassung anknüpfenden Idealvereine für die Vorbereitung und Herbeiführung von Veränderungen kann man am leichtesten daraus erkennen, daß um ihretwillen sowohl das römische Kaiserreich wie der absolute Staat der Neuzeit überhaupt keine Vereinsbildung ohne besondere Genehmigung duldeten und die Mitglieder geheimer Gesellschaften mit schweren Strafen heimsuchten. Man weiß, daß die Christenverfolgungen Diocletians dieser Furcht vor Idealvereinen entsprangen, wie ja auch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Unterdrückung der geheimen Gesellschaften die Hauptaufgabe des Deutschen Bundes wurde[1]. Aber wir haben gesehen, daß die kollektiven Kräfte übereinstimmender Bestrebungen auch ohne jede formale Organisation zum Durchbruch kommen können. Sie entladen sich dann spontan in Massendemonstrationen, Tumulten, Attentaten. Auch wenn die Form zerbrochen ist, kann der Geist der idealen Gemeinschaften weiterleben. Der Glaube der verfolgten christiani hat die Welt erobert. „Alle Lebenselemente des römischen Reiches wurden in die Bewegung gezogen und allmählich von dem christlichen Wesen ergriffen, durchdrungen, in diese große Richtung des Geistes fortgerissen." (Ranke, Päpste I, 6.) Auch in China beruhten die Erschütterungen des festgefügten Staates zumeist auf den Kollektivbestrebungen der geheimen Gesellschaften. In Frankreich hat sich die Lehre einer unbedingt herrschenden Republik an den Lehren des von der Welt zurückgezogen lebenden englischen Philosophen Hobbes durch eine Gemeinde von Allerweltsphilosophen aufgebaut. Die römische Kirche sieht im Voltairianismus und in den „modernen Ideen" ihren gefährlichsten Feind.

Denn unleugbar sind die mit der Kritik des Bestehenden verbundenen T e n d e n z e n allmählich wachsender Gemeinschaften die stärkste causa movens der Veränderungen, von denen die Geschichte berichtet. Die Strömungen gemeinschaftlicher Überzeugungen graben

---

[1]) Erst am 29. Oktober 1903 wurde in Reuß ä. L. der § 8 der Verordnung vom 28. April 1855 aufgehoben: „Politische Vereine sind in unserm Fürstentum gänzlich untersagt". Politischer Verein war „jede Verbindung zur Besprechung politischer Fragen".

sich ihr eigenes Bett und bekommen im Laufe der Zeit ebenso häufig Zufluß von weiter Ferne wie sie auch allmählich versiegen können. Um ihrer einzigartigen Durchschlagskraft im gegebenen Momente willen hat Ranke sie als „Ideen“ hypostasiert und sie als „objektive Ideen“, die von dem guten oder bösen Willen der Einzelnen nicht abhängen, zu den Grundursachen der historischen Begebenheiten gerechnet. Individuelle Hypostasierungen wie der preußische Staat haben neben ihrer Organisation noch ihren „Genius“, sorgsam gepflegte und entfaltete Organisationen wie die Militärmonarchie Philipps II. von Mazedonien noch innerhalb der Amphiktyonie ihr „Prinzip“. Was sich aus den Allgemeinbestrebungen der Menschen ohne Bindung an ein durch Zwang zusammengehaltenes Gefüge emporhebt zur dauernden Verwirklichung und zum fruchtbaren Fortleben in den historischen Erinnerungen, ist eine „leitende Idee“, oder eine geschichtliche „objektive Idee“. Denn wie ihr Ursprung so ist auch das Element ihrer Weiterwirkung geistiger Natur.

Der Kern der Sache, um die es sich hier handelt, ist durch die mit Herder beginnenden und durch den neuesten „geschichtswissenschaftlichen Streit“ über Rankes angebliche „Ideenlehre“ noch nicht abgeschlossenen Erörterungen mehr verwirrt als geklärt worden. Das lag daran, daß man die wesentlichsten Grundbestimmungen übersah, durch die sich historische Ideen von allen anderen unterscheiden müssen, die den systematischen Geisteswissenschaften ihren Gehalt geben und ihre lebendige Fortentwickelung sichern. Wir haben uns in dem ersten Buche durch das Eingehen auf das Prinzip der Geschichtswissenschaft den Boden bereitet, um den zielstrebigen Kräften und schöpferischen Intuitionen, die sich auf den historischen Prozeß beziehen, die besonderen Merkmale zuerkennen zu können, die für sie in Betracht kommen.

Bei historischen Ideen muß es sich immer um die Herbeiführung von wesentlichen Veränderungen handeln, die zur Realisierung des in unserm Bewußtsein bereits enthaltenen Interessenkomplexes noch fehlen, damit eine uns störende Diskrepanz von Begriff und Erscheinung aufgehoben oder gemildert werde. Es sind immer Antinomien, von denen die historischen Akteure in ihren Voraussetzungen ausgehen: z. B. wir haben ein geeintes Vaterland und haben es auch nicht; wir leben in einem Rechtsstaate und entbehren doch wesentliche Requisiten eines solchen; das Gleichgewicht der Mächte ist virtuell vorhanden und aktuell gestört; in allgemeinem Ausdruck: die Uhr der Geschichte muß richtig gestellt werden. Es handelt sich dabei nicht um ein Mehr an Kulturerrungenschaften, um moralischen Fortschritt, um ästhetischen Besitz, um bessere Beherrschung der Naturkräfte, um die Hervorbringung neuer Erkenntnisse, um wirtschaftliche Zuwachswerte. Solche graduellen Veränderungen

sind gewiß immer der Gegenstand menschlichen Strebens, aber sie sind ohne generelle Beziehung auf das, was wir als historische Veränderungen fühlen und bewerten. Von wissenschaftlichen und Kulturideen, von wirtschaftlichen Kämpfen und technischen Problemlösungen sind die bei historischen Veränderungen ins Spiel kommenden Interessenkomplexe so sehr verschieden, daß wir offenbare Schädigungen und Verluste an Kulturgütern und Menschenleben und selbst moralische Forderungen gering achten, wenn sie historischen Veränderungen zum Opfer gebracht werden müssen. Die Interessenkomplexe des Lebens, auf die sich die historischen Ideen beziehen, stehen uns also auf einem viel höheren Niveau als alle rationellen Berechnungen. In ihrem Dienste achten die boykottierenden Iren oder türkischen Kaufleute den materiellen Verlust gar nicht, den sie sich selbst zufügen. Friedliche Bürger greifen zu den Waffen und opfern freudig ihr Leben im Kampfe gegen die ihnen früher befreundeten „Feinde", denen zum Trotz sie eine historische Idee verwirklichen wollen. Die Ideen von 1789 nahmen auf erworbene Rechte und auf das Staatsinteresse Frankreichs keine Rücksicht. Weil es Momente gibt, in denen bestimmte Komplexzwecke so stark überhöht werden, daß alle anderen Zielpunkte im Reiche der Zwecke einer niedrigeren Rangstufe zugeschrieben werden, müssen wir diese historischen Bestrebungen als „Ideen" sui generis hypostasieren. Nicht nur uns erscheinen sie momentan so herausgehoben aus allem, was uns sonst wert und teuer ist; wie wenn etwa Theodor Mommsen ausruft: „Was kam im August 1870 auf die Inschriftenarbeit und auf internationale Freundschaft an?" Auch der nachlebende fremdländische Historiker bewertet die Parteien, die eine historische Idee verfechten, nicht nach ihrer Kulturförderung. Ranke hatte eine hohe Bewunderung für Karls I. von England Bestrebungen für Kunst und Poesie, für die von ihm emporgebrachte gesellschaftliche Bildung, seine Toleranz, auch sein antiquarisches Mäzenatentum. „Man könnte sich leicht versucht fühlen (so schreibt er), denen beizustimmen, die es von jeher den Puritanern zum bittersten Vorwurf gemacht haben, daß sie sich diesen Absichten widersetzten, sie sogar rückgängig machten!" Aber er vindiziert der „Idee" der Puritaner, „wenn wir die allgemeine Lage der Welt und der Zeit überlegen, eine noch größere universalhistorische Bestimmung"[1]).

Die Energie der Gegensätze, auf denen das historische Leben beruht, betrifft Veränderungen, vor denen alle übrigen Gewinne und Verluste zurücksinken. Auch die gediegenste Kulturphilosophie erhebt sich nicht zu den Höhen, wo die historischen Ideen wie gewitterschwangere Wolken zur Entladung kommen.

[1]) S. W. 15, 270.

Wenn aber die historischen Ideen für die Bewertung durch die Zeitgenossen so unendlich wichtig sind, daß jede andere Rücksicht dagegen verschwinden kann, so darf nicht gefolgert werden, sie seien durchgängig sehr komplizierter Natur und schwer zu erfassen. Eher ist das Gegenteil der Fall: sie werden, sowie sie hervorgetreten sind, von den Massen leicht und schnell begriffen oder wenigstens als Spannung gefühlt, wie z. B. die Idee des Freiheitskampfes gegen Napoleon I., der westmächtliche Gegensatz gegen den Zaren Nikolas I. Auch in der einfachen Darbietung des geschichtlichen Stoffes, wie wir ihn den Tertianern zumuten, sind die historischen Ideen der Vergangenheit deutlich enthalten. Wir teilen den Knaben doch mit, daß nach der Schlacht bei Issus dem siegreichen Alexander vom Perserkönige die Abtretung der asiatischen Küstenländer angeboten wurde, daß er aber mit dem Gleichnis „Am Himmel könne es unmöglich zwei Sonnen geben" diesen Vorschlag ablehnte, weil sich (mit Rankes Worten zu reden) „zwei herrschende Autoritäten in diesem Völkerkreis einander unaufhörlich bekämpft haben würden." Wer sich genugsam für Hannibal begeistert hat, legt sich dann auch die Frage vor, wie der punische Semit nach dem endgültigen Siege die Verhältnisse Italiens, Galliens und Spaniens geordnet hätte. Catos Ausspruch Carthaginem esse delendam ist eine historische Idee, die sich sogar auf andere Verhältnisse übertragen läßt. Wäre die Beschießung von Paris unterblieben, um das Mekka der Zivilisation zu erhalten, so hätte heute jeder Junge sein Urteil über diese Humanitätsduselei, wo höhere Interessen auf dem Spiel standen, unzweifelhaft fertig. Es bedarf keiner tiefsinnig ergrübelten Philosophie der Geschichte, um objektive „historische Ideen" dieser Art zu fassen. Sie sind in der geschichtlichen Tradition implicite enthalten. An ihnen ranken sich die Imponderabilien des jeweiligen Moments empor.

Nicht ein Extrakt der Begebenheiten und nicht die materielle Essenz der treibenden Kräfte sind die in einem gegebenen Augenblick lebendigen historischen Ideen, sondern die in den Gemütern der Menschen wirksamen Ursachen der durch außergewöhnlich starke Kraftäußerungen wahrnehmbaren Umlagerungen der gemeinsamen Interessen mit Beziehung auf eine als wirklich vorgestellte, sich nicht regelmäßig wiederholende, wesentliche Veränderung. Sie sind weder in den „unhaltbaren" Zuständen schon enthalten, noch „notwendig", sondern durch eine Kombination freier Willensakte geborene geistige Potenzen oder (nach Rankes Ausdruck) „moralische Energien", Spannungsmomente, die ohne Rücksicht auf alle Systematik der Geisteswissenschaften den Bau der Jahrhunderte mit neuem Anstoß umgestalten wollen und können.

§ 150. Der polemische Grundzug aller historischen Ideen.

Die Mißverständnisse, die sich in bezug auf den Begriff „historische Idee" bei Goldfriedrich[1]) und E. Spranger[2]) finden, werden auch dadurch nicht beseitigt, daß diese Theoretiker, den Mahnungen Schmollers, Hintzes und Rachfahls entsprechend, gelegentlich darauf hinweisen, es handle sich dabei um Abbreviaturen, die für die Darstellung notwendig sind, und daß bei ihrer Verwendung schon dafür gesorgt sein müsse, daß wir die „Kollektivkräfte" oder „typischen Tendenzen" bereits kennen, für die wir das Symbol „Idee" anwenden. Bei allen Betrachtungen der genannten Philosophen und Historiker fehlt die unentbehrliche enge Beziehung auf einen noch im Gange befindlichen historischen Prozeß, innerhalb dessen ein wirksamer Zweckzusammenhang von den Beteiligten oder Nachlebenden begrifflich erfaßt werden kann. Eine historische Idee ist immer ein gewollter Zweckzusammenhang, der in einer bestimmten Lage noch nicht vollkommen durchgesetzt ist und von den Zeitgenossen als ein Bedürfnis empfunden wird, zu dessen Befriedigung sie Änderungen in den gültigen Zusammenhängen herbeizuführen bestrebt sind. Der Entschluß, die dabei auftauchenden Widerstände mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln zu überwinden, muß bei einer genügend großen Anzahl von Menschen vorhanden sein oder geweckt werden können, wenn eine historische Idee ihr Leben fristen soll. Erweist sich der Versuch als erfolglos, so kann die Idee entweder aufgegeben oder sozusagen für spätere Verwirklichungsversuche einstweilen beiseite gestellt werden. So geschah es z. B. mit der Kreuzzugsidee nach dem Fall von Akkon 1291. Als die Mongolen Ostasiens als neue Bundesgenossen erreichbar wurden, tauchte sie wieder auf. Daß die großpolnische Idee trotz der Niederlagen von 1831, 1846—48 und 1863 noch nicht erstorben ist und daß in neuerer Zeit die großbulgarische und die großserbische Idee, die panslawistische und die panislamitische Idee, ins Leben gerufen worden sind, beschäftigt die Politiker in Mitteleuropa auf das lebhafteste und füllt unsere Zeitungen mit immer wiederholten Warnungen, immer neuen Vorschlägen, immer erregteren Hinweisen auf Einzelvorgänge, die ohne Beziehung auf die genannten Ideen gar kein Interesse hätten, so aber „symptomatisch" ausgedeutet und zum Ansporn der Patrioten ausgenutzt werden. Es sind, wie sich von selbst versteht, die Gemüts- und Willenskräfte der Einzelnen, ihre Geschichtsauffassung und die Sorge für die Nachkommen, die sich entsprechend modifizieren müssen,

---

[1]) „Die historische Ideenlehre in Deutschland" Berlin 1902. Auf den Grundirrtum dieses breit angelegten Werkes werde ich im geschichtsphilosophischen Teile von Bd. II näher eingehen.

[2]) „Die Grundlage der Geschichtswissenschaft" (Berlin 1905).

wenn in der historischen Wirklichkeit eine „Idee" Keim fassen, wachsen und Früchte tragen soll. Aber an eine ununterbrochene Stetigkeit ist selbst in der Periode intensivsten Wachstums nicht zu rechnen. Weil keine Idee das Interesse einer Zeitgenossenschaft völlig absorbieren kann, so ist auch der Pulsschlag des Lebens jeder historischen Idee intermittierend, ja zuweilen anscheinend zum Stillstand gebracht, um dann bei deutlich werdender Gefahr oder günstiger Gelegenheit mit unerwarteter Lebhaftigkeit wieder durchzubrechen und sich mit ungewohnter Stärke zu betätigen. Auch dabei bewährt sich der in unserm ersten Buch hervorgehobene Hegelsche Grundsatz: „Wo kein Gegensatz ist, ist auch kein Interesse" mit der von uns hinzugefügten positiven Umkehrung: „Wo Interesse vorhanden ist, entsteht auch ein Gegensatz." Es gibt keine historische Idee, die nicht zu kämpfen hätte und bekämpft würde.

Jede historische Idee weist auf ein Ziel hin, dem wir nur durch eine ganze Reihe von Änderungen direkt oder indirekt näher gebracht werden können. In dem Rückblick auf die bereits im Dienste dieser Idee herbeigeführten Veränderungen unterscheiden wir nach sicherem Gefühl die „Geschehnisse", die für die Durchführung dieser Idee als Etappen gelten können, von denen aus ein neues Ringen beginnt. Die Requisite geschichtlicher Auffassung (Innewerden sich nicht regelmäßig wiederholender Veränderungen und zielbewußte Periodisierung) sind für das Zustandekommen einer historischen „Idee" infolge der Eigenart ihres Zweckzusammenhanges von vornherein zu erwarten und dauernd wichtig; bei jeder andern Idee, z. B. Jeremy Benthams Utilitaritätsidee oder Montesquieus Idee von der Teilung der Gewalten, oder der sozialen Idee der Arbeiterfürsorge treten sie völlig in den Hintergrund.

Man täuscht sich, wenn man glaubt, durch Definitionen das Wesen einer noch im Vollzuge befindlichen historischen Idee erfassen zu können. Denn sie wandelt sich in den Phasen ihrer Verwirklichung und zeigt erst ihre volle Tragweite bei ihren Erfolgen. Schon näher kommt man der Sache, wenn man antithetisch den zusammengeballten Widerstand gegen eine Idee mit herbeizieht zu ihrer Veranschaulichung. So kann z. B. der ghibellinische Gedanke der staufischen Zeit durch Hinübergleiten der Aufmerksamkeit auf die gleichzeitige welfische Machtbildung und auf die Herrschaftspläne des Papsttums klarer herausgearbeitet werden. Erst durch diesen Gegensatz bekam die ghibellinische Idee ihren Schwung. Auch gewinnt die Teilnahme an jedem Kampf der Ideen durch die Analogien, die aus anderen Weltverhältnissen zur Aufklärung herbeigezogen werden können. Aber das ursprüngliche Verständnis für jede Idee beruht auf der Erkenntnis des Kausalzusammenhanges derjenigen Veränderungen, die durch ihre Verwirklichung herbeigeführt werden

sollen oder durch ihr Zurückweichen oder Verschwinden voraussichtlich verursacht werden. Wer z. B. den peloponnesischen Krieg darstellen wollte, ohne die Idee einer athenischen auf Seegeltung beruhenden Reichsbildung und ihr Scheitern durch innere und äußere Widerstände unausgesetzt im Auge zu behalten, würde uns Ereignisse berichten, die bei der Kleinheit der Verhältnisse sich neben der Errichtung der englischen Seeherrschaft um die Wende des 18. Jahrhunderts wie Katzbalgereien ausnehmen und gar kein Interesse der jetztlebenden Menschen beanspruchen könnten. Der Historiker Trevylian hat sich ja den Spaß gemacht, den heiligen Krieg des alten Phokis auf ein paar Nester in Schottland zu übertragen, die an Einwohnerzahl und Umfang des Gebiets den klassischen Städten gleichkommen. Man merkt sofort, daß es der historische Ideengehalt der antiken Überlieferung ist, der sie noch für unsere Zeit denkwürdig macht. Hätte Trevylian seinem fingierten Nachbilde auch die Verwirklichung einer historischen Idee einfügen können, so wäre der riesige Abstand nicht so überwältigend komisch geworden. Sind doch oft sehr kleinliche Verhältnisse, wie z. B. der Aufstand des Masaniello in Neapel gegen die Spanier, in der allgemeinen Geschichtskenntnis späterer Generationen als bedeutsame Ereignisse festgehalten worden.

Die schon erwähnten Analogien zwischen räumlich und zeitlich weit voneinander stehenden historischen Ideen ermöglichen es uns natürlich, gemeinsame Merkmale zur Klassifizierung zu benutzen. In Italien wie in Deutschland manifestierte sich z. B. nach dem Wiener Kongreß die nationale Idee in immer höheren Anspannungen der für sie wirksamen Kräfte; und zweifellos wirkte der blitzesschnelle Erfolg des italienischen „Risorgimento“ auf die deutsche Einheitsbewegung, wie er auch auf analoge Strömungen in Griechenland, Rumänien, Polen und Dänemark wirkte. Die Idee der politischen Einigung zerteilter Völker kann man sehr wohl als den wichtigsten Einschlag der geschichtlichen Veränderungen des 19. Jahrhunderts bezeichnen, aber es war, historisch aufgefaßt, durchaus nicht dieselbe „Idee“, die in Italien und Deutschland durchdrang, in Griechenland, Rumänien und Polen zu einer Staatsumwälzung führte und über Dänemark den ungleichen Kampf mit zwei Großmächten brachte. Erst in der besonderen Modifikation der durch die Weltlage begünstigten nationalen Idee durch Bismarcks Intuition erwies sich der deutsche Einheitsgedanke realisierbar und lebensfähig. Er enthält, wie Bismarck ausgeführt hat, in der unzerstörbaren Anhänglichkeit der deutschen Stämme an ihre Dynastien ein Element seiner Lebensfunktionen, das in Belgien, Italien und Griechenland gar nicht existierte. In jedem der genannten Länder trat die Einheitsidee in ein Bündnis mit andern Ideen, die dann mitwirkten bei der großen Umwälzung und damit auch die Entfaltungstätigkeit in der Ge-

schichte erlangen konnten. Während in Preußen die Idee des Volkes in Waffen mitsiegte, waren es in Belgien der Ultramontanismus und Industrialismus, deren Lebensnerv berührt wurde, in Italien die konstitutionelle Idee und die Idee der freien Kirche im freien Staate, die vorwalteten. Würde man mit Rachfahl die Ideen als typische Tendenzen auffassen, so verschwände jeder Unterschied des inneren Gehalts der gleichzeitig auf den Kampfplatz tretenden nationalen Ideen. Jede von ihnen erscheint den Beteiligten als unvergleichlich wichtig; zwei, objektiv betrachtet, gleichartige Nationalinteressen können miteinander auf Tod und Leben ringen. Aber auch bei der von Schmoller und Hintze bevorzugten Definition der historischen Ideen als „geistiger Kollektivkräfte" kommt die enge Verbindung der gemeinsamen Anstrengungen und Zielsetzungen mit dem erreichten Resultat nicht zur genügenden Anerkennung. Abstrakte Ideen, auch wenn sie vielen Menschen gemeinsam sind, Ideen ohne Kampf um die Umgestaltung der Wirklichkeit, ohne bewußten Gegensatz gegen die herrschenden Gewalten und die bestehende Ordnung, ohne den Entschluß zur Niederkämpfung der Gegner, sind keine „historischen Ideen". Die pazifistische Idee ist zwar geschichtsphilosophischer Natur, aber trotz des Nobelpreises kein Ansatz zu einer „historischen Idee". Das Heraklitische Motto *πόλεμος πατὴρ ἁπάντων* gilt in erster Reihe für die historischen Ideen.

§ 151. Die historischen Ideen als Nährboden der Parteibildung.

Unter den vielen Strömungen und Bewegungen, die gleichzeitig die Aufmerksamkeit der Menschen beanspruchen und ihre Tätigkeit anregen, hebt sich also zuweilen ein bestimmter Komplex, nachdem er schon längere Zeit bemerkbar gewesen ist, als ganz besonders wirksam und weitgreifend heraus. In gewissen Kreisen entspringt das Gefühl, daß hier ein zielbewußter Plan gehegt werde und daß die Spannungsmomente, die sich dafür zusammentun, das neue entscheidende Agens für künftige Veränderungen in sich enthalten können. Nach dem ersten greifbaren Erfolge zeigt es sich dann häufig, daß die ideale Vorstellung einer wesentlichen Veränderung, auf die dieser Anfang schließen läßt, wie ein Sauerteig immer weitere Kreise in Gärung bringt und sehr wohl geeignet ist, den tieferen Grund der menschlichen Interessen aufzuwühlen und an gewissen Stellen den Sturm und Drang einer Massenbewegung herbeizuführen.

Die Erwartung eines die besonders bewerteten Lebensinteressen wesentlich berührenden Umschwunges teilt die davon erfüllten Geister der Zeitgenossen sofort in zwei feindliche Lager: die Bewegungspartei und ihre Gegner. Erst wenn diese Spaltung um einer erwarteten Veränderung wegen sich zu vollziehen beginnt und

zum Bewußtsein kommt, wird eine dann auch sofort hypostasierte historische Idee lebendig, d. h. den für sie verwertbaren Interessen gemäß modifizierbar. Die Agonien des Werdens jeder Bewegungspartei sind überwunden, wenn sie von den Gegnern als vorhandene Repräsentation von Interessenkomplexen erkannt ist. Dann muß mit ihr als einer geschichtlichen Potenz im Kampfe um die nächste Zukunft gerechnet werden. Die Ansätze zu umfassenden Gegensätzen sich bildender Gemeinschaften sind damit gegeben[1]). Das Wachstum der einander widerstreitenden Interessentenkreise wird von den Begebenheiten abhängen, die sie für sich nutzbar machen können. Sie werden Anhänger oder auch nur Mitläufer gewinnen, je nachdem sich mit den Vorstellungen der eingetretenen oder wahrscheinlichen Änderungen Aussichten für andere persönliche oder gemeinschaftliche Interessen verbinden. Der entfesselte Kampf um eine einzelne historische Idee enthält für viele direkt nicht beteiligte lebendige Kräfte unberechenbaren Anreiz, sich zu betätigen, indem sie bei einer der beiden Parteien Anschluß suchen. Wer die unübersehbaren Gefahren der dadurch drohenden Umlagerungen der Interessen vermeiden will, geht daher immer am sichersten, die beiden Grundsätze Metternichs in der nach ihm benannten Periode von 1818—1823 zu befolgen: ,,Quieta non movere" und ,,Principiis obsta". Denn Bewegungsparteien, die eine historische Idee verfechten, sind ein Organismus, dessen Wachstum und Umbildung unabsehbar sind. Wir brauchen nur an die Idee der cluniacensischen Klosterreform zu denken, die in den Gregorianismus umschlug, um uns das zu veranschaulichen. Nachdem den Ständen, die sich von der päpstlichen Hierarchie losgesagt hatten, 1526 gestattet war, sich so zu verhalten, wie sie es gegen Gott und Kaiserliche Majestät zu verantworten sich getrauten, konnte die Überstimmung auf dem Reichstage von 1529 sie nicht mehr zur Ohnmacht verurteilen, das lebendige Dasein, das eben gepflanzt worden war, nicht wieder vernichten. Seitdem er zu der Abwehrmaßregel eines „Protestes" hatte greifen müssen, wurde erst der „Protestantismus" eine auch über andere Länder sich ausbreitende Partei, die sich ihrer Interessengemeinschaft unter dieser Bezeichnung bewußt blieb. Grade in den

---

[1]) Zur Veranschaulichung wähle ich einen Passus aus Rankes Essay „Über die Restauration in Frankreich" S. W. 49/50, S. 50f. Es ist da von Napoleons I. innerer Politik bei der Rückkehr von Elba die Rede: „Das Geheimnis seines Betragens ist, wie mich dünkt, nicht so schwer zu enthüllen. Er sah in den liberalen Ideen das, was sie so sehr waren, eine Macht. Er war nicht von ihnen durchdrungen, er war ihnen vielmehr abgeneigt; allein er sah ein, daß er sie nicht verletzen dürfe, er überredete sich, daß er sie dulden könne. Als er erschien, suchte er sie durch Zusagen zu gewinnen; als er Platz genommen hatte, suchte er eine vorteilhafte Abkunft mit ihnen zu schließen. — Ein Versprechen aber, den lebendigen Interessen geleistet, lassen sich diese nicht so leicht wieder entreißen. Er brachte alle Gemüter in Gärung."

Perioden der Zurückdrängung werden die davon betroffenen Parteien sich des unnahbaren Kernes ihrer historischen Stellung bewußt, schließen sie ihre folgenreichsten Bündnisse, raffen sie sich zu dem Entschlusse auf, jedes Ereignis für sich auszubeuten. Ranke formuliert die Regel: „Das ist nun aber einmal immer so, daß die erkannte Notwendigkeit gemeinschaftlicher Verteidigung bei weitem besser vereinigt, als ein Plan zu einem gemeinschaftlichen Angriff" (S. W. III, 285). So haben sich im 19. Jahrhundert nach den Karlsbader Beschlüssen Liberalismus und Nationalismus, nach dem Kulturkampfe Ultramontanismus und Partikularismus um so fester verschlungen. Dagegen ist es für vorherrschende Parteien immer gefährlich, neue historische Ideen realisieren zu wollen. Die liberale Majorität im englischen Parlament zerfiel 1886, als Gladstone die irische Frage in ihr Programm aufgenommen hatte, in Gladstoniten und Unionisten, die sich seitdem bitter befehden; von dem radikalen Flügel ihrer alten Gegner wuchsen den Konservativen die energischsten Förderer und produktivsten Köpfe (Chamberlain) zu. Ihre an sich entbehrliche Tendenz, das Königtum abzuschaffen, kostete der Revolutionspartei in Frankreich die Sympathien der für „die Ideen von 1789" begeisterten Völker Europas. Im Reich der Zwecke kann eben keine Systematik eine Vorausberechnung der Lagerung der Interessen abgeben, weil vorübergehende „Geschichtsbegriffe" mehr noch als dauernde „Musterbegriffe" die Bildung der umfassendsten freien Gemeinschaften beeinflussen. Deshalb klammern sich auch alle Parteien an die ihrem Interessenkreis entsprechende Geschichtsauffassung. Die wirksamste Agitation ist für jeden Moment diejenige, die das Vorurteil für sich gewinnen kann, daß der Zug der Zeit, die neueste historische Idee ihrem Geiste analog ist, während andere Parteistellungen der heutigen Bildung und den lebendigen Interessen nicht mehr entsprechen und sich nur auf vererbte Sympathien und Antipathien stützen. Das gilt für alle zielbewußten freien Gemeinschaften; wir haben auf ästhetischem Gebiete eine Zeit lang den Sieg der „Moderne", der Abkehr von aller „Tradition", vom „Akademischen" erlebt; eine „Sezession" folgte der andern mit Berufung auf das Recht der Lebenden. Die spätere Revolutionszeit hat auf dem Gebiete der Moden eine ähnliche schnelle Folge der Wirbelwinde erlebt, bis andere Interessen diese Produktivität in den Hintergrund drängten. Folgen sich innerhalb irgendeiner freien Gemeinschaft die Abwandelungen gar zu schnell, so kann sich bei ihnen die unentbehrliche Voraussetzung, daß sie dem Wesen der Sache entsprechen, nicht mehr erhalten. Auf gar zu leicht fortgewehtem Flugsande läßt sich keine zusammenhaltende Partei begründen. Ein Zeitgeist ohne historischen Hintergrund, d. h. ohne erkennbaren Zusammenhang mit den durchlebten wesentlichen Ver-

änderungen, verliert seine dem überhöhten Niveau angehörigen produktiven Kräfte; er kann nur „Episoden" herbeiführen.

Soll eine von einer historischen Idee begünstigte Parteiströmung dauernde Nachwirkung haben, so muß sie sich fortgesetzt historisch legitimieren als noch zeitgemäß einerseits und als schon implicite in früheren Perioden mitwirkend. So hat der Cobden Club und der Verein für Sozialpolitik, die Fabian Society und die historisch gerichtete Publizistik der deutschen Sozialdemokraten, die Goerres-Gesellschaft und der Verein für Reformationsgeschichte die Aufgabe erfaßt, die das Parteiinteresse an geschichtliche Belehrung knüpft. So hat Droysen 1846 seine Kieler „Vorlesungen über die Freiheitskriege" gehalten nicht nur als eine Geschichtserzählung „jener drei unvergeßlichen Jahre", sondern rückschauend in die ihnen vorangegangenen Jahrhunderte und im Ausblick in die Zukunft als Parteiprogramm aller Gutgesinnten: „Die großen Impulse (behauptete er), die uns (1813—15) zum Siege geführt, sie sind nicht verkommen, sie leben und wachsen fort in stiller Mächtigkeit, nach allen Richtungen hin, unwiderstehlich; die Summe unserer Hoffnungen ist an sie und ihren Sieg geknüpft." Er wurde der regsamste Geist der Bewegungspartei nicht nur in dem tollen Jahre 1848, sondern auch nachher als Professor in Jena durch die ersten Bände seiner „Geschichte der Preußischen Politik", die ja als Programm von Preußens damals (1855) vernachlässigter historischer Mission gefaßt war.

Jede Partei und jede freie Gemeinschaft hat das Bedürfnis einer g e s c h i c h t l i c h e n T r a d i t i o n, die für die Darstellung der historischen Ideen, an denen sie interessiert ist, den Standpunkt einnimmt, der für sie am vorteilhaftesten ist. Die Sozialdemokratie bedarf einer materialistischen Geschichtsinterpretation für die gesamte Vergangenheit wie die Alldeutschen der Gobineauschen Betrachtungsweise des Mittelalters. Gelingt es solch einer tendenziösen Geschichtsklitterung, für ihre Auffassung der Begebenheiten, in denen die historischen Ideen sich enthüllen, wachsende Zustimmung zu finden, so ist damit der schließliche Sieg über die Gegner besser vorbereitet, als durch irgendeine andere Art der Propaganda. Mit der Verwirklichung vieler historischer Ideen ist deshalb immer schon ein gleichzeitiger Niederschlag der Tradition über die damit zusammenhängenden Begebenheiten hervorgebracht und schriftlich fixiert worden. Ja, es ist durchaus die Regel, daß die daran interessierten Parteien ihre „verschiedenen Sagen" und Legenden ausbilden, die vor der nachprüfenden Kritik im einzelnen nicht Stich halten, aber von den Masseneindrücken die am lebhaftesten gefühlten Momente unverlierbar aufbewahren. Das „Hannibal ante portas" als Vorspiel der Rettung durch die Kaltblütigkeit des Senats, die „Schmach von Olmütz" als Strafe der Abkehr Preußens vom Liberalismus und die

„Revanche pour Sadowa“ als Notwendigkeit für die französische Politik sind Kristallisationen aus der zeitgenössischen Auffassung, die durch keine spätere Deutung des Sachverlaufs mehr aufgelöst werden können, obwohl wir wissen, daß Hannibal gar nicht in der Lage war, Rom zu belagern, obwohl erste Autoritäten „Olmütz“ als eine „Rettung“ bezeichneten und obwohl die französische Politik nach 1867 alles tat, um einen Krieg mit Preußen unnötig zu machen. Die Deklaration vom 22. Mai 1815, die den Untertanen des Königs von Preußen eine Volksrepräsentation verhieß, ist erst am 3. Juli veröffentlicht worden. Das hat aber die Zeitgenossen nicht verhindert, sie in ursächlichen Zusammenhang mit der Begeisterung zu bringen, die bei Belle Alliance ihre Früchte trug. In den Hoffnungen und Befürchtungen, die sich an große Begebenheiten und historische Ideen anknüpfen, liegen Imponderabilien, die über den unmittelbaren Kausalzusammenhang hinausreichen und mit zu dem Leben historischer Ideen gehören. Auch sie sind Tatsachen, die einen historischen Verlauf haben, wie die allmählichen Steigerungen der Monroedoktrin beweisen, die doch bloß in den schwankenden Vorurteilen der öffentlichen Meinung der Amerikaner ihre Basis haben[1]). So ist „durch die geheime Wirksamkeit zusammenhaltender Ideen“ der Kosmopolitismus im römischen Kaiserreich des 2. Jahrhunderts, ist der aufgeklärte Despotismus in allen Staaten Europas in der zweiten Hälfte des 18., ist der Liberalismus im 19. Jahrhundert emporgekommen. Es sind umfassende Gemeinschaften, eine Zeitlang die vorwaltenden Kräfte des allgemeinen Lebens, immer aber Parteien, denen doch noch andere, ebenfalls weite Kreise zusammenhaltende „historische Ideen“ entgegenstehen.

§ 152. Die „Eminenz“ und die um sie konzentrierte Gesinnung der Massen als Triebkräfte zur Realisierung der historischen Ideen.

Von der ganzen Fülle systematisch bewertbarer Ideen sind die Geschichtsideen dadurch unterschieden, daß sie in dem Maße ihrer Verwirklichung zugleich ihre Berechtigung und ihren Wesensgrund haben. Sie gelten, weil die communis opinio der Beteiligten sich für ihre Anerkennung entschieden hat, gleichviel, ob sie vor der kritischen Vernunft bestehen können oder nicht. Auch die gewaltsamste Revolution erlangt ihre historische Legitimierung, soweit sie faktisch die Oberhand gewonnen und behalten hat. Die Tendenzen, denen entsprechend jedes Zeitalter wesentliche Veränderungen des bis dahin Bestehenden herbeizuführen sich anstrengt, sind seine

[1]) In dem bei uns wenig beachteten Buche "The Pan-Germanic Doctrine" (London 1904) findet sich S. 23 das Zugeständnis: "All Germany" is in many ways as good a doctrine as Monroe's or as Britannia's claim "to rule the waves".

„leitenden Ideen“. Auf Wirkung und Gegenwirkung beruht ihr Leben und Sterben; es widerspricht dem Grundprinzip der Geschichte, daß eine historische Idee dauernd ausschließlich herrscht. Ist das dennoch der Fall, so schwindet das frische Leben und volle Streben, tritt „Verfall“ ein. Wenn nirgends anderswoher, entspringen dann aus den freien Gemeinschaften selbst die Parteigegensätze, die eine Veränderung vorbereiten.

Diese Auffassung ist keine geschichtsphilosophische willkürliche Theorie, sondern eine allen denkenden Menschen aller Zeiten gemeinsame Grundüberzeugung. Die bloße Vorstellung einer Stagnation des öffentlichen Zustandes flößt die Besorgnis ein, daß in Zukunft die Ruhe des Kirchhofes zu erwarten sei. Unbeirrt durch alle Fragen nach dem Zweck der Zwecke messen wir allen Jahren der Umgestaltung eine überhöhte, ideale Bedeutung bei. Ohne immer erneutes Ringen um die Verwirklichung historischer Ideen verkümmern die Kräfte; mehr als einen Winterschlaf kann sich keine Kulturgemeinschaft selbst nach der Erschöpfung durch besonders heftige Erschütterungen der Existenz ohne Schaden gönnen.

Wir erwarten deshalb von jedem selbständigen normalen Erwachsenen eine gewisse Teilnahme an den Zeitfragen, das Ergreifen eines idealen Parteistandpunktes für oder wider die um die Herrschaft kämpfenden historischen Ideen. Bei jedem Ereignis drängen sich die Hoffnungen und Befürchtungen auch für die nicht direkt davon berührten Interessen und Zukunftswünsche in den Vordergrund. Aus den „Emergenzien“ schließen wir auf veränderte Druckverhältnisse in der Tiefe.

In das Chaos der um den Vorrang ringenden Massenbestrebungen wird von Zeit zu Zeit durch erfolgreiche Führer, die eine große Masse zu beherrschen, zu enthusiasmieren und zu benutzen verstehen, durch spezielle praktische Zielsetzungen Ordnung gebracht. Die verschiedensten Strömungen schließen sich dem Akteur an, der ihre Richtung antizipiert, ihre Kraft konzentriert, ihren Sieg repräsentiert. Zu der Massenbewegung kommt nach Humboldts Ausdruck ihre „Eminenz“, der sie, hierhin und dorthin gewendet, mehr oder weniger sichtbar, folgt wie der Schweif dem Kopf des Kometen. Die Verwirklichung der historischen Idee, um derentwillen die Anhänger, Gönner, Mitläufer und Hoffer, ja selbst die bloß novarum rerum cupidi und katilinarischen Existenzen sich anschlossen, wird dem Träger der aussichtsvollsten Idee anvertraut. So wurde der Mönch, der vor den Wormser Reichstag zitiert wurde, die Seele des gemeinschaftlichen Kampfes der deutschen Nation gegen die weltliche Herrschaft von Rom. Ein Italiener beobachtete sogleich im April 1521: „Habet intentissimos inimicos et maximos fautores; res agitur tanta contentione quantam nemo crederet. Ein Eng-

länder schrieb, daß 300 000 Deutsche bereit seien, ihr Leben zu opfern, damit dieser Mönch nicht durch die Autorität des Papstes unterdrückt würde. Ihm standen die Kräfte des in Gärung begriffenen Ritterstandes zur Verfügung; die weitverzweigte Bauernbewegung, die das Reich von Grund auf reformieren wollte, suchte Anschluß an den Mann, der vor Kaiser und Reich so tapfer für die erkannte Wahrheit eingetreten war. Er repräsentierte die historischen Ideen, die damals im Vordrängen waren. Aber er verhalf ihnen nur so weit zum Leben, wie sie religiöser Natur und deshalb von seinem Standpunkt aus unbedingt notwendig waren. Seine konservative Auffassung war maßgebend und suchte an den Befugnissen der regierenden Gewalten eine Schranke der mit ihm verbündeten revolutionären Triebe. Der geächtete Mönch wurde „Eminenz" nur für die papstfeindliche Idee und ein Feind der weltlichen Massenbewegungen, die sich in Worms zu ihm gehalten hatten. Die deutschen Territorien, deren Fürsten dazu geneigt waren, erhielten ihre Kirchenreform; weiter erstreckte sich Luthers historische Idee nicht. Was darüber hinausging, erregte seinen Zorn und bekam seine Feindseligkeit zu fühlen. Das Luthertum vereinigte für immer Unterwürfigkeit in weltlichen Dingen mit charaktervoller Festhaltung der vom Reformator durchgesetzten religiösen Neuerung; darin siegte die Sinnesrichtung des Führers über den Drang der Masseninstinkte, ohne die sein erster Anlauf verloren gewesen wäre. Das jus reformandi der Territorialfürsten ergab sich schon 1526 als die historische Idee des deutschen Reformationszeitalters, obwohl die kirchliche Spaltung der Nation damit besiegelt war. Sie erhielt sich in Deutschland bis heutigen Tages. Außer den Schweizern konnte keine Nation Europas das nachmachen; nur in Japan ließ die Zentralregierung bis 1614 den Lehnsfürsten die Berechtigung, in ihren Gebieten das Christentum einzuführen; seitdem rottete sie es mit Stumpf und Stiel wieder aus.

Allerdings gehen die freien Gemeinschaften, die einer historischen Idee zum Siege verhelfen wollen, gewöhnlich aus verschiedenen Oppositionselementen hervor, wie etwa 1815—32 die Liberalen in England aus Whigs, Radikalen, den im Parlament nicht oder ungenügend vertretenen Städten in England und Schottland, den Katholiken in Irland, den Juden in England, den Methodisten in Wales. Aber ihre Einigung unter einer ganz bestimmten Devise (z. B. Parlamentsreform) muß bereits als durchführbar anerkannt sein, ehe ihnen eine „Eminenz", d. h. ein repräsentativer Wortführer zur Verwirklichung ihrer historischen Idee verhelfen kann. 1848 hatte die erbkaiserliche Partei in Deutschland alles fertig bis auf die „Eminenz", die kein anderer sein konnte als König Friedrich Wilhelm IV.; mit seiner Ablehnung der Kaiserkrone war die Partei

gebrochen. Die italienischen Nationalvereine hatten in dem Motto: „Krieg mit Österreich; Vittore Emmanuele König von Italien" ihre historische Idee und in Cavour ihre Eminenz; sie erreichten ihr Ziel. Der deutsche Nationalverein schielte nach Schleswig-Holstein und Polen, schwankte zwischen Preußen und Österreich, so daß seine historische Idee verdunkelt wurde. Er löste sich auf, ehe sein Ziel erreicht war.

Aus den angeführten Beispielen geht zur Genüge hervor, daß die unentbehrliche Eminenz keineswegs aus der in Bewegung befindlichen Masse emportauchen muß. Sie kann ebensogut von außen herantreten, wenn sie nur die vorliegende historische Idee als Möglichkeit richtig ergreift. So wurde der Bourgeois und Gelehrte Lassalle mit seiner Idee, durch das allgemeine gleiche Wahlrecht den Arbeitern politische Macht zu verschaffen, der Schöpfer der deutschen Sozialdemokratie. Bismarck nahm die historische Idee der erbkaiserlichen Partei mit erstaunlicher Genauigkeit auf, obwohl er früher ihr schärfster Gegner gewesen war und als Premierminister der Konfliktszeit den partikularistischen preußischen Standpunkt aufs stärkste hervorgekehrt hatte. Er entzog dadurch sowohl der Fortschritts- wie der konservativen Partei diejenigen Elemente, die für die im Vollzuge begriffene historische Idee genügendes Verständnis hatten, und gewann die deutschen Patrioten in den annektierten Provinzen sowie weite Kreise in Süddeutschland für sich, so daß sie alle in ihm die „Eminenz" der nationalen Idee anerkannten. Nur er, nicht seine Anhänger, am allerwenigsten die „Realpolitiker", die sich praktische Staatsmänner dünkten, retteten das allgemeine gleiche Stimmrecht und die deutsche Kaiserwürde aus den Ruinen von 1849 ins neue Deutsche Reich hinüber. Noch hat sich keine Eminenz gefunden, die das allgemeine gleiche Wahlrecht im Deutschen Reich modifizieren könnte; daß die Mehrheitsparteien ohne eine solche dazu nicht imstande sind, lehrt der Augenschein, denn an dem Wunsche danach hat es ihnen nicht gefehlt. Aber auch Bismarck hätte 1867 nicht daran denken können, das allgemeine gleiche Wahlrecht, und 1871 das Kaisertum einzuführen, wenn nicht in den breiten Schichten des Volkes das Verlangen nach beidem vorhanden gewesen wäre.

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts war vielfach die Meinung verbreitet, daß innerhalb jeder Gesellschaftsschicht eine Anzahl von Individuen durch Temperament und eine gewisse Beweglichkeit des Geistes neuen historischen Ideen leichter zugänglich sind, während andere durch Pietät für das Hergebrachte und eine gewisse Zaghaftigkeit vor dem Ungewissen sich jedem Wechsel der bestehenden Zustände instinktiv widersetzen. Man brachte also den für die Individualexistenz unzweifelt vorhandenen Typengegensatz von Eukolie und Dyskolie, den wir oben in §§ 50—52 behandelt haben, unmittelbar in Beziehung zu der damals vorliegenden Alternative liberaler

oder konservativer Parteistellung. Diese allgemeine Anschauung war offenbar ein Irrtum, der sich leicht erklärt, weil auf dem Kontinent und in England in dem beginnenden Zeitalter von Dampf und Eisen infolge von früher unterlassenen Änderungen und Reformen die Rückständigkeit und Unhaltbarkeit der öffentlichen Zustände dem gesunden Menschenverstande so sehr einleuchtete, daß man sich den Widerstand gegen Neuerungen nur aus Eigennutz oder Mangel an Kühnheit erklären konnte. Man konstruierte sich einen konstanten Gegensatz zwischen liberaler und konservativer Weltanschauung entsprechend den einander entgegengesetzten Grundtendenzen jugendlich draufgängerischen Wagemutes und greisenhaft bedächtiger Zaghaftigkeit und verlegte die ganze Triebkraft der Bewegungspartei und ihrer Gegner in die danach bestimmten Gesinnungen der Individuen. Man sieht leicht, daß der liberalen Seite die dem Fortschritt günstigere Willensrichtung zugeschoben wurde, während der konservativen Vorsicht eigentlich nur der Zweifel blieb, ob die Zeit für die Durchführung der zahllosen neuen Ideen schon gekommen sei. Macaulays bekanntes Bild von dem Schiff, das im Liberalismus seine Segel und im Konservatismus seinen Ballast habe, verrät die ganze Ungerechtigkeit dieser Gegenüberstellung. Auch die abstrakte Formulierung, daß die einander ewig gegenüberstehenden Prinzipien von Ordnung und Freiheit durch ein „Juste Milieu" in Harmonie gebracht werden könnten, war nur eine historische Idee und keine allgemein gültige Wahrheit. Stahls Devise „Autorität, nicht Majorität" war nur eine Abwehr auch der berechtigten Massenbewegung, aber keine ihrer Polarität gerecht werdende Erkenntnis. Daß auch bei Majoritätsentscheidungen einem Perikles und einem Cleon dauernde Autorität zufallen kann, hat schon Thucydides klar herausgearbeitet, während selbst der autokratische Zar den ihn umringenden Fluten einer Massenbewegung oft hat nachgeben müssen. Wahrhaft ausschlaggebend kann in den freien Gemeinschaften der Menschen, die nach historischen Ideen orientiert sind, nur das Zusammenwirken einer „Eminenz" mit den sich ihr anschließenden Massenbestrebungen sein.

Auch die Vorstellung entspricht der Erfahrung nicht, daß Demagogen, die durch Rhetorik und Schmeicheln der niedrigen Instinkte die Massen mit sich fortreißen, oder geschickte Parteiführer, die einer großen Zahl vereinzelter Schwachen durch Organisation die Fähigkeit zu einheitlichen Kraftäußerungen geben, ohne weiteres die Träger der historischen Ideen werden müssen. Häufig genug sind sie nur die Gehilfen und Werkzeuge der „Eminenzen", wie es Cinna und Sulpicius für Marius, Clodius und G. Curio[1]) für Cäsar, die „Agi-

[1]) Ranke widmet dem Auftreten des Curio für Cäsar in seiner Weltgeschichte (II, II, 275—77) zwei Seiten, Mommsen in seiner Römischen Geschichte (III, 366) kaum eine halbe Seite.

tatoren" für Cromwell, Vahlteich für Lassalle gewesen sind, gewissermaßen die Einpeitscher für die eigentlichen Parteiführer, die Generalstäbler für die Feldherren im Kampfe um die von ihnen repräsentierten historischen Ideen. Die Männer, die nach Treitschkes Ausspruch „die Geschichte machen", sind immer diejenigen, die den von ihnen ergriffenen Ideen die Stoßkraft von Massenbewegungen verleihen und einen Konflikt herbeiführen, durch den für eine aufgeworfene Alternative die Entscheidung dafür oder dawider fällt. Auch wenn sie selbst dabei zugrunde gehen, wie die Gracchen, Cäsar, Moritz von Sachsen und Wallenstein, so kann doch nach ihrem Tode die durch sie in den Kampf geführte Ideenassoziation den Sieg davontragen.

Für die von der „Eminenz" zu erwartende Repräsentation einer historischen Idee sind keineswegs immer hervorragende Geisteseigenschaften erforderlich. Es kann der Fall eintreten, daß die genealogische Stellung einer Persönlichkeit, die geschichtlichen Vorbedingungen ihres Erbrechts oder ihres Religionsbekenntnisses die Massen unwiderstehlich an die Willenshandlungen ketten, die ihr genehm sind. Karl V. hätte als König von Spanien die Kaiserkrone nicht erlangt, wenn nicht der gemeine Mann in Deutschland das jungedle Blut vom Hause Österreich als dafür prädestiniert angesehen hätte. Den Kindern aus den verschiedenen Ehen Heinrichs VIII. von England akkommodierte sich das englische Parlament in seiner gesamten Kirchengesetzgebung, wurde zwinglianisch mit Eduard VI., katholisch mit Maria Tudor, anglikanisch unter Elisabeth. Ja, der Umstand, daß dem König Jacob II. von England ein Sohn geboren wurde, hatte bekanntlich die Folge, daß Whigs and Tories sich verbanden, Wilhelm von Oranien herbeiriefen und in der Bill of Rights dem protestantischen Staat eine verfassungsmäßige Grundlage gaben. Im Umschlag der historischen Ideen können auch die Massen ihre Eminenzen im Stich lassen und sie verderben. Das hat Livius Drusus von den Plebejern erfahren, deren Sache er führte. Die Gebrüder De Witt wurden 1672 von Volkshaufen ermordet, die statt ihrer lieber in dem jungen Oranier ihre Eminenz erblicken wollten.

Was die Persönlichkeit auf dem Gebiet der individuellen Erscheinungen ist, nämlich die Erscheinungsform, in der Gegensätzliches zusammengebunden ist, das sind im Bereich der freien Gemeinschaften, die auf historischen Ideen beruhen, die Eminenzen.

§ 153. Die „historischen Ideen" und „historische Zustände".

In jeder Gemeinschaft, über deren Vergangenheit ihre Mitglieder Ansätze eines historischen Bewußtseins haben, erscheint uns das Zusammenwirken von Eminenzen und Massenströmungen als selbstverständlicher Faktor neuer Veränderungen. Dem Stadium der

Verwirklichung jeder historischen Idee ist schon ein „Vorstadium" vorausgegangen, in dem die Massen von gleichartiger Gärung erregt waren, ohne einen Wortführer zu finden, der sich als Eminenz eignete; ebenso hatte fast jede Eminenz, die eine Bewegung zum Ziele führt, ihre „Vorläufer". Diese Vorstellung ist jedermann so geläufig, daß wir von Wicliff und Huß als Vorläufern der Reformation sprechen, ohne Luthers originalen Verdiensten damit den geringsten Abbruch zu tun. Für die Normandie unmittelbar vor 1066 zeichnet Ranke die Massentendenzen mit der uns sofort verständlichen Wendung: „Die Ideen regten sich, aus denen die Kreuzzüge, die Grundlegung der spanischen Königreiche, die Stiftung des lateinischen Kaisertums in Konstantinopel hervorgegangen sind"[1]).

Bei der für das Zustandekommen der Begebenheiten, die aus historischen Ideen entspringen, notwendigen Wechselwirkung der Eminenzen und der Massenstrebungen könnte man von der Scheidung dieser beiden Faktoren, die doch nur graduell unterschieden sind, vielleicht absehen, wenn nicht eine andere allgemeine Erscheinung zu berücksichtigen wäre. Die Eminenz kann nämlich eine Zeitlang ihre ganze Existenz der historischen Idee widmen, der sie zur Verwirklichung verhelfen will; die von ihr geleiteten Massen können das nie. Sie können eben wegen ihrer Vielheit nie vergessen, daß es auch noch systematische Zweckzusammenhänge gibt, denen sie dienen müssen, daß von anderen Gebieten der Willenshandlungen Einwirkungen auf die ihnen vorgeschlagene Umlagerung der Interessen stattfinden, daß die dringenden Notwendigkeiten des kreatürlichen Lebens erfüllt sein müssen, ehe überhaupt ein idealer Zweck ins Auge gefaßt werden kann[2]). Alle Massenaffekte sind daher zunächst unrein und schwankend, bis die sich vollziehende Idee den Hauptstrom in eine vorgezeichnete Richtung lenkt. Wir brauchen für dieses vorbereitende Stadium deshalb bildliche Ausdrücke, die diesem sich allmählich abklärenden, dann plötzlich entscheidenden oder entladenden Verlauf entsprechen: „Gärung", „Krisis", „Aufregung". Die communis opinio hat genug Erfahrung auf dem kollektivpsychologischen Gebiete, um sich über die Erscheinungsform der Veränderung nicht zu täuschen.

Von diesen Voraussetzungen der allgemein anerkannten Betrachtungsweise aus ergibt sich für die Historik in bezug auf die sich nicht wiederholenden wesentlichen Veränderungen der freien Gemeinschaften, die auf historischen Ideen beruhen, der Kunstgriff, daß man die Bedeutung der einzelnen Beobachtungen nach ihrer engeren oder entfernteren Verbindung mit unserer Komplexanschauung von

[1]) S. W. 14, 28.

[2]) „Primum vivere, deinde philosophari" ist eine alte Formel, die Wasser in den idealistischen Wein gießt.

der betreffenden, im Vollzuge befindlichen oder später eintretenden historischen Idee ermißt. Sofern dem Historiker daran liegt, „die reine Gestalt des Geschehenden erkennen“ zu lehren, ist dies das einfachste Mittel zum Zweck. Daher hatte Gervinus recht, als er in seinen „Grundzügen der Historik“ (1837) die einfache Regel formulierte: „Wichtig aber ist in der Geschichte, was sich einer historischen Idee anschließt“.

Notwendige Voraussetzung ist dabei natürlich, daß den handelnden Eminenzen und Massen die historische Auffassungsweise des Lebens schon geläufig war und daß wir die Mittel haben, ihre speziellen Tendenzen und Ziele glaubwürdig festzustellen. Fehlt diese Voraussetzung, so müssen wir uns damit begnügen, aus unserm Beweismaterial genügende Anhaltspunkte herbeizuschaffen, um uns mit Hilfe der Phantasie ein Gesamtbild des Zustandes zu machen, auf den sich die idealen Bestrebungen der damals lebenden Menschen beziehen mußten. Für diese Aufgabe sind die genügend bezeugten sich wiederholenden Einzelheiten eine zuverlässigere Basis als ein *ἅπαξ λεγόμενον* in unserm Material. Massenerscheinungen und generelle Züge lassen sich auch an den minder belichteten Stellen unserer historischen Überlieferung oft noch klar erkennen, und wir haben durch Vergleich mit andern besser bekannten Perioden die Möglichkeit, wenigstens eine Charakteristik des dort ausgebildeten Daseins zu geben. Solche kulturgeschichtlichen Notbehelfe, wie sie in breitester Ausführlichkeit Mommsen im 1. Buche seiner römischen Geschichte gibt, haben durch Sprachvergleichung, archäologische Ausgrabungen, ethnographische Interpretation und weittragende technologische Schlußfolgerungen einen eigenen Reiz. Ja, man muß sagen, daß in unsern Tagen, wo in Ägypten, Mesopotamien, Pergamon und Kreta nicht nur, sondern auch in Peru, in Turkestan und Afrika mit dem Spaten die überraschendsten handgreiflichen Entdeckungen gemacht worden sind, viele Gebildete die darin gebotene Erweiterung unseres Horizonts als den wertvollsten Zuwachs ihrer historischen Auffassungen empfinden. Gewiß ist das ein erfreulicher Gewinn, aber wir können uns doch darüber nicht täuschen, daß solche Erforschung der Altertümer, soweit sie nur kollektivistische Tatsachenreihen zu rekonstruieren gestattet, an idealem Gehalt weit zurücksteht hinter jeder gelungenen Erforschung einer historischen Veränderung, deren Anlaß und Motive wir würdigen können. Was sind die steinzeitlichen Überreste, die Flinders Petrie in Ägypten ausgegraben hat, im Vergleich zu den Dokumenten des mißlungenen Reformversuches, die der Hügel von Tell Amarna hergegeben hat! Von dem Studium einer solchen uns genügend bezeugten Verwirklichung einer historischen Idee fällt wie von einem leuchtenden Gestirn erst das richtige Licht in jene Regionen, auf die wir unsere kulturgeschichtlichen Fernrohre einstellen.

Wenn Lamprecht und Breysig im Gegensatz zu Rankes Praxis glaubten, in ihren „kollektivistischen" und „sozialpsychischen" Methoden ein neues heuristisches Prinzip entdeckt zu haben, so gingen sie von der falschen Voraussetzung aus, daß der früheren Historiographie das Verständnis für die „Zustände" und „Entwicklungsstufen" gefehlt habe. Zum Beweise des Gegenteils füge ich nur zwei Zitate aus Rankes „Geschichte Serbiens bis 1842"[1]) ein: „Serbien war in dem Übergang begriffen, der in dem Leben jeder Nation eine der wichtigsten Stufen ausmacht, von dem aus dunklen Anfängen Überkommenen, Patriarchalischen, Lokalbeschränkten zu einer mit geistigem Bewußtsein ausgebildeten, der allgemeinen Entwickelung des menschlichen Geschlechts entsprechenden, gesetzmäßigen Ordnung der Dinge; ein Schritt, der hier nicht ohne Nachahmung fremder Vorbilder und Formen, aber doch sehr im ursprünglichen Geiste des Volkes versucht ward"[2]). Und wenige Seiten weiter: „So ist der Mensch auf dieser Stufe der Entwickelung"[3]). Er hat ein eigenes Kapitel mit der Überschrift „Zustände, Sinnesweise und Poesie der serbischen Nation", wohl die schönste Zustandsschilderung, die es in der deutschen historischen Literatur gibt. In der „Weltgeschichte" weist er die Entscheidung, ob der trojanische Krieg jemals stattgefunden habe, mit sehr entschiedener Skepsis von sich. „Aber (setzt er hinzu) die Zustände, wie sie sich in den homerischen Gedichten darstellen, können nicht erdichtet sein[4])." Er gibt auf fast sechs Seiten eine Darlegung über „homerische Zustände", ehe er „auf ein Ereignis kommt, das den alten Zustand des achäischen Zeitalters, wie Homer ihn schildert, mit einem Schlage vernichtet hat".

Es ist der communis opinio gar nicht zweifelhaft, was unter historischen Zuständen zu verstehen ist. Es sind die jeweilig erreichten Resultate vorangegangener Veränderungen und sie sind getragen von den Gedanken und Bestrebungen aller sich mit ihnen beschäftigenden Individuen und Gemeinschaften. Ist die Entwicklungsstufe bereits erklommen, um diesem historischen Bestande das Prädikat einer durch den Vergleich mit dem status quo ante begrifflich zu fassenden Einheit beizulegen, die dennoch wesentlichen Veränderungen unterliegen kann, so sind alle Vorbedingungen einer partiellen Opposition und der dadurch zu realisierenden historischen Idee gegeben. Aber an sich, aus eigner Kraft, gelangen die Zustände zu keinen wesentlichen Veränderungen; die dazu nötigen Kraftäußerungen können nur aus spezifischen Willenshandlungen der Menschen ausgehen, die von dem Recht der Lebenden, die er-

[1]) Die 1. Aufl. erschien 1829.
[2]) S. W. 43/44, 13.
[3]) Ib. 49.
[4]) Weltgeschichte I, S. 163/4.

reichten Resultate nach eigenen Sinn zu ändern, überzeugt sind. Legen sie dazu Hand ans Werk, so lernen sie bald aus Erfahrung, daß selbst für engbegrenzte Veränderungen außerordentliche Anstrengungen notwendig sind, „denn", wie Ranke sagt, „in der Totalität des Bestehenden, wie es nun einmal geworden, ist alles verbunden, unterstützt sich alles." Je höher sich der Idealismus einer unternehmungslustigen Opposition versteigt, um so mehr bekommt sie das Schwergewicht der bestehenden Zustände und die Feindschaft der interesselosen, durch Gewohnheit gebundenen Mitmenschen zu fühlen. Die erfahrenen Scipionen, die sich auf Grund ihrer Siege über die Karthager zur Eminenz für die politische Idee, die sie hegten, besonders eigneten, verzweifelten deshalb am Erfolge, so daß es ihren jungen Verwandten, den Gracchen, vorbehalten blieb, die soziale Veränderung zu verlangen, die Roms Wehrkraft auch für die Zukunft unüberwindlich erhalten sollte. Für den Historiker kann es gar keinem Zweifel unterliegen, daß er bei der Betrachtung der Begebenheiten und der historischen Ideen immer die „Zustände" als das Substrat ansehen muß, an dem die zum Kampf aufgerufenen Lebenskräfte die gewollten Veränderungen herbeiführen müssen. Die „Zustände" als solche sind natürlich weder aktiv noch passiv; das wahre Kampfobjekt sind die Veränderungen, die erhofft oder befürchtet und deshalb verwirklicht oder verhindert werden sollen.

Diese der allgemeinen Auffassung geläufigen Vorstellungen hat Karl Lamprecht dadurch umzudeuten gesucht, daß er die Massenaffekte, die bei jedem Versuch einer wesentlichen Veränderung sich zusammenballen, zu einem Zubehör der Zustände machen wollte, und auch die Ideen, soweit sie von den Massen erfaßt werden, als Zuständlichkeit ausgab. Den für die historische Auffassung fundamentalen Gegensatz von Zuständen und Veränderungen, von alt und neu, von Beharrungsinteresse und Bewegungspartei schaltet er durch diese Umwertung vollständig aus und gelangt durch eine Periodisierung der sich im Laufe der Zeit steigernden Massenwirkungen zu seinen „gesetzmäßigen Entwicklungsstufen der Kulturen". Der Fehler seines ganzen soziologischen Aufbaues liegt aber schon in seiner Definition der „Zustände" als der „zwar langsamen, aber wuchtigen Veränderungen der psychischen Massenaffekte und der auf diesen beruhenden, in ihnen wurzelnden Anschauungen und Einrichtungen."

Der Lärm des sogenannten geschichtswissenschaftlichen Streites hat auch Bernheim bewogen, bei seinen Erörterungen über das Prinzip der Geschichtswissenschaft die Schlagworte in seine Definitionen mit hineinzunehmen. Er mutet uns zu, in den Ausdruck „Betätigung" auch „die sogenannten Zustände mit einzuschließen". Dazu will er uns durch eine logisch unhaltbare Identifikation von

Ursache und Wirkung bringen, indem er schreibt: „Das, was wir Zustände nennen, sind ja nur aufgehäufte, gewissermaßen kapitalisierte oder auch nur summarisch betrachtete Resultate von einzelnen menschlichen Betätigungen." Nach dieser Identifizierung ist es ihm natürlich leicht, für das, was wir in unserer Vorstellung als Zustände erfassen, die dabei selbstverständliche Gleichartigkeit, das „Stationäre", zu beseitigen, denn daß die „Betätigungen" der Menschen „sich fortwährend ändern (wenn auch noch so unmerklich)", wird ihm jeder zugestehen. Soweit war er bereits in der 2. Auflage seines Buches gegangen. In der 3. schiebt er nun noch eine Unterscheidung zwischen Tat und Betätigung ein, wonach zu der letzteren noch das „volle Bewußtsein des persönlichen Wollens" und die Richtung auf einen bestimmten Zweck hinzutreten muß, um zur Tat zu werden. Zieht man daraus ernstlich die logischen Folgerungen, so ergibt Bernheims Definition das merkwürdige Resultat, daß es die Geschichte nicht mit „Taten" zu tun hat, sondern mit gewohnheitsmäßigem Handeln ohne Zweckbewußtsein[1]), mit den „stetigen, wenngleich unauffälligen Einwirkungen aller einzelnen Kulturelemente[2])."

Die Historik hat noch immer eine dringende Pflicht, gegen die Begriffsverwirrung, die mit der Umdeutung der Komplexanschauung „Zustände" und der Verkennung der „historischen Ideen" verbunden ist, aufs entschiedenste anzukämpfen. Denn in einer Zeit, wo den Naturwissenschaften wegen der praktischen Erfolge der Technik der Vorzug der ergiebigen Methode so willig zugestanden wird und die wirtschaftlichen Kämpfe die Verteilung der fungiblen Werteinheiten so stark in den Vordergrund stellen, erwacht immer wieder die falsche Sehnsucht, doch auch in der Geschichte den Hauptnachdruck auf Veränderungen legen zu können, die unmerklich (nach Analogie der Infinitesimalrechnung) vor sich gehen und sich von selbst zu Massenwirkungen „integrieren". Aber im geschichtlichen Kosmos schaffen die historischen Ideen immer neue Summationen, in denen die verschiedensten Kräfte aus plötzlich gegebenem Anlaß zusammenwirken und eine Umgestaltung das Gesamtbild der Zustände in fast allen seinen Teilen ergreift. Ranke bedient sich in seinem frühesten Werke eines Vergleichs, um den Unterschied der unregelmäßigen Kraftäußerungen in der Natur von denen in der geschichtlichen Welt zu kennzeichnen: „Das Meer ist ruhig und spiegelt

---

[1]) Bodinus definierte 1566 die Aufgabe der Geschichte dahin, daß sie „die Taten des gesellschaftlich lebenden Menschen erklärt" (actiones hominis in societate vitam agentis explicat). Bernheim wählte in der zweiten Auflage die eigentlich nur auf die Sozialgeschichte passende Formulierung: „Die Geschichte ist die Wissenschaft von der Entwickelung der Menschen in ihrer Betätigung als soziale Wesen".

[2]) Bernheim, Lehrbuch, III. Aufl., S. 633.

den Himmel; da stürmt es einmal; wenn es abgestürmt hat, ist das Meer dasselbe. Kommt eine Bewegung und ein Sturm in die Gemüter der Menschen, so wird es auch einmal wieder ruhig; aber indes ist die Welt verändert[1])."

Die Himmelstürmer für neue historische Ideen werden natürlich nicht von den bestehenden „Zuständen" bekämpft, sondern von den an ihrer Erhaltung interessierten Menschen, die sich nun ebenfalls als Partei geeint fühlen, Eminenzen finden und dem Verlangen nach neuen Zweckzusammenhängen immer dreierlei entgegensetzen können: 1. Die Kritik der gegnerischen Hirngespinste als unrealisierbarer Phantasien; 2. die Hervorkehrung der in der letzten Verwirklichung der historischen Bewegung zu ihrem Rechte gekommenen idealen Momente, z. B. des besonnenen konstitutionellen Prinzips oder der Interessengemeinschaft von Thron und Altar; 3. die Überbietung oder Ablenkung durch eine andere historische Idee, so daß bei den Massen eine Konkurrenz der Imponderabilien eintreten kann. Ist die Defensive schon an sich leichter als die Aufgabe des Angreifers, der seinen Willen durchsetzen will, so kommt hinzu, daß die Erfahrung beweist, daß „mit einer gelingenden Opposition sich zerstörende Tendenzen der Massen zu verbinden pflegen", die dann auch die notwendigen und zwangsweise gefestigten Institutionen der Familie, des Rechts, der Kirche, des Staats, der sozialen Ordnung nicht mehr respektieren. Auch diese Lebenselemente ruhen auf idealem Grunde, und für sie arbeiten berufsmäßig die Männer der systematischen Geisteswissenschaften. So schließen sich an den Kampf der historischen Ideen die entsprechenden Tendenzen der ideenhervorbringenden Systematiker an; das jure divino Königtum und die Durchführer der gloreichen Revolution erhalten gleichzeitig ihre fachmännisch philosophischen oder juristischen oder theologischen Verteidiger. Beide Seiten gestehen ihre geschichtsideale Parteitendenz nicht ein, sondern berufen sich auf die Wirklichkeit der Zustände als Beweis des inneren Vorzuges ihrer „objektiven" Gedankengänge. An Lockes allgemeinen Schriften über Civil Government als angeblich unwidersprechlichem Ausdruck der Forderungen des gesunden Menschenverstandes hat Ranke nachgewiesen, wie das Interesse an den herbeigeführten Zuständen und der weiteren Verwirklichung der historischen Idee des parlamentarischen Königtums im protestantischen Staate mit die Feder geführt hat. Als Kampfmittel für die historischen Ideen, als Anleitung für ihre Eminenzen und als zusammenhaltendes Programm für die Massen („um den Unsrigen etwas zu reden zu geben" drückte Luther es aus) erscheinen theoretische Schriften, die angeblich ohne Vorurteil und ohne Beziehung auf die

[1]) S. W. 33, 20.

vorliegenden Zustände von einsamen Denkern verfaßt sind. Zwischen diesen und den in den Intuitionen der Eminenzen verwerteten Ideen, den Kultur- und den Geschichtsidealen, gibt es keine strenge Scheidewand[1]). Wir haben deshalb alle Veranlassung, in dem Netz der historischen Ideen und der in den systematischen Geisteswissenschaften theoretisch durchgeführten Ideen die Maschenknoten nicht zu durchschneiden; das entspricht ja auch der Durchdringung der beiderseitig übergreifenden Sachinhalte, die wir oben (§ 3 und 24) als „Wirklichkeit" festgestellt haben.

Den Vertretern sich geltend machender Ideen wird von den Gegnern gewöhnlich auch durch eine Herabsetzung des Kampfniveaus ihre Mühe zu verleiden gesucht. Was sich als allgemeingültige und denknotwendige Idee durchzusetzen sucht, wird als nur historisch erklärbar hingestellt, wie etwa Kants philosophisches Lehrgebäude zunächst nur als Polemik gegen Humes Skeptizismus aufgefaßt wurde; was es doch nur nebenbei ist. Als Symptom des Zeitgeistes, ja als Mode wurde sehr bald nach den Freiheitskriegen die „Deutschtümelei" abgetan; Ernst II. hat 1865 in einem Briefe an Wilhelm I. die Nationalitätsidee, die von Italien bis Norwegen die Völker erregte, gegen den Vorwurf, eine Verirrung des Zeitgeistes zu sein, in Schutz genommen. Es gab und gibt Leute, die in dem Bismarck nach 1866 noch den preußischen Junker sahen, wie ja auch Marius als „Plebejer", Sulla als „Patrizier" in der Erinnerung fortlebt. Auf Cliqueneinfluß und gute Freunde wird mancher erste Erfolg von den Neidern zurückgeführt. Dieses Herabziehen von der Höhe des historischen Lebens auf die Ebene der gewöhnlichen Gemeinschaftsbeziehungen ist ein beliebtes Kampfmittel; wir haben deshalb (S. 250) die niederen freien Gemeinschaften abgesondert von der Sphäre der historischen Ideen. Der Historiker findet diese „Nachreden" reichlich in seinem Material. Damit er sich darüber erhebe, Richtiges und Unrichtiges selbständig feststelle, einen Maßstab des Urteils anlege, der sich als communis

[1]) M. Lazarus, Über die Ideen in der Geschichte (1. Aufl., 1865, 2. Aufl. Berlin 1872) S. 74 unterscheidet „der Wirkungsform" und „der allgemeinen Erfahrung" entsprechend: 1. reine, abstrakte Ideen; 2. moralische Ideen; 3. historische Ideen, die „als wirksame Forderungen und damit als Mittelglieder des Geschehens in die Wirklichkeit der Welt hineintreten". Die Historik hat es speziell mit den letzteren zu tun. Dem Philosophen, der als der Vorläufer der Soziologie, die er (S. 33) a potiori „Völkerpsychologie" benannte, noch nicht richtig gewürdigt ist, entging die besondere Stellung der historischen Ideen nicht, wenn er auch, dem Zug der Zeit entsprechend, die Kulturideen stark in den Vordergrund rückte. Aber er erkannte „die Würde aller Ideen" darin, „daß sie in der Geschichte wirksam werden", und das hing auch ihm „von der Ausbreitung der Ideen in den Massen der handelnden Menschen", „von der Beseelung der Gesamtheit mit den Zwecken der Idee", von ihrem siegreichen Kampfe gegen Dunkel und Egoismus, also kurz von dem wirklichen Leben der Idee in der Gesamtheit" ab (Jb. S. 89).

opinio erhält, bedarf er eines Vorrats von erprobten Vorstellungen und einer systematischen Übersicht über alle individuellen und freien kollektiven Verhältnisse. Durch Herausarbeitung der wichtigsten Begriffe kann ihm die Historik einen Zusammenhalt und eine Aufhellung der in seinem Bewußtsein promiscue angesammelten Erfahrung bieten.

Anhang.

§ 154. Die Endsilbe „schaft".[1])

In keiner andern Sprache als in der deutschen hat sich seit den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage die Übung erhalten, durch Anhängung einer kleinen Endsilbe an ein persönliches Appellativum eine in sich abgeschlossene Vielheit von Personen konkret zu bezeichnen. Aus „Mann" ist z. B. „Mannschaft" gebildet, um eine Vielzahl von Individuen als untrennbare Gruppe, als eine höhere Einheit zu bezeichnen. Den Lateinern war solche einfache Zusammensetzung bei Worten wie vir und homo unbekannt. Ebensowenig haben die Griechen an ἀνήρ oder ἄνθρωπος Silben angehängt, die daraus einen Kollektivbegriff machten. Aus liut (= Leute) bildete man im Altdeutschen liutscap in der Bedeutung von „Nation", wie sich auch in den angelsächsischen Gesetzen Leodscipe dafür findet. Die „Bürgerschaft" ist die Gesamtheit der Bürger oder ihre verfassungsmäßige Vertretung (in unseren Hansestädten). Niemals haben im Altertum civitas[2]) oder πολιτεία einen so konkreten Sinn gehabt; in den lateinischen Urkunden des Mittelalters mußte man zu Umschreibungen wie communitas civium oder universitas regni greifen. Nur in den leges Visigothorum des siebenten Jahrhunderts finden wir wiederholt die barbarische Verwendung von virtus im Sinne von „Mannschaft", ein deutlicher Fingerzeig für die Unübersetzbarkeit des germanischen Begriffes durch ein in seiner gewöhnlichen Bedeutung verwendbares klassisches Wort.

Im Deutschen ist aber die ursprüngliche Verwendung dieser bequemen Endsilbe bis auf den heutigen Tag lebendig geblieben und wird noch immer, wenn sich das Bedürfnis einstellt, zu neuen Bildungen verwertet. Wir brauchen nur an die „Finkenschaften" zu erinnern, die sich seit 1896 in Leipzig und an anderen Universitäten bildeten. Da ist selbst für die Gesamtheit der zu keiner studentischen

---

[1]) S. 265, Anm. 1.

[2]) Michel Bréal, Essay de Sémantique (Paris 1908) S. 138f. schreibt zwar: „Civitas était d'abord la qualité du citoyen: puis le même mot a désigné l'ensemble des citoyens; il a fini par signifier „la cité". Aber im Altertum hieß die Gesamtheit der Bürger Roms: Senatus populusque Romanus.

Verbindung gehörigen „Wilden", also für die bloß durch ein negatives Merkmal übereinstimmenden Studenten, eine Bezeichnung erfunden worden, die sie zur Wahrnehmung von Rechten als Einheit darzustellen sucht. Daß in einer solchen durch keine Form zum Ausdruck gebrachten Kollektivbezeichnung ein Anspruch liegen kann, der erhebliche Folgen hat, ist unsern akademischen Behörden bereits zum Bewußtsein gekommen. Denn, wie wir noch näher sehen werden, liegt in diesem uralten Anhängsel „schaft" der Keim einer sozialen Differenzierung, ja sogar der Ansatz zu Recht „schaffender" Macht.

Darüber herrscht völlige Übereinstimmung aller Lexikographen, daß die Endsilbe „schaft" von der gemeinsamen Wurzel von „schaffen" und „schöpfen" abgeleitet ist. Diese hinwiederum ist, so ursprünglich sie auch wegen ihres für die primitivste Gedankenmitteilung unentbehrlichen Sinnes auf dem sprachbildenden Boden erwachsen muß, nur den germanischen Sprachen eigen und in den anderen urverwandten Idiomen des indogermanischen Sprachstammes nicht aufzufinden. Wenn nun auch in den uns erhaltenen gotischen Sprachresten Bildungen mit dieser Endsilbe nicht vorkommen, so ist in der Übersetzung von creatio mit dem Femininum gaskafts (= Schöpfung im objektiven Sinn) die Doppelbedeutung, die sich später so reichlich entfaltet und zu den getrennten Bildungen „schaffen" und „schöpfen" geführt hat, deutlich vorgezeichnet. Vielfache Verwendung hat aber die Endsilbe im Althochdeutschen, Altsächsischen und Angelsächsischen, Altnordischen, im Mittelhochdeutschen und Mittelniederdeutschen gefunden; im Hochdeutschen, Neuniederländischen und Englischen sind dann die entsprechenden Formen —schaft, —schap und —ship weitverbreitet.

Als ursprüngliche Bedeutung des Verbums schaffen und schöpfen gibt Weigand an: „woraus hervorbringen". Dabei bedarf aber das „hervor" doch noch einer Ergänzung, und sie kann von uns sinngemäß nur gegeben werden nach der natürlichen Seite hin „zu allgemeiner Wahrnehmung und Gebrauchsfähigkeit eines Dinges" und rechtlich „mit dem Erfolg öffentlicher Anerkennung von Personen und Sachen". Das althochdeutsche Substantiv Gascaft, kascaft oder gaskaft im Sinne von creatura und substantia und vielleicht noch mehr das glücklich gebildete Adjektiv turh-skaffen im Sinne von perfectus entsprechen der auf die natürlichen Dinge bezogenen Grundbedeutung. „Rechtschaffen" ist in dem älteren Sprachgebrauch doppelt verwendbar: nach der natürlichen Seite hin in der Bedeutung „normal entwickelt" wie noch in der Stelle des Gedichts:

> „Da kann ja kein heubeladener Wagen,
> Nicht einmal ein rechtschaff'ner Ochse hinein",

und andererseits für „gesetzlich", „rechtmäßig", „ordentlich", „anerkannt ehrlich". Auch bleibt dem Substantivum Geschaft der

Sinn Geschöpf, Elementum neben dem rechtlichen = „Stand" erhalten; das allgemein Erkennbare des Resultats tritt in den Anwendungen noch deutlicher hervor, wie wenn es z. B. im Rolandslied des Pfaffen Konrad von David heißt: er was vil lutzeler gescaft, was wir übersetzen müßten: „sehr kleiner Gestalt". Die Hauptsache ist aber für den Historiker, daß die öffentlich rechtliche Zusammengehörigkeit einer Vielheit von Personen, eine sich aus der Allgemeinheit herausgehobene und als gleichartig anerkannte Gesamtheit, eine Korporation, ja sogar ein Stand durch Anhängung der Silbe „schaft" bezeichnet wird.

Wenn wir die Angaben des Tacitus über die Stellung der Gefolgschaft als Elitetruppe und als consilium simul et auctoritas des rechtsprechenden Fürsten richtig auffassen wollen, so müssen wir uns klar sein, daß es sich hier um ein eigentümliches germanisches Gebilde handelte, für das es im römischen Magistraturstaate keine Analogie gab. Jeder altgermanische Staat hatte seine „Hundertschaft" für das Heer und für die Volksversammlungen; sie bildete eine über das gewöhnliche Niveau der Volksgenossen emporgehobene Korporation. Das steht implicite in den Worten des Tacitus: „centeni, quos ex omni juventute delectos ante aciem locant"; „idque ipsum inter suos vocantur"; „et quod primo numerus fuit, jam nomen et honor est". „Centeni singulis ex plebe comites consilium simul et auctoritas adsunt." Die als fester Verband für den Vorkampf geeignete Hundertschaft ist auch im Gesetz der Westgoten von 673 noch nicht vergessen, da es als saluberrima intentio actionis hingestellt wird, daß in rebus bellicis . . . habilis ad expugnandum maneat f r a t e r n i t a s dilectione retenta. Besser konnte die Kompagnie der Vorkämpfer lateinisch gar nicht bezeichnet werden, da ja „centeni" bei Tacitus offenbar ein ungenügender Notbehelf ist.

Als Beweis dafür, daß die ältesten Wörter auf scaf durchgehends eine Gemeinschaft gleichgestellter Personen bezeichnen, genügt schon die Zusammenstellung in Jacob Grimms Deutscher Grammatik (II², 5) wo ausdrücklich betont wird, daß Heriscaf immer als multitudo, copiae aufzufassen und noch im zehnten Jahrhundert herscaf nur mit exercitus, niemals mit „Herrschaft" zu übersetzen ist. Lantscaf (Landschaft) erscheint im Sinne der versammelten Stände und einer juristischen Persönlichkeit ja noch in der Mecklenburgischen Verfassung und in den preußischen Bodenkreditgenossenschaften, obwohl schon in Ammonius' Evangelienharmonie aus dem 9. Jahrhundert regio mit lantscaf übersetzt ist. Bei Kinôz-scaf und canôz-scaf (Genossenschaft) kann kein Zweifel sein, daß ein Kollektivbegriff vorliegt. Gisella-scaf (societas) hat an Weite und Verwendbarkeit so sehr gewonnen, daß unsere Soziologen sich mit der schon in der Endsilbe allein liegenden Definition begnügen: „Gemeinschaft in Wechselwirkung stehender Menschen". Pruodar-scaf (Bruderschaft) und wini-

scaf (Bund) sind deutlich konkret gedacht. Giwis-scaf (Eideshelferschaft) erinnert uns an die wichtige Rolle, die das Zusammenstehen der Eideshelfer im altgermanischen Gerichtsverfahren spielte. Gedinscipe ist agſ. für „Eheleute", geferscipe = Genossenschaft, gildscipe = Gildenmitgliedschaft; also auch in England galt der konkrete Sinn für Wörter mit der Endsilbe ship. Nun ist aber schon früh an zwei Komposita mit „schaft" der mehr abstrakte Begriff des Verhältnisses herangekommen. Das sind die Worte „Freundschaft" und „Feindschaft". Aber grade bei diesen Worten läßt sich die ältere konkrete Auffassung noch nachweisen, die an eine Vielheit von Freunden oder Feinden denkt. Wir finden nämlich in den schon oben herangezogenen Gesetzen des Wamba lateinische Umschreibungen wie inimicorum adversitas und adversariorum hostilitas, die bloß „Feinde" bedeuten können, aber wohl Übersetzungen von fiantscaf (Feindschaft) sind. Wie sehr selbst in dieser latinisierten Form trotz des grammatischen Singular der Gedanke an eine Mehrzahl von Personen vorwaltete, zeigt die pluralische Konstruktion: si superveniens adversariorum hostilitas aliquid damni vel captivitatis in populos vel provincias regni nostri amodo intulerint. Im Angelsächsischen hat sich die alte Formel des Treugelöbnisses: „in einer Freundschaft und in einer Feindschaft sein" in späteren Zeiten erhalten, als der abstraktere Sinn dieser Substantiva überwog. Ja, sogar noch in einen Soldatenliede des 18. Jahrhunderts findet sich „Freundschaft" im Sinne von „Freunde":

> „Ich hab mein Lebtag nichts Gutes getan
> Und hab es auch nicht im Sinn.
> Das weiß meine ganze Freundschaft ja,
> Daß ich ein Unkraut bin."

Ebenso war es im 17. Jahrhundert ein fast stehender Schluß der Freundschaftsbriefe: „Grüße die Pulschaft" d. h. den Freundeskreis.

Um uns aber die durch die Anhängung der Silbe „schaft" vollzogene ursprüngliche Begriffsbildung völlig klar zu machen, müssen wir auf die negative Seite, auf die Beschränkungen hinweisen, die dabei zu beobachten sind. Schon Weigand hat bemerkt, daß in der alten Sprache die Verbindung von „schaft" mit Substantiven, namentlich mit Personenbezeichnungen die Regel ist und zwar mit dem Singular, wie der Sinn es erklärt; Bruderschaft nicht Brüderschaft, folkscap (altsächsisch) nicht Völkerschaft; daß dagegen Verbindungen mit Adjektiven spärlich sind und, wie wir hinzufügen können, einer späteren Zeit angehören[1]). Als Kollektivbezeichnung

[1]) Mit der lateinischen Endsilbe tas, die wir oben herangezogen haben, sind gerade umgekehrt nur wenig Substantive, dagegen zahllose Adjektive verbunden worden. Von substantivischen Verbindungen sind nur civitas, auctoritas, virginitas bemerkbar. Adjektivisch verbundene Bildungen sind zahllos; erwähnt seien majestas, potestas, paupertas, besonders aber Nobilitas, sodalitas und fraternitas.

für Sachen wie Habschaft, Barschaft, Erbschaft ist das Suffix erst sehr spät zur Anwendung gekommen, wie wir ja auch jetzt noch mit den Bezeichnungen Habe und Erbe ebensoweit kommen wie mit den Kompositis. Doch davon später. Für uns kommen hier zwei andere systematische und lange festgehaltene Zurückhaltungen in Betracht, die den ursprünglichen Begriff ins Licht zu setzen helfen.

Einmal wird die Zusammensetzung nicht angewandt, um etwa eine ganze zu einem öffentlichen Zweck zusammenkommende Gesamtheit von Menschen zu bezeichnen. Dafür bedient sich die alte Sprache des Ausdrucks „Samenung" und später „Gemeine" oder „Gemeinde". Schon in einem apostolischen Glaubensbekenntnis des 8. Jahrhunderts ist sanctorum communio mit wihero kemeinika wiedergegeben. Die Gerichtsversammlung, die ungeboten an der Malstätte zusammenkam, hieß bekanntlich Thing, und nur für den kleinen Kreis, der auf Befehl des Vorstehers noch nachher zusammenblieb, um ihn besonders angehende „Geschäfte" zu erledigen, findet sich die Bezeichnung „Botschaft", d. h. der durch Gebot zurückbehaltene Ausschuß. Für einen so umfassenden Begriff wie die Gemeinschaft aller Christgläubigen, von der oft die Rede ist, hätte eine Wortbildung mit „schaft" am wenigsten ausgereicht; dafür standen unserer Sprache die weniger spezifizierten Endungen auf „tum" und „heit" zu Gebote (Christentum und Christenheit), während die nur als Minderheiten aufgefaßten Juden und Heiden, mit denen man zu tun hatte, als „Judenschaft" und „Heidenschaft" zusammengefaßt erscheinen[1]). Es gehört eine Abgrenzung des Personenkreises gegenüber einer umfassenderen und berechtigten Öffentlichkeit dazu, um für einen Personenkreis die Kollektivbildung mit „schaft" nahezulegen.

Sodann aber dehnte man diese Wortbildung in der alten Sprache nur so weit aus, wie eine in der Öffentlichkeit als berechtigt anerkannte, eine gerichtsnotorische Gemeinschaft vorlag. Die bloß natürliche Verbindung der Sippe bot keinen Anlaß zu der uns geläufigen Begriffsbestimmung „Verwandtschaft". Selbst die Abstufung des Verwandtschaftsgrades führte nicht auf diese das Ganze zusammenhaltende Bildung; man begnügte sich im Schwabenspiegel mit „sippezal" selbst für die abstraktere Bezeichnung des Verwandtschaftsverhältnisses. Wenn wir jetzt das Wort „Sippschaft" nur in verächtlichem Sinne gebrauchen, so wirkt vielleicht das Gefühl der

[1]) Die Einschiebung von „en" läßt uns sofort die späte Bildung dieser Komposita erkennen, wie auch bereits übliches „Eidgenoßschaft" in Eidgenossenschaft gedehnt und aus kinôz scaf Genossenschaft wurde. Andere solcher offenbar modernen und „unorganischen" pluralischen Bildungen auf „schaft" sind Burschenschaft, Völkerschaft, Gesellenschaft, Brüderschaft statt Bruderschaft, Nachkommenschaft, Bauernschaft (altd. geburschaft), Witwenschaft, Finkenschaft.

früheren Ungebräuchlichkeit dieser Analogiebildung mit. Im Angelsächsischen dient der Plural von Mag (= Verwandter) als Bezeichnung der Sippe. Chunescaft im Althochdeutschen ist nur konkret zu fassen: der Kreis der Zugehörigen zu einem Geschlechte. Für die engere Gemeinschaft eines Ehepaares und ihrer Kinder hätte, als sich die Gewohnheit, daß sie ein eigenes Hauswesen bildeten, allgemein geworden war, ein deutsches Wort auf schaft mit innerer Notwendigkeit herausbilden müssen. Wahrscheinlich war das schöne Wort trût-scap bereits dazu ausersehen, wie ja das Verbum trûen oder trûwen den Sinn „ehelich verloben" (= transitiv trauen) erhielt. Da sich aber die Kirche die alleinige Einwirkung auf dieses Gebiet des Eherechts verschaffte, so trat der lateinische Ausdruck familia an seine Stelle, und trûtscap blieb nur für die von der Kirche nicht gesegneten Liebschaften, besonders als persönliche Bezeichnung der Geliebten (ähnlich dem modernen „Verhältnis") in Gebrauch. Nur so kann ich es mir erklären, daß es in den kontinentalen Dialekten kein aus deutscher Wurzel entsprossenes Äquivalent für Familie gibt. Aber auch für den Personalbestand des Gesindes gab es keinen Kollektivbegriff auf schaft nach Art unseres „Dienerschaft", so nahe doch Dienstmannschaft gelegen hätte. Ebenso hat man „Knechtschaft" und „Gefangenschaft" nicht gebildet, weil die in diesem Begriff zusammengehaltenen Vielheiten im öffentlichen Verfahren nicht auftreten konnten. Aber auch für Handwerkervereinigungen (Innungen) und Handelsgesellschaften hatte die alte Sprache keine Bildungen auf schaft. Die ältesten kaufmännischen Vereinigungen im germanischen Sprachbereich waren ja keine offenen Handelsgesellschaften, sondern stille Teilnehmerschaften an den Beutezügen über See (den fielag), die zuerst im Norden eine so große Bedeutung gewannen[1]).

Wir glauben es hiermit genügend erläutert zu haben, daß die ursprüngliche Bedeutung öffentlicher Berechtigung und Anerkennung in den Kollektivbezeichnungen auf „schaft" deutlich empfunden wurde und z. T. empfunden wird. Die ursprüngliche Publizität der Malstätte, der gegenüber alles dort nicht Anerkannte als ungültig oder noch unfertig, d. h. noch nicht rechtschaffen (heute würden wir sagen „offiziell nicht vorhanden") erschien, wirkte noch lange fort im Sprachgebrauch der Doppelbildung „schaffen — schöpfen" und ihrer Ableitungen. „Recht schöpfen in dem Streit", das „Urteil schöpfen", der „Schöffe" sind uns noch geläufige Wendungen. „Seinen letzten Willen schaffen" heißt es noch volkstümlich für testamentarisch verfügen. Als der bayerischen Mundart verblieben führt Grimms Wörter-

[1]) Aus dem nordischen „felagi" Teilhaber ist bekanntlich das englische Wort fellow entstanden. Pleonastisch ist daraus fellowship in dem jetzt obsoleten Sinne „Teilnehmergesamtheit" und „Schiffsmannschaft" gebildet worden, als im 13. Jahrhundert die kollektive Bedeutung des Ausdrucks in Vergessenheit geraten war.

buch an: „einen schaffen“, d. h. vor Gericht zitieren, wie sich ein schwacher Rest dieser Vorstellung noch in der Redensart „Jemandem zu schaffen machen“ erhalten hat. Auch die Wendungen: „Was hast du hier zu schaffen?“ „Was habe ich mit dir zu schaffen?“ „Was hat das damit zu schaffen?“ (zur Beiseiteschiebung von nicht aktiv legitimierten Personen und irrelevanten Einwänden) tragen noch die Spuren ihrer auf die öffentliche Gerichtsstätte zurückführenden Entstehungsart. In seinem altdeutschen Wörterbuch stellt Wackernagel die Bedeutungen zusammen, die er für „Geschäft“ (in den Formen Gescheffede, Geschepfede, Geschefte, Geschaffeda, Geskepfeda) gefunden hat. Es sind: „Geschöpf, Werk; Gestalt; Schöpfung; Beschäftigung, Geschäft; Gewalt, Macht; letztwillige Verfügung.“

Ganz folgerichtig entwickelt sich aus dem Kollektivbegriff für eine Vielheit gleichberechtigter und als solcher öffentlich anerkannter Personen die abstraktere Bedeutung von „Befugnis“ für den Kreis der dieser Gesamtheit angehörigen Persönlichkeiten. Es sind namentlich zwei in der höfischen Poesie des Mittelalters sehr viel verwandte Wörter auf „schaft“, die eine bequeme Überleitung bildeten: „Ritterschaft“ und „Meisterschaft“. Daß sich für die „Ritterschaft“, d. h. für alle Ritter, aber auch nur für diese, die Befugnis und Befähigung zum Reiten, Waffentragen und „ritterlichen Sitten“ von selbst verstand, während kein Außenstehender daran teil haben konnte, ist in Hartmanns „Iwein“ deutlich zum Ausdruck gebracht:

„. . . waer ich ritterschefte bî,
waer ich gewâfent unde geritten,
ich kund nâch ritterlichen sitten
alsô wol gebâren,
als die je ritter wâren.“

Ganz besondere Beachtung verdient es aber, daß man auch an das lateinische Lehnwort magister, das in der Ursprache nur zu magistratus fortgebildet wurde, schon in alter Zeit diese echt germanische Endsilbe anfügte. Auch „Meisterschaft“ erscheint, wie Wackernagel in seinem Wörterbuch angibt, in dem konkreten Sinn: „persönlich (kollektiv) Herr, Vorgesetzter, Vorstand“. Daneben aber auch schon früh als Inbegriff der Kunstfertigkeit, des Wissens, der Überlegenheit eines Meisters. Im „Armen Heinrich“ ist dreimal von der Meisterschaft des Arztes die Rede, auf die der Kranke sein Vertrauen setzt. Befugnis, Betätigung und Würde durchdringen sich in diesen Bezeichnungen eines Standes so eng, daß die Sache von der Person auch begrifflich nicht mehr getrennt wird. Von neueren glücklichen Wortbildungen in diesem doppelten Sinne verdient „Kennerschaft“ und vielleicht „Künstlerschaft“ hervorgehoben zu werden.

Je mehr sich dieser Sprachgebrauch, der zweierlei zugleich deckte, einbürgerte, um so beliebter wurde die Verwendung der bequemen Endsilbe „schaft" auch für Fälle, wo es sich nur um einen Zustand handelte und wo von der ursprünglichen Bedeutung des Schaffens nichts mehr zu spüren ist. Wenigstens an zwei Beispielen können wir verfolgen, wie sich Wörter auf „schaft" an die Stelle anderer älterer Bildungen setzten oder ihnen einen Teil ihres Sinnes nahmen. In Magetuom und Maituom hatte die alte Sprache eine abstrakte Bezeichnung für Jungfernschaft (auch des Mannes), bis die neue Wortbildung sie verdrängte. Gevencknisse bezeichnete ursprünglich nicht den Ort der Einsperrung, sondern den Zustand, der durch Freiheitsberaubung eintritt; in diesem Sinne ist „Gefangenschaft" an die Stelle getreten. In Knechtschaft, Leibeigenschaft, ja auch in Freundschaft und Feindschaft ist der kollektive Begriff, der nach dem älteren Sprachgebrauch mit der Endsilbe vebrunden war, völlig verblaßt und nur noch das abstrakte Verhältnis geblieben, während gleichzeitig in den Neubildungen Verwandtschaft, Bekanntschaft, Nachkommenschaft, Nachbarschaft und Kundschaft[1]) grade das Bedürfnis nach Kollektivbezeichnungen als Ziel vorschwebte.

Verweilen wir zunächst einen Augenblick bei der Doppelbedeutung, die dadurch für die nach alter Art richtig von Personenbezeichnungen gebildeten Worte auf „schaft" möglich wurde. Von „Herr" konnte „Herrschaft" im Sinne von „Zugehörige eines Herren", aber daneben auch als sachliches Verhältnis von Verfügungsgewalt (= dominium) abgeleitet werden. Grafschaft wurde auch in dem abstrakten Sinne von Grafenwürde (= Grafentum) gebraucht. „Wirtschaft", das noch im 17. Jahrhundert eine Schmausgesellschaft bezeichnete[2]), wurde dann auch mit Beziehung auf Sachen als Betriebsganzes aufgefaßt. „Botschaft" hießen die ständigen Vertreter einer fremden Macht[3]), aber auch die Summe der Mitteilungen, die überantwortet wurde. Diese Sinnerweiterung von „schaft" war für die deutsche Sprache von der größten Fruchtbarkeit. Nicht nur unmittelbar floß durch diese Verwässerung zum Begriffe

[1]) Früher hatte das Wort „Kundschaft" noch den Sinn einer konkreten Vielheit, die in reziproken Beziehungen stand. So heißt es bei Opitz: „Ob ich auch in dieser Kundschaft sei mit dir?" Also haben wir dieselbe Sinngestaltung wie in der oben angeführten Formel des Gefolgschaftseides: „in einer Freundschaft und in einer Feindschaft sein".

[2]) So schreibt z. B. der Großbiberaner Pfarrer Joh. Dan. Minck in seiner Chronik des Dreißigjährigen Krieges (Beiträge zur Hessischen Kirchengeschichte II): „1631 stellt Gustav Adolf ein groß Panquet oder Wirtschaft an". Noch als Peter d. G. 1698 nach Wien kam, veranstaltete ihm der Hof zu Ehren eine „Wirtschaft".

[3]) Z. B. schreibt Maximilian als König von Böhmen an Hans von Küstrin (2. Febr. 1560): „Und insonderheit des Königs von Ispania Botschaft (Graf Luna) ist der, der das Rädle am allermeisten bei der Kaiserl. Majestät treiben tut". Also dieselbe Doppelbedeutung wie nuntius im Lateinischen.

eines bloßen Verhältnisses unserem Sprachschatz aus der produktiven Kraft des Volksgeistes eine Reihe von neuen Abstrakten zu, die durch Anhängung der Silbe „schaft“ an Personenbezeichnungen gebildet wurden, wie Mitgliedschaft, Landstandschaft, Vorstandschaft, Urheberschaft, Vaterschaft, Gotteskindschaft. Jetzt lag auch die Möglichkeit vor, diese beliebte Endsilbe durch Anhängung an sachliche Konkreta zu neuen Allgemeinbegriffen nutzbar zu machen, wie in Ortschaft, Dorfschaft, Heerdschaft (= Küchenausrüstung), Briefschaft(en), ja in beinahe pleonastischem Sinne in „Körperschaft“. Auch mannigfaltige Objekte erscheinen in ihrer Verschiedenheit deutlich zusammengefaßt in Bildungen wie Erbschaft, Hinterlassenschaft, Habschaft[1]), Pflegschaft, Liegenschaft.

Nur in sehr geringem Umfange ist diese Weiterbildung auf ship und schap im Englischen und Niederländischen erfolgt. Lordship im Sinne von Dominium war zwar im 16. Jahrhundert gebräuchlich, ist aber wieder durch Estate verdrängt worden[2]); township ist so modernen Gepräges, daß Tocqueville, als er diesen Ausdruck auf die Ortschaften in den Vereinigten Staaten übertrug, die Kritik der Amerikaner herausforderte; stewartship ist gegen Management nicht recht aufgekommen. Im Holländischen gibt es zu Ortschaft, Dorfschaft, Briefschaften keine entsprechenden Bildungen. Statt Körperschaft ist corporatie gebildet worden; in den Weiterbildungen heerschappei und Maatschappei erkennen wir, daß die neue Sinngestaltung, als diese Endsilbe für die Zusammenfassung mannigfaltiger Objekte verwandt wurde, auch in der Form zur Erscheinung kam. Im Deutschen ist es zwar auch, als die abstrakte Bedeutung einzelner Worte auf „schaft“ zu überwiegen begann, zu den Weiterbildungen in Verbalform „wirtschaften“ und „auskundschaften“ sowie zu den entsprechenden Personenbezeichnungen „Botschafter“, „Kundschafter“, „Gesellschafter“ gekommen; aber Bildungen wie etwa „Kundschaftei“ (entsprechend „Auskunftei“) sind bei uns doch unmöglich.

Denn im Deutschen blieb der Trieb abstrakter Begriffsbildung in der Anwendung der Silbe „schaft“ noch weiter lebendig, indem auch die Zusammenfassung von Merkmalen, für die eigentlich die

---

[1]) Notwendig waren diese Bildungen auf „schaft“ für den deutschen Sprachschatz nicht, wie die dasselbe bedeutenden einfachen Worte „Erbe“, „Nachlaß“, „Habe“ beweisen. Ohne Sprachgefühl ist die bei Koser, Freidrich d. Gr. I, 174 zitierte Wortbildung: „ehe der Vertrag zur Endschaft gelangt sei“.

[2]) Dagegen sind „Lordship“ und „Worship“ als Titulationen für Adlige und Magistrate in lebendiger Übung geblieben. Wir können für diesen Zweck wohl Worte auf „heit“ und „keit“ (z. B. „Hoheit“ und „Heiligkeit“) aber nicht Worte auf „schaft“ verwenden. Das Wort worship wurde im späteren englischen Mittelalter auch als Verbum für „verehren“ gebraucht; infolgedessen ist dann worshipful und worshipless und weiter die sonderbare Form worshipfulness (= Verehrlichkeit) gebildet worden.

Silben „heit“ und „keit“ schon Verwendung fanden, in diese beliebte Endsilbe hineingetragen wurden. „Wissenheit“ gab es im alten Sprachgut; in der Neuzeit wurde Wissenschaft daraus. Zu Eigenheit wurde Eigentümlichkeit und Eigenschaft in synonymer Bedeutung hinzugefügt. Früher hatte „Eigenschaft“, dem älteren Sinn unserer Endsilbe entsprechend, die Gesamtheit der „eigenen“, d. h. leibeigenen Personen bezeichnet; dann wurde es mit „Eigentum“ in der Betonung des Ganzen der einem Besitzer gehörigen Dinge gleichbedeutend[1]). Schließlich bezeichnete das Wort nur noch ein wesentliches Merkmal, das an einem Menschen oder einem Gegenstande haftete, so daß wir Adjectivum mit „Eigenschaftswort“ übersetzen konnten. Namentlich für Zusammensetzungen mit Verbalstämmen war mit der abstrakten Sinneswandlung der Endsilbe „schaft“ der Boden bereitet. „Machenschaft“, „Leidenschaft“, „Errungenschaft“, „Bereitschaft“, „Wanderschaft“, „Liebschaft“, „Bürgschaft“ mögen als Illustration dienen.

Das Entscheidende ist aber, daß mit der immer breiteren und ausgiebigeren Benutzung zu abstrakten Begriffsbildungen in den neueren Jahrhunderten dem deutschen Volksleben die ältere Verwendungsart der Endsilbe „schaft“ für einen Kreis gleichgestellter Personen durchaus nicht verloren ging und daß seit einem Jahrhundert diese konkrete Bedeutung sogar wieder überwog. Darin ist die Sprache, und wir können sagen, die Kulturentwickelung bei uns eine andere geworden als in England und in Holland. Schon das 16. und 17. Jahrhundert erwiesen in Deutschland die Erinnerung an den ursprünglichen Gebrauch dieser Endsilbe in so charakteristischen Wortschöpfungen wie „Knappschaft“, „Pfännerschaft“, „Huberschaft“ und dem bayerischen „Irlschaft“. Jeder einzelne Zugehörige war doch stolz darauf, ein „Knappe“, ein „Pfänner“, ein „Huber“ zu sein[2]); ja das Wort „Pfänner“ wird noch jetzt dem Namen jedes Mitglieds der Genossenschaft hinzugefügt; z. B. Professor Büttner-Pfänner. Mit dem Aufkommen der Statistik ergab sich im Deutschen das kollektive Wort „Einwohnerschaft“ von selbst, dem kein niederdeutsches oder englisches Äquivalent zur Seite steht. „Korporalschaft“ und „Kameradschaft“ (in der Bergmannssprache) lieferten den Beweis, daß auch die Aufnahme von Fremdworten dem alten, bei uns

---

[1]) Justus Moeser braucht in den „Patriotischen Phantasien“ die männliche Form: „der Leibeigentum“ als Kollektivbegriff für die Leibeigenen eines Herrn.

[2]) Erst in der neuesten Zeit hat eine der beklagenswertesten Verschiebungen auf dem Arbeitsmarkte es bewirkt, daß an Stelle der „Knappschaften“ im deutschen Bergbau vielfach die „Belegschaften“ getreten sind. Auch „Kameradschaft“ kam als Bezeichnung für eine Gruppe von Bergarbeitern in Gebrauch, so daß ein Oberberghauptmann im Preußischen Abgeordnetenhaus den passiven Widerstand der mit dem Lohntarif unzufriedenen Bergarbeiter kurz damit charakterisieren konnte: „Die Kameradschaft hielt mit ihrer Arbeitsleistung zurück“.

lebendig gebliebenen Sprachgeist die Freude an dieser Zusammensetzung im ursprünglichen Sinne nicht verderben konnte. Sehr erleichtert wurden moderne Wortbildungen durch die Komposita mit „Mann", wie aus den erst dem 18. und 19. Jahrhundert angehörigen Bildungen Landsmannschaft, Kaufmannschaft, Schutzmannschaft deutlich wird. Aber in diesen Zusammensetzungen ist „Mannschaft" als Kollektivbezeichnung der unverkennbare Hauptbegriff, das Grundwort, dem wiederum die Endsilbe „schaft" sein Gepräge gibt, während die Bedeutung von „Mann" sich vollkommen verflüchtigen kann. So dürfen wir uns gar nicht wundern, wenn ein Sportblatt die Eröffnungsfeier der Olympischen Spiele in London am 12. Juli 1908 beschreibt und mit den Sätzen schließt: „Die Dänen haben eine Damenmannschaft gesandt, die viel Aufsehen erregt. Die hübschen, eleganten Figuren der jungen Däninnen in ihren weißen Kleidern bringen ein lebhaftes Bild in die Mannschaft". Offenbar ist dabei nur an das Kollektivum gedacht, das in „schaft" steckt, und nicht mehr an die Bedeutung von Mann, das hier nicht paßt. Ganz von selbst kamen Ausdrücke wie Lehrerschaft, Arbeiterschaft, Beamtenschaft, Studentenschaft, Turnerschaft, Burschenschaft[2]), über die Jahn noch als Neuerungen spottete, indem er von den „Schaften" sprach. In der Tat war die Neigung zu neuen Wortbildungen auf „schaft" im 19. Jahrhundert so stark, daß sogar längst im kollektiven Sinn gebrauchte Ausdrücke sich dieses Anhängsel gefallen lassen mußten. „Landwehr" war seit 1809 in Österreich schon offiziell eingeführt, als in Jena 1814 eine „Wehrschaft" begründet wurde. Mommsen, Römische Geschichte I, 258 bildet sich das Wort „Adelschaft", obwohl „Adel" genau dasselbe bedeuten kann. Als wir von den Engländern die Trade Unions der Workmen übernommen hatten, stellte sich von selbst die schöne Wortbildung „Gewerkschaft" ein. Noch fehlt uns eine solche singularische Zusammensetzung, die sämtliche Angestellte einer Firma anders zusammenfaßt als durch das Fremdwort „Personal". Namentlich für den Kreis der durch unsere soziale Gesetzgebung in einer „Krankenkasse" zusammengefaßten Individuen möchte man sich solch Wort auf „schaft" wünschen.

Als eine bloße Verstärkung des schon in der Endsilbe „schaft" enthaltenen Sachbegriffes ist der Ausdruck „Genossenschaft" anzusehen, der neuerdings in so vielen Zusammensetzungen Verwendung findet. So gibt es „Erwerbs"-, „Berufs"-, „Bezugs"-, „Absatz"-, „Verkaufs"-, „Verwertungs"-, „Weide"-, „Molkerei"- und „Maschinengenossenschaften" und dann noch zahllose Spezialisierungen wie Eierverkaufs- und „Gemüseverwertungsgenossenschaften". In

[2]) „Berliner Rechtsanwaltschaft G. m. b. H." ist die neueste Wortbildung dieser Art. Das „Adreßbuch der Rednerschaft" (1911/12) enthält 202 Redner, die sich darin empfehlen.

dem Buche von Max Grabein „Wirtschaftliche und soziale Bedeutung der ländlichen Genossenschaften in Deutschland (Tübingen 1908) sind allein 20 979 Genossenschaften mit 1 845 000 Mitgliedern konstatiert. Ein ganz entsprechendes angelsächsisches Wort geferscipe (Gefährtenschaft) hat keine solche Wiederauferstehung gehabt wie das altehrwürdige deutsche genôsschaft.

Daß grade in Deutschland dieser an die älteste Zeit erinnernde Sprachtrieb im 19. Jahrhundert wieder in Bildungen auf „schaft" so lebendig geworden ist, während er in England und den Niederlanden versagte, beruht doch wohl nicht auf Zufall. In der eifrigen Erforschung unserer alten Sprache und Rechtsgebräuche, in der Germanistik im weitesten Sinne hatte er eine Quelle der Wiederbelebung. Die wissenschaftliche Erkenntnis des unser Mittelalter beherrschenden deutsch-rechtlichen Genossenschaftswesens hat auch den rechtsbildenden Trieb in dieser Richtung beeinflußt und in unserer sozialen Gesetzgebung Früchte gezeitigt, die für die Entwicklung unserer Sprache nicht mehr verloren gehen können.

Die Römer haben den Begriff Person in höchster Schärfe erfaßt und das System der persönlichen Rechte ausgebildet. Unsere kleine Sprachstudie kann vielleicht auch als ein dem deutschen Geist genossenschaftlicher Rechtsentwicklung schuldiger Tribut gelten, für den die Endsilbe „schaft" als Symbol dienen mag.

Register.

Druckfehler-Verzeichnis.

S. 5, Z. 24 statt „die" lies „der".
„ 17, „ 1 statt „metereologischen" lies „metrologischen".
„ 21, „ 11 v. u. statt „Kretschmann" lies „Karmarsch".
„ 49, „ 13 v. ist „in" zu streichen
„ 85, „ 13 v. u. statt „Frieß" lies „Fries„.
„ 126, „ 22 statt „Savanarola" lies „Savonarola".
„ 131, „ 9 v. u. statt „sans-froid" lies „sang-froid".
„ 138, „ 17 v. u. statt „Las Casses" lies „Las Cases".
„ 152, „ 14 v. u. statt „Helmholz" lies „Helmholtz".
„ 155, „ 7 v. u. statt „Knieß" lies „Knies".
„ 180, „ 21 statt „Interitance" „Inheritance".
„ 183, „ 5 statt „an" lies „am"
„ 231, „ 13 v. u. statt „werden wir" lies „wird uns".
„ 239, „ 3 v. u. statt „Tailleyrand" lies „Talleyrand".
„ 355, „ 11 u. 15 statt „Trevylian" lies „Trevelyan".







